Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v.393

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

24/51

Velhagen & Klasings
Monatshefte
39. Jahrg. / Mai 1925 / 9. Heft

Der Vater

Preisgekrönte Novelle von Wolfgang Goetz

Non ignoravi mortalem me genuisse

Obschon der Vormittag eine ungewöhnliche Zahl von Besuchern herangetragen hatte, saß man im kleinen Kreise zu Tische.

„Da Sie denn einmal dies mißverständliche Wort ‚Glück' gebraucht haben, mein guter Doktor," hatte sich der Vater an den Sekretär gewandt, „so möchte ich Ihnen eigentlich eine recht harte Buße auferlegen, wenn Sie es nicht zu erklären vermöchten. Und dazu, fürchte ich, sind auch Sie nicht imstande. Denn der Mensch würde sich nicht so oft über Mißgeschick beklagen, wüßte er nur, wie oft er das Glück in Händen hält. Aber den Augenblick in seiner Fülle zu genießen, versteht er nicht, daher der Flüchtige ihm allzu rasch entgleitet. Das eigene Ungeschick heißen die Leute dann Ungemach. Ja, ja, ihr Guten, es ist uns nichts schwerer gemacht als der Genuß."

Ein kleines ehrfürchtiges Schweigen war gefolgt, während der Sohn sorgenden Blicken seiner Frau begegnete, daß er die Augen niederschlug. Nun saß er, als sänne er dem Gehörten nach, und in der Tat hatten jene Worte ihm Erinnerungen an die verwichene Nacht geweckt. Brodem genossenen Weines zeigte ihm verwischte Mienen und Züge eines Geschöpfes, das durch verworfene Unschuld lokkend lächelte. Es war gewiß, daß er auf seinen Knien vor der Unbekannten gelegen hatte, und er hörte noch unfroh das Lachen hinter der Tür, durch die man ihn gedrängt hatte, als schon ein neblichter Morgen die Häuser deutlicher machte. Wo alles dies ihm begegnet war, entsann er sich nicht; fest stand nur, daß er sich vor der Loge von Zechgenossen getrennt hatte und dann noch einen Weg in den Park wollte. Das war ihm nicht geraten, da er Straßen verfehlte. Unklare Bilder einsamer Häuser vor der Stadt, aus denen hie und da ein Licht blinkte, wechselten in ihm, doch erkannte er wohl, daß dies Spiegelbilder zurückliegender Erlebnisse sein konnten oder gar Trug seiner malerischen Phantasie.

„Mir ist es nun eben auch nicht allzuhäufig geglückt," sprach oben der Alte, „wiewohl," fuhr er mit erhobener Stimme und kurz lächelnd fort, da die zwei Gäste murmelnden Widerspruch erheben wollten, „wiewohl mich manche neiden und ungerechter Begünstigung durch Fortunen anklagen möchten. Die Leute haben vielleicht so unrecht nicht, denn im Grunde war ich prädestiniert genug und wußte nur auch nichts Rechtes anzufangen, wenn sie auf ihrer Kugel vorbeischwirrte. Da rettete ich mich denn in mein Museum zu tätigem Gedeihn, wo sich ihr Schimmer noch am längsten an den Wänden hält. So wäre denn allerlei gefördert worden, wenn auch nicht alles, nicht wahr, Frauenzimmerchen?", wandte er sich zur Schwiegertochter, die den Wink gut verstand und zu leichterem Gespräch alsbald die rechten Wege einschlug.

Der Sohn hatte die Worte des Vaters nicht verstanden und ihren Sinn nur halb. Er drehte sein Glas auf dem Tischtuch und sah auf seine Frau, die lustige Geschichten aus der Stadt auftischte, was dem alten Herrn zu behagen schien, wenngleich er manches bedenkliche: Gott, o Gott, oder: Nun, nun, dämpfend dazwischen murrte.

‚Warum scherzt sie mit mir nie so anmutig?' dachte der Sohn und starrte sie an. ‚Ein Dutzend Jahre und alle die Seligkeit weggewischt. Vorwurf in Wort und Blick, wie

Digitized by Google

vorhin. Ist an mir denn, ist in mir nichts, rein gar nichts, das sich der Mühe lohnte?'

Die andern lachten laut, sogar der Vater konnte schallende Heiterkeit nicht bändigen.

‚Ja, ihr! Nur immer zu!' schrie es im Sohn, ‚Fidulität! Freut euch aneinander. Was kümmere ich euch! Aber was kümmert ihr mich; es gibt außer euch auch Menschen in der Welt und Flaschen und Gläser, die sich meiner freundlich annehmen, für Stunden vielleicht nur, dann aber ganz! Verwünscht der Dunst von gestern, der mich selige Minuten versäumen ließ. Nun, gutes Glück, heute abend geh' ich nach der Loge und lass' mich treiben und diesmal —'

Aus dem rasch gedrehten Glase der Wein schlug rot über den Rand, und im Schreck über sein Ungeschick verlor seine Hand ihre Richte, so daß mit scharfem Klang das Gefäß auf dem Tisch zerknickte. Ihm war, als rührte schmerzhaft ein Stich an seine Schläfe, daß er herumfuhr und in die Augen des Vaters blickte. Sie schienen starr und drohend, aber weit drinnen wogte das Zauberdunkel, von dem keiner wußte, was es barg, wie bei der Zukunft, ob Gnade und Vorwurf, Liebe oder Haß, oder war's Sorge, war's Schmerz, oder Verachtung.

Der Sohn wandte sich und stammelte unglückliche Worte der Entschuldigung.

„Unser Freund scheint ungeduldig," hörte er die große Stimme, „daß wir unnütz die Zeit vertändeln. Da mag er recht haben, wenngleich er uns nicht auf so hitzige Weise zu mahnen brauchte."

Die Stühle rutschten über den Boden.

„Du versprachst mir noch die bewußten Zusammenstellungen, indessen ich für heute nachmittag mich anderen Gegenständen zuzuwenden habe, erbäte deine Gegenwart vor dem Abendessen."

Für die Weile dieser Worte rührte der Vater mit der linken Schulter des Sohnes rechte. Die Scham verflog, indem sie sich berechtigt erkannte. Die kurze Begegnung der Leiber mochte dies geschaffen haben, der gleiche Taktschlag ihres Blutes.

Nach wenigem trennte man sich, da der Vater das Zimmer verlassen hatte. Der Sekretär nahm kühleren Abschied noch als sonst, wie es schien, und das Fräulein flüsterte erregt: „Mein Gott, bester Kammerherr, ich dachte, Sie würden vom Stuhl fallen unter diesem Blick! Und wenn ein Stuhl nicht eine so unvernünftige Kreatur wäre, er hätte eigentlich zusammenkrachen müssen." Sie band sich die Schaube unterm Kinn.

„Ich bin das gewohnt," sagte er leichthin, als scherze er.

„Nun ja, aber so ein Lärm, ja, Bester: Lärm. Dieser Jupiter tonans donnert, auch wenn er schweigt. Wegen so einem bißchen Glas; das kann doch jedem einmal passieren!"

„Gläser," sagte er heftig, „nein, die dürfen bei uns nicht geknickt werden."

„Lieber Gott," sagte die Dame, „das ist ja schrecklich!"

„Das weiß ich nicht einmal," hörte er sich sagen und erstaunte über die fremde Stimme, die aus ihm redete.

Aber das Fräulein lachte nicht wenig: „Da sieht man's: Vater und Sohn. Zeus und Apollon!"

Sie machte einen naseweisen Knicks und flüchtete rasch die breite Treppe hinunter.

‚Hübsch ist sie schon,' dachte er und wandte sich hinauf.

*

Zum Glück begegnete er der Gattin nicht. In seinem Zimmer war er geborgen. Auch die Arbeit mochte er gern. Man mußte achtsam sein, durfte, um nichts zu übersehn, langsam schaffen und mit den Stunden wurde doch allerlei getan, nicht eben bedeutendes, aber doch, was von Nutzen war für andere. Nur spürte er heute zu sehr, wie er sich über den Tag hin trog und von dem mittaglichen Schreck mühsam erholte. Unser Freund, so hatte ihn der Vater genannt. Das war wieder hassenswerte Güte, verletzende Milde war es gewesen. Daß doch endlich einmal eine Verdammung fiele, ein Fluch, die sein Blut zum Rasen brächten, daß endlich die gebundene Zunge erlöst würde. Dies ewig Gleichgesinnte duckte ihn unter, zwang ihm Gehorsam, ab, sog vampirisch alle Kraft aus ihm.

Was geschah denn in diesem Hause? Lag Blutbann drüber, oder was für tödliches Genebel magischer Kräfte stieg aus der Hexenküche des Alten da unten, wo Latwerge und Alkahest zu der Welt Heile goren und gebraut wurden, unheimlich reifend, um endlich unnachahmlich köstlich aus der zerklirrten Phiole ans Licht zu treten? Und die da kamen, tagtäglich, stündlich, gingen sie nicht ungefährdet wieder von dannen, ja verklärteren Angesichts und getröstet? Denen ward nur Heil hier drinnen. Aber ihm war gegeben, Qual zu dulden in dessen Nähe, zu der sie aus aller Welt, oft mit Aufgebot des letzten Willens und der letzen Groschen, drangen. Verdammte Nähe, die nicht die schrillen Farben dämpft.

Die Feder ging ruhig über das Papier und ordnete Worte und Begriffe in saubere Rubriken zu einer übersichtlichen kleinen Welt.

Das freute ihn, spiegelte ihm doch das Blatt ein geruhiges Wesen und Walten vor, das zu ordnen ihm gegeben war, und heimlich war seine Freude, daß seine Arbeit den Alten

Digitized by Google

053
VE
V. 39

entlaste, daß sie ihn wohl gar vergnüge und ihm ein kleines Wort des Lobes erpresse wie ehedem, da sie vor vielen Jahren zusammen reisten. Der Vater hatte gelobt und mit ihm gelacht, als er den ersten Glimmerspat brachte, und des Fragens und der Belehrung kein Ende war, und gar als selteneres Gestein, das ihn glücklicher Zufall finden ließ, der Aufnahme in die Sammlung wert befunden wurde. Der Großmutter war es geschrieben worden, wie er so schöne Fortschritte mache. Das liebe, gute Wesen hatte es dem Enkel nicht verschweigen können, denn sie war stolz auf alles, was dem Sohn entsprang.

Ein Vierteljahrhundert lag sie nun beinahe schon beim Großvater. Damals schwoll wahrhaft Glück übers Jahr und er hatte es halten können, fest, in beiden Händen. Mißgeschick oder Drohendes bändigte der Vater. Reicher ringsum wogte Jahr um Jahr das Leben, und als das Schicksal die Mutter nahm, war nicht lachend die neue Wirtin zu ihm gezogen?

Die sauberen Rubriken verwaisten, ihr geflügelter Herrscher lag tatenlos neben dem Papier. Über die Dächer draußen zogen schon die grauen Fahnen des Abends.

„Ich war ja doch nicht schuld," sagte der Kammerherr leise vor sich hin. Lange genug hatte er geduldet, daß sie es mit dem Gelde nicht gar zu ernst nahm, aber eines Tages mußte er warnen und tadeln, waren doch Kinder da. Und ihm im Geblüte saß doch der Großvater, der streng über das Erworbene wachte. Der Vater nahm's nicht so genau — gewiß, weil ihm die Schwiegertochter schmeichelte und ihm das wohl gefiel; da mußte der Sohn sich zu des Vaters Vater aufwerfen. Wie dann noch einmal.

Die Feder fuhr in das Tintenfaß, daß die Schwärze spritzte und wieder füllte sich Seite um Seite.

Als der Vater, ein Siebziger, mit einem Kinde die Ehe eingehen wollte, war's nicht gewesen, als hätte der Großvater sich aufgemacht aus dem fernen Grabe, um mit des Enkels Zunge harte Worte zu reden, bittere, verzweiflungsvolle Wahrheiten? Und darum, weil er zweimal Schutz sein wollte dem gefährdeten Greise, darum nun war Einsamkeit um ihn, war er verstoßen, während die Frau wohlgelitten da unten aus und ein ging, wo für ihn Geheimnis starrte.

Das Papier knirschte unter der jagenden Feder.

Das war es, ja: Geheimnis war immer um den Vater gewesen. Zu Scherzen, kleiner Hilfe war der Sohn gut genug. Den Fremden, und mochten sie so jung wie er und jünger noch sein, ward verstattet, sorgsam Verhülltes zu schauen. Sie durften Lösung letzter Rätsel erfahren. Noch neulich war der Sekretär mit hochroten Wangen, Tränen im Blick die Treppe heruntergetaumelt. Nun, was gab es? Von der künftigen Fortdauer hatte der Alte gesprochen, nun war nichts mehr zu fürchten für den schalen Gesellen, die Welt, Gott und Ewigkeit lagen vor ihm ausgebreitet im hellsten Strahle überirdischen Lichtes. Er ärgerte sich noch jetzt, wie er so stürmisch die eingebildete Subalternenseele nach Deutlicherem befragt hatte. ‚Ich darf nichts verraten!', hatte der Knopf auf Fortunens Mütze gestammelt und war durch die Türe gestolpert, aufseufzend unter solcher Glückswucht.

So ging's an ein gutes Jahrzehnt. Immer weiter abgedrängt vom Allerheiligsten, zum Geier, wen nahm es Wunder, daß er seiner Wege ging, die Lust schufen und Vergessen?

*

Ob der Herr Kammerherr nicht möchten und möchten runterkommen, hörte er des Dieners Stimme, wie ihm ein Echo jetzt sein Herein! zuwarf.

Warum nicht. Die Arbeit war getan.

Auf dem Gang traf er die Frau mit den Buben.

„Nun?" fragte sie.

„Was: nun?"

„Bist du wieder beruhigt?" kam es zurück.

Er zuckte kränkend die Achseln und wollte vorüber.

„Wo willst du hin?" rief ihm der Ältere nach.

„Ich geh' zum Apapa!"

„Da wollen wir mit!" schrie der Kleine. Sie hatten ihn auch schon bei den Armen gepackt und zerrten ihn stürmisch die Treppe hinunter, daß er lachen mußte. ‚Sie sollen von mir nicht so denken, wie ich von ihm!' schwor er sich zu. ‚Sie sollen um ihren Vater wissen, sollen reich werden an meinen Fehlern, daß sie zu Reinerem streben als ich. Meine Brust will ich aufreißen und nichts bemänteln, und was sie an Gutem finden, das wird sie auch nicht schlecht machen.'

Er wollte die jungen Arme an sich drücken, aber da stoben die beiden mit lautem Gebrüll davon und in das Zimmer des Apapa.

„Da wären wir also und das ist schön, muß es denn gleich so wild hergehn?" grüßte der.

„Ja," bestätigte der Jüngere und kroch auf des Großvaters Knie, um mit nicht sehr reinen Fingern die weißen Locken bewundernd und selig zu zausen.

„Väter haben unter solchem barbarischen Ansturm nicht so zu leiden," lächelte der Kammerherr.

„Es scheint so," der Alte blickte zu ihm auf, „und wir haben uns darein zu schicken. Nun,

606669

Digitized by Google

kleiner Nebulo, wir sahen uns seit gestern nicht, was erlebten wir denn?"

„Ich war im Theater," prahlte der Kleine, während der Ältere ans Fenster gelehnt in den nachtenden Garten blickte und das Heideröslein weniger mit Aufwand von Gefühl als von Lungenkraft pfiff.

„Da sieht man's," lachte der Alte zum Sohne herüber, „sie sind die richtigen Dichter, während der eine erzählen will, pfeift der andere. Was haben wir denn gesehen?"

„Den König Lear! Das ist nämlich ein alter Mann mit drei Töchtern —"

Der Kammerherr sprang heran und riß den Jungen am Arm.

„Wer hat dich mitgenommen?"

„Die Mutter!" kam ängstliche Antwort und das Pfeifen am Fenster verstummte.

„Welch ein Wahnsinn! Und davon sagt man mir nichts!"

In den Augen des Alten, die er zum Sohn erhob, wallte wieder das Zauberdunkel, als er nach einer Weile bedächtig sagte: „Ich wüßte nichts einzuwenden, wenn wir einen jungen Menschen auf den Weg einer sittlich sozialen Kultur bringen wollen, daß wir ihm die zerstörerischen Kräfte des Lebens in einem bedeutenden Abbild zeigen."

„Es kann übergroßes Unheil angerichtet werden!" erwiderte der Kammerherr erregt.

„Geht nun, der Apapa hat noch Wichtiges zu bereden und wir sprechen wohl morgen ein weiteres und machen gar eine Spazierfahrt," wandte sich der Alte zu den Jungen, die denn mißvergnügt sich trollten.

„Ich für mein Teil finde es unverantwortlich, eine kindliche Seele mit Problemen zu verwirren, sie auch nur fernsten Widerglanz gefährlichster Rätsel ahnen zu lassen, woran wir in unserem Alter noch herumraten."

Die Kerze war heruntergebrannt. Der Kammerherr trat hastig heran und griff nach der Schere. Ruhig entwandt sie ihm der Vater und begann sorgsam den Docht zu schneiden. Ernst hob er den Blick zum Sohne und dem schien, als leuchte die dunkle Stube auf.

„Da mögt ihr nun zusehen. Ich bin wohl zu alt," sagte er still und schritt die Hände auf dem Rücken in der Stube hin und wieder.

„Das werde ich allerdings," die Ruhe des Kammerherrn war gebändigt, „denn die Verantwortung ist mein. Im übrigen sind hier die Zusammenstellungen, ich hoffe, sie sind zur Zufriedenheit ausgefallen."

„Woran nicht zu zweifeln. Wäre sonst noch?"

„Nichts, außer meinen Wünschen für eine gute Nacht und einen guten Morgen!"

Der Kammerherr verneigte sich und schritt zur Tür.

„Ich bäte noch eins," die Stimme des Greises war leise. Der Sohn verharrte gehorsam. Ein langes Schweigen folgte und der Vater schritt auf und nieder, wie es seine Gewohnheit war, gelassen.

„Eine Bitte, insofern ich bei meinem Alter bedacht sein muß, das Nötigste bald zu mundieren."

Und wieder Schweigen.

„Für morgen ist mancherlei, Gott will's, in Aussicht genommen."

Nur Schritt um Schritt im Schweigen.

„So wäre denn dankbar, wenn, sagen wir, Störungen von diesen Geschäften fernab gehalten würden. Zudem verspricht das Barometer wenig gutes Wetter, so daß wir dann schon genug Kraft werden verbrauchen müssen, den sonnenlosen Tag aufs beste zu bestehen."

Jetzt stand er am Fenster und sah in den nachtdunklen Garten. Ganz still war es im Raum. Einmal nur zischte der Docht der frisch beschnittenen Kerze.

Dann kehrte der Alte dem Sohn die Augen zu, die von der Dunkelheit getrunken zu haben schienen.

„Wenn's gefällig ist," beschloß er das Gespräch. Es klang flehend und doch wie die Schelmerei eines Gottes.

Da verneigte sich der Kammerherr und schloß leise hinter sich die Tür. Im Davonschreiten glaubte er den Sessel ächzen zu hören, der den Vater vor dem Schreibtisch aufnahm.

Der Sohn schlug die Finger ineinander, daß die Gelenke knirschten. Er schickte den Diener nach Hut und Mantel.

Sein Rücken war, als müßte er die Vergangenheit mit seinem Leibe decken, dem Arbeitszimmer des alten Zauberers zugekehrt, Brust und Antlitz denen da oben, der Zukunft. So stand er zwischenin auf der Treppe. Wie ein Befehl zuckte es in ihm auf, hinaufzustürmen, mit hartem Spruch die Kinder vor künftigem Unheil zu schützen. Dann, wußte er, gab es Gelärm und Tränen über den künftigen Tag. Solchem Unwesen war der Vater nicht mehr gewachsen und Stunden, die reichste Frucht bergen konnten, würde er tatenlos vergrämt im Bett verbringen. Aber was galt denn mehr? War eine solche Frage auch nur denkbar?

Er hob den Fuß und setzte ihn auf die Treppe zum oberen Stock.

Nun schlug aber just die alte Uhr, die schon in des Vaters Vaterhause mit den alten Bleigewichten die Zeit geschleppt hatte, und der Kammerherr mußte wieder des Großvaters gedenken, der alles für den Sohn wohl bereitet hatte. Mußte nicht er wie damals eintre-

Digitized by Google

ten, an Großvaters Statt und hüten, daß gedeihe? Und der Ahne wußte nicht einmal, was später sich erfüllte, sondern trug Stein um Stein aus dem Acker, daß er Frucht bringe, wenn er ihn auch kräftig mit dem Pfluge zerriß.

Der Kammerherr zog den Fuß zurück.

Stein um Stein vom Acker tragen, das vermochte er wohl und sollte er. Die Pflugschar anzusetzen bei unguter Zeit, erschien bedenklich, und er sah noch die wunden Blicke des Alten, die selber Wunden schufen bei den letzten Malen.

Darum, als der Diener Mantel und Hut brachte, wich er dem Vor- und Rückwärts seitab und verließ das Haus.

*

Draußen schwirrte ein tüchtiger Wind um die Laternen, der Ahndung brachte von ferner Glut. Das tat dem späten Wanderer wohl, er witterte die nächsten Stunden unsicher und doch voll Gewißheit.

So schlich er fast wie ein nächtlicher Jäger über den Markt. Die Stunde schien ihm noch zu früh, als daß er hätte zur Loge gehen mögen, dort konnte er Brüdern begegnen, die ihn nicht loslassen würden. Auch hatte er Hunger und eine Bouteille Wein war recht angebracht, mancherlei zu übertäuben.

Er öffnete die Tür einer Wirtschaft. Zum Unheil fand er des Vaters Sekretär vor, der bei dünnem Bier vor einem Haufen Papier saß. Ausweichen wäre unhöflich gewesen. So trat er heran und fragte lachend, ob er ein Drama oder Gedichte schreibe oder was sonst.

Dergleichen wäre es nicht, lächelte der Sekretär sauer zurück. Dann legte er die Stirn in Falten und sprach geheimnisvoll, der Herr Kammerherr wüßten doch, daß er bedeutende Worte des Herrn Vaters zu Papier brächte, damit sie künftigen Geschlechtern zur Belehrung dienen möchten.

Hier war Gelegenheit vorzudringen! Als ob ihm diese Tatsachen gleichgültig wären, dankte der Sohn für diese Eröffnung nur eben nicht unfreundlich. Ob der Herr Doktor bei einer guten Flasche mithielte?

Die Einladung wurde nicht abgeschlagen, und es ergab sich ein gewöhnliches Gespräch: wie es denn mit dem Posten des Bibliothekars ausschaue. Je nun, das sei noch nicht am Tage. Man munkle allerlei von Machenschaften, Kabalen. Versteht sich, das sei bei Haupt- und Staatsaktionen unvermeidlich. Ja, ja. Bedauerlicherweise verliere man wieder gute Kräfte vom Theater an Berlin. Nun, so hätte man Gelegenheit, neue Talente zu bilden. Gewiß, das sei ja im Grunde auch fruchtbarer. Natürlich. Und wie es denn mit der Frequenz der Landesbäder bestellt sei. Leider nicht zum besten, trotzdem man sich, wie bekannt, an weithin sichtbarem Ort der Hebung des Verkehrs annähme. Imponderabilien, Geschmack, Mode, was nicht alles, hemme oder fördere solche Entwicklungen. Man irre, wenn man hierbei Folgerichtigkeit annähme. Sehr sogar; was heute verhaßt sei, wäre morgen Ziel und Sehnsucht Tausender.

Also ergab sich ein Gespräch, das beiderseitige Übereinstimmung zutage treten ließ. Der Kammerherr hatte wohl acht, daß der Doktor vom Wein ein wenig erhitzt würde. Auf sich selber wollte er schon passen.

„Trinken Sie, verehrter Freund!“ rief er und leerte sein volles Glas, „Sie sehn nicht zum besten aus. Ihnen täte Erholung not!“

An dem wäre es. Seit Jahren hatte der Doktor die Stadt nicht verlassen.

Er wolle nicht hoffen, daß er überbürdet würde, fuhr der Kammerherr eifrig dazwischen, sonst wäre es ganz selbstverständlich, daß der Vater unterrichtet werden müsse, der als ein schaffensernster Mann ungewöhnliche Anforderungen stelle und als Greis der Gesundheit anderer nicht die nötige Aufmerksamkeit schenke.

Behüte Gott! Nein, rief der Doktor, er dächte nicht daran, sich zu beklagen. Früher hätte er der Leute gespottet, die ihre jährliche Erholung brauchten, aber es scheine doch mit den zunehmenden Jahren, daß man dergleichen, wenn auch nicht bedürfe, so doch vermissen lerne.

Man schwieg. Der Doktor, um ein wenig für sich seinem Märtyrerschicksal genießend nachzuhängen, der Kammerherr verstummte ärgerlich, weil er nicht zu seinem Ziel gelangte; so goß er ein zweites Glas hinunter.

„Im übrigen,“ begann der Sekretär wieder, „vermag ich mir nicht vorzustellen, wie Ihr Herr Vater ohne mich auskommen würde. Ich gedenke nicht, mein Verdienst, das gering genug ist, als Ursache meiner Zweifel hinzustellen. Allein, er ist alt, hat die achtzig überschritten und ist seit sieben Jahren an mich gewöhnt. Ich bin vertraut mit allen seinen Geschäften, vertrauter als er selbst. Darum: höhere Rücksichten halten mich hier.“

„Ich bin auch noch da!“ sagte der Kammerherr und dämpfte mühsam seine Erregung.

Das wäre dasselbe nicht, wog der Sekretär bedenklich ab: „Ich stehe allein, bin unbehindert, Sie haben, Herr Kammerherr, Ihre Familie. Ihr Herr Vater verlangt aber restlose Hingabe. Darin ist er Despot.“

Der Kammerherr schlug auf den Tisch: „Er hat mich verheiratet. Er konnte mich zu seinem Vertrauten machen. Ich wollte gar nicht so rasch in die Ehe. Nun muß er sich mit Fremden umgeben!“

Digitized by Google

Die Gründe wären leicht zu finden. Einesteils mußte der Herr Vater darauf bedacht sein, der Kette der Ahnen ein neues Glied hinzuzufügen, und zum andern mochte ihm sein einziger Sohn zu wertvoll sein, als daß er ihn nur als Handwerkszeug verbrauche.

Hierbei lächelte der Sekretär ein sonderbares Lächeln und seufzte ein wenig.

Dies fatale Zwielicht, das der Tischgenosse warf, war Grund genug, ein drittes Glas auf die Neige zu leeren und so rief der Kammerherr den Aufwärter heran, daß eine zweite Flasche gebracht würde.

Das möge man doch unterlassen, wehrte der Doktor, aber der Kammerherr hielt ihn krampfhaft am Arme.

„Nein, wir reden nun einmal von meinem Vater. Stehn Sie mir Rede: wer ist er denn? Ich sehe tausend Menschen kommen, ich kenne seine Werke, aber wer er ist, das will ich wissen!“ — Erschrocken sah der Sekretär auf.

„Die Antwort ist schwer,“ stammelte er, „wir müssen schon die erhabensten Namen nennen, um einen Vergleich —“

„Ach, ach, ach!“ stieß der Kammerherr die Rede nieder, „sagen Sie getrost Plato oder was weiß ich! Plato war doch nicht die Summe seiner Werke und seiner Wirkung. Sie können ebensogut mit allen Mitteln der Rhetorik mir den Gottesbegriff auseinandersetzen und ich bin so klug als wie zuvor, weiß genau so wenig, was oder wer Gott ist. Ich will wissen, wer mein Vater ist!“

„Mich erstaunt diese Frage aus diesem Munde!“ Der Sekretär war wirklich erstaunt.

„Sie mißtrauen mir. Gut. Wir sind öfters aneinander geraten. Aber Sie sind ein ehrlicher Mann, Herr Doktor, das weiß ich. Ich bin es auch. Noch fragte ich keinen Freund solche Frage. Erwidern Sie das Gefühl, das ich für Sie von diesem Augenblicke an hege, und es wird sich nicht wieder mindern.“

Das erste Glas der neuen Flasche verschwand.

Der Doktor drehte betroffen an seiner Uhrkette aus geflochtenem Haar und sah dann ruckweise auf.

„Sie verbinden mich auf ewig, Herr Kammerherr,“ sagte er mit leise zitternder Rührung, „also denn: ich sehe einen Greis strahlend von olympischer Heiterkeit mit einem schier unbegrenzten Kreis der Erfahrung. Kein Gebiet menschlicher Erkenntnis, das nicht seine Aufmerksamkeit rege machte, kein Gebiet menschlicher, wie soll ich sagen —“

„— Leidenschaften vielleicht, nun?“

„Auch das,“ sagte der Doktor und schwieg, um nachzudenken.

„Der Abgründe auch, der Hölle, wie? Reden Sie doch!“

Der Doktor nickte: „Ganz gewiß. Auch dies ist ihm durch Antizipation, durch Vorwegnahme der Erkenntnis —“

„Meinen Sie, meinen Sie?“

„Wer die höchsten Gipfel erklimmt, muß um entsetzliche Abgründe wissen,“ der Doktor ruhte auf diesem Satz aus, „und nur die ihm innewohnende ehrfurchtgebietende Kraft der Liebe, die wie ein edler Wein sich nun im Alter zu einer alles verstehenden Güte verklärt —“

Er sah erschrocken auf, denn der Kammerherr schlug sich auf beide Schenkel und schütterte von lautlosem Lachen, bis es sich endlich lärmig entlud.

„Ach, ihr Schelme!“ rief er lachend, „ihr Schelme von Dichtern! Ja, ja, so ist es, genau so ist es, wie Er da spricht, Doktorchen! Aufs Haar! Getroffen, getroffen! Schützenkönig! ‚Die ihm innewohnende Kraft der Liebe, die nun —‘, wie war's — ‚als edler Wein‘ — nu, es ist gleich. Alle neune! Wie lange sagten Sie, sind Sie bei ihm? Sieben Jahre! Nun freilich, man würde Euch ein schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn man Euch erst jetzt als einen feinen Menschenkenner rühmen wollte. Ja, was soll ich da sagen? Ich gehe vierzig Jahre bei ihm ein und aus und wußte das alles nicht. Besonders das mit der allesverstehenden Güte, das hat mir ganz ausnehmend gefallen. Diese Prophezeiung wird Merlin machen, denn ich lebe vor seiner Zeit! Ob das mein Jüngster verstanden hat, als er gestern im Lear war? Sie müssen wissen, wir leben in einem literärischen Hause, wo man die Säuglinge bereits mit Raubtieren von königlichen Greisen bekannt macht! Aber warum weiß ich das alles nicht, was ihr wißt? Ich bin doch der Sohn!“

Die Stirne des Doktors runzelte sich. Er blickte auf und sein sonst erloschener Blick war hart.

„Sie müssen sich nicht wundern, Herr Kammerherr, wenn Ihr Herr Vater sich vor Ihnen verschließt. Sie beobachten ihn. Wir andern wollen nur lernen und danken mit treuem Dienst.“

„Vielleicht sind Sie doch ein Menschenkenner,“ knurrte der Sohn.

„Ich fürchte meine Gegenwart beunruhigt Sie,“ der Sekretär erhob sich, „nein, nein, ich hätte auch noch Wichtiges zu fördern.“ Er warf den Mantel um und reichte dem Kammerherrn die Hand. „Bedenken Sie ruhig die gegebenen Dinge. Es ist nun einmal ein eigenartiges Verhältnis, das zwischen Vater und Sohn.“

Er ging behutsam davon.

‚Esel, abgründiger!‘ schalt ihm der Kammerherr stumm nach, ‚die Sachlage ruhig be-

Digitized by Google

denken! Ich hab' das ruhig und unruhig oft genug getan, du Gaurisankar an Dummheit! Zum mindesten zwanzig Jahre lang. Ist das nicht genug? Ihr habt ja keinen Dunst, ihr Affen! Noch weniger als ich. Aber mir tut's not, sonst frißt's mir das Herz ab, hört ihr, ihr Seelenanatomen! Und ohne euch kann er nicht leben. Sie sind ihm wirklich unentbehrlich, verehrtester Herr Doktor, wirklich! Sie sind gar kein so übler Kenner der Seelen, blindes Hühnchen.' Den Teufel auch, es war Zeit, sich nach besserer Gesellschaft umzusehen, der's auf die Seelen weniger ankommt.

Er hieß den Aufwärter zwei Bouteillen einpacken, die er in seinem Mantel verstaute. Dann ging er hinaus, laut und gewichtig.

*

Vor der Loge stand er und wußte nicht, wohin er gestern den Schritt gefördert hatte. Er spielte sich vor, als mache ihn diese Unklarheit verdrießlich. Er lief bald drauflos und wollte nicht glauben, daß er heimlich hoffte, die dunklen Straßen möchten ihn rasch vor sein Haus führen.

‚Ein eigenartiges Verhältnis, das zwischen Vater und Sohn!' summte es in ihm hin und wieder. ‚Eigenartiges Verhältnis! Was wäre sonst nicht noch eigenartig? Der Tod ist auch eigenartig oder Gott oder der Teufel. Eigenartig, in der Tat. Daß solche Lippen nicht versiegelt werden, wie es dem Papageno zu Recht geschieht. Und der Vogelfänger ist doch wenigstens lustig, aber das verlangt, als ein philosophischer Kopf respektiert zu werden. Wohin, zum Geier, kariolt dies Menschenpack denn eigentlich? Verludert das Heiligste und bildet sich noch was drauf ein!'

Aus der Stadtkirche drang noch mattes Licht. Dort hatte der Pate gepredigt, des Vaters erster und größter Freund. Bald waren es dreißig Jahr, daß er starb, vergrämt, entfremdet, und war doch unauslöschlich im Buch der Welten eingeschrieben, was er gewirkt, ganz gewiß nicht zuletzt am Vater. Wohl ein ätzender Geist, der weglaugte Unrat und Rost und was nicht edel, mitunter auch, wenn man Erzählungen glaubte, fraß er am Zarteren und Besseren. Was sie trennte, den Vater und den Paten, Schüler und Lehrer, die so bald die Rollen wechseln sollten, wer weiß es denn? Vielleicht zu nah auf dem schmalen Wege zur Wahrheit, das setzt Püffe.

Er blieb stehen. Drinnen im verbissen tapferen Gemäuer, das schwärzer noch und kälter durch das Gedunkel der nächtigen Kühle drang, regte sich die Orgel. Schien's nicht, als würde der Platz heller und lösten sich die trotzigen Linien der Kirche, war's nicht, als spräche das Herz des wundersamen Paten, der da unten in der Gruft schlief so bitterlangen Schlaf und leuchte, ein Wunder, durch das Gestein wie durch gläsernen Sarg?

Nun füllten sich die Töne und wuchsen und wurden vernehmlich. Sie sangen das alte fürchterliche Lied: O Haupt voll Blut und Wunden!

‚Empfindsamkeiten sind meine Sache nicht,' dachte der Kammerherr, ‚gehen wir also!' Allein er blieb stehen.

‚Wen bitte, Herr Kantor, soll dies denn angehn?' sehr laut redete der Kammerherr nicht, aber er sprach doch die Worte in das Dunkel hinein, ‚mich interessiert im mindesten nicht, was Ihre Ansichten über Vorkommnisse anno 30 post Christum natum sind und welche Aussichten und Hoffnungen Sie darauf setzen. Sie werden einem alten Heiden damit wenig Gefühl ablocken, insbesondere mir, der ich vor dem Schnitzhölzelein Querhölzelein einen gesunden Widerwillen empfinde. Wenn also nicht die Melodie Ihres seligen Kollegen Bach Sie vermochte, dies Lied zu spielen, so fände ich derartige Molestierung von Menschen, die mit sich allein sein wollen, zum mindesten eigenartig.'

Sohn!

Drinnen schwoll es an: Jetzt aber höchst schimpfieret, Gegrüßet seist du mir!

Das war doch auch ein Sohn, der da hing auf Golgatha, das ist: Schädelstätte?

Und der Vater?

Nun? Und der Vater?

‚Und der Vorhang des Tempels zerriß in zwei Stücke, von oben an bis unten aus?' Ist das alles gewesen, das bißchen Erdbeben und die Sonnenfinsternis abgerechnet und die wandelnden Toten, die sie dazugelogen haben werden?

Ist das denn wirklich alles gewesen?

Quoll nicht das Meer in ungeheuren Strömen über das Land? Warfen sich nicht der Berge Gipfel in namenloser Wut auf die Menschheit? Barst nicht die ganze Erde in zwei Hälften, zerspellt vom Blitzgebündel des rasenden Vaters? Und triumphierte nicht aufkochend die Hölle voller Frohlocken über so leichten Raub?

Erdbeben gibt's hin und wieder und Sonnenfinsternisse auch. Dividierte Summe: ein alter Lappen ging futsch! Bravo! Es wird dem Hohenpriester ganz angenehm gewesen sein, dann konnte er den Etat für einen neuen hübschen Vorhang einsetzen.

Andernorts war man eifriger bemüht. Wenn einer seine Mutter erschlug, da hetzte ihn ein Chor der Eumeniden durch die Lande jahrelang. Und Götter und Göttinnen setzten sich ein für ein Städtchen am Skamander und seine Feinde. Die Himmel rasselten um der sündigen Menschheit willen. Damals.

Digitized by Google

Da sie aber Gottes und des Menschen Sohn meuchelten, wird ein schäbiger Teppich aufgeboten als Gegenleistung, von seiten des Vaters.

Ecce! Wie lustig! Väterchen schlief ja wohl. Oder es war ihm ganz gleich, was das Söhnlein da unten anstellte mit dem Gezücht; da schien ihm der erbärmliche Theaterdonner schon mehr als genug. So wird's gewesen sein.

Drinnen die Orgel bäumte sich auf, schrie, schwieg.

Der Kammerherr löste sich von der Wand, an der er gelehnt hatte, lüftete den Hut und verneigte sich gegen das Kirchengemäuer, in dessen Fenstern ein Licht langsam zur Erde kroch.

„Meinen schönen Dank für die Aufklärung," sagte der Kammerherr, „es war mal wieder wunderhübsch!"

„Das kommt davon," höhnte er im Weitergehn, „wenn man Kinder nur von Weibern auf die Welt setzen läßt. Ich hab's, weiß Gott, auf die Frauenzimmer, aber jeglicher muß mir recht geben, wenn ich behaupte, die Welt ist männlich. Das Zeugen ist wichtig, nicht das Gebären. Gezeugtes kommt zum Licht auch ohne Wehen!"

Er freute sich der Erkenntnis und trabte fürbaß. Er glaubte sich ungewöhnlich fröhlich, aber ganz tief nagte etwas.

‚Es wird sein,' bedachte er, ‚daß ich nach Hause will.'

So kehrte er um und schlug den kürzesten Weg ein.

★

Zwei Häuser standen, die ihm bekannt schienen, und er bedachte, wer dort gewohnt haben möchte vor Jahren.

‚Seltsam ist es, wieviel wir vergessen,' dachte er, ‚nicht nur das Böse, denn davon wollen wir nichts mehr wissen, auch Seligkeiten schwinden unsrer Erinnerung. Es mag sein, daß wir sie so fern verstauen, damit sie nicht abgenutzt werden und nur hin und wieder aufblitzend Widerschein geben.'

In einem Fenster der Gebäude war Licht; er trat heran und suchte durch die Gardinen zu spähen, als könnte er Vergangenes belauschen, vielleicht hatte er als Knabe mit verschollenen Gefährten hier gespielt, unschuldig höchsten Augenblick genossen, während vorn beim Kaffee, nicht klüger und gleich unwichtig, ihr Wesen die Mütter trieben.

Er zuckte zusammen.

‚Die Mütter, Mütter, 's klingt so wunderlich,' hämmerte es grausamen Takt in seinem Schädel. ‚Was gab er mir diese Mutter? Warum just die? Was freite er keine andere? Es waren genug da, schöne und reiche, süße und kluge. So aber, ein Weib, dem nur auf Tanz und Wein der Sinn stand. Wein soff ich vor der Muttermilch, und eh' ich auf den Beinen stehen konnte, hatte ich ein paar Dutzend Dreher hinter mir. Nicht Gottes Wort noch frommer Chorgesang wurde mir, bevor sie mich nach allzu langem Warten entließ, Schluderliedchen waren's und verlogene Romane. Wußt' er nichts von den Göttern, die mit hellem Blick ins Künftige schauen? Von Agamemnon kannt' er doch das alte Lied. Warum fiel der im Bade? Weil die Götter ihn hießen seine Tochter zu opfern: das war keine Schuld. Doch daß er in der bräutlichen Klythemnästra Augen den Mörder nicht gewahr worden, das war seine Todsünde; weil er so den ersten Muttermörder zeugen mußte, traf ihn die Axt, verzappelte er, lau umspielt, im selbstgeknüpften Netz. Die Hand Ägistens führte der Kronide! Und nicht genug: am Vater noch verfluchte Rache nehmend, hetzt Zeus den Sohn durch Waldgebirg' und sengende Öde. So hetze ich von Wein zu Weib. Er aber dröhnt im Predigerton Entsagung! Hätt' er entsagt nur ein einziges Mal, ich wollt' ihm aus dem Unbegriffenen, dem Niebetretenen danken, denn — Hosiannah! — dann wär' ich nicht. Sah er die Gier nicht in ihren Blicken, und wußte er nicht, daß Gier nur Gier schafft, wie sie's den ABC-Schützen schon einbleuen? Und predigt Entsagung! Er! Er!'

Des Kammerherrn Faust fuhr auf die Fensterbank, und er lachte vor sich hin.

Drinnen bewegte sich der Vorhang.

Er starrte in ein beschattetes Gesicht, das ihm bekannt schien.

Zwei flinke Hände drehten am Fensterriegel, und die Gläser taten sich auseinander.

„Ich wußte, daß Sie wiederkommen würden," flüsterte es, „hier ist der Schlüssel. Nur leise!"

Mit raschem Klirren schloß sich die durchsichtige Wand, kaum daß die Gardine sich noch regte.

In seiner Hand lag kühl das Eisen. Er wog es. Dann lachte er: „Wozu habe ich denn sonst die Bouteillen?" Und der Schlüssel knirschte im Schloß.

Von rechts her fiel schmaler Lichtschein durch die offene Tür. Das Mädchen im kurzen Rock stand barfuß und hielt mit der Rechten die Lampe hoch, indes die andre Hand Ruhe winkte.

„Man merkt, hier sind keine Studenten," lachte sie, als die Tür geschlossen war. „Ich geh' bald wieder hier fort. Bei uns drüben, wenn unsereins feine Herren empfängt, wollten die Leute sich so drüber aufregen, wie die hier, da wär' die ganze Stadt bald leer, wären alle am Schlagfluß gestorben."

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Kammerherr hatte behutsam die Flaschen aus dem Mantel geholt und auf den Tisch gestellt. Sie schlug die Hände zusammen.

„Was tausend? Wein?“ Sie trat mit weichen Sohlen an ihn heran und sah von unten zu ihm auf, indem sie die Aufschläge seines Rockes faßte: „Hab' ich dir gestern so gefallen, daß du gleich mit dem feinsten kommst? Ich hätte gar nicht gedacht, daß du mich noch richtig in der Erinnerung hättest. Du schienst mir ein bißchen, na weißt schon, nicht böse sein!“ Sie hob sich auf den Zehen und küßte ihn auf den Mund. „Wenn ich bloß Gläser habe,“ sie lief herum und kramte in den Schubläden.

„Wart',“ rief sie, „ich weiß,“ und sprang zum Schrank, „die hat mir einer mal mitgebracht; ist schon tot, war ein lieber Bursche.“

Sie stellte zwei spitze Rubingläser auf den Tisch und holte das Handtuch, sie auszuwischen. Er nahm eines in die Hand: „Souvenir à Marienbad“ stand über einem geschliffenen Bild des Sprudels.

„So, jetzt gibt's ein großes Fest, wie ich lang keines erlebt. Es kommt heute keiner mehr herein; es ist auch schon spät, und ich bin noch wenig bekannt, weil sie hier auf der Polizei so streng sind mit unsereinem. Mach' dir's bequem, Schatz! Ist dir auch warm? Ich leg' nach, denn Glut will Glut.“

Sie lachte verlegen und kniete am Ofen. Der Feuerschein schoß Röte über ihr zartes Gesicht, als sei sie geschämig. Er hatte sich an den Tisch gestellt und schaute dem Spiel der Kauernden zu. Beim Vater hatte er oft eine Abbildung der Herrin von Kythere gesehen, jetzt, wollte es ihm scheinen, begriff er erst die Meisterhand des toten Alten.

‚Man sollte nach Italien fahren,‘ dachte er nebenher.

Sie erhob sich und ordnete die spärliche Kleidung, und er mußte der Amazonen gedenken.

‚Vielleicht bin ich jetzt reif,‘ kam ihm in den Sinn; doch konnte er sich nicht erklären, wozu er gediehen wäre, denn da er in den Anblick ihrer Schönheit versank, hatte er auf Italien vergessen.

Sie war an ihn herangetreten und drehte ihren Zeigefinger um eine seiner Locken.

„Hm?“ fragte sie.

Er blickte auf.

„Ach, weißt doch, was sich so gehört,“ und, da er zauderte, lief sie in eine Ecke, wandte ihm den Rücken zu und bedeckte zum Überfluß die Augen mit den Händen.

Da warf er klirrend drei Taler auf den Tisch; sie sprang herum, riß das Geld aufatmend an sich, kreiselte ein paarmal durch die Stube, spützte dabei auf den Schatz und verstaute ihn umständlich zu tiefst in eine Lade. Dann lief sie herzu und umschlang ihn von hinten.

„Dank' dir schön,“ flüsterte sie, „dank' dir sehr schön. Sollst's auch gut haben.“

Nun aber zog sie einen Stuhl zum Tisch und setzte sich anständig.

„Auf gute Freundschaft,“ erhob sie ernst ihr Glas, trank hastig und pfiff ein lustiges Blinkern zu ihm hinüber, auch kniff sie ihn leicht in den Arm.

„Ihr habt eine schöne Stadt. Feiner ist's, als bei uns drüben. Und Wald habt ihr. Magst du Wald? Ich mag ihn gern. Auch unser Fluß ist nicht so hübsch wie der eure. Bei uns ist's heiß. Da wird man, wie man ist. Aber ihr seid feine Leute. Bei uns alles grob. Glaubst du, daß sie junge Katzen in den Fluß werfen bei uns?“ fragte sie drohend; „tagelang habe ich gelegen, draußen auf den Flößern mit einer Stange und fischte sie heraus aus dem bösen Wasser. Winzig kleine. Sind mir alle wieder davongelaufen, schadet nichts. Muß nun jede sehen, wie sie's weiter bringt.“

Sie trank betrübt.

„Die Männer machen schon manchmal schlimme Dinge. Du mußt nicht denken, daß ich die Männer nicht gern habe,“ sagte sie mit gerunzelter Stirn mißtrauisch zu ihm hinüber, „ich hab' sie sehr gern sogar und lieber als die Frauen. Aber,“ sie schüttelte sich wie im Frost, „manchmal sind sie schlimm. Nein, nicht erzählen, gar nicht daran denken.“

Solange sie schwatzte, starrte der Kammerherr sie an, plötzlich schlug er seine Hände vor die Augen und schrie: „Weißt du, wer ich bin?“

Erst war sie erschrocken, dann lachte sie: „Ein hübscher Mann bist du! Was schert mich sonst, wer du bist?“

Der Kammerherr sprang auf: „Geredet hab' ich nichts. Und gestern war ich betrunken. Vielleicht dummes Zeug geschwatzt. Was denn? Du! Was willst du denn von mir? Red' doch, sag' doch, was willst du denn von mir?“

Ihre Augen waren groß geworden, und da er gespannt zu ihr hinüber sah, als erwarte er Richterspruch und Urteil, so erschrak sie, und zugleich überkam sie das Mitleid: also verzog sie trotz der aufkeimenden Angst die Lippen zu neuem Lächeln: „Trinken will ich mit dir und tanzen.“

Bei den letzten Worten hatte sie ein mächtiges Gefühl überrascht. Vom Lächeln blieb nur der halbgeöffnete Mund, und in ihren Augen, die den schönen, seltsamen Mann maßen, loderte es weibhaft.

Digitized by Google

Mit einem Ruck hatte sich der Kammerherr vorgebeugt, als habe er nicht recht verstanden. Dann aber mit einem stummen Schrei taumelte er zurück. Aus seinem Munde fuhren Laute, die dem Mädchen wie „Mutter" klangen.

Ihm war gewesen, als hätte er für einen Augenblick des Vaters Antlitz gesehen, das geschlossener Augen mit einem tiefen Lächeln, wie es jetzt der Schlafende zeigen mochte, im Zimmer schwebte.

Von all dem wunderlichen Gehaben erschreckt stand das Mädchen hilflos und verlangend. Er sah sehr wohl die doppelt reizende Verwirrung. Seine Hand fuhr nach dem Tuch, die Stirn zu trocknen, statt dessen aber faßte sie Kaltes; der Schlüssel war es. Das kühle Eisen brannte, als schmölze es in seinen glühenden Fingern. Im Nu sprang er zum Zimmer hinaus und stieß den Schlüssel in die Haustür. Weiche Schritte flogen ihm nach, und ehe er noch den schweren eichenen Flügel öffnete, drängte Weiches und Weißes an ihn, seinem stoßenden Atem mischte sich heißes Flüstern: „Was willst du? Bin ich nicht schön! Merk' dir das, ich bin kein Spielzeug, merk' dir das! Wir dürfen auch fordern, hörst du?"

Er konnte sich nicht aus der flehenden Umklammerung der Arme losreißen und stieß nun blindlings gegen die Verfolgerin, daß sie ächzend zurückfuhr.

„Du Verbrecher!" stöhnte es aus einem dunklen Winkel. „So schlecht wie du, war noch keiner zu mir! Betrüger! Reißt einem das Herz aus — gut! Aber zertrampeln obendrein —?"

Die Tür war aufgerissen, und er stürmte auf die Straße.

*

Als er ein paar hundert Schritte gelaufen war, hörte er zerklirrendes Glas auf dem Pflaster und hinterher drei helle Triller, als wenn Metallscheiben über die Steine spritzten. Drei kleine Dolchstöße waren es, die ihm durch die Brust fuhren.

Denn nun erst recht erkannte er, daß jenes Wesen um seiner selbst willen ihm bereit gewesen war, wie ihr Lachen ihn deutlich hören, ihre Augen ihn sehen ließen. Wein und Geld, das war nur Tribut der Übereinkunft, sonst sprach Natur zu Natur, bis dann so fürchterlich Blut zu Blut gesprochen hatte.

Vor ihm dunkelte die Stadtkirche auf.

„Mutter, vergib," murmelte er vor sich hin, „wenn ich hungerte nach deiner Liebe, du hast dem Vater überreich verschwendet, was dein reiches Herz trug, auf daß er sich vollende. Ich aber muß beiseite stehen und der Liebe entbehren."

Er war nicht wenig stolz auf sein Leid und lenkte seine Schritte dem Parke zu, um dort beim nächtlichen Gurgeln des Flusses seiner Wehmut zu genießen.

Als er unter die Wipfel trat, bewegten die sich mit frohem Rauschen. Ein warmer Wind wehte den Himmel blank, aus dem mählich die Sterne traten. Wie er den Fluß durch einen kleinen künstlichen Felsenbogen erreichte, war es fast warm, und er konnte sich niederlassen just auf dem Stein, wo sie vor vielen Jahren die Leiche eines jungen Hoffräuleins niedergelegt hatten, das sich ertränkte, vielleicht um des Vaters willen, der ihr zum Gedächtnis hier die Stätte nach seinen Weisungen hatte gestalten lassen.

Das Wasser quirlte in leisen Wirbeln vorüber wie damals vor fünfzig und mehr Jahren. Nicht das kleine Hoffräulein hatte der Vater zu sich genommen. Warum denn nicht? Der Kammerherr erschrak: war es denn nicht vielleicht Liebe zu ihm, dem längst noch nicht Geborenen, daß er, den böse Dämonen hetzten, suchte, bis er entsühnende Natur fand? War's seine Schuld, daß der Sohn den Vater und seine entsagende Weisheit nicht erkannte?

Glocken kamen von der Stadt her und begleiteten für kurze Dauer den flüsternden Sang des Wassers. Der Kammerherr erhob sich und wanderte den Fluß aufwärts; noch nie, fiel ihm ein, hatte er die Quelle dieses Wassers gesehen.

Über dem Hügelzug jenseits stand jetzt groß und hell der Mond.

Er schaute über das freundliche Tal, das der Vater als Jüngling durchstreift hatte, voll Tollheit und schluchzend, zerrissen und mühsam wieder gefaßt. Und immer rauschte der gleiche Fluß und schauten die gleichen ewigen Sterne und der alte Mond hinunter.

‚Was wärst denn also du?' sprach der Kammerherr zu sich, ‚mein Freund, ich fürchte, wir dachten allzusehr an uns und schoben eigene Schuld nur allzugern auf andere.'

Sein Schritt klang jetzt hart über eine Brücke. Der Wind verkräuselte sich in den ferneren Bäumen. Es war alles still, auch der Fluß schwieg.

‚Schuld,' klang's in ihm auf, wie eine Erlösung. ‚Ich trage Schuld gegen eine Verlorene. Denn, was sich in mir wehrte gegen sie, war Furcht vor allzu großer Liebe, war nicht die Angst, der Mutter oder Schwester zu begegnen. Ich habe nicht entsagt, ich bin geflohen, weil ich zu schwach für die Liebe bin, denn ich habe nur mich geliebt und Vater und Mutter an mir gemessen.'

Er atmete auf, als spiele reinere Luft um ihn, da frühe Lichter hinter trüben Scheiben des nahen Dorfs ihm entgegenglommen.

Digitized by Google

Italien fiel ihm wieder ein.

In der Dorfstraße stand ein Wagen. Die Laterne warf ihr Licht auf das uralte Bildwerk über der Kirchentür. Zu oberst in dem Spitzbogen war die Taube zu sehen ob dem Vater, zu dessen Füßen der Sohn am Kreuze hing. Lange sah der Kammerherr auf das Relief, und als es beim Davonrollen des Wagens erlosch, stand er noch lange mit erhobenem Kopfe und starrte ins Dunkel.

‚Unschuldig und frei ist die Taube,' mußte er denken, ‚weiß und rein wie das urgeborene Wort. Noch über dem Vater schwebt sie. Der thront zwischen ihr und dem Sohn. Will also der Sohn zum Geiste werden, muß er, der das Kreuz, das Gesetz trägt, über den wilden Erzeuger, des Handwerkszeug das brodelnde Chaos ist, bis zum Opfer, bis zur Selbstaufgabe, zur Verzweiflung des Eli Eli asab.hani muß er schreiten den bitteren Pfad, auf daß er auferstehe und als Flammensegen auf die Scheitel der Zurückgebliebenen sich senken darf.'

Der Kammerherr wandte sich wieder der Stadt zu.

„Wir sind keine Götter, du alter, weiser Steinmetz, wir sind nur Menschen," suchte er zu spaßen, aber es blieb alles in ihm ernst. War er denn je ein Sohn gewesen, das Gesetz zu erfüllen? Was hatte er denn getan, ein Sohn zu sein? Der Vater, der so hart das Chaos in sich gebändigt unter dem Gesetz, wie der Großvater es ihn gehießen hatte, der war ein Sohn gewesen, des Sohnes Sohn war er geworden vor Jahren noch, als er der letzten Liebe entsagte. Der hatte vom selbstgegebenen Gesetz sich noch einmal ins Chaos gelöst, im Sohn sich unter den Vater gebeugt, und schwebte nun frei wie das urgeborene Wort in lichter Höhe. Wenn Chaos und Gesetz sich gatten, springt Freiheit ans Licht, die wahre, die große, die einzige Freiheit.

„Und nochmals, wir sind keine Götter, wir sind Menschen," der Kammerherr stampfte auf und rief es in die nächtliche Luft.

‚Menschen — Menschen — Menschen,' verklang es an den Uferhöhen.

Er lauschte dem Widerhall nach.

„So muß ja wohl ein Weib dabei sein," schloß er, und ihn fröstelte.

„Liebe also, nach der ich hungere ein Leben lang. Liebe also vielleicht doch. Wenn's die wirklich gibt." Der Kammerherr lacht arg. „Sie wird die Taler ein paar Minuten später aufgesammelt haben. Ich kenne das. Gebärde ist auch dies Gefühl. Es gälte eine kleine Probe, nur ein Pröbchen."

Er hatte sich dem Uferwald wieder genähert. Es pfiff morgendlich durch das Geäste. Die Nebel stiegen schon im Tal. Er mußte lange vor der Kirchentür gestanden haben. So beschloß er, heimlich durch das Gartenpförtchen zu gehen. Es war schon einhalbsechs Uhr, und er fühlte sich rechtschaffen müde.

Der Kammerherr stutzte unruhig. Aus dem Fenster von des Vaters Schreibzimmer fiel ein schmaler Lichtstreif in den Garten.

Da saß er nun und werkte, ruhig, aber den Preis hatte er, der Sohn, gezahlt.

Böses kam in ihm auf. Er sah den Sekretär lächeln und hörte seine Worte: ‚Im übrigen vermag ich mir nicht vorzustellen, wie Ihr Herr Vater ohne mich auskommen würde!'

Der Kammerherr sprang ans Fenster. Hinter dem Glas sah er das weiße Haupt geneigt, die Locken, durch die das Lampenlicht fiel, loderten wie eine Gloriole. Er kam recht gut, so schien es, ohne den Sekretär aus. Wohlan.

*

Der Kammerherr schlich an den Gipsabgüssen der Antike vorbei, die kalt im anhebenden Zwielicht standen und schlich an des Vaters Zimmer. Er klopfte und trat ein.

„Ist es erlaubt?"

„Nur näher. Solche Gäste, wie du, stören nicht, da man der Formalitäten nicht bedarf." Der Vater hatte freundlich aufgeblickt und nickte nun lächelnd im Weiterschreiben. „Was denn wäre?"

Der Sohn setzte sich.

„Ich habe gedacht, daß ich die Jahre überschritten habe, in denen Sie Italien aufsuchten. Es erscheint zu meiner Bildung und Förderung geboten, daß auch ich —"

Der Vater legte die Feder nieder und faltete sich zurücklehnend die Hände.

„Höchlichst zu billigen, insbesondere du, in letzten Jahren vielfach beschäftigt, einer entschiedenen Erholung bedarfst."

„Ich danke!" sagte der Sohn unsicher.

„Ich wüßte nicht, was des Dankes hier wert wäre, um so weniger als wir uns von deiner Reise mancherlei Anregung und Bereicherung unsres Wissens wie unsrer Sammlungen versprechen dürfen. So ist es denn nur natürlich, wenn wir freilich mit einigem Neid dich dennoch froh deiner Wege ziehen lassen."

Der Sohn blickte vor sich hin und schwieg.

„Nun," murmelte der Vater, „wäre noch zu erwägen? Können ja noch einige Tage das Nötige bedenken, an Empfehlungen wird es dir nicht mangeln — und gewiß — natürlich — wir dürfen das nicht außer acht lassen — die Natur hat nun einmal ihre Gesetze — du fändest, heimgekehrt, dennoch alles in möglichstem Zustande, wie ich denke, hierfür ist

Digitized by Google

gesorgt nach Vermögen. So fasse Beruhigung."

Die Antwort blieb aus.

„Du erinnerst dich ja wohl," fuhr der Vater fort, „daß ich in jugendlichem Gefühl, da man noch gern mit den letzten Dingen spielt, mir eine Stätte nahe der Pyramide des Cestius wünschte. Dies wurde verwehrt. — Wäre es denn nicht anders, so verweile dort gedenkend; besserer Exuvien bedürfte es nach meinem Geschmack nicht."

Der Sohn schwieg.

„Die Kinder und deine Frau sind von guten Freunden umgeben. Höheren Ortes wird man nicht ermangeln. So mögen wir also in jedem Falle beruhigt des Geschickes harren!"

Nun blickte der Sohn auf. Des Vaters Auge ruhte still auf ihm.

„Ich fürchte," begann der Kammerherr, „daß ich allein dem Eindruck nicht gewachsen wäre, daß ich zu umfassendem Studium eines Gefährten bedürfte."

„Zu loben," sagte der Vater, „in Wechselwirkung gewinnt der Mensch am meisten und hütet sich so am besten vor dem Irrweg oder Umweg, der nicht minder bedenklich ist. Nur zu!"

„Ich sprach heute, oder vielmehr gestern," verbesserte sich der Kammerherr und heftete den Blick auf den Vater, „mit dem Doktor. Er ist der Erholung bedürftiger noch als ich, und ich würde, ich müßte zu Hause bleiben, wenn er mich nicht begleitete, da ich mir sonst überheblich vorkäme, da ich sonst mich zu schämen hätte."

Der Vater hatte das Haupt gesenkt und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Ist etwas?" fragte der Kammerherr sachlich, aber in ihm schwoll ein schlimmer Triumph: ‚Gewonnen! Liebe ist Gebärde! Ihr liebt euch alle nur selbst, wie ich, euer Bruder und Mitmensch auch. Mich läßt er ruhig ziehen, selbst auf Gefahr des Nimmerwiedersehens, aber den Sklaven, den Helfer hält er fest bei sich!'

„Nichts, nichts!" raunte der Alte, „die Augen wollen nicht so ganz, das Licht, man weiß!" Er erhob sich und trat, die Hände auf dem Rücken, ans Fenster. Und dann war Schweigen. Draußen wühlte das Licht sich durch die Nebel.

Des Großvaters Uhr kündete das Ende von des Tages erstem Viertel. Wohl durch den Klang gemahnt, wandte der Vater sich um.

„So mancherlei Bedenken hiergegen sich erheben wollen," sagte er, „erscheint doch mein Opfer geringer als das deine, wenn du, auf deinem vornehmen Entschluß beharrend, bei uns im Norden bliebest. Ich freue mich und billige deine Wahl, die mich zumal versichert, daß ihr euch nach mancherlei Differenzen, die an sich verständlich sind, gefunden habt. Es ist gut, wenn zwei entgegengesetzte Menschen miteinander die Reise tun. Ich hielt es mein Leben lang so. Und nun straft ihr beiden Nächsten mich, indem ihr mich allein laßt am Ende. Nun, nun, da muß ich ja wohl noch einmal den alten Widerpart in mir ein wenig mehr zu Worte kommen lassen, so wenig er auch schwieg, selbst in eurer Gesellschaft."

Er trat an den Tisch und spielte mit der Feder. „Wenn ihr mit euren Stammbüchern kämt," sagte er mit ernstem Lächeln, „dann schriebe ich euch das Wort des Hiob hinein: ‚Es geht vorüber, eh' ich's gewahr werde. Und verwandelt sich, eh' ich's merke.' Daran wollen wir gern glauben."

Verwundert sah er auf. Der Sohn hatte die Hand ergriffen und küßte sie lange. Leise fuhr er durch die Locken mit streichelnder Hand.

„Mach', daß du fortkommst," schalt er mit lustigem Ärger, „und halt' mich nicht länger auf; wenn ihr nun auch noch weggeht, dann hab' ich das doppelte und dreifache zu schaffen, denn wer soll's denn tun, wenn ich die Zeit vergeude."

An der Treppe fand sich der Kammerherr wieder. Ein wildes Schluchzen schüttelte ihn.

‚Sie ist keine Gebärde,' schrie es in ihm, ‚sie ist, auch wo wir sie nicht spüren: Allgewalt ist sie, so donnernd und ungeheuerlich, daß unsere dumpfen Ohren sie nicht vernehmen wie das Brausen der Welten. Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Wer bin ich, daß ich mich erkühnte, von dir zu fordern? Ich maß an meinem Maß. Wer bin denn ich? Ich, der niemandem Opfer brachte als sich selbst und so verpfuschte. Ich schwör's dir zu, in Kürze sitzt er wieder bei dir, dein Doktor. Unleidlich zu sein war immer mein Geschäft, es wird mir noch einmal glücken.'

Er zog sich die Stufen hinauf.

‚Und ich? Wir wollen sehen, den Weg zurückzufinden, ein Sohn zu werden; wo nicht, so bring' ich ihm als reichste Gabe den schwersten Schmerz seines Lebens — das weiß ich nun — mit meinem Leben selbst. Das doppelte, das dreifache wird er schaffen, wenn ich ausbleibe. Er, ewiger Sohn und ewiges Gesetz, mag sich mit meinem Chaos zu höherer Gattung vermählen. Dann stiege ich gerecht zu den Schatten.'

Er hatte die Tür des Empfangszimmers erreicht: ‚Vielleicht gar am Mal des Cestius,' lächelte er.

Da fiel sein Blick auf die Schrift am Boden vor der Schwelle, dort stand als Gruß in fahlen Lettern: „Salve!"

Digitized by Google

Allah-akbar

Erinnerungen von Rudolph Stratz

Die sonnenglühende Sahara-Oase — schwarzgrünes Palmgefieder in flammend gelbem Sand unter brennend blauem Himmel — diese ganze Oase lärmte und lebte plötzlich in der Mittagsstille! Zwischen den geschuppten Dattelstämmen wimmelte ein buntscheckiger Ameisenhaufen von Eingeborenen. Nackte Negerkinder sprangen, junge Beduinen liefen in flatternden zimmtfarbenen Mänteln, Weißbärte streiften ihre dottergelben Pantoffel von den Füßen, um rascher rennen zu können. Auf den flachen Dächern der niederen Lehmhäuser standen, wie weiße Gespenster vor dem blauen Himmel, verschleierte Frauen und stießen, indem sie sich mit der flachen Hand vor den Mund schlugen, seltsam trillernde Freudentöne aus. Einer der beiden Offiziere der französischen Fremdenlegion, mit denen ich durch die Wüste ritt, sagte mir: „Sie haben Glück: Einer der großen Heiligen der Sahara zeigt sich hier ausnahmsweise am hellen Tag!"

*

„Allah-akbar!" Groß ist Gott! Wie oft hatte ich auf meinen fünf Reisen im Inneren Nord-Afrikas in feierlicher Morgenfrühe den Gebetruf vom Moschee-Turm vernommen: „La ilaha illa ilahu!" — Allah ist der einzige Gott! — und wie ein Echo über die Dächer vom nächsten Minareh: „Wa Muhammadun rasulu ilahi!" — Und Mohammed ist sein Prophet!

Und da ritt nun mit seinem Gefolge ein unmittelbarer Nachkomme des Propheten bedächtig im Schritt, inmitten einer Woge von weißen Kapuzen, bunten Turbanen und breitrandigen Panamahüten, durch den Sand vor der Oase auf eine kleine, europäisch scheußliche Wellblechbaracke zu.

Die Franzosen hatten darin eine Telephonleitung — an Stelle der bisher üblichen Signaltürme — eingerichtet. Das war damals, vor einem Vierteljahrhundert, etwas ganz Neues. Es hatte die Neugier des heiligen Mannes erregt.

Der Nachkomme Mohammeds ritt auf einem großen, weißen, reich geschmückten Maultier. Neben ihm ein auffallend schöner, mit buntbetroddeltem Strohhut und langem, weißem Hemd bekleideter Araberjüngling. Dahinter hielt sich, bis an die Zähne bewaffnet, auf schmächtigen, struppigen Vollblut-Stuten, das braune Gefolge. Am Schluß ein Troß blauschwarzer Neger in ihrer Lieblingsfarbe: schreiend zitronengelben Kaftanen, eine Orangenblüte im Nasloch.

Ein nackter, mahagonifarbener Greis küßte den Pantoffel des Heiligen. Andere seinen Mantelzipfel. Die Scheichs und sonstigen Oasen-Notabeln seine Hand. Der Wundermann selbst war merkwürdig hellfarbig, in der Haut-Tönung wenig von einem europäischen Südländer unterschieden, noch jung, mit rötlichem Vollbart. Er sah viel klüger aus als die morgenländische Menschheit um ihn. Man hätte ihn für einen wohlgelaunten rheinischen Amtsrichter halten können, der sich im Karneval als Scheich verkleidet hatte.

Er wollte — zum erstenmal in seinem Leben — telephonieren! Mit seinem Bruder, auch einem Heiligen, der ein paar hundert Kilometer weiter, im Nordwesten — ich glaube in der Oase Tuggurt — hauste. Er trat in den Wellblechschuppen. Das aufgeregt schnatternde und schwatzende Gefolge, das sich hinter ihm in dem engen, wie ein Backofen glühenden Raum drängte, wurde von dem französischen Zivilkontrolleur — man kann nicht sagen an die frische Luft — aber jedenfalls an die Luft befördert.

Dann — Pause — Schweigen. Nach einer Weile kam der Nachfahre Mohammeds heraus, lief um die Baracke, um zu schauen, ob da hinten etwa sein Bruder stände? Nichts! Und doch hatte er eben mit ihm gesprochen! ... Und um ihn her ein Raunen der Andacht: Maschallah! ... Allahs Wille geschehe! ... Von ihm kommt alles. Auch das Telephon.

*

Der gewaltigste Heilige war damals, in dieser Gegend der länderweiten Salzseen am Rande der Sahara, Si M'hammed el Kebir — Mohammed der Große. Er hauste in einer jener Wüstenstädte, die etwas Gespenstiges an sich hatten. Um jeden Zoll des fruchtbaren Erdreichs auszunutzen, waren sie neben die Oase frei unter den Zorn der Sonne, die Wut des Windes hingebaut, mit wenig mehr als mannshohen Hütten aus fahlgrauen, zerklüfteten, halb eingestürzten Lehmwänden, die Gassen ein schuhtiefer Staub, auf dem Marktplatz der Denkstein irgendeines ermordeten Franzosen.

Es gab nur etwa ein halbes Dutzend Franzosen in diesem unheimlichen Erdlabyrinth, in dem auch die skelettartig mageren, baumlangen Männer das Gesicht bis zu den Augen verhüllten. Ich wohnte bei einer französischen Witwe. Unmittelbar gegenüber unserer Lehmsteinhöhle erhob sich ein düste-

Digitized by Google

rer, umfangreicher, aus ganz kleinen, handgeformten Ziegeln errichteter Wüstenpalast. Die Ziegel waren mit zierlich eingeritzten Arabesken geschmückt. Finstere, gewölbte Tore führten in das Innere. Ein Schwarm arabischer Wächter hockte ständig davor im Staub. Sonst regte sich den ganzen Tag hindurch da nichts.

Es war auch kein Wunder. Denn man konnte täglich 45 Grad im Schatten vom Celsius-Thermometer ablesen. Wenn dann aber endlich das ersehnte Dunkel kam, die rosa Wolken der Flamingos über dem weiten, flimmernden weißen Schnee der Salzmeere verblaßten, die Sonnenscheibe in einem Meer von Blut am violetten Horizont ertrank — dann wurde es vor dem verwunschenen Palast dort drüben lebendig. Die ganze Nacht hindurch huschten weiße Gestalten aus und ein, gedämpfte Stimmen in arabischen Kehltönen raunten, Bittsteller kauerten im Mondschein stumm und geduldig vor den schwarzen Wölbungen der Tore. Man sagte mir, daß Si M'hammed el Kebir sein Haus nie verließ, seine Verbindungen aber weithin bis in den Sudan und nach Marokko reichten.

*

Viele Hunderte — ja Tausende von Nachkommen des Propheten wandeln noch heute in Asien und Afrika in dem Licht der Sonne. Es gibt in Algerien ein paar ganze Nomadenstämme, in deren Adern durch die Bank, vom Scheich bis zum letzten Kameltreiber, das Blut der Fatme, der Tochter Mohammeds, rollt. Aber der Geruch der Heiligkeit ist bei diesen Trägern des grünen Turbans ganz verschieden. Marabu-Geschlechter — Familien erblicher, religiöser Übermenschen und Wundertäter in den Augen des Volkes — verzeichnete die französische Regierung, als ich vor fünfzehn Jahren zuletzt in Nord-Afrika war, einhundertundfünfzehn, und die Zahl hat sich seitdem wohl kaum geändert. Bei der großen Masse von Scherifs — den Sprossen Mohammeds — ist die Leuchtkraft des Strahlenkranzes von Mekka oft im Alltag verblaßt und erlischt manchmal selbst ganz. So verzeichnet z. B. die französische Rangliste für 1914 einen Nachkommen des Propheten als Unterleutnant im dritten Spahi-Regiment zu Batna.

Immerhin: diese Scherifs — ob mehr oder minder heilig — sind, mit Ausnahme der jetzigen arabischen Könige von Englands Gnaden und des Sultans von Marokko, Privatleute. Es ist nicht auszudenken, wie der Islam aussehen würde, wenn vor zwölfhundert Jahren, in der Schlacht von Kerbela, Husein, der Enkel Mohammeds, mit seinem Bruder Hasan, eine im Lauf der Zeiten vieltausendköpfig werdende Kalifen-Dynastie aus dem Blut des Propheten begründet hätte, statt im Kampf wider die Verfechter des Wahl-Kalifentums zu fallen.

Die Perser aber halten heute noch an Hasan und Husein fest. Überall im Morgenland, wo Schiiten wohnen, feiern sie am zehnten Muharrem deren Todestag in ihrer fürchterlichen Buß- und Bet-Nacht — der Aschura.

*

Es war, als habe man einen Kirchhof zur Geisterstunde alarmiert und es wiegten sich nun in leuchtenden weißen Laken, vielhundertköpfig gereiht, zeternd und gellend die Gespenster. Aber diese Schatten der Nacht hatten warmes, rotes Blut. Es troff ihnen von der Schneide der Säbelmesser, die sie in der Rechten schwangen, es rieselte ihnen — wie ein Bild aus meinen Göttinger Studententagen — in Bächen aus den klaffenden Kerben, die sie sich selber in ihre geschorene Kopfhaut schlugen, es färbte mit großen, dunklen Flecken die Leichenhemden.

„Ha—san!" heulte es wild im Wirbel der Klingen auf. „Hu—sein!" wehklagte es brüllend dagegen. Die Schwerter schwirrten. Ordner fingen hinter der Front mit dicken Stöcken die allzu fanatischen Hiebe auf, mit denen die Flagellanten sich bedachten.

Geisterhell stand der Mond über Stambul. Es war eine klare, blaue Sternennacht. In schwarzen Schattenrissen ragten die Säulen der Zypressen, rundeten sich die Kuppeln der Moscheen, träumten die alten Byzantinermauern von Konstantinopel. Den weiten Platz, auf dem die Schwertmänner tobten, füllte eine laut schluchzende und barmende Persermenge. Hohe, schwarze Lammfellmützen auf gramvoll geneigten Köpfen: „Hasan! — Husein!" Weiße Tücher vor tränenden Augen: „Hasan! — Husein!" In einer Bretterloge der persische Gesandte. Er trocknet sich nach der Glaubensvorschrift die nassen Wimpern. Um ihn weinten die Attachés in ihren schwarzen Stambul-Röcken.

Seitwärts stand, von malerischen, bewaffneten Kawassen ihrer verschiedenen Gesandtschaften behütet, ein Häuflein neugieriger Europäer von Distinktion — Herren und Damen — meist mit siebensträhnigen Nerven begabte englische Ladies. Ich hielt mich nach meiner Gewohnheit von diesem offiziellen Aufzug fern. Ich stand mit einem weißen Fes auf dem Kopf mit dem mir bekannten Armenier Huseiindian unter dem Volk des Morgenlands, redete nichts und konnte so für einen besseren Albanesen in Zivil, etwa einen katholischen Miriditen, gelten.

Digitized by Google

Die Männer mit blutigen Köpfen und blutigen Laken standen erschöpft, die Säbel gesenkt. Die Feier schien zu Ende. Die Franken wurden höflich wegkomplimentiert. Sie verschwanden, unter Vortritt und Gefolgschaft ihrer Kawassen. Der Orient war unter sich. Und nun kam erst, fackelumloht, die eigentliche phantastische Ausgeburt dieser Nacht — der große Trauerzug.

Paukenschläge und Trompetenschreie. Ehrwürdige Priester — den offenen Koran vor sich tragend. Blecherne Hände, auf hohen Stangen über dem Pechgelodet schwankend. Drei nackte Haimonskinder auf blankem Roß. Ein hinkender, blutbespritzter, lediger Schimmel, blutbespritzt ein Taubenpaar auf seinem leeren Sattel. Auf dem Höcker eines Dromedars saß ein junges Weib, Hals und Hände in ein Lattendreieck geschlossen. Sie schrie und jammerte mit aufgerissenen Augen in die Menge hinab. „Hasan — Husein!“ toste es dagegen. Umbrandete das Schlußstück und Hauptstück des Zugs: Auf einem Pferd festgebunden die Leiche — wahrscheinlich die lebende Leiche — eines jungen Mannes: der tote Husein ...

Diese Leiche wurde — das war die Endfeier dieser Nacht — noch irgendwo feierlich beigesetzt. Es hieß: drüben am asiatischen Ufer. Ich wollte auch das sehen! Die Mienen meiner orientalischen Freunde verdüsterten sich. Unmöglich! Ich bot hundert Frank Gold. Abwehrende Hände: Ich sah, daß nichts zu machen war und ging heim. Alle Barbierstuben von Stambul waren in dieser Nacht hell und schwammen von Blut. Überall saßen die bleichen Opfer dieser religiösen Massen-Mensur und ließen sich verbinden. Ein besonders aufgeregter Trupp zog immer noch durch die Gassen, brüllte „Hasan — Husein!“ und zersäbelte sich die Köpfe. Sie hatten nicht die Absicht, uns anzurempeln, als wir unversehens in einem der malerischen Schmutzwinkel Stambuls mitten zwischen sie gerieten, aber der Hausvorsprung, hinter den wir uns flüchteten, bot doch kaum Schutz gegen die wahllos geschwungenen Klingen der blutblinden Büßer. Wir machten es wie die Ordner und parierten mit unseren Spazierstöcken. Tagelang klang es mir noch in den Ohren: „Hasan — Husein ...“

*

Und dann, kurz darauf, fern in Kleinasien, ein anderer heiserer Schrei des Glaubens. Er hallt in der Erinnerung wie ‚Hua!‘ — ‚Er‘ — Allah — dessen Namen man nicht aussprechen soll. Ein schuhlanger Eisenstab mit einem spitzgehörnten Teufelskopf, den ich aus Angora mitbrachte, hängt mir an der Wand. In den zerfallenen Marmortrümmern des Cäsarentempels von Angora war es. Ich stand vor der berühmten, von Mommsen veröffentlichten Wandinschrift ‚res gestae divi Augusti‘ und begriff plötzlich, warum der Polizeichef der Stadt, Schefik Bei, darauf bestanden hatte, mich persönlich zu begleiten. Lautlos tauchten in unserem Rücken abenteuerliche Gestalten auf, dutzende, schließlich wohl hundert — wirrmähnig, barhaupt und barfuß, bajazzoähnlich nur mit buntscheckigen, handgroßen, auf der Straße gefundenen und zusammengenähten Lappen bekleidet. Ein Orden von Derwischen, frommen Bettlern und Landstreichern, der sich in der versunkenen Römerwelt eingenistet hatte. In der Hand trugen die Gottesmänner den Teufelsstab, um sich zu kasteien. Sie gaben uns stumm, dicht hinter uns auf unhörbaren Sohlen schleichend, bis zum Ausgang das Geleit.

Am anderen Tag aber sah ich zufällig, wie sie sich als Wandervögel auf der Landstraße auslebten, und ich erkannte, daß auch Heilige zu einer Landplage werden können. Bellend, dräuend klang ihr kriegerisches: „Er! Er!“ Sie schwangen aufmunternd ihre Teufelshörner und erpreßten milde Gaben.

*

Viel harmloser und gemütlicher sind die allbekannten heulenden und tanzenden Derwische. Wer im Orient war, hat ihren schwindligen Wirbel um die eigene Achse gesehen, und mehr noch ihr trommelfellerschütterndes, stoßweises Gebrüll genossen.

Dies Gebrüll geschieht zu einer Art von Schunkelwalzer im Stehen, wobei sich die Ruhaija in einer Reihe nebeneinander aufgestellt unablässig taktmäßig hin- und herbewegen, bis ihnen der Schaum vor den Mund tritt und die Ekstase über sie kommt. Ich habe mir einmal in Mazedonien, als Üsküb noch türkisch war, die Mühe genommen, stundenlang dabeizusitzen, als zwei Dutzend dieser Heuler — Greise, Männer, Knaben in ihren zuckerhutförmigen, kaffeebraunen Mützen — sich durch diesen Rhythmus erst schweigend, dann murmelnd, dann immer lauter, auf das schließlich elementar losbrechende Allah-Getöse vorbereiteten. Es war ganz interessant, zuzusehen, wie die anfangs höchst alltäglichen Bettelderwische sich selbst geduldig und methodisch, ganz langsam, zu religiösem Wahnsinn hinauf hypnotisierten — eigentlich nur durch bestimmte Freiübungen der Beine und der Kehle. Aus der Ruhe wuchs der Rhythmus, aus dem Rhythmus stiegen die Rufe, die Rufe wurden zum Rausch, der Rausch zur Religion.

Und doch: wie harmlos sind die frommen

Digitized by Google

Exerzitien dieser Derwische im Vergleich mit der geheimnisvollsten und wildesten, abergläubisch gefürchteten Sekte des Islam — den Aissuas ...

*

Aissa ist im Arabischen der Name von Jesus Christus. Aber mit dem Heiland haben die Aissuas, diese Gaukler, Schwarmgeister, Fanatiker, Zauberer des Morgenlands, nichts zu tun. Sie nennen sich nach ihrem Begründer, Si Mohammed ben Aissa, der im sechzehnten Jahrhundert, in Marokko flüchtend, seinen Jüngern in der Wüste befahl, sich von dem zu nähren, was sie auf dem Wege fänden. Es waren da nur Steine, Schlangen und Skorpione. Aber in blindem Gehorsam würgten die Gläubigen all das Giftzeug und die Kiesel herunter. Und es bekam ihnen — dank Allah — gut.

So schleppten auch die ersten Aissuas, die ich im Innern Marokkos sah, auf ihrem, mit rasendem Lärm betätigten Straßenumzug eine mindestens vier Fuß lange lebende Schlange mit sich, und durchaus glaubwürdige Europäer versicherten mir, daß die Glaubenswüteriche das Reptil nachher lebendig mit den Zähnen zerreißen würden. Daß sie, zur Erinnerung an die Mahlzeit in der Wüste, Steine und Glasscherben hinunterschlangen, sah ich mit eigenen Augen.

Aber doch nur aus einiger Entfernung. Nahe an die tobende religiöse Horde heranzugehen, wäre bei der damaligen Stimmung gegen die Europäer in Marokko Lebensgefahr gewesen.

*

In braungebrannter, baumloser, unendlicher Steppe liegt in Süd-Tunesien — ein weitschimmerndes, mächtiges Märchen-Viereck von Mauern und Zinnen, Moscheenkuppeln und flachen Dächern — liegt Keruan — eine der heiligen Städte des Islam, von einer fanatischen Bevölkerung erfüllt. Ich war wiederholt im Lauf der Jahre dort — das erstemal zu einer Zeit, als diese Hochburg des Islam, deren Betreten zuvor den Christen bei Todesstrafe verboten gewesen, erst seit fünfzehn Jahren von den Franzosen besetzt war. Die europäischen Reisenden wohnten damals noch vor den Toren der Stadt in einer Bretterhütte, die den stolzen Namen „Splendid-Hotel" führte, und man tat auch bei hellem Tag gut, sich in den breiten Hauptstraße zu halten und die engen Gassen zu vermeiden. Noch viele Jahre später wurde meine Frau in den Straßen von Keruan durch Steinwürfe belästigt.

Diese heilige Stadt ist eines der Hauptquartiere der Aissuas. Dort sah ich sie wiederholt in Massen bei ihren religiösen Abendübungen. Es ist ein Bild — eines Höllen-Breughel würdig. Man denke sich einen großen, halbfinstern Raum, matt durch eine Deckenampel erleuchtet. Seitwärts ein Gitterverschlag. Hinter ihm, über Schleiern, die großen dunklen Augen neugieriger, schattenhafter Frauen, die auch etwas von dem Schauspiel genießen wollen.

Ein Schauspiel? Eine Raserei — ein Gebrüll — ein Tollhaus — und vor allem: ein Widerspruch gegen alle Naturgesetze: Dutzende von Besessenen im Helldunkel springend, keuchend, dicht vor den paar Europäern auf der Holzbank im Hintergrund sich hinkauernd und fabelhafte Fakirkünste übend. Nägel schlucken, an glühendem Eisen lecken, Dampfwolken aus den Ohren stoßen — das mochte noch hingehen. Aber da steht ein aufgeregter Kerl, dem die Hälfte einer tief hineingestoßenen Stricknadel aus dem rechten Augenwinkel ragt. Da hockt ein, nur mit einer Kniehose bekleideter Knabe, kaum einen Schritt vor uns. Sein Vater sticht ihm ein halbes Dutzend Pfeile in den Bauch und treibt sie durch Schläge mit einem Holzhammer ein paar Zoll tief hinein, indessen andere den lachenden Jungen an den Schultern festhalten. Ein Mensch gibt uns grinsend ein Zeichen und stößt sich blitzschnell eine lange spitze Nadel durch die eine Backe, quer durch den Mund und auf der anderen Seite wieder heraus. Er neigte in diesem Zustand den Kopf zu uns: die Nadelspitze war strohtrocken. Es floß aus der Wange kein Tropfen Blut ...

*

Humbug! — sagt der aufgeklärte Berliner. Der deutsche Professor rückt die Brille zurecht: Charakteristischer Fall von gutgläubiger Halluzination des Beschauers. Si non èvero ... meint der Kritiker. Daher zum Schluß eine kleine lehrreiche Geschichte:

Als mein Freund, der Verlagsbuchhändler Felix Lehmann, noch lebte, kam in seinem Hause in Steglitz die Rede auf die Wunder der Aissua. Unter den Anwesenden befand sich einer unserer bekanntesten Romanschriftsteller, ein Weltwanderer wie wenige. Er erbot sich, das Kunststück sofort zu wiederholen, und stieß sich ohne weiteres eine lange Damenhutnadel von der einen Wange quer durch den Mund und weiter durch die andere Backe. Ich selbst habe ihm staunend und eigenhändig die Nadel wieder herausgezogen. Ich und die übrigen Gäste des Hauses — darunter andere namhafte Romanschriftsteller — können es bezeugen: die Spitze der Nadel war strohtrocken! Nirgends eine Spur von Blut! Es gibt also doch noch Dinge zwischen Himmel und Erde ... Und damit will ich enden.

Digitized by Google

Constantin Somow

Von Pawel Barchan

Wie war es doch mit Somow? Wie war es doch mit uns? Es ist, als erwachten wir aus einem langen Traume voller Süße und Beschwingtheit, und während wir noch ein Gefühl der Köstlichkeit im Gehirn, in der Stirn und auf dem Gaumen nachempfinden und es uns in allen Gliedern noch gleichsam nachklingt, suchen wir unsere wachen Sinne zu sammeln, um Sinn und Ursache solchen Träumens zu begreifen.

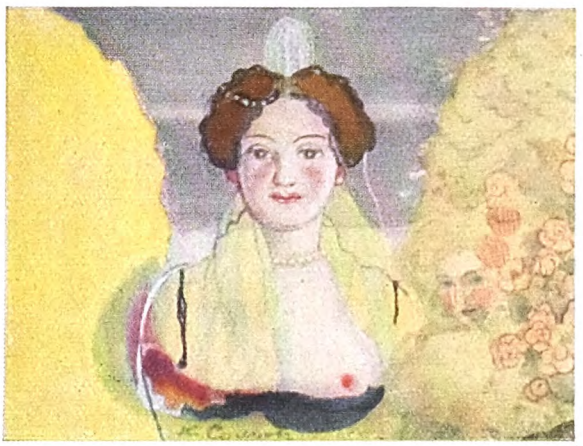
Somow war uns eine heimliche Liebe, voller Heimlichkeiten, ein Eigner, Ureigner und uns eigen. Ganz abseits von allen liebten wir ihn, wir verkrochen uns in unser Innerstes mit ihm, der selber in sich verkrochen schien, voller Zärtlichkeit und Eifersucht schleppten wir ihn gleichsam in die Höhle unserer Empfindsamkeiten.

So liebten wir ihn, weit darüber hinaus, was wir Kunst nennen: liebten ihn wie im Dösen, im Halbbewußtsein. Und jetzt, da wir inzwischen so unheimlich wissend geworden, suchen wir ihn zu deuten, ihn und uns, was er uns gewesen und was er ist, ihn, der sich treu geblieben, wie kaum einer.

Kostümentwurf. Aquarell. (Im Besitze des Baumeisters M. E. Lesser, Berlin)

Digitized by Google

Wie war es doch eigentlich mit Somow? Vor einem Vierteljahrhundert etwa entdeckten wir Somow, entdeckten wir unser Verhältnis zu ihm. Es war auf den in unserer Erinnerung jetzt so luftig erscheinenden Ausstellungen des damals noch so frischen „Mir iskußtwa". Und wenn es auch nur eine kleine aquarellierte Landschaft war, ein paar kahle junge Birkchen auf der erwartungsvollen Ebene des Vorfrühlings, oder ein Birkenhain nach dem Gewitter, voller Luft, Licht, Sonne, Schattenflecken. Aber es machte uns heimlich erzittern, so viel Erlauschtes war da, eine so intime Sinnlichkeit, so viel Verliebtheit sprach da aus den Bildchen. Selbst aus diesen heiteren, luftigen Landschaften.



Bildnis. Skizze auf Seide

Bald tauchten in seinen atmenden Landschaften Gestalten auf. Und es war zwischen dieser Somowschen intensiven Natur und den Somowschen intensiv kultivierten Menschen eine ganz unfaßbare Zusammengehörigkeit, eine Innigkeit, eine liebevolle Zärtlichkeit. Und immer mehr tauchten in seinen Bildern Figuren des achtzehnten Jahrhunderts auf. Und immer war es eine hermetisch abgeschlossene Welt voller Verliebtheit, Anmut, Süße. Dies alles bohrend, vertieft, vergeistigt, von einer ganz, ganz feinen Schwüle umschlossen.

Man war sofort mit den Sinnen gefangen, und wo eine irgendwie mitschwingende Saite in einem berührt ward, war man wie fasziniert, war man behext. Doch nahm man Kostüm für Wesen, und man stempelte Somow etwa so ab: Versailles, Rokoko, Französisches.

Allmählich lernte man besser sehn und tiefer hineinblicken und begann zu begreifen, daß an Somow absolut nichts Französisches war, daß Somow durch und durch russisch war. Freilich war das Russentum Somows nicht Kostüm, noch Historisches wie bei seinen ältern Zeitgenossen, bei Rjabuschkin, Surikow, den Wasnetzows, Stelletzki; war nicht „style russe" wie etwa bei Sudejkin, Remisow; war nicht russisch im Sinne der „Wanderer": literarisch, psychologisch, tendenziös, anekdotisch wie bei Repin und dessen Kreise. Somow war russisch in einem engern und tiefern Sinne: Im Gegensatz zu den andern russischen Künstlern, die ihr Russentum bald von der Historie, bald vom farbenfreudigen russisch-orientalischen Volkskunstblatt, bald aber von der revolutionären, ethisch-sozialen literarischen Bewegung hernahmen und so das nationale Element veräußerlichten, — im Gegensatz zu diesen kam Somow eigentlich von einem heimlicheren Russentum her. Diese langsam, edel und so prägnant kristallisierte Somowsche Welt entstammt den mit so großer geistiger Geduld und sinnlicher Verinnerlichung gepflegten Herrenhäusern der russischen Güter und der verliebten Lebensfreudigkeit der Petersburger Romantik. Diese Petersburger Romantik ist ein ganz eigener Geist. Gleich dem Besten, das Rußland kennzeichnet, gleich der Architektur, der Ikone, dem großen Roman, ist auch die Romantik in Rußland ein Kind fremder Zonen. Jedoch den Dimensionen, der Rassenmischung, der Mentalität, dem Rhythmus, dem Temperament dieses so widerspruchsvollen Landes entsprechend, haben diese Fremdlinge sich angepaßt, entwickelt, ureigne Physiognomie angenommen und zu wunderbaren Wesen sich gewandelt. Die Petersburger Romantik vollends hat ein ureignes Antlitz, denn Petersburg war nicht Rußland, war nicht Westen, war Petersburg, eine ganz eigne Rasse, eine ganz eigne Psyche. Auf fruchtbarstem, wahlverwandtem Boden ward hierher die Romantik verpflanzt. Aristokratismus, Fatalismus, Treibhauspsyche, Lebensdurst, Selbstpeinigungstrieb, Vergeistigtheit, Genußsucht, Großweltlichkeit, Muße und das Sicherheitsgefühl, daß im Rücken ein reiches, unermeßliches Land für das Wohlergehn dieses äußersten Winkels sorgt — all diese Elemente wurden von dem Romantismus aufgesogen und zu einem einheitlichen Gebilde von großer Schönheit zusammengeschlossen.

Digitized by Google

Venezianischer Karneval

Digitized by Google

Kostümfest. (Sammlung Roß, Berlin)

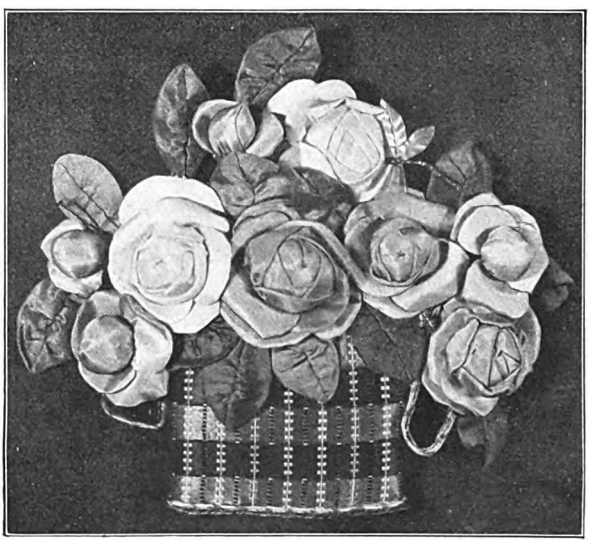
Aus diesem Geiste ward Somow. Sein künstlerischer Ahne war Lewitzki, der Ende des achtzehnten Jahrhunderts den russischen Hof und die russische Aristokratie mit so viel spielerischem Reiz, so viel Intimität abkonterfeit hatte und der — dies das Bedeutsame — die Schönheit der unschönen Slawin entdeckt hatte. Dieser Lewitzki ward für Somow Tradition, ward Schule, die er entwickelte, vertiefte, verinnerlichte. Und Somows literarische Ahnen waren Lermontow, Puschkin und — irgendwie — Turgenjew.

Schon rein äußerlich: Somow hat für seine Bilder stets nur den slawischen Gesichtstypus verwandt: diese, wenn auch zierlichen, so doch zur Fülle neigenden, gleichsam in Wohligkeit in sich abgeschlossenen Körper, diese durchaus nicht schmalen Köpfchen mit den Kartoffelnäschen, Backenknochen und geschwellten Lippen sind von unverkennbarer Nationalität, sind Lewitzki, Borowikowski, und, in einiger Distanz, als Bäuerinnen vergröbert. Venezianer haben solche Typen bereits um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts gemalt. Nur verleiht ihnen Somow seine eignen tatarischen

Digitized by Google

Theater mit Feuerwerk

Augen. Diese brühwarmen, brütenden, wie von anderen Zonen und einer andern Vergangenheit erinnerungsgeschwängerten tiefbraunen Augen, die er von seiner tatarischen Mutter hat, finden wir immer und immer wieder bei seinen Gestalten. Und gerade dieser Akzent unterstreicht deren Russentum. Was echt russisch ist, das hat wohl so zu drei Viertel tatarisches Blut. Und dies ist das beste Teil dieser Nation. Diese Blutmischung ertönt wie eine üppige Symphonie; sie erklärt das Gegensätzliche, das zu einer reichen Einheit sich gemischt hat, erklärt das Gute und das Böse, das Dunkle und das Flimmernde, die Höhen und die Tiefen, das Auf und Ab, das Müde und das ewig Junge, den Fanatismus und die Sorglosigkeit und die stets sich erneuernde Anmut dieser starken Rasse, die, eine Amalgamisierung verschiedenartigen und verschiedenwertigen Blutes, kurz das, was wir als russisch empfinden.



Handarbeit aus Seide von C. Somow und seiner Schwester Frau Michajlowa

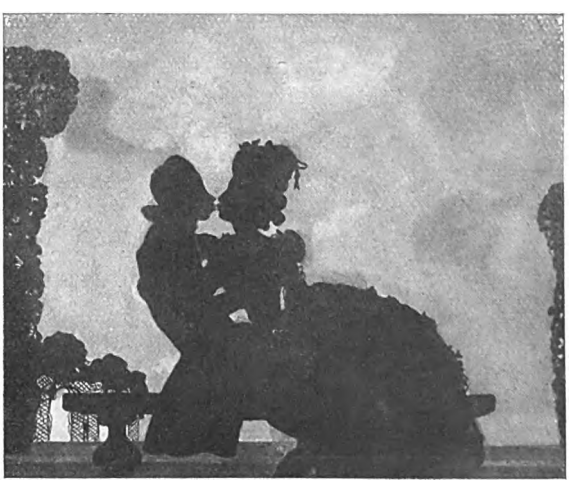
So auch das Wesentliche, das Wesen seiner Welt, seiner Menschen. Nur russisch. Aber nur ein Winkel des Russentums, ein Extrakt, eine Quintessenz. Verschärft, konzentriert, verin-

Digitized by Google

Der Regenbogen

nerlicht empfunden. Das Petersburg als Resultat der Kultiviertheit des nationalen Elements. Der Lebensdurst zu einer Schmerzlichkeit verdichtet. Das Rokoko ist ihm nur Symbol, nur Ausdrucksmittel. Er besingt nicht Leben, Sitten, Kostüm jener Epoche. Er färbt nur seine Welt auf diesen Ton, um deren Stimmung, Charakter, Gehalt plastischer hervortreten zu lassen. Das Kostüm ist französisch, doch die Wohligkeit, die Verwöhntheit, die Innigkeit, die verschärfte, akzentuierte, gesammelte Sinnlichkeit und die aus diesen Elementen sich ergebende, ganz eigne Anmut, eine von Stille, Schmerzlichkeit und Glückseligkeit verinnerlichte Anmut — das alles ist einzig russisch.

All diese angedeuteten Elemente ergeben das Wesen des Erotischen, das durch die Geistigkeit, durch eine besondere Kultiviertheit, durch das Phantasieleben, durch das imaginäre Sichausleben, durch das Verschieben des Zweckhaften, des Unerbittlichen entsteht. Jene zaubervolle, duftende, giftige Blüte, Erotik genannt. Jener Winkel der russischen Natur und Psyche, die Kreuzung des Nordischen mit dem Tatarischen, die Atmosphäre, deren Wärme wir hier heraufbeschwören, ist der fruchtbarste Boden für solches Gedeihen. Somow ist der Meister im Schildern dieser Empfindungsschicht. Und er ist der einzige lebende Erotiker.



Der Kuß. Zeichnung

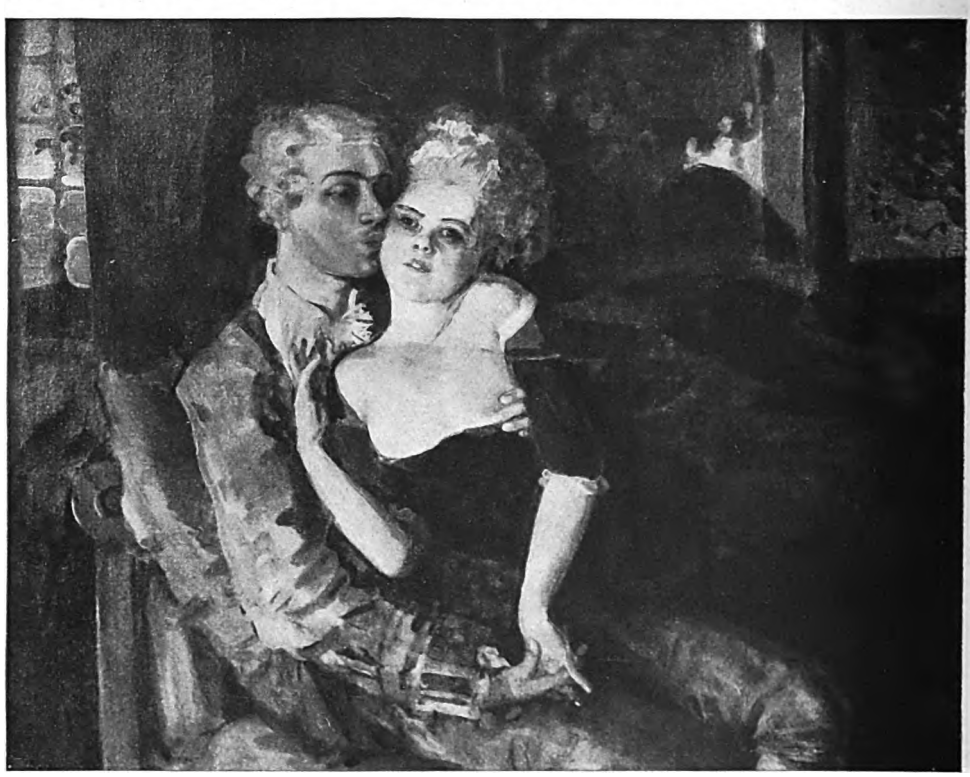
*

So schien Somows Physiognomie für uns fest umrissen. Wie seine Stellung innerhalb der Gemeinschaft der

Digitized by Google

Der Spaziergang. Gemälde

Digitized by Google



Die Jungvermählten

Kunst, wie auch unser Verhältnis zu ihm, unsere, von seinem Wesen befruchtete Liebe zu ihm. Er war ganz wie eins seiner meisterlichen Männerporträts, kalligraphisch peinlichst, säuberlich, ganz holbeinisch gezeichnet, und doch so vollen bewegten, innerlichen, vertieften Lebens. So stand für uns auch sein künstlerisches Antlitz fest. So war er uns, er selber, ein Produkt, ein Repräsentant dieser Geister, der köstliche Zauberer, der Heraufbeschwörer der Geister eines exklusiven, eingeschachtelten Winkels verfeinerten Russentums.

Nun ist das Glück dieses Winkels dahin. Zerstoben, an die Luft geflogen. Die es genossen, die dieses Glück gelebt und die es geliebt, die sind, so oder so, dahin. Das alte Rußland ist weggefegt. Und wohl nur die Tatsache, daß es ein Land ist schier europäisch und doch so absolut entgegengesetzt, jeder Tradition bar und daher von solcher Lebensfrische, nur das erklärt es, daß es so leicht mit allem weggeräumt und nun als Neuland vor uns liegt. Was am Kommunismus, was am sogenannten Bolschewismus ist, wollen wir hier nicht und können wir ja auch gar nicht beurteilen. Dies muß einer kommenden Generation vorbehalten bleiben. Aber das eine wissen wir bestimmt: daß das alte Rußland tot ist, daß nichts von der alten russischen Mentalität übrig geblieben ist, daß wie über Nacht ein neues Rußland entstanden ist,

Die Maske. Porzellan

Digitized by Google

Der Brief. Gemälde

Digitized by Google

Illustration zu einem „Buch der Marquise"

das nichts mehr vom alten weiß, das keine Erinnerung an das Alte mehr hat. Über alle politischen, über alle sozialen Kämpfe hinweg scheint es sich hier um folgendes zu handeln:

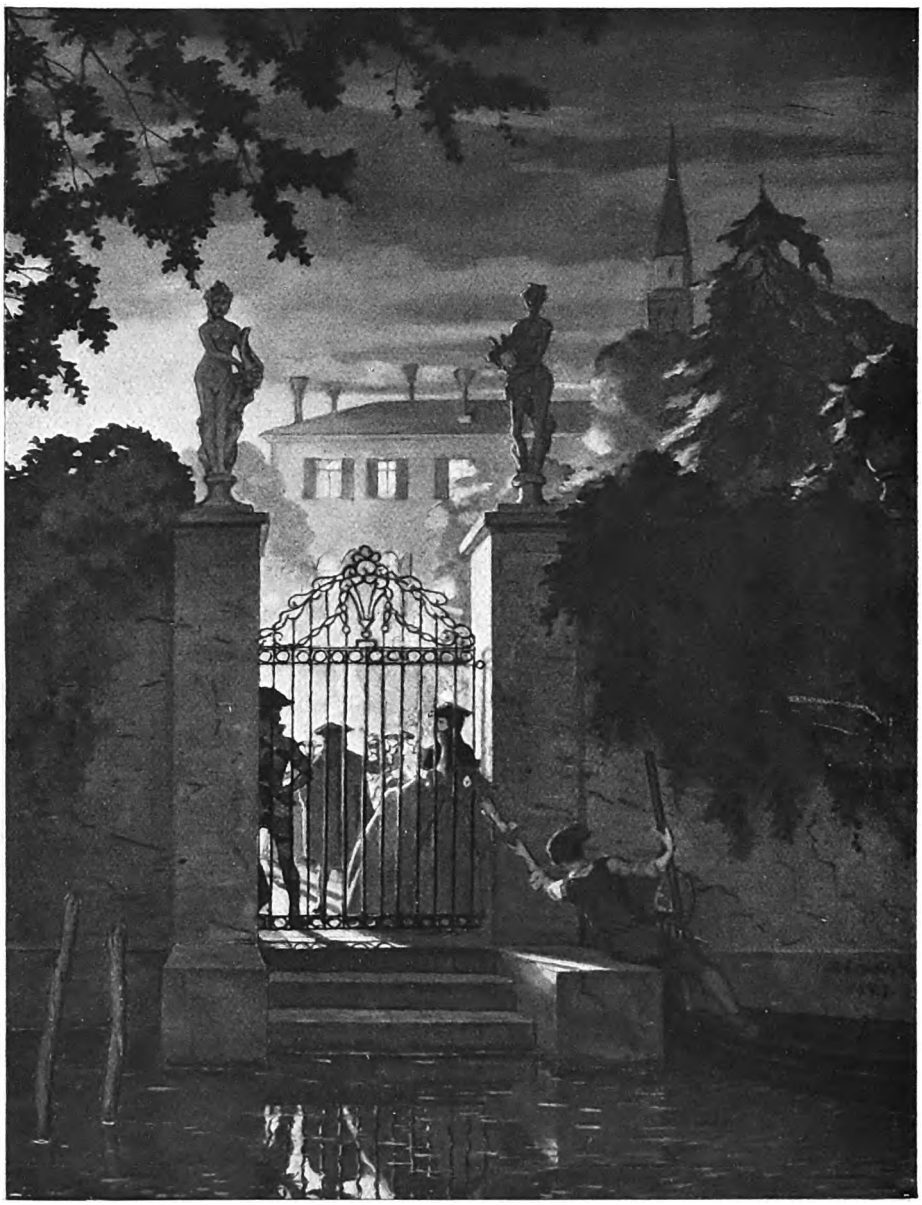
Eine große und reiche Kulturepoche ist daran zu sterben, wie schon eine Reihe schöner Kulturepochen dahin sind. In Rußland hat dieser Prozeß im Handumdrehen sich vollzogen. Äußere und innere Umstände haben diesen Tod beschleunigt. Der unglückliche Krieg war der äußere Anstoß, der innere Grund war — der Mangel an Tradition, der späte Eintritt dieses — man möchte es nennen: selbständigen Weltteiles in die europäische Kulturgemeinde, die ganz geringe Schicht, die um solche Zivilisation wußte, an ihm teilhatte, das Fehlen eines innern Verhältnisses zu dieser Kultur.

Es kommt nicht darauf an, daß Rußland auf den Kommunismus hinauswill. Ob es ihm gelingen wird, können wir nicht beurteilen. Aber dies dünkt uns sicher: es hat bereits eine neue Mentalität geschaffen und

Digitized by Google

Im Walde. Gemälde

Digitized by Google



Venezianisches Fest. Gemälde

bereitet eine neue Kulturepoche vor. Und das Charakteristische ist, daß das andre Reich, das zwar am ausgesprochensten kapitalistisch ist, doch gleichfalls jeder Tradition bar, — Amerika, auf das nämliche Ziel zustrebt: die Vorbereitung einer neuen Kulturepoche.

Sobald wir nun solche Zusammenhänge zu ahnen und solche Erscheinungen zu deuten beginnen, erscheint die Rolle und die Bedeutung von Somow uns in einem andern Lichte. Und in mancher Hinsicht gerade entgegengesetzt dem, wie wir bisher ihn wähnten. Er, der bisher uns als der Persönlichste, als der Intimste, der ganz abseits in sich Eingesponnene galt, er wird uns plötzlich zum Träger der Mentalität, ja, zum Symbol eines großen geschichtlichen Zeitabschnittes. Er hat den idealen, idealisierten Ausdruck der gegenwärtig absterbenden Kulturepoche gefunden. Der Stempel, den wir ihm auf-

Digitized by Google

gedrückt haben, den des malenden Sängers der russischen weiblichen Anmut, der slawischen Erotik, der Kreuzung des achtzehnten Jahrhunderts und der Petersburger Romantik erscheint uns nur noch als kleines Detail, als persönlicher Akzent, als feine Färbung, was wenig ins Gewicht fällt angesichts der Tatsache, daß Somow einen Strich gezogen unter zwei Jahrhunderte des europäischen geistigen und wirtschaftlichen Lebens. Und gerade weil er ein so persönlicher, konzentrierter, in sich abgeschlossener Künstler ist, der nie Konzessionen gemacht, gerade deshalb erhebt er sich zum Repräsentanten einer ganzen Epoche.

Der Maler der großen Liebe, der kleinen Verliebtheiten, der intimen Lust. Der Schwärmerei, der Innigkeit, der verzückten Glückseligkeit! All das, was wir als das Höchste empfanden, als feststehende Begriffe von Beglücktheit, als das Erstrebenswerteste des Seins, als Gesetz, von der Natur diktiert, erscheint uns nunmehr als der Ausdruck einer verhältnismäßig kurzen, wenn auch bedeutsamen Epoche der christlichen Zivilisation, als Mentalität einer gewissen Gesellschaftsschicht, der Aristokratie und in der Folge einer aristokratisierenden Gesellschaftsschicht. All die Köstlichkeiten der Somowschen Welt erscheinen uns nur noch als ein Stück Zeitgeschichte, empfunden und gesehen durch das Temperament, den Geist, die Nerven eines ganz besondern Künstlers. Alles, was uns an seiner erträumten Schönheit be-

Winterspaziergang. Gemälde

Digitized by Google

Die Schläferin. (Sammlung Lukjanow, Paris)

rückt, wird uns zu historischen Dokumenten. Was uns der Poesie, der heimlichen Süße, des Zauber voll war am Somowschen Ausdruck, das wird man dereinst sachlich und teilnahmlos bezeichnen als eine Phraseologie, die jetzigen Propagandareden entlehnt scheint.

Mit verliebtem Entzücken und der Gier eines besessenen Sammlers genießen wir die schmerzliche und befreiende Anmut der Somowschen Frauenhände. Diese Händchen umkosen, liebkosen unsere Einbildungskraft und sie werden uns zum Symbol, zum reinsten Ausdruck unserer Vorstellung vom unendlich ewig Weiblichen. Der Weiblichkeit, die in Rußland in Reinkultur sich findet. Alle Zärtlichkeit und Zartheit, alle Güte, die unerschöpfliche Gabe des Liebkosens und das unersättliche Bedürfnis nach Liebgekostwerden, das spielerisch Verspielte, das Andeutende, das Winkende und Sehnsüchtige, all dieses und noch viel mehr trillern, jubilieren und schmachten diese Fingerchen.

Aber dereinst wird man etwa so sagen: Schon die Frauenhändchen, die Somow, der Meister jener Epoche, mit so viel Raffiniertheit porträtierte, geben ein getreues Bild jener verflossenen und uns so gänzlich unverständlich gewordenen Kultur. Das waren die unnützen Händchen der Frauen, die man damals Damen, Dämchen und Halbdamen nannte, Frauenhände, die keine Arbeit kannten, keinen Sport, keinen kameradschaftlichen Druck. Sie griffen gierig nach allem, was Luxus hieß und der größte Luxus waren sie selber. Einen großen Teil der Zeit vertrödelten sie auf ihre Pflege, die übrige Zeit vergeudeten sie entweder auf lockende Gesten, die ihre müßige, überhitzte Einbildungskraft unterstützten, oder sie zwangen den Mann zu zeitmordenden, absolut unfruchtbaren Tändeleien, die unserer Generation läppisch erscheinen, und bei aller Zerbrechlichkeit, Zärtlichkeit und Empfindsamkeit scheinen sie in ausgeklügelten Liebesspielen sehr erfahren und von heimlicher Lasterhaftigkeit. Diese Händchen verstanden es mit einer, viele Generationen hindurch geübten, gewitzigten Geziertheit, die damals für ungemein schön galt, Büchlein zu halten, welche, je nach dem Geschmack des betreffenden Zeitabschnittes, entweder von breitgetretenen, langweiligen Liebessentimentalitäten troffen oder ewig von denselben Liebesintrigen erzählten. Es waren die Frauenhände, die durch jahrhundertelange Untätigkeit verkümmert waren, nichts kannten als locken, necken, winken, nichts als das ewige Spiel treiben zwischen abwehren und gewähren; sie trugen alle Merkmale des Verfalles, und sie glichen ganz den Orchideen, die, auch genau wie die Händchen dieser Damen, in der Treibhausluft gediehen. Das war wohl auch der Grund, weshalb man gegen

Digitized by Google

Der Spaziergang

Digitized by Google

Frühling. Gemälde

Ende jener Epoche diese absurden, und, man möchte sagen, affektierten Blumen, deren Zucht in Europa aufgehört hat, so ins Herz geschlossen. Ja, es war eine Treibhausatmosphäre. Und nur in solcher schwülen Luft konnten die Gefühle, die Stimmungen, die Phantastereien, die Lüste am Quälen und Gequältwerden, all das Verborgene, Verbogene, Verschrobene gedeihen, der heimliche Kult des Müßigganges und jene mit solcher Verzücktheit geradezu selbstmörderisch gezüchtete Krankheit der letzten europäischen Generationen, die „große Liebe" genannt. Die krankhafte Überwucherung der Empfindsamkeit, die Inzucht der Gefühle, der unterdrückte Instinkt für das Zweckmäßige, Gesunde, das sich Erneuernde, mag ja, wie so manches Kranke, seine bedingte Schönheit, sein bedingtes Glücksgefühl herauskultiviert haben. Somow, der diese Gefühlswelt am prägnantesten präzisiert hat, hat auch für die ganze Mentalität eine geistvolle und erschöpfende Formel gefunden. In diesen Tönen werden wohl zukünftige Generationen besingen, was uns bewegt hat. Und als Revolutionär dürfte wohl gelten, wer die Schönheit und die Seligkeit der Somowschen Welt wieder heraufzubeschwören unternehmen wird.

Digitized by Google

Im Blütenflor. Von Paul Vetterli

Der Star flog fort und kam wieder,
Er hat sich den Frühling geholt. —
Nun sind die Weiden voll Silber,
Die Wipfel der Espen voll Gold.

Das Bächlein plaudert so munter,
Es hat heut den Frühling erspäht,
Und tausend winzige Sonnen
Sind über die Wiesen gesät. —

Ich wandre singend durchs Grüne,
Ich habe den Frühling gesehn!
Mit Blumen sah ich dich wandeln,
Im Blütenflor sah ich dich gehn!

Am Wasser (Mark). Von Josef Maria Frank

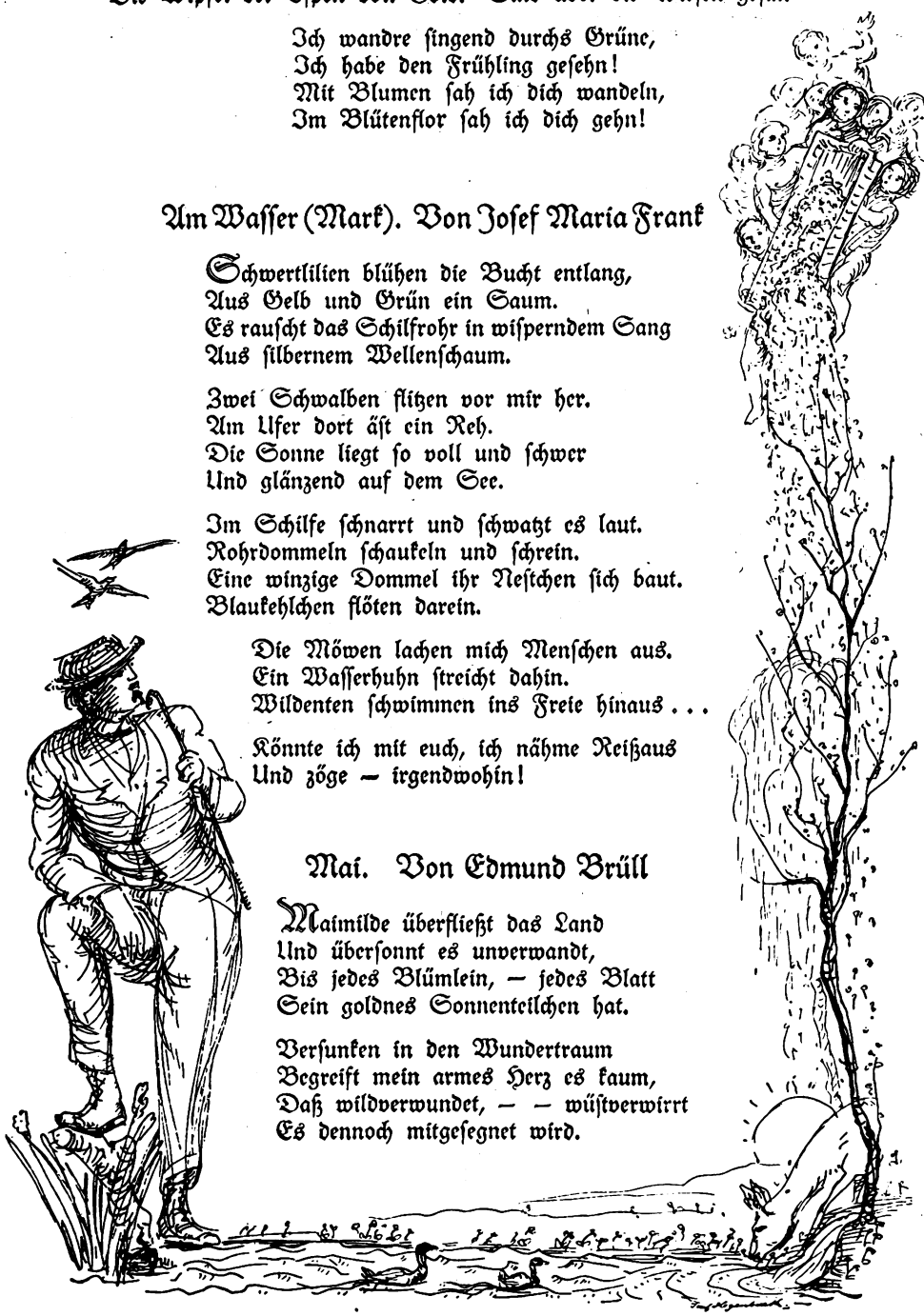
Schwertlilien blühen die Bucht entlang,
Aus Gelb und Grün ein Saum.
Es rauscht das Schilfrohr in wisperndem Sang
Aus silbernem Wellenschaum.

Zwei Schwalben flitzen vor mir her.
Am Ufer dort äst ein Reh.
Die Sonne liegt so voll und schwer
Und glänzend auf dem See.

Im Schilfe schnarrt und schwatzt es laut.
Rohrdommeln schaukeln und schrein.
Eine winzige Dommel ihr Nestchen sich baut.
Blaukehlchen flöten darein.

Die Möwen lachen mich Menschen aus.
Ein Wasserhuhn streicht dahin.
Wildenten schwimmen ins Freie hinaus . . .

Könnte ich mit euch, ich nähme Reißaus
Und zöge — irgendwohin!



Mai. Von Edmund Brüll

Maimilde überfließt das Land
Und übersonnt es unverwandt,
Bis jedes Blümlein, — jedes Blatt
Sein goldnes Sonnenteilchen hat.

Versunken in den Wundertraum
Begreift mein armes Herz es kaum,
Daß wildverwundet, — — wüstverwirrt
Es dennoch mitgesegnet wird.

Digitized by Google

Marie Duchanin und der Weg in die Eiszeit

Roman von Juliane Karwath

Fortsetzung und Schluß

Frau Söderland gab dem Brautpaar ein Diner. Sie hatte ihre gleichsam entfernten Blicke dabei, obgleich es ein echt hanseatisches Zusammensein war. Wilhelm Hayessen sah gut aus. Nichts fehlte an ihm. Und wie es schien, war Constantine schon vollkommen einem Milieu angepaßt, von dem sie noch vor einem halben Jahre nichts gewußt hatte. Sie wäre Polin geworden. Und wurde jetzt Hamburgerin.

Marie war nun wieder allein. Die sieben grünen Türme, das steile Bild der Stadt, die Amseln waren wieder für sie allein. Und ihre Welt, in der es nun einmal nichts von der einfachen Mechanik gab, die Constance beherrschte.

Die Wulffen war wieder Tage und Wochen krank, schickte Billetts durch das bodenlos treue Mädchen, hatte vierzig Grad Fieber und kam schon am nächsten Morgen keuchend und verspätet mit dem Rade. Sie übergab Marie alle Geschäfte, seufzend, aber mit aller Zuversicht in sie, und war schon am übernächsten Tage wieder da mit unerhörtestem Mißtrauen, argwöhnisch, rasend, alles verdammend, Marie vor den Kleinen und ihren Müttern bloßstellend, schrie und schlug auf die Tische, suchte eine verlegte Kleinigkeit mit deutlich mißtrauischen Seitenblicken aus ihren rollenden Augen auf Marie, hielt den Kleinen einen Vortrag über Hygiene und schenkte Marie nachher beim Fortgehen einen kleinen Apfel.

Sie verhandelte mit dem Patronat des Heimes über eine Reform der Ehe, erklärte sich bereit, einen Vortrag über Säuglingspflege zu halten und war am verabredeten Abend weit draußen mit ihrem Rade auf der Düne. Sie erschien mit glühenden Wangen und erstaunlich gut aussehend wie ein französisches Ahnenbild aus dem Directoire, schwamm in Seligkeiten, überließ Marie den ganzen Betrieb mit unbestimmten, überaus geheimnisvollen Hindeutungen und kam schon am nächsten Morgen mit allen Schatten der Haare über der gewalttätigen Oberlippe, grau und verfallen in das Heim, wo sie nun auf einmal unaufhaltsam arbeitete.

Sie kam spät, aber fand kein Ende, hielt die Kleinen alle Tage länger fest. Die Mütter kamen, pochten, fragten; Amadea Wulffen ließ ihre Schützlinge nur zögernd ziehen.

Eines Tages kam sie schon in aller Frühe. Marie erschrak, als sie, in Träumen durch den schwanken Sommerschatten der Alleen wandernd, in den Räumen mit dem wohlbekannten Pitschpine- und Ölgeruch die Wulffen mit aufgerissenen düstern Augen herumfegen sah. Sie begann gleich, als die ersten Kleinen gebracht wurden, sie hielt durch, sie hörte nicht mehr auf. Der Vormittag kam, sie hatte keinen Aufenthalt; der Mittag nahte, sie hörte nicht auf; der Nachmittag senkte sich, Fräulein Wulffen war noch immer im Schwunge. Die Kinder wechselten, weinten, die Hausmannsfrau kam mit blöd staunendem Gesicht, die Mütter fragten, schon der Dinge gewiß. Die Wulffen vertröstete sie, sie gab die Kleinen noch nicht her, noch immer nicht! Noch eine Stunde! Die Kinder weinten, die Mütter kamen wieder, die Amseln sangen längst nicht mehr: die Wulffen raste mit den Kindern, den letzten Kleinen, in wildem Hexentanz im Kreise.

Dann brach sie im Blutsturz zusammen.

Von der weinenden Mutter, dieser Riesin, von der so viele ausgegangen waren, erfuhr Marie die Tragödie dieser einen Gescheiterten. Das Unglück hieß ein Jahr, eine Zahl, ein Alter. Noch verstand Marie nicht, was achtundvierzig Jahre für die Frau bedeuten.

Für Amadea Wulffen war dies Jahr der Absturz gewesen.

Der Vorstand kam überein, das Heim, das wenig Glück gehabt hatte, wieder aufzulösen. Marie hatte also keine Gelegenheit, ihre eigenen Kräfte auf diesem Felde nun unbehindert zu versuchen.

Die Konsulin wollte reisen. Es ging nicht mehr nach Ostasien, nicht nach Marokko, nicht nach Griechenland, aber nach der Schweiz, wie es schon ein wenig Gewohnheit geworden war. An der Ausreise ihres Sohnes nahm sie nur den notwendigsten Anteil.

Als das Heim aufgelöst war, fragte sie Marie, ob sie mit ihr gehen wolle?

Es war eine kleine Frage, fast kühl gestellt. Marie wußte aber, was sie hieß. Vor ihr hob sich, was sie lang gewünscht hatte, doch ... noch. Vor ihr lag eine Art des Weges, den sie hätte gehen können. Ein Weg, der über die einfachsten Notwendigkeiten des Lebens, Dach und Wärme, um ein weniges hinausführte. Vor ihr lag, nach vieler Müh-

Digitized by Google

sal, inmitten der Entgötterung, ein Weg und — eine Seele. Und Rom, vielleicht Paris und Griechenland.

Aber Marie Duchanin sagte nein. Von nichts anderem beeinflußt, wie es schien, als von der Erzählung jener Schwester, die damals von Posen mit ihr gefahren war, suchte sie sich, blindlings ins Dickicht brechend, einen anderen Platz.

Dritter Teil

Marie saß in der dritten Klasse der Bahn, und entlegen war See und Küste, blondes Land und sieben grüne Türme.

Als sie in der Morgenfrühe noch in der Allee erwacht war, als die Wirtin pochte, war sie, auf einmal erkennend, aufgefahren: Wie, ich soll von hier fort? Wie komme ich darauf? Warum? Wozu? Draußen wehen die Linden, trabt das schwarzbunte Vieh, das Totentanzmotiv klingt vom Turme, alles ist meine Welt, meine erworbene, feststehende Welt, Welt mit Menschen, wie komme ich dazu, fortzugehen? Warum machte ich das alles? Was trieb mich? Was treibt mich?

Sie sah sich um, sah jedes Stück im Raume, hier hatte sie gelebt, ihr Brot erkämpft, ihr Haupt war unter Dach gewesen, zum erstenmal geborgen und nun, o, Unverständlichkeit, trieb es sie hinaus.

Die Konsulin war von diesem Abschied nicht mehr berührt. Sie war vorher abgereist.

Marie hatte ihren neuen Aufenthaltsort nicht auswählen können. Von der Erzählung der mitfahrenden Schwester geweckt, die Apothekerin war, hatte sie den Entschluß gefaßt, selbst Apothekerin zu werden. Ein Studium schied aus, aber auch so war nach drei Ausbildungsjahren doch eine gute Gehilfenstellung zu erlangen. Sie konnte Latein, das war viel wert.

Endlich fand sich ein Apotheker in einer in der Nähe des Harzes gelegenen kleineren Stadt, der diesen Versuch wagen wollte. Obgleich die Welt vom Feldgeschrei der Frau widerhallte, gab es kaum schon Apothekerinnen.

Es war das Deutschland des Glanzes, das hohe Deutschland. Musik war auf den Bahnhöfen, Turner zogen, Soldaten, Matrosen stiegen ein und aus, viele fuhren in die Bäder, aus den Städten grüßten frische Häuserfronten, und auf den Bahnsteigen, von den Kellnern übertrabt, war bis zu den Briefkasten hinab, in denen die Ansichtskarten sich häuften, alles neu gemalt. Musik. Musik — aber wo war der dunkle Soldat aus Posen? Dahin —?

Marie dachte: ‚Sieh, ein freundlicher Empfang.'

Frühling in einer fremden Stadt.

Im Strome heimkehrender Sonntagsausgeher wanderte sie, bis sie an die Apotheke kam. Da war der Name „Bergapotheke", obgleich von Bergen nichts zu sehen war. Aber hoch war das Haus, ein großer, eckiger Bau, neu von oben bis unten. Es lag an einer Art Platz, der in große Straßen führte, nichts als Straßen waren ringsum, neue, stattliche, breit und gerade gezogen, durch die Marie lief.

Am anderen Morgen trat sie zum erstenmal anders in eine Apotheke, denn als Kundin. Lehrgeld wollte der Apotheker Voelkel nicht, sondern, das war es, weshalb sie auf sein Angebot eingegangen war: sie bekam gleich eine kleine Summe, nicht viel mehr als bei der Wulffen, von der mußte sie leben.

Der Raum überfiel sie fast mit dem Glanz von Glas und polierten Regalen, und der Apothekengeruch war fast von den Gerüchen der Farben, Lacke und des Linoleums überwältigt. Ein schöner, junger Herr befragte sie, und, während sie fühlte, daß Aufmerksamkeit und Erwartung von verschiedenen Seiten schweigend nach ihr zielten, führte er sie über einen Torweg in das Privatkontor.

Herr Voelkel, sie verbindlich begrüßend, sagte in leisem Tone, daß er Fräulein Duchanin schon gestern erwartet hätte. Sie erklärte, daß sie spät angekommen sei und nicht mehr gewagt hätte, in die Apotheke zu treten, zumal sie nicht gedacht hätte, daß sie ihn vorfinden werde. Er aber sagte in einem bedachten und zuverlässigen Tone, daß er fast stets in der Apotheke zu finden sei. Er habe viele Arbeiten, zu denen er manchmal den Sonntag am besten benützen könne.

Voelkel war ein Mann in mittleren Jahren, der Jugend noch näher, als sie nach der glatten und sanften Linie seiner Schrift erwartet hätte, aber ein wenig versonnen und mit den sehr tiefliegenden Augen des Grüblers. Lebhaft gemacht schien er durch die augenblickliche Situation: er hatte erst vor wenig Tagen dies neue Haus bezogen, und die Apotheke war nach längerer Zwischenexistenz hierher übergesiedelt. Er war stolz auf den Bau, der sicherlich viel Geld gekostet hatte und dies Unternehmen, das für die Verhältnisse zweifellos hervorragend sein mußte. Er sagte, daß er wegen der Ausdehnung des Geschäfts beschlossen habe, eine weibliche Kraft anzunehmen, war aber etwas betroffen, als sie ihm andeutete, daß sie auf Bureautätigkeit nicht rechne, sondern durchaus Apothekerlehrling sein wolle. Er versprach, sie anzuleiten und zeigte ihr das andere Kontor, in dem eine Dame arbeitete,

Digitized by Google

reif und schon etwas grauhaarig Fräulein Majorie Lukas, die Lagerräume, das Laboratorium, das er noch zu vergrößern gedachte, öffnete die Tür der Offizin und bat die Angestellten in das Privatkontor.

Sie kamen, nur einer verspätete sich, jener schöne, junge Mensch, der sie zuerst empfangen hatte; Marie erschrak beinahe, als sie seine gewaltige und kühne Schönheit sah, er konnte einer der Riesensöhne der Vorzeit sein und trotz seiner braunen Mähne ein germanischer Held.

Die anderen Herren waren älter, der Provisor, lang, kahlköpfig, etwas vorgeneigt, hatte eine ironische Ablehnung Mariens im Blick; der andere, ein Rotblonder aus Oberschlesien, starrte treuherzig und erstaunt; der dritte, mit Schmissen, korrekt und verbindlich, war ein Herr aus Leipzig. Die Damen aber, die Buchhalterin und die Kassiererin, sprachen — Marie durchfuhr es — die vulgäre Sprache der Gegend. Der Hausmann stand neugierig im Hintergrunde, ein dürrer Mensch mit der Vertrautheit solcher Exemplare. Seine Frau war auch für die Apotheke tätig, sie wohnten im Hause.

Herr Boelkel stellte Marie vor, Name und Bild glitt an ihr vorüber, dann löste sich der Kreis, und der Chef führte Marie hinauf zu seiner Frau, die aber ausgegangen war.

Er verabschiedete sich nun, Marie ging die linoleumbelegten Stufen hinab aus diesem Hause und fand die Zeitungsstelle.

Als sie die Anzeige eben aufgeben wollte, hielt eine junge Dame sie an und fragte, ob sie eine Wohnung suche? Jawohl, möbliert ... und das junge Mädchen, schön und damenhaft, führte sie nach kurzem Wege zwei Treppen empor, und Marie war bald in einem Kreise älterer Mädchen, die auf sie eindrangen und ihr das kleinbürgerliche Zimmer zeigten. Die junge Dame verabschiedete sich, sie wollte nach München. Zu Marie sagte sie noch mit einem kleinen Lächeln, daß sie fliehe, fliehe, fliehe ... Damit war sie fort, und Marie dachte: ‚Dies wäre etwas für mich gewesen. Dies Mädchen gefiel mir.'

Von allem anderen aber wußte sie noch nicht, was ihr gefallen hatte.

*

Der Vater der Fräulein war Schmetterlingssammler gewesen, und wohin man in dieser Wohnung kam, überall hingen gerahmte Schmetterlingsleichen. Die Fräulein waren nicht weniger verwittert. Marie spähte wohl nach ihrem Leben, konnte aber nichts Nennenswertes entdecken, außer dem, daß sie sie auf das lebhafteste auszufragen versuchten. In der kurzen Zeit, in der Marie schon in der Wohnung war, hatte schon ein geräuschvolles Damenkränzchen darin getagt.

Marie war von ihrer neuen Tätigkeit in Anspruch genommen. Das war etwas anderes, als die wenig geglückte Existenz bei der Wulffen, anders als die Beschäftigung mit den Kindern der anderen; dies war Geist, die einzige Stufe, über die sie in die verlassenen Bezirke des Geistigen emporbringen konnte, in denen sie die werden konnte, die sie noch nicht geworden war. Dickicht war noch in Marie, undurchdringliches Dunkel; sie horchte hin und horchte her ... nur das eine fühlte sie: Diese Jahre waren nichts als Spähen nach dem Versunkenen gewesen, und jetzt war, selbsterrungen, Hoffnung da, daß sie es wiederfand.

Wenn sie hier ausgelernt hatte und Gehilfin war, so konnte sie vielleicht in eine größere Stadt, vielleicht in eine Universitätsstadt. Vielleicht auch den Soldaten, Artillerieoffizier, wiederfinden? Leben war noch einfach in ihr.

Am meisten war Marie zunächst bei dem Handverkauf festgehalten. Noch immer fesselten sie die Menschen, die an die Glasplatten des Ladens kamen und ihre vielfachen Wünsche und Anliegen, wobei sie mancherlei überraschende und zuweilen auch unerhörte Einblicke in die menschliche Welt tat. Ringhaus, der Provisor, hatte dabei ein gewisses ironisches Lächeln über Marie.

Nun, es würde schon kommen. Es war erst Anfang, erst jetzt begriff sie, was Apothekerarbeit eigentlich war und umfaßte, welche Vorsicht und Umsicht, welches Wissen und welche Verantwortung dazu gehörte, und, dies war ihr mit das Anziehendste: Welch eigentümlich starker Faden von Vergangenheit und Überlieferung sich noch immer durch den modernen Apothekerbetrieb zog.

Von den anderen, vor allen von den Damen, hörte sie manche Geschichte. Zunächst von den verschiedenen Ärzten der Stadt, wobei vor allem ein Doktor Grassau genannt wurde, der oft in die Apotheke kam, und von der zweiten Apotheke, in der vor einigen Jahren ein schweres Versehen geschehen und eine Patientin vergiftet worden war. Aus diesem Grunde hatte sich alles Geschäft noch mehr auf die Bergapotheke vereinigt, und Herr Boelkel war auf dem Wege, ein sehr reicher Mann zu werden. Dazu kamen die Spezialitäten der Firma, die unter Boelkels Namen in die Welt gingen und an deren Ausgestaltung er noch immer arbeitete.

Es kam die Einladung, auf die Marie schon vorbereitet worden war. Alle Angestellten waren geladen, mit Ausnahme desjenigen, der den Nachtdienst hatte.

Digitized by Google

Marie ging mit der Buchhalterin Lukas die bisher nur flüchtig betretene Treppe empor, unwillkürlich mußte sie daran denken, wie sie einst zum erstenmal den Fuß in das weiße Haus der Konsulin gesetzt hatte, vor dessen Tor die schmale Blutbuche stand.

Hier war ein gut ausgestatteter, aber durchaus bürgerlicher Vorsaal, dabei das Mädchen der Apothekerin, das trotz aller Aufmachung nicht das an sich hatte, was Marie von anderswoher am Personal kannte.

‚Andere Welt ...' schlug ein kleines Hämmerchen in ihr, als sie in die Zimmer kam. Es war Ordnung da, Gepflegtheit, Wohlhabenheit, vielleicht sogar Reichtum, aber alles auf einer völlig anderen Linie gelagert. Dazu die Erscheinung der Frau, die zierlich und dunkelhaarig, fast mehr mit sich und ihrer eigenen Herausstellung beschäftigt war, wie es für Augenblicke scheinen konnte. Sie war aber allerliebst, von der größten Heiterkeit und Offenheit, voll zärtlichster Neigung für ihren Mann, was für sie einnahm. Marie ließ sie, nachdem sie sie kurz betrachtet hatte, ziemlich beiseite und unterhielt sich voll herzlicher Liebenswürdigkeit mit den Herren.

Marie sah sich um: ja, das waren die Herren Akademiker, mit Haltung, einige sogar mit sehr guter Haltung, aber die Damen, Majorie Lukas und die Kassiererin, auf die Marie angewiesen schien?

Als es zu Tische ging, führte der Provisor Ringhaus die Hausfrau, der Chef aber die Lukas. Marie hatte als Nachbarn den Oberschlesier, der ihr in etwas rauher Art vom Osten berichtete, nachdem sie ihm erzählt hatte, daß sie dort geboren sei. Wie entlegen. Wie entlegen.

Marie horchte nach dem Chef hin, von dem sie annahm, daß er sich mit Majorie Lukas kaum sonderlich unterhalten werde, aber was sie vernahm, ging glatt und eben über Geschäftssachen. Frau Voelkel aber sprühte vor Heiterkeit.

Das überaus reiche, aber sehr bunt dekorierte Porzellan fiel Marie auf, und Majorie, die das bemerkt hatte, sagte breit über den Tisch hinweg, daß Frau Voelkel noch viel schöneres hätte.

Marie dachte: ‚Jawohl, dies ist die zweite Garnitur und wir im ganzen sind es auch ...' sie vernahm, daß Ringhaus von den Voelkels noch besonders eingeladen wurde ... und in ihr wuchs das Verlangen, sich der Frau als die zu zeigen, die sie war.

Es kam ihr zurecht, daß einer der Herren zufällig davon erzählte, wie seltsam es sei, eine fertige Lateinerin im Kollegium zu haben ... wenn auch jede in der Apotheke tätige Person eine gewisse Menge der Fachausdrücke sich angeeignet hatte ... und Marie erzählte, aber es glitt unter den Tisch, die Hausherrin achtete nicht darauf. Es waren andere Zeiten noch als jetzt.

‚Sie muß doch einmal mit mir reden,' dachte Marie, die junge Frau beobachtend, aber es dauerte lange, bis sie den Blick auf sie richtete und nach ihrer Unterkunft fragte.

So, bei den Fräulein Goldermann? Nun, das waren ausgezeichnete Damen, bei denen Fräulein Duchanin gut aufgehoben war. Keine nähere Frage nach Mariens Familie, kein Wort, das näher drang, und doch konnte das nicht Hochmut und Zurückgezogenheit sein.

Marie glaubte niemals klarere, herzlichere, kindlichere Augen gesehen zu haben, als die tiefhellgrauen der jungen Frau.

*

In der Apotheke hatte Marie jetzt, wo der Frühling vorschritt und die Herren nacheinander auf Urlaub gingen, meist den Handverkauf zu besorgen. Noch immer gab es die kleinen, interessanten, lautlos hingenommenen Beobachtungen, und für sie manche Aufmerksamkeit. Erst eine geflüsterte Bemerkung der Kassiererin machte Marie stutzig: „Die Herren wollen alle von Fräulein Duchanin bedient sein."

War das so? Sie hätte es sich nicht denken können, aber es schien zuweilen, als ob die Kundschaft der Bergapotheke in der Hauptsache aus Herren bestünde, die jede Gelegenheit benutzten, um Einkäufe bei ihr zu machen.

Marie dachte manchmal: ‚Wissen diese Leute,' sie meinte die Herren, ‚vielleicht, daß ich ... Latein kann? Hat man in der Stadt herumerzählt, daß ich für diesen Ort beinahe ein ... „gelehrtes Frauenzimmer" bin?' Dann aber ward ihr die Erklärung ein wenig anders, als sie, abends aus dem Hause tretend, Herren begegnete, die kurz zuvor in der Apotheke gewesen waren, sie ansprachen und ihr nicht anders begegneten, als irgendeinem Ladenfräulein.

Einen der Herren traf sie eines Tages in der Kunstausstellung des Ortes, einer Privatveranstaltung der kleinstädtischsten Art, und er, ein junggesellenhafter Bekannter des Apothekers, fragte auf sie zutretend: „Fräulein wollen Kunstbilder besehen?"

Wie mit Buntfeuer beleuchtete er seine eigene Welt, aber auch anderes stieg für den Augenblick ins Licht, Gefühltes offenbarte sich, Geahntes wurde wahr; sie entwich ihm schnell, ging auf die Straße, und, während das Bild der alten nordischen Stadt mit den sieben Türmen vor ihr aufstieg, dachte sie, emporblickend, auf einmal betroffen: ‚Die Stadt hat ja gar keine Türme?'

Immer noch der Weg des Morgens, nicht

Digitized by Google

unter Alleebäumen, sondern durch Straßen, alles war Straße in dieser Stadt, nach dem stattlichen Eckbau an der Kreuzung, mit dem Schild und den hohen Scheiben. Und abends der Rückweg, alles war Straße, in das Heim der Jungfern und zu den toten Schmetterlingen. Sie dachte: ‚Dieser alte Mann kann unmöglich mit lebenden Schmetterlingen etwas zu tun gehabt haben.' Sie war noch sehr jung. Denn dabei schwebte ihr etwas vor, das, wie sie fühlte, in diese Welt hier nicht gehörte.

Einstweilen blieb es noch immer beim Verkauf oder bei belanglosen Arbeiten im Laboratorium. — Sie hatte gedacht, bald mit dem jungen Volontär in einer Reihe zu stehen, ... im nächsten Jahre sollten sie bei einem alten Apotheker in der Nähe gemeinsam Unterricht in Botanik, Physik und Chemie erhalten ..., aber dieser schöne Junge sah Marie ostentativ nicht. Obwohl sie fast in gleicher Lage waren und ihre Vorbildung die gleiche war, hielt er sich zu den Herren und ward von ihnen ganz anders angenommen und herangezogen wie Marie. Die Herren, Apotheker vom alten Stil, Familienväter, Geschäftsleute, standen dem Versuch Voelkels mit ironischer Zurückhaltung gegenüber, und der selbst war zu sehr mit seinen eigenen Arbeiten beschäftigt, um ihr immer zur Seite zu stehen. Nach kurzen Anläufen, die auf ihre wiederholte Bitte geschahen, fiel er immer wieder in seine Gleichgültigkeit zurück.

Die beiden Mädchen aber, Majorie und die Kassiererin, bemühten sich, Marie immer mehr an die Arbeiten zu ketten, die von ihnen, mit Unterstützung der Hausmannsleute, mitbesorgt werden mußten, das Defektieren, die Feststellung dessen, was bestellt werden mußte, das „Einfassen", die Aufnahme des Neuen, und alles, was dazu gehörte, das Etikettieren und Dektieren ... mit welchem Stolz schauten sie auf die vielen Fältchen, die sie in die kleinen bunten Papiere zu brechen verstanden, die zu den Arzneiflaschen gehörten, es war ihr Ehrgeiz. Aber nicht der Mariens.

Die Einladung war nicht wiederholt worden. Frau Voelkel war öfters in der Offizin, scherzte und neckte sich mit Ringhaus und den anderen Herren oder schwatzte mit dem Doktor Grassau, der schroff und rücksichtslos seine Bestellungen über die Glasplatte rief, es war immer eine muntere Runde um sie, aber Marie schenkte sie keine Beachtung.

Wenn die abends heimkam, war sie einsam.

Frühling in einer fremden Stadt.

Einmal hatte sie versucht, die Mädchen näher kennen zu lernen. Die Kassiererin hatte ein „Kränzchen", in dem mit verteilten Rollen gelesen wurde, nur eines gewissen Anstriches halber, nachher ging es um Klatsch und Kleider, vornehmlich um den Apothekenklatsch. Es gab, wie Marie versichert wurde, viele interessante Geschichten, die Stadt steckte voll davon.

Marie versuchte es bei Majorie, die so viel älter und majestätischer war, aber sie fand dort ebensowenig Boden. — Alles, was Marie erfüllt hatte, war dort nicht einmal im Gesichtskreis, es fiel einfach wie in einen bodenlosen Schacht. Majorie schwieg, wenn Marie wirklich noch einen besonderen Vorstoß machte.

Es war fast sonderbar, jetzt an die Katterfeld und Chrischowa zu denken, noch sonderbarer als in dem Heim in der Allee, und, o, an die Konsulin zu denken, an die anderen Frauen, die ihr begegnet waren, an die lebendigen Interessen, die sie erfüllt hatten, davon wußte man hier nichts. Von ihr selber, Marie, wußte man hier nichts, und sie konnte sich auch nicht bemerklich machen. Denn wohin gehörte sie, die sich doch nach eigenem Willen hierher verlaufen hatte? Sie ging durch die Straßen, von denen jede gleich hoch, gleich grade, zum Verwechseln gleich war. Es war eine Bürgerstadt, die Zuckerfelder waren nahe. In dieser Stadt war nichts Vergangenes, nichts Überkommenes zu finden, wie ihre Kirchen und andere Bauten nur in dem Stil um 1900 errichtet waren, so war sie selbst in der Zeit nach dem französischen Kriege erst aus dem Boden gestiegen. Es lag nichts in diesem Boden, so schien es Marie.

Constance war längst drüben angelangt. Sie hatte alles schon gesehen, was Marie einst zu sehen gewünscht hatte, Küsten und fremde Erde, sie war jetzt in neuer Welt und auf uraltem Boden, konnte sie das Ohr nicht an ihn legen und auf seine unendliche, berauschende Geschichte lauschen? Konnte sie den Blick nicht auf ungeheure Horizonte richten und von ihnen ... Weltgeheimnisse lesen? Hatte sie nicht Boden, Sonne, Meer und fremde Rasse, um Unendliches zu finden? War sie nicht Mensch, Mensch geworden in bedenkenloser Glückseligkeit? Wie würde sie einmal wiederkommen, gereift, erfahren, gebräunt und voller Wissen ...

‚Und — ich —?' dachte Marie.

Sie verkaufte Seife und Hausmittel, Pulver und Tränkchen, Sommersprossenmittel, Cremes und Puder, Lakritzen und Hustenbonbons ... half im Lager, sortierte, füllte, maß und wog ein weniges ... rezeptierte —

Und einmal war ein Traum verborgen,

Digitized by Google

verborgen, ein Sehnsuchtsbild ... Frau Curie ...

Marie dachte: ‚Ich wehre mich. Ich dringe auch noch durch. So wie es ist, ist es das einzig mögliche und also werde ich mich schon halten ... Und wenn bei Voelkel nicht viel zu erreichen ist, so wende ich mich an seine Frau. So wie diese Menschen zueinanderstehen, wird es mir ein leichtes sein, sie zu bitten, ihn an seine Versprechen besser zu erinnern, als ich es kann.

Was tut es. Ich klopfe an diese Tür.'

Sie kam nach oben. Frau Voelkel war zu Hause.

Zwei junge Schauspielerinnen waren bei ihr, Fremde, auf der Durchreise, sie hatten die junge Frau in einem Bade kennengelernt.

Die Frau war ganz mädchenhaft mit ihnen und doch wieder junge Frau, sie saßen um den mächtigen Tisch, der mit schwerer Brokatdecke überhängt war, Frau Voelkel saß von Kissen geschützt, sanft und ein wenig wollüstig da, man sah ihr an, wie herzlich sie sich in diese Plauderstunde gab.

Marie begrüßte sie mit Freude, in den hellen Augen nichts als tiefes, glückliches Strahlen ...

„Fräulein Duchanin, nicht wahr? ... Es geht Ihnen gut ...?"

Sie wandte sich an die Schauspielerinnen, die sich erhoben hatten.

„Kinder, bleibt doch noch, wie nett sitzen wir hier und ihr müßt noch meine Verlobungsgeschichte fertig hören ..."

Sie berichtete, daß sie ihren Mann in ihrem Heimatorte, einem Harzstädtchen, kennengelernt habe, er war zur Sommerfrische dort und hatte wohl eine andere im Auge, aber nach drei Wochen war er mit ihr verlobt zu aller Erstaunen ... Der Vater war Bürgermeister, sie verriet gleich, daß die Eltern keinen Groschen Geld hatten —

Lachend hob sie die runden Arme.

„Kinder, glaubt mir's, keinen Pfennig Geld ..."

Wiegenden Schrittes geleitete sie dann die Schauspielerinnen zur Tür, schwebend, glücklich und geliebt. Dann kam sie zurück, drückte sich wieder in ihre Sesselkissen und schaute Marie in fröhlicher Neugier an.

Gewiß, sie habe sie schon oft in der Apotheke gesehen und ihre ernsthafte Arbeit bewundert. Es sei ein anstrengender und verantwortungsvollerer Beruf als in anderen Geschäften.

Marie sagte, daß sie nicht Verkäuferin sei, sondern Apothekerlehrling. Aus diesem Grunde sei sie nur in diese Stadt gekommen.

In den hellgrauen Augen war vollkommenes Erstaunen. So, also Apothekerin? Das sei etwas Neues, ganz Neues ... Und wie habe sich Marie ihre Zukunft gedacht?

Marie berichtete.

„Wenn ich das Examen habe, kann ich als Gehilfin an jeden Ort und noch für meine geistige Weiterbildung arbeiten ..."

„So. So. Das ist sehr interessant ..." sagte Frau Voelkel, „das freut mich sehr ..."

Sie horchte auf Mariens Bitte, die sie vorsichtig vortrug. „Aber selbstverständlich ..., ich weiß wie mein Mann ist ..., zu sehr mit seinen Spezialitäten beschäftigt, dem Geschäft ..., gern werde ich ihn an die kleine Elevin erinnern und werde auch selber zuschauen, liebes Fräulein ... sicherlich von jetzt ab, ich gebe Ihnen mein Wort ... Ich weiß ja, daß viele Frauen sich ihr Brot heute selber verdienen müssen und zum Teil sogar selber verdienen wollen ..., meine Tochter gehört ja auch dazu ..."

„Ihre Tochter .. ?"

„Aus der ersten Ehe meines Mannes," sagte Frau Voelkel versonnen, „er war Witwer. Ich habe einen Sohn und eine Tochter. Beide sind augenblicklich fern, aber auf ihren eigenen Wunsch, wir hängen unbeschreiblich aneinander ..." Ihre Augen strahlten in jugendlicher Herzlichkeit, „wir stehen alle so sehr gut zusammen, alle sind wir auf Harmonie und Rücksichtnahme, auf reines Menschentum gestimmt, darum konnte ich auch den Kindern nichts in den Weg legen. Der Junge ist in Magdeburg auf Schule, die Tochter erlernt in Braunschweig die Krankenpflege ... Sie kommen aber oft und dann ist ein Erzählen und Berichten ... wunderbar ... Es ist schön bei uns, sehr schön ... Sie müssen auch kommen, liebes Fräulein, oft, oft ..., ich bin für alle da, nichts macht mir mehr Freude, als jemand helfen zu können ..." Sie legte die warme Kinderhand auf die Mariens: „Ich liebe alle Menschen ..."

Sie holte Bilder, das war der Sohn, das war Mai, die Tochter ... Bald kamen sie, bald ...

Dann zeigte sie Hefte und Broschüren, sie nahm an vielem Anteil und arbeitete auch praktisch in philanthropischer Richtung. Das war schön, das war Ausnützung, Bereicherung, Menschentum.

Die Tür ging und Voelkel kam. Er war etwas überrascht, Marie hier zu finden, aber die Frau erklärte ihm den Grund und wußte ihm Mariens Wunsch auch sofort scherzhaft nahezulegen. Der Apotheker schrak auf ..., aber selbstverständlich, er habe Ringhaus mit der Ausbildung besonders betraut und sei auch der Meinung gewesen ...

Digitized by Google

„Ringhaus werd' ich es auch noch vorstellen," lachte die junge Frau und schmiegte sich vertraulich in drolliger Zärtlichkeit an ihren Mann.

Sie vertraute Marie dann an, daß sie leider von Haus aus Laura hieße, ein altmodischer, von irgendeiner uralten Tante übernommener Name, den sie selbst aber in Lau verwandelt habe... Überall hieße sie nur Frau Lau...

Sie lächelte beziehungsvoll.

„Die schöne Lau," scherzte der Apotheker.

Offenherzig öffnete Frau Voelkel dann noch eine Tür nach der anderen und zeigte Marie ihre ganze schön und behaglich eingerichtete Wohnung. Zuletzt auch die Loggia, die die Aussicht bis zum Gebirge hatte.

Marie blickte hinaus. Fast war es, als ob die gewaltigen Wälder der Ferne schweigend auf sie starrten.

Frau Lau hatte Marie besucht. In ihrer Abwesenheit. Sie hatte nur die Jungfrauen angetroffen und bedauerte Marie ihres Heimes wegen nachher sehr. Sie wüßte wohl, daß es mit den Zimmern hier am Orte übel bestellt sei. Wenn sie nur wüßte, wo sie ein anderes auftreiben könnte. Sie würde sich in Stücke zerreißen, wenn sie Marie auch nur einen Teil ihrer eigenen Lebensbehaglichkeit abgeben könnte.

Dann bekannte sie, daß sie eben eine wichtige Sache beschäftigte.

Neben der Arbeit für ihren Mann, das Haus und die Kinder, sei sie seit einiger Zeit Vormünderin geworden, aber, Marie möge nicht erschrecken, einer ehemaligen Dirne, eines übelberufenen Geschöpfes, auf das sie durch einen merkwürdigen Zufall aufmerksam geworden sei, so daß sie es sich in den Kopf gesetzt habe, ihm zu helfen. Manche hätten sich darüber aufgehalten, Grassau lachte sie geradezu aus, aber sie könne und könne doch noch nicht nachlassen, wenn sie natürlich auch schon manche Enttäuschung dabei erlebt habe... Aber sei es nicht ein Werk, ein ganz anderes, höheres und schöneres... als alle andern, die man hätte tun können?

Sie saß mit warmem, frohem Gesichte da, ihre Augen strahlten.

Marie dachte an die Zeit des Nordens und an den Kreis des Söderlandschen Hauses, an die beiden Buckligen und die anderen, die so heftig um die geistige Entscheidung der Dinge gerungen hatten. Diese hier hielt sich überhaupt nicht beim Problem auf, sondern warf sich kühn der Wirklichkeit entgegen. Jedenfalls hätte Marie eine solche Frau in dieser kleinen Bürgerstadt nicht erwartet.

Frau Voelkel schilderte das Mädchen, Katharina hieß es, das mit der Zeit in solche Abenteuerlichkeit und Verschwendung hineingeraten sei, daß man sie entmündigt hätte. Jetzt sei sie stellenlos und lebe in einem übelberufenen Gäßchen mutterseelenallein ohne Beschützer, nur ihren Trieben hingegeben...

Sie sprang auf.

„Kommen Sie mit, Fräulein Duchanin?"

„Wohin?"

„Zu ihr..." sagte Frau Voelkel. „Es läßt mir keine Ruhe... Gut, wenn Sie mitkommen mögen..."

„Ich komme mit," sagte Marie.

Sie gingen durch den späten Sommernachmittag, untergehakt, zwei Frauen, einander plötzlich nahe stehend, die Apothekerin von vielen respektvoll begrüßt.

An einer Ecke blieb sie stehen und sprach mit einem Herrn, Marie erkannte betroffen den Provisor aus der Apotheke, der mit ewig ironischem Gesicht den runden Schädel vor ihr neigte.

„Ich tue für seine Kinder viel," sprach Frau Voelkel nachher, „die Kleinen brauchen Solbadkuren."

„So viel ich weiß, ist Herr Ringhaus reich," sagte Marie.

„Allerdings. Nicht reich, aber doch immerhin vermögend..."

„Er will eine Apotheke kaufen..."

„Ja, wenn er eine passende findet," lachte Frau Voelkel, „ich habe ihm schon manche ausgesucht, aber dazu reicht es doch nicht... Die Kinder sind mir ans Herz gewachsen," fuhr sie fort, „drei sind es, die Mutter hat nicht so viel Zeit, da helfe ich, so gut ich kann."

Noch ein wenig bergab, es ging auf schlechtem Steg über einen übelriechenden Graben, die Häuserwände standen enge, Frau Voelkel holte schwer Atem.

„Wie das bedrückt," flüsterte sie, „immer steht mir mein schönes Heim vor Augen..."

Marie sah ein kleines Haus. Stumm stand es zur Seite, von der Dämmerung halb zugedeckt und verdeckend, was es verhüllte.

„Wir gehen hinauf," sagte Lau, rasch atmend.

Sie stiegen, die Treppe knarrte nur wenig. „Leise, leise," flüsterte Lau.

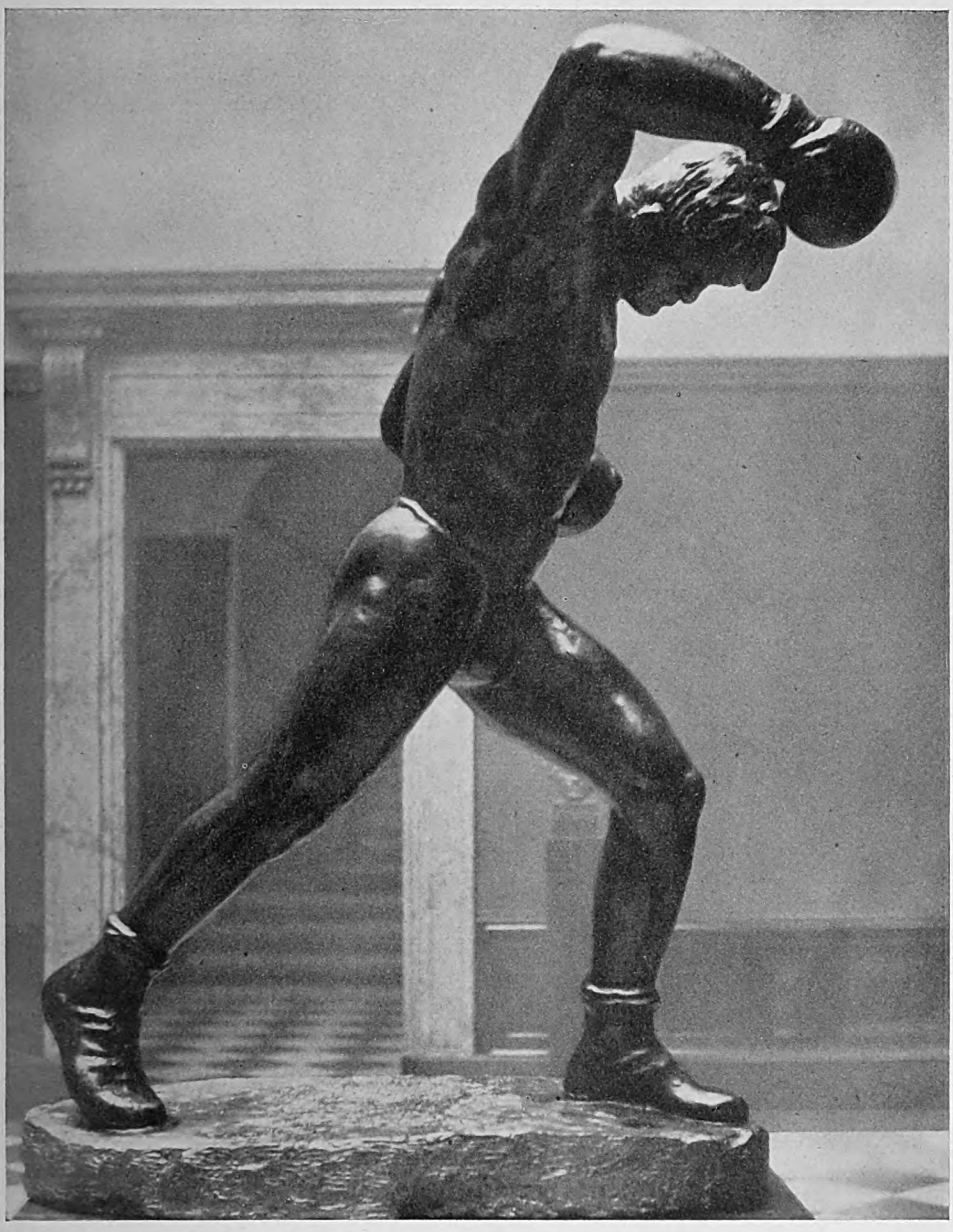
Sie packte Mariens Hand. Eng war der Flur, und die Tür nur angelehnt.

Frau Voelkel öffnete mit kühnem Ruck.

In dem halbdämmrigen Raume erhob sich eine Gestalt noch in Warten und dann in jäh wütender Enttäuschung. Eine Flut von Worten und Beschimpfungen, drohende Haltung, Gekreisch und Gelächter.

Der Geruch von Wein und Tabak. Das Näherdringen des glühenden Weibskörpers — fast nackt —

Digitized by Google



Boxer. Bildwerk von Prof. Fritz Behn

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Frau Voelkel schlug die Hände vor die Augen und floh.

„Wie schrecklich, schrecklich," raunte sie auf der Treppe.

Das Gelächter scholl ihnen nach. Flüche und Hohngelächter.

Gelächter. Gelächter.

Frau Voelkel wandte sich in neuer Richtung. Unter Kastanienbäumen ging es hin, einen warmen, gedeckten Weg, einsam.

Auf einmal wankten Gestalten heran, es war kein Gehen, etwas war anders, Marie starrte ... Schatten auf Schatten —

„Die Blinden," raunte Frau Voelkel, „sie kommen aus ihrem Kursus —"

Sie zog Marie in einen kleinen Weg rechts.

„Wohin ...?"

„Es gilt nur einen Ritter zu gewinnen," lachte sie, „für den Heimweg ..."

„Nein, es ist nur Scherz," setzte sie dann hinzu, „ich werfe nur ein Steinchen, er hört schon, er sollte nämlich heute früh zum Tennis kommen, der Schlingel .. !"

Marie blickte an dem Hause empor. Es war eine Villa in der ortsüblichen Art.

„Der Sohn des Hauses," raunte Frau Voelkel, „der hier nur für eine Weile auf Besuch ist, ein exotischer Schlingel ..."

„Camillo," rief sie leise.

Marie entdeckte ein erleuchtetes Fenster.

„Junge, Junge," rief Frau Lau, immer noch mit kleinen Steinchen werfend.

Jetzt blitzte es fern, das zeigte ihr das Ziel genauer.

„Camillo, Camillo," ein Jodeln ...

Jetzt klappte das Fenster.

„Camillo, heraus, zu Ritterpflichten," rief Lau.

Er antwortete und verschwand.

„Er kommt gleich," lachte die Frau, „er muß. Aber ich glaube, er fürchtet sich vor dem Wetter, das heraufkommen könnte ... Jetzt muß er mit ...!"

Camillo kam. Ein junger Mensch in weißem Tropenanzug. Frau Voelkel neckte ihn fortwährend, aber er antwortete wenig und setzte seine langen Beine sehr weit —

Es blitzte. Das Land war erleuchtet.

Fremdes Land, fremdes Land, sprach es in Marie —

Sie ging stumm neben dem Paare. Dann war sie an ihrem Jungfernhause. Ein kurzer Abschied, dann zogen die beiden im Wetterleuchten mit vielem Gelächter davon.

‚Der junge Herr hatte nicht viel Lust,' dachte Marie.

*

Als Marie wieder zu Frau Voelkel kam, saß Doktor Grassau mit am Tische. Und der junge Mensch im weißen Tropenanzug. — Marie war betroffen und wenig erfreut, sie hatte nicht viel für diesen Doktor übrig, der seine Wünsche schnarrte, und seine Gestalt überheblich an den Verkaufstisch lehnte.

Der Arzt hatte eine mittelalterliche Dame bei sich, die seine Schwester war und mit der er gemeinsamen Haushalt führte.

„Nanu," der Doktor fuhr lang auf und zeigte seine steile Blondheit deutlich, „das Fräulein aus der Apotheke ..."

„Ja," lachte Frau Voelkel, „Sie kennen Fräulein Duchanin sicherlich schon längst ..."

„So? So?" machte er und musterte Marie, als ob er sie wirklich zum erstenmal sähe.

„Was machen Sie denn eigentlich in der Apotheke?" fragte er.

„Aber Doktor, das sehen Sie doch oft genug," rief Frau Lau, in komischem Entsetzen zu dem Jüngling hinschauend, der seine passive Rolle weiterzuspielen schien. „Und Sie wissen doch auch, was sie will!"

„Ja, das hab' ich gehört," sagte er nun, „das wird sogar in der Stadt berichtet. Und seitdem bin ich schon immer nur mit einem Schauder in die Apotheke gekommen ... Viel fehlte nicht," setzte er zu Frau Lau gewandt hinzu, „daß ich überhaupt nun in die andere, in den ‚Schwan' gegangen wäre. Der letzte Schritt über die Schwelle ... furchtbar."

„Man sah es Ihnen nicht an, Herr Doktor," sprach Marie.

„So?" fragte er lauernd. „So gut beobachteten Sie? Es war nicht gegenseitig, Fräulein."

„Ich beobachte alle Menschen, die in die Apotheke kommen."

„Das kann ganz ... interessant sein," sagte er brüsk. „Zuweilen." Dann aber, in seine Art zurückfallend, spöttisch: „Sehr interessant, was eine junge Dame wie Sie beobachten mag."

„Es war immerhin in diesem Falle nicht ganz leicht, Herr Doktor."

„Sehen Sie!"

Er maß sie wieder, ganz Mann, Angehöriger dieser Bürgerstadt und vielbewunderter Arzt, steil, gesund, mit blonder Bürste über der Stirn ... hatte nicht Frau Voelkel erzählt, der eleganteste Arzt der Stadt, aber ein unglaublich grober Mensch ...?

„Wenn Sie so am Ladentische lehnten," sagte Marie, „dann überlegte ich nur immer, woran mag der Herr Doktor nur denken ..."

„Wenn ich auf meine Analysen wartete," rief er schroff, „das will ich Ihnen sagen, Fräulein: Dabei hab' ich an gar nichts gedacht!"

„Ja, so sahen Sie auch aus, Herr Doktor," sagte Marie.

Digitized by Google

Er starrte. „Donnerwetter."

Frau Voelkel legte sich ins Mittel, und kam auf ihre Pläne und Projekte, sie erzählte, Marie horchte betroffen, von der armen Sünderin im Winkel.

Sein Gesicht war undurchdringlich, er nahm sich jetzt mehr zusammen, aber Marie sah genug, mit jenem unbekannten Sinne, der ihr gehörte, es rollte sich auf: brüsk, verwöhnt, ein Mensch dieser begrenzten Welt ...

Der Tropenjüngling hörte gelangweilt zu, die weißen Augenwimpern gesenkt. ‚Er sieht nicht nach Übersee aus,' dachte Marie, ‚fremde Küste merkt man ihm nicht an. Und ich dachte doch ...'

Aber warum brachte sie die beiden zusammen, die zueinander doch am wenigsten passen?

Allerdings bemühte sich Grassau Camillo gegenüber zu einem liebenswürdigen Tone, denn der Junge entstammte, wie Lau erzählt hatte, einer der reichsten Familien der Stadt.

Auf einmal wandte sich Grassau wieder an Marie.

„Haben Sie am Sonntag Zeit, zu uns zu kommen, Fräulein Duchanin? Zu meiner Schwester und mir ...?"

Sie sah ihn groß an. „Am Sonntag?"

„Ja," schrie er, „wir wollen Latein zusammen reden!"

„Ich habe Dienst, Herr Doktor."

„Aber nicht so lange. Jetzt sind nicht so viel Leute krank, das weiß ich am besten. Sagen Sie nur Ihrem Chef, oder ich sag' es ihm selber!"

„Johanna, Johanna!" rief er.

Das galt seiner Schwester.

„Johanna!"

Die Witwe Schönemann war in ein Gespräch mit Frau Voelkel versunken.

„Johanna, ich will wissen, ob es dir am Sonntag paßt?"

Frau Voelkel machte die Dame sanft aufmerksam.

„Am Sonntag kommt Fräulein Duchanin, verdammter Name übrigens, zu uns. Es wird gemacht. Formalitäten brauchen wir nicht." Er wandte sich an Marie. „Sie kommen!"

Frau Schöneman gab dem Bruder einen Wink, daß man die Voelkels doch auch einladen müßte.

„Aber selbstverständlich," knurrte er, „bin ja Hausfreund."

*

Am Sonntag wurde es spät. Marie hatte Dienst mit dem Oberschlesier, der von einem Bierabend her schläfrig war, die anderen waren beurlaubt.

Das Geschäft ging matt, Marie konnte nebenbei lesen, sie tat es ja nur selten, aber zuletzt, als sie gehen wollte, klingelte es noch und es wurde ein Herr hereingeschafft, auf dem Sonntagsspaziergang war er vor der Türe umgefallen, bewußtlos.

Marie tat, was zu tun war, aber es gelang ihr nicht, ihn zu beleben, als der Arzt kam, wußte sie schon, das ist der Tod. Und der Mann schlief ein, dicht unter den blinkenden Glastafeln des Ladentisches.

Bis er fortgebracht und alles in Ordnung war, war viel Zeit vergangen, Marie besann sich endlich, denn es herbstete schon, sie dachte: ‚Dieser Herbsttag, der erste, war für den Unbekannten der letzte.'

Noch ganz benommen, suchte sie die Wohnung Grassaus, die am anderen Ende der Stadt lag.

Eine Gestalt kam ihr unter den Kastanien entgegen, es war Grassau, er hatte hier im Dunkeln schon auf sie gewartet.

Oben saßen die Voelkels schon, es war ein rundes, modern ausgestattetes Herrenzimmer. Lau begrüßte Marie herzlich, der Apotheker sagte bedächtig: „Unser Freund hatte gar keine Ruhe mehr. Seit einer Stunde ist er hin und her gelaufen, vom Fenster zur Tür und umgekehrt. Hat auch darüber gegrübelt, ob seine Klingel funktionierte, obgleich sie bei ihm doch funktionieren müßte."

Grassau knurrte etwas über die ewige Verspätung der Frauen.

„War wohl irgendein Attentäter ..."

Marie sah ihn groß an, sagte aber nichts. Sie dachte: ‚Es war ein Attentat von einer Seite, die ich fast schon kenne. Beinahe ist es, als ob einer nach mir schaute, den ich doch nur einmal gelb auf dunklem Grunde unter seinem kurzen Liede tanzen sah. Aber was soll das?' Noch war sie nicht imstande, ein Gespräch der Laune zu führen, wie man erwartete.

„Was ist Ihnen begegnet," fragte er argwöhnisch.

Sie sagte ausweichend: „Ein Arzt und keine Ruhe, Herr Doktor, das ist begreiflich."

„O, er hat mehr Zeit, als Sie denken, Fräulein Marie," rief Frau Voelkel sehr belebt, „er hat viel Zeit, trotz seiner Gesuchtheit. Das weiß ich. Das weiß ich. Wenn Sie hier vorbeigehen, steht er vielfach hier oben und langweilt sich gewaltig." Mit etwas klirrender Stimme parodierte sie: „Er steht am Fenster, sieht die Wolken ziehen über die alte Stadtmauer hin: Wenn ich ein Vöglein wär' ..."

Marie blickte den Arzt überrascht an.

„Wohin?"

Der lächelte unwirsch.

Digitized by Google

Die Schwester, in Hausfrauenart, bot Tee an.

„Nehmen Sie doch von den schönen braunen Kuchen ..."

Ihr Herz war mit den braunen Kuchen beschäftigt, und Frau Voelkel lobte sie sehr, war aber zugleich mit ihren Blicken beim Doktor.

Grassau war aufgesprungen und lief auf einmal wie ein gefangenes Tier hin und her.

Marie sah Stirn und Augen. Etwas störte sie. Etwas war, das fühlte sie, diese begrenzte Welt. Er war ein Kind dieser Welt, aber was hieß dies überhaupt? Sie sah um sich. Hinter Glas standen Bücher. Nicht nur fachwissenschaftliche, und wenn es nur fachwissenschaftliche waren, wenn es Forschen, mehr als das Landläufige war, dann war es viel für die Stagnation, die sie sonst überall zu spüren schien.

„Nehmen Sie doch von den schönen braunen Kuchen," bat Frau Schönemann.

Eben begann er: „Ja, der Stammtisch, Abend für Abend, den bekommt man satt ...!"

„Abend für Abend ist allerdings ein bißchen viel," sagte Frau Voelkel spitzig.

„Banausen," stieß er hervor. „Wie steckt man hier im Kessel ..."

„Abends sind Sie doch meistens müde, Doktor," sprach Lau begütigend.

„Ich will aber mal was Gescheites hören," schrie er, aus den eckigen Augenhöhlen funkend. „Manchmal erstickt man ...!"

Er wandte sich jäh und starrte Marie an.

„Dafür haben Sie ja schließlich uns, Doktor," sprach Frau Voelkel eigentümlich, „meinen Mann und —" Sie legte dabei Marie die Hand auf den Arm.

Er fuhr hoch.

„Gewiß. Und diese junge Dame hier, an der leider der fatale Apothekengeruch hängt ..."

„Glauben Sie ihm nicht, Fräulein Marie," rief Lau auf einmal heftig. „Es ist alles nur Komödie, was er sagt. Er riecht das sehr gern, und er ist ganz zufrieden. Es ist nur, daß er so redet ... Er kokettiert nur damit."

Der Doktor wandte sich schroff und reichte Voelkel Zigarren.

„Was war denn eigentlich," fragte er wieder Marie, „was ist Ihnen begegnet?"

„Es war von der Art, die Sie kennen, Herr Doktor," sprach Marie.

„Dann will ich mich lieber nicht dafür interessieren," sagte er rasch, „dann haben Sie vielleicht den Kollegen Hahnewald beschäftigt, der neben der Apotheke wohnt. Aber Menschenskind, daß Sie den ganzen geschlagenen Tag und dazu den Sonntag in der Apotheke verbringen, was treibt Sie nur dazu?"

„Das, was die meisten treibt," warf Frau Voelkel eifrig ein, „die Sorge um das tägliche Brot ..."

Er sah Marie scharf an.

„Warum tun Sie das?"

Sie sah ihn wieder an. Ihr Blick ging zum erstenmal in den seinen und ging einen Weg in verhalten und ungewiß leuchtendes Grau. Was war dort?

Sie mußte die Augen abwenden, er lachte spöttisch.

„Das sind die modernen Fladusen," rief er, „das versteht kein Mann!"

Marie schwieg.

„Sie, so jung, als Frauenrechtlerin —"

„Ich war niemals Frauenrechtlerin," sprach Marie. „Ich sage nicht Mann, ich sage nicht Weib, ich sage zuerst Mensch —"

Er stutzte.

‚Bin ich denn zu Ende?' dachte Marie. ‚Bin ich überhaupt dort, wohin ich wollte? Von Anfang an war alles trübe. Und dann kam der Stoß. Ein böser gelber Stern steht über mir, er trieb mich —'

Aber vor ihr war auf einmal etwas wie ein Halt. Eine Schlucht. Wie kam es aus ihr herauf? War es ein Schein? Jäh hervorbrechendes Licht ... oder ... was war da ...?

Auf dem Heimwege sagte Frau Voelkel teilnehmend, während sie Mariens Arm drückte: „Was versteht denn ein alter Junggeselle von solchen Sachen? Sie müssen sich nicht über ihn ärgern. Er behandelt Sie zu schlecht!"

Der Apotheker aber drückte Marie beim Abschied fest und lächelnd die Hand.

★

Marie fragte einmal nach den Kindern.

Lau sagte eifrig, mit gutem Aufblick: „Sie kommen sehr bald. Ich muß nur immer zügeln, damit sie nicht zu sehr in ihren Arbeiten aufgehen. Das Mädel, ich sagte es wohl schon, will durchaus Pflegerin werden —"

„Wie alt ist sie?" fragte Marie.

„Siebzehn, noch sehr jung, nicht wahr? Aber von der Schule aus ging sie gleich dorthin. Ich konnte nichts machen!"

„Ich glaub' es wohl," sagte Marie und dachte an alle die herzlichen und teilnehmenden Werke der jungen Frau. Die Kinder Ringhaus hatte sie neulich hier gehabt, oft kam sie in die Apotheke deswegen, und Grassau lag sie stets mit Bitten und Fragen nach Hilfsbedürftigen in den Ohren.

„Und Ihr Sohn?" fragte Marie.

Frau Lau, mit ihren Gedanken wo anders, fuhr heftig auf. „Ach, Bubi," rief sie. Sie legte die Hand auf Mariens Arm und neigte sich zu ihr. „Ich sag' immer noch wie damals, obwohl er Sekundaner ist. Er ist sehr tüchtig," raunte sie, als ob es ein Geheimnis sei, „er

Digitized by Google

kommt nach seinem Vater: tüchtig und gewissenhaft, brav, brav ... Ich denke, er wird Mediziner werden, ich sprach schon mit Grassau deswegen ... Bubi kommt auch bald, ich möchte, daß er sich von Grassau alles einmal auseinandersetzen lassen soll ... Nein, nein," brach sie ab, „meine Kinder machen mir Freude. Ich hab' nicht viel Arbeit mit ihnen und keine Sorge, darum bin ich ja so frei ..."

Von neuem beugte sie sich zu Marie.

„Wollen wir es wieder versuchen?"

„Bei —"

„Jawohl, es läßt mir keine Ruhe. Kommen Sie, es ist heute noch früher, ich muß ..."

Ja, es war noch viel heller, man sah, daß der Hafer noch stand, Ammern pfiffen, das kleine Abzugsliedchen der Schwalben war auch noch da, und es war noch Reiz in der Luft, letzter Gewitterspuk, heimliches Spiel.

Das Haus zeigte seine Baufälligkeit jetzt noch deutlicher, aber in der Linie des einst gut Gedachten war etwas, das in die Landschaft und in diesen Winkel gehörte.

Frau Voelkel eilte voran.

„Diesmal fliehe ich nicht. Diesmal muß sie mich anhören. Diesmal tue ich meine Pflicht ..." Wieder neigte sie sich ernsthaft zu Marie: „Es ist meine Pflicht!"

Sie standen oben vor der Tür, die sich nicht öffnete. Kein Laut, kein Knistern, kein Atmen, keine Antwort — ,

Da stand die erregte junge Frau und vor ihr verborgen hielt sich etwas zäh, sicher und höhnisch, in sich selber versenkt. Und durch das staubige Gangfenster kam von dem roten Mohn oder von dem versinkenden Haferfelde wieder dieser leise, schwüle Zug —

Frau Voelkel zitterte und bebte. Sie sah Marie aus schwarz zuckendem Blicke an. Warum stürmte sie so?

„Ich muß sie retten, retten —"

Marie schwieg.

Bisher hatte sie nichts Phantastisches an ihr bemerkt. Grade das Freie und Jugendliche an ihr hatte sie immer wieder bezaubert, das war Menschenliebe, die sich nicht wohlfühlen konnte in eigenen guten Räumen, die diese hölzerne Tür nicht aus dem Sinn bekam, samt allem, was sich dahinter verbarg.

Sie mußten das Haus verlassen. Frau Voelkel schlich auf den Fußspitzen.

Auf einmal faßte sie Mariens Hand und riß sie zur Seite. Sie drückten sich an den Ziegenstall und sahen von dort aus im Schatten nach dem, der jetzt leise, aber unbekümmert ins Haus trat und pfeifend die Treppe hinansprang im weißen Tropenanzug —

Camillo.

Marie sah Frau Voelkel an.

Die ging schweigend, gebeugten Kopfes, wie mit Blei beladen, in die Dunkelheit hinein.

*

Marie war mit den Grassaus zu einem Vortrag gegangen. Das heißt, der Doktor hatte sie vor der Tür der Apotheke „abgefangen", wie er sich ausdrückte, wenn dies auch in anderer Form geschah, als es der Herr mit den Kunstbildern und andere versucht hatten. Marie dachte daran, wie sie einst im Norden in jenen Kreis und zu der schönen alten Frau gekommen war.

Diesmal war es eine Wirtschaft mitten in der Stadt, in der die Bauern abstiegen, voll Biergeruch und Tellergeklapper. Hinten im Saale versammelte sich alles, was sich zum Geiste zugehörig hielt.

‚Die Honoratioren,' dachte Marie, ‚der Bürgermeister, der Landrat, die Oberlehrer, natürlich.'

Die Damen unterschieden sich sehr von den nordischen. Sehr viel Seide, bunte Seide, Schmuck und überhebliche Haltung. Geschwätz, als ob es ein Kränzchen sei. Es gab aber einen Vortrag über ein örtliches Thema.

Die Voelkels waren nicht dabei, sie waren zu den Eltern der jungen Frau gefahren.

„Sie müssen hierbleiben," sagte Grassau nach dem Vortrage, einer Honoratiorendame eine seiner schroffen Verbeugungen machend. „Hören Sie, es ist noch nicht aus."

„Wird noch Billard gespielt oder werden Kegel geschoben?" fragte sie.

„Beides," entgegnete er im Ernste, „und warum wollen Sie nicht mal mittun? Im übrigen können Sie ja hier feststellen," wieder war das glühend drohende, blaue Funken in seinem Auge, „was an geistigen Werten hier produziert wird."

Wieder verbeugte er sich steil vor einigen sehr liebenswürdig lächelnden Honoratorenfrauen.

Marie dachte: ‚Er hält sich doch für den einzigen geistigen Menschen hier.'

Zugleich beugte er sich zu ihr und flüsterte: „Na, schauen Sie sich die Banausen nur an!"

Frau Schönemann nahte.

„Wollen wir nicht lieber gehen, Martin? Du hast es doch sonst so eilig."

„Meist bin ich überhaupt hierbei abwesend," entgegnete er gereizt, „aber da ich nun mal hier bin, so will ich auch noch bleiben!"

Marie merkte, daß sie, bei den Grassaus stehend, sehr viel Aufmerksamkeit erregte. Etwas wie leise Stauung schien das Bild zu bewirken, das sie hier im Strome der Leute boten.

‚Aber was ist dabei,' dachte Marie lächelnd.

Digitized by Google

‚Gibt es etwas, das besser passen könnte, als Doktor und Apothekerin?'

Herren baten vorgestellt zu werden. Ein Alter sagte: „Pflegetochter, was?"

Und Grassau schrie: „Enkelin, wußten Sie das noch nicht? Und meiner Schwester Großnichte."

Sie wurden einem Kabinett zugeschoben, in dem sich ein Teil der Gesellschaft noch versammelte. Wieder Vorstellungen. Marie fand sich dann an einem langen Tische, neben sich den Doktor.

Wieder schienen leise Anspielungen, geheimes Lächeln zu fliegen.

Der Doktor machte ein betont gleichgültiges Gesicht. Marie sah einen Herrn gegenüber an.

‚Was ist das?' dachte sie.

Grassau vermittelte unwirsch noch einige Bekanntschaften. Marie aber gewahrte immer nur den Herrn gegenüber, der ihr schon vorgestellt sein mußte und ihr schweigend ins Gesicht sah.

Sie dachte nur verhalten und ungewiß, hörte unterirdische Wasser brausen, riß sich empor: was ist? Und sah drüben den Herrn in guter Haltung sitzen und mit Artigkeit zu seiner Nachbarin sprechen, sie redeten von einer auswärtigen Theateraufführung und eben sagte er leise und weich: „Belinde, ein Liebesstück."

Die Dame war eine ältere Harfenistin, die nur noch Stunden gab. Marie kannte sie von der Apotheke her.

Marie dachte: ‚Wer ist das?'

Der Herr, umringt von vielen anderen, wandte sich über den Tisch hinweg zum Doktor, der noch immer auf seine Art seinen kleinen Kampf gegen die anderen ausfocht. Er redete auch Marie an und versuchte ein Gespräch, aber sie wich aus, sie begriff sich nicht, in ihr war Schauen, Scheuen. Verhohlen mußte sie immer wieder in das dunkle, langgezogene Gesicht sehen, das wenig freien Schein hatte, aber rassig, prägnant und nicht ohne eine Spur Tragik war, seltsam vermischt mit gesellschaftlicher Maske.

Jetzt hörte sie den Namen: Rasdorf.

Sie beobachtete die anderen, Herren und Damen, meist Oberlehrer, eine lange, dünne Gattin richtete immer wieder hochmütig erstaunte Blicke auf sie, ein breiter rotschöpfiger Ökonomierat lächelte sie an, Öhlert hieß er, seine Frau war ganz zart, sehr gepudert und lispelte. Ja, sehr viel Seide, sehr viel Buntheit und Brillanten, alle Honoratioren, und dies war Rasdorf.

Er schien wie aus anderer Welt, war für sie wie aus einem Bilde herausgetreten, das sie längst kannte. Aus Dunkelheiten löste es sich jäh und überraschend, Erloschenes erhob sich zu glühendem Scheine, Leben, Leben wurde wach ... das einst geliebte Antlitz des Artilleristen tauchte herauf und jener andere, den sie nur einen einzigen Tag, ein paar glühende Stunden lang und niemals wieder gesehen hatte ... Tadeusz. Nachtigallen sangen in Posen, ungelebter Mai stieg auf, dies war Heimat, hier mitten aus dieser Welt sah sie etwas an, das Schicksal war.

Er hatte jene einzige Linie und Haltung, jenen umschatteten, wie in Höhlen ruhenden, verdeckten Blick, er hatte Rasse, und in ihrer Seele, in ihrem Blute, schwer, schwer, lag das, was sie damit verband. Und ... hier war es wieder heraufgetaucht, nach Jahren sah es sie an, war ihr nahe, streifte sie, berührte sie, schickte rätselhaften Strom.

Das war Abenteuer. Das war Verhängnis.

Das war Gefahr. Jener Artillerist war aber nicht Gefahr gewesen, sondern Ehrenhaftigkeit.

Sie saß verwirrt, verhalten, er sprach kaum mit ihr, berührte nicht im geringsten ihre Welt, obgleich er sie zu kennen schien, unbekannt war er wie er war und schickte doch immer jenen halben, verschleierten Blick unter den Lidern zu ihr.

Der ganze Kreis, miteinander lange vertraut, verflochten, schien von unbekannten Verwicklungen und Beziehungen erfüllt, Marie sah ein-, zweimal den eigentümlich gleitenden Blick des behäbigen Ökonomierates, wie Blitz streifte sie ein Ahnen und erlosch — Die Harfenistin wandte sich an Marie, auch die blasse, gepuderte Frau Ökonomierat, alle wußten, daß sie aus der Apotheke war, auch Rasdorf schien es zu wissen, o, ja, sie wußten viel.

Als Marie hernach mit Grassau heimging, war in ihr wieder die Erinnerung an den Tag im Norden, da die schlanke, alte Frau an der Tür ihr die Hand entgegengestreckt hatte, um sie in ihr Haus zu ziehen.

Hier klang nur ein Wort in ihr, verboten schmeichlerisch gesagt: „Belinde, ein Liebesstück —"

*

Mariens Gedanken sprachen nur noch von dem Fremden. Sie fühlte erstaunt: wie ist das? Das wußte ich nicht mehr. Es hob sich herauf in anderer, kaum jemals erfahrener Belebung, ein geheimes Sein war ungeheuer aus ihrer Seele gestiegen, von dem sie nichts mehr gewußt hatte. Die Freundin: ein Märchen. Grassau mit allen Schrullen: ein Fremder. Und der allein geliebte Soldat: dahin—?

Doch: ein Fremder.

Auch der November, der ihr immer sehr

Digitized by Google

auf der Seele gelegen hatte, und der damals in Posen, als die Intrau starb, mit ungeheurer Erbarmungslosigkeit über sie hereingebrochen war, den sie im Norden, als Constantine mit ihr beim Kapitän wohnte, in seiner furchtbarsten Gewalt gespürt hatte, den — spürte sie jetzt nicht. Es war eine andere, eine erleuchtete, eine hohe und blühende Zeit, und zum erstenmal begriff sie, daß der Mensch als einziges Naturwesen unabhängig von der Natur sein kann. Alles Gesetz war für sie aufgehoben, da ihr Gesetz erfüllt war, sie stand in einem ungeheuren Lichte der Erwartung und des Daseins an sich, obgleich sie nicht wußte, was sie erwartete und ob sie überhaupt noch etwas erwarten konnte.

Aber das erkannte sie auch, dies Einfachste: daß Liebe an sich, selbst die antwortlose, Gabe, Bereicherung, Gnade ist. Sie war viel reicher geworden über Nacht.

Frau Boelkel ahnte davon nichts, und Marie hütete sich auch, Rasdorfs Namen zu nennen. In ihr war geheime Scheu, vielleicht etwas zu erfahren, was Bild und Glück verdarb. Sie hob überhaupt nicht die Hand, um ihn sich näher zu rücken, suchte ihn nicht, es war ihr genug, daß er war und daß sie für ihn fühlte. ‚Nicht stören, nicht stören,' dachte sie, und noch etwas anderes war: jene Angst, sich nicht enttäuschen lassen.

Lau redete nun oft von Grassau. Heftig und spöttisch. Sie telephonierte ihn alle Augenblicke an, um irgend etwas zu fragen und hatte Begegnungen von Unendlichkeit, über die sie berichtete. Sie sprach auch von Ringhaus, und diese Begegnungen waren leichter möglich, da sie ja nur in die Apotheke zu treten brauchte, was sie auch oft tat. Sie flüsterte mit Marie und wandte sich dann gleich an den mit dem runden, halb kahlen und halb blonden Kopf mit der ewig ironischen Miene. Dann ging sie über den Getreidemarkt in eine enge Gasse, und dort hinaus lag die Wohnung Grassaus. ‚Aber daß sie ihn immer trifft, begreife ich doch nicht,' dachte Marie. Aber traf sie nicht einst auch den Soldaten?

Eines Nachmittags fand sie Lau über Briefen.

Sie lagen weit über den Tisch gebreitet, über die graugrüne, brokatene Decke hin, wild zerstreut, aber Marie kam eine Erinnerung an Constantine: sah das nicht aus wie ein wirr verstreuter Feuerhaufe?

„Autodafé?" fragte sie leicht und wunderte sich, wie Lau bei ihrer frühen und raschen Heirat zu so viel Briefen gekommen war. „Deine Kinder —" besann sie sich rasch und unsicher.

Lau lachte kurz.

„Nein. Liebesbriefe!" rief sie, den Kopf geneigt und mit den Händen wühlend, „was sage ich dir, hast du schon eine solche Zahl beisammen gesehen? Nein, du nicht und ich auch nicht, sicherlich nicht ..."

Sie hob das Gesicht, leicht im Ekel verzerrt.

„Was da drinnen steht," sagte sie, „es ist unglaublich. Sie muß eine Art ... Sammlerin gewesen sein —"

„Wer?" fragte Marie in Ahnungen.

„Die Katharina," sprach Lau, „das sind sie alle, die sie sich schreiben ließ, von ... wenn du wüßest, von wem ..." fuhr sie auf.

‚Von Camillo,' dachte Marie.

„Ja, aber wie kommst du dazu? Wie brachtest du dies in deinen Besitz?"

Lau hob klagend die Stimme.

„Ich mußte es ja," rief sie. „Es war meine Pflicht. Ich muß doch Bericht machen als Vormund. So bekommt man doch am besten Einblick, und überhaupt ... Ich sage dir, es ist schrecklich. Es ist ganz schrecklich, wie dieses Geschöpf den Männern nachjagte. Wer in ihre Netze geriet ..."

„Netze?" sagte Marie. „Mir erschien sie eher triebhaft als überlegt, sie ist einfach der unbändige weibliche Mensch aller Zeiten ..."

„Wie schön du das sagst! Du Kind! Ja, du bleibst von dem allen unberührt. Du kannst glücklich sein, daß du nichts anderes hast als deine Apotheke und deine Arbeit — Meine Tochter denkt ja auch nicht anders —"

Sie streichelte Marie zärtlich.

„Viel Arbeit heute? Kamst du leicht los? Oder mußt du noch einmal hinein ... So, der freie Nachmittag ... Ja, ich weiß, das Geschäft geht stark in diesem trostlosen Novemberwetter ... Ich wünsche immer wieder und zergrübele mir den Kopf darüber, wie ich dir noch dabei helfen könnte ..."

„Ja, aber sag' mir," unterbrach Marie, „wie kommst du zu diesen Briefen? Es ist doch nicht gut denkbar —"

„Daß sie sie freiwillig gab," fiel Lau ein, „nein, wahrhaftig nicht. Das wäre nicht möglich gewesen. Nein, meine Expedition war diesmal gefahrloser ..."

Sie suchte mit bebender Hand in den Briefen.

„Katharina ist nicht mehr da —"

„Wie?"

„Wir haben sie fortgebracht."

Sie griff wieder nach Mariens Hand.

„Es waren böse Stunden. Ich habe gekämpft. Aber es ging nicht anders. So konnte es nicht bleiben. Sie war direkt eine Gefahr ... Da muß man Rücksicht auf die anderen nehmen, auf die Menschheit im ganzen —"

Digitized by Google

„Gefährlich kam mir Katharina nicht vor," sagte Marie langsam.

„Kind, Kind, du weißt ja nicht alles ... diese tobsüchtigen Ausbrüche ... Ich stellte den Antrag, und die Herren waren ganz meiner Meinung ..."

„Ja, aber wohin habt ihr sie denn gebracht?" fragte Marie.

„In die Irrenanstalt," sagte Frau Voelkel kalt.

„In die Irren — — — Ja, aber war sie denn ..."

„Sie ist es," fiel Lau ein, „sie ist gemeingefährlich. Gestern ist sie fortgeholt worden." Sie nannte den Ort, der im Gebirge lag.

Marie hörte den Schlag des Novemberregenfalles. Bisher war er ihr geheim glücklicher Rhythmus gewesen, jetzt spürte sie wieder das andere, das sie kannte, den furchtbar erbarmungslosen Takt der Welt —

„Es ist doch nicht auf immer?" fuhr sie auf. „Nur zur Beobachtung, wie? Für den Augenblick? Sonst wäre es ja furchtbar ..."

„Der Arzt war ganz meiner Meinung," sagte Frau Voelkel, „sie hat uns genug zu schaffen gemacht, ich habe ihm alle meine Erfahrungen mit ihr geschildert. — Aber nun lassen wir das, hier ist der Kuchenkorb, wir wollen uns von der Sache erholen."

Zum Abend war Marie zu Grassau geladen.

In der Aufregung über die Nachricht hatte sie Lau gegenüber nichts davon erwähnt, und als sie kam, waren die Voelkels nicht da.

Die Schwester in ihrer kleinstädtischen Damenhaftigkeit kam vom Teetisch her: „Es ist alles bereit. Ich habe," sie warf einen Blick auf ihren Bruder, „mir alle Mühe für einen so lieben und klugen Besuch gegeben."

„Aber die Voelkels?"

Der Doktor rückte den Stuhl. „So. Hierher. Nun können wir mal gemütlich sitzen und wirklich reden. Die Voelkel schwatzt uns ja immer dazwischen," setzte er hinzu.

Frau Schönemann schüttelte den Kopf. „Frau Voelkel ist so gut. Es gibt kaum noch solche Frau, so voller Menschenliebe und Opferfreude —"

„Ich bin jetzt nicht für Opferfreude," sagte Grassau, „auch nicht für Menschenliebe, ich bin jetzt für Geist —"

„So," sagte Marie.

„Jetzt," sprach er. „Es ist etwas spät, es ist möglich, daß er bei mir nicht mehr so funktioniert, daran sind die Banausen schuld, mit denen man sich abquälen muß ... Also, erzählen Sie, Sie sind mir den gerühmten Geist noch sehr schuldig."

„War ich jemals so kühn, Ihnen Geist zu versprechen, Herr Doktor?"

„Sie versprachen ihn," rief er wütend, „also los damit ... Wo sind Sie her? Wie war das alles?"

„Es ist doch nichts Ungewöhnliches mehr, Apothekerin zu werden," sagte Marie ausweichend.

„Das geht mich gar nichts an." Er setzte heftig hinzu: „Ich hab' Sie doch oft genug dabei im stillen beobachtet — und hab' gedacht —"

Marie fragte sich lächelnd: ‚Ob er sich erinnert? Und vom Soldaten erzähle ich ihm niemals —'

— „Und hab' gedacht ... von Anfang an gedacht: sie paßt doch absolut nicht dazu!" Er sah sie wieder mit dem blaudrohenden Glühen im Auge an. „Das ist nicht Ihre Sache, Fräulein Marie. Und wohin gehören Sie denn?"

„Nehmen Sie von meinen braunen Kuchen," bat Frau Schönemann, „extra für Sie gebacken, liebes Fräulein."

„Jetzt handelt es sich um andere Dinge," fuhr er auf, „Fräulein Duchanin soll endlich mal beichten, das will ich!"

„Theologe sind Sie nicht, und zu den Beichten, die Sie empfangen, gehört die meine nicht," sagte Marie.

Etwas in ihr warnte sie, obgleich seine Art bequem und ihre Einsamkeit groß war. Denn Lau, das fühlte sie, war trotz aller schönen Worte nur von sich erfüllt.

„Ich wollte etwas, das Sie nicht verstehen," setzte sie nun doch hinzu und erschrak: ‚Ich wollte? Will ich es denn nicht noch immer? Bin ich nicht fern von diesem hier, fern von allen, eben darum?'

„Was ich nicht verstehe," sagte der Doktor. „Jawohl, darüber haben wir uns ja schon ausgesprochen. Und Sie sagten —"

„Nein, nein," rief sie, „ich gehe nicht den altbekannten Weg, ich werde nur geschoben, ich bin verblendet, immer das zu finden, was nicht zu mir paßt ..."

Sie hob den Kopf.

„Ist es nicht vielleicht immer so? Bei vielen? Ist nicht Geist immer schwer versteckt, mühsam zu entdecken und zu gewinnen, gehören nicht tausend Treppen dazu, die man nicht ersteigt ...? Und auf der anderen Seite ... liegt er nicht für die offen da, die nichts mit ihm anfangen können? Verbirgt er sich nicht wie ein böser Gott vor denen, die ihn verbittert suchen und ... läßt er sich nicht mit Füßen treten von denen, die ihn nicht brauchen? Ja," fuhr sie auf, „gibt es etwas, das seltener, einsamer, mehr verfolgt, mehr verhöhnt auf der Erde wäre, als der Geist?"

Der Doktor sagte bedächtig: „Das bißel Studium, Fräulein Marie, lohnt wirklich nicht die Aufregung. Was jeder Durch-

Digitized by Google

schnittsjunge erreichen kann, wenn er nur ein paar Groschen Geld hat, das ist nichts Besonderes."

„Nein," sagte sie, „das ist nicht der Geist, den ich suche ... wie ich ihn ... fühle. Geist, das ist für mich," sie erschrak, „Seele ... Atlantis," rief sie mit einem Male.

Der Doktor lachte. Er holte Wein und goß ein.

„Wir wollen darauf trinken, auf alle schönen Träume, Fräulein Marie ..."

Da fiel ihr Blick auf Bücher in seinem Schranke und Tafeln, die auf seinem Schreibtisch lagen.

„Gehört das auch in Ihr Gebiet, Herr Doktor?" fragte sie.

„Was denn?" fragte er gemütlich.

Sie deutete darauf.

„Ach," sagte er gleichgültig, „aber gehört denn das in Ihr Fach —?"

„Es interessiert mich."

„Warum?" fragte er. „Diese alten Herren sind Jahrmillionen tot und durch kein Medikament wieder lebendig zu machen. Was sehen Sie an ihnen?"

„Das weiß ich nicht," sprach Marie.

Ohne es zu wollen, war sie auf einmal im Sturm. Jäh war in ihr aufgelodert, was stärker war als alles ... Gegenwärtige. Plötzlich war alles aus Posen wieder da, sie saß im Saale und drüben auf dem Wandbild war unerdenkliche Form, aus Trümmern zusammengesetzt, war ein Toter, der lange, lange vor ihr unter anderem Himmel gelebt hatte und dessen legendäres Sein sie mit derselben rätselhaften Gewalt wieder packte. ‚Was ist das? Was ist das?' dachte sie. Und wieder fühlte sie Zug und Antrieb, unfaßbare Verbindung mit jenem Schatten in der Erde. ‚Was bedeutet das?' dachte sie. ‚War ich einmal ... er? Gibt es Wanderung der Seele? Ist das vorstellbar? War er einer meiner Vorfahren, war er ein Mensch aus ... Atlantis? Oder — oder der Soldat —?

‚Oder ist es Verbindung, die ich überhaupt noch nicht erkennen kann, die noch ganz im Unbewußten liegt?' Rätselhaft fühlte sie ihre Verknüpfung mit jenem Sagenhaften in der Erde.

‚Ist das Wunder? Etwas steht wieder für einen Augenblick da und sieht mich an und erlischt wieder ...'

Doktor Grassau hatte die Tafeln herangezogen.

„Ja, das ist so ein bißchen Passion von mir," sagte er, „meine Jugend fiel ja noch in die Zeit, wenigstens erinnere ich mich noch von meinem Vater her daran, wo Virchows Meinung noch regierte, der den ersten aufgefundenen Resten jede Urzeitlichkeit absprach, damals wollte man überhaupt nicht an den Urmenschen glauben."

„Und zu meiner Zeit —"

„Ach, du lieber Himmel, Fräulein Marie!"

„Zu meiner Zeit glaubte man schon an den Affenmenschen."

„Und Sie selbst?"

„Ich?" Sie sah auf einmal klar: „Ich glaubte immer an ... Atlantis ..." Sie wollte noch etwas sagen. Aber schwieg.

Er zog die Schultern ein.

„Dieser Bursche da," er wies auf das Bild, „stammt jedenfalls aus der Eiszeit —"

Wie seltsam traf sie das Wort, das sie damals vernommen hatte, fast wie ein ... Signal.

Grassau sprach jetzt über jene angenommene Vertreibung der Menschheit aus dem Tropenparadies, die erst den Menschen ... machte. Erzählte wie sich in jenen ungeheuren Zeitperioden unter dem Zwange des Dunkels, der Kälte und der Unsicherheit der Anfang der Kultur entwickelt habe ...

Er erzählte, was Marie schon längst wußte. Aber er wollte sie einmal mitnehmen, wenn Ausgrabungen veranstaltet werden sollten.

„Ja, aber was ist das?" brach er auf einmal ab und wies auf seine Schwester, die hinter der Teemaschine sanft entschlummert war.

Frau Schönemann schreckte mit einem Ruck empor, die Augen betroffen öffnend.

„So viel ... Geist," stammelte sie hilflos.

★

Als Marie zum nächsten Vortrag in das Hotel kam, stand Rasdorf in der Türe.

Er verabschiedete sich von der Dame, mit der er sprach und kam ihr nach, schon ganz unbefangen, als ob sie nächste Bekannte seien und selbstverständlich in ihre Situation geschickt. Geleitete sie zu den anderen Herrschaften, da war wieder die alte Harfenistin, die Ökonomierätin, etwas prinzessinnenhaft, sollte Schauspielerin gewesen sein. Da war auch ihr Gatte, der breitlächelnde Herr mit dem hohen Kragen, in dessen behaglichem Lebemannsblick für Marie noch etwas Unenträtselbares lag. Aber war sie je in dieser Welt gewesen?

Sie sah sich um, wie in dem ersten Akt eines neuen Bühnenstückes und nahm auch Rasdorfs auftauchendes und wieder verschwindendes Bild noch ganz wie in diese neue Handlung gehörend.

Die Vorträge waren wieder ganz außer ihrem Interesse. Und nachher ward sie in das Klubzimmer gebeten, wo aber Grassaus noch immer nicht auftauchten, obgleich es abgeredet war.

Digitized by Google

Tennisplatz Gemälde von Theo Champion-Düsseldorf
(Aus der Galerie Flechtheim, Düsseldorf)

Digitized by Google

Digitized by Google

Rasdorf saß neben ihr, die Harfenistin, die etwas vorgetragen hatte, hatte den Platz auf der anderen Seite Mariens, deren Blicke trotz aller Hemmungen scharf beobachteten und deren unbekanntester Sinn, den sie schon öfter gespürt hatte, sich mühte, die geistigen Bilder dieser Menschen zu erfassen.

Die Sängerin sagte wie zufällig: „Wo Doktor Grassau heute nur sein mag?"

„Das ist nicht schwer, man hat ihn abgerufen," erwiderte Rasdorf.

Dann beugte er sich zu Marie: „Verzeihung, gnädiges Fräulein, wie war doch Ihr Name? Etwas fremd, nicht wahr? Duchanin . . . französisch? Polnisch? —"

Sie fühlte, daß ihm mehr bekannt war, als sie ahnte und sagte leichthin: „Wir wissen nur von Polen . . ."

Da sagte er in halbem Tone, wie für sich: „Marie Duchatel —"

Etwas klang in Marie auf, drohend und unbestimmt, da wandte sich die Ökonomierätin mit einer Frage zu ihr, und sie mußte entgegnen. Wieder ging es hier um ihr von allen bestauntes Gebiet, die Apotheke, und in sich fühlte Marie wieder, wie fern sie ihr im Grunde war.

Rasdorf begann nun allerlei Fragen zu stellen, aber verbindlicher und gewandter als der Doktor. Den Osten kannte er aus der Politik, aber was er sonst sagte, berührte sie nicht sehr, aber dennoch berührte sie sein Wesen, seine Art, und ein verdecktes Licht stand in seinem Auge, das sie traf.

Es war nichts als gewandte und oberflächliche Unterhaltung; und doch wußte sie, was ihr in dieser Stunde klar wurde: Die Welt schied sich für sie in Tag und Nacht. Frevelnd hatte sie von ihrer Seele gesprochen, jetzt fühlte sie ihr Blut. ‚Ich kenne nicht Mann und Weib' hatte sie gesagt, jetzt kannte sie Mann und — Weib —

*

Am anderen Morgen trat eine Dame in die Apotheke, voll, jung, kraushaarig, mit selbstbewußtem Auge, dunkler Haut, von dem Typ, den man täglich auf der Gasse sah.

„Wer war das?" fragte Marie nachher Majorie, die an der Kasse war.

„Frau Landrat Rasdorf," sagte die.

Es war Wochenmarkt, Wagen und Zugtiere rasselten draußen, es war ein lebendiges Kino bescheidener Kleinstadtart vor den Fenstern. Und die Offizin voll von Landleuten. Jetzt kam auch Grassau, ungeniert rief er seine Bestellung über die Köpfe weg, jetzt traf sein Blick fragend Marie. Er wurde von Voelkel angesprochen und ging dann ohne ein Wort zu Marie. Die arbeitete hinter dem Glastisch, Handverkauf und Rezeptur. Jeder hatte zu tun. Sie sah dabei aber immer nach dem farbigen Wagenzug draußen.

‚Pferde könnte ich lieben,' dachte sie, ‚wenn sie frei wären. Ein paar Pferde ohne Zaumzeug frei springen sehen, hat noch immer etwas Mythisches.

Und dann die . . . Augen. Ich kenne die anderer Tiere nicht. Ich weiß nicht, ob sie auch das sonderbar Verhängte im Blicke haben, fast wie Wissen, fast wie Fluch, oft wie Resignation. Und immer . . . Wissen. Könnte es nicht sein, daß alle leeren Seelen, alle, die das Dasein nicht . . . nutzten, später tiefer sinken und zu diesen, wie im Halbtraum lebenden Tiere werden, und daß sie . . . es . . . dann . . . wissen? Alle die, die nichts mit sich anfangen, die Leeren im Geiste, sie sinken erbarmungslos und wissen es nachher . . . Ich möchte Grassau davon sagen,' dachte sie, dann auf einmal fuhr sie auf.

‚O, Atlantis,' dachte sie.

‚Wie kam ich nur hierher?'

Sie dachte wieder an Alexander. Sie waren auseinander gekommen. Anfangs hatte er geschrieben, es war noch immer die alte Geschichte, er war Maurer, er baute, ohne zu bauen, hatte keinen Überblick und kein Werk, er war nur Handlanger.

‚Und ich auch,' dachte sie in dem engen Raume. ‚Niemals komme ich so weit, wie ich so glühend ersehnte. Warum wünschte ich es einmal nur? Wie kam ich dazu? Warum ist das in mir, dieses Rasende, Glühende, warum jagt es wild, wie mit hundert Pferden, warum ist dieses Verlangen, das ich nicht begreifen und dem ich nicht folgen kann?'

Und jetzt wurde es November, jetzt begriff sie Enge des Seins, schmal ist Schicksal, klein der Pfad, alles andere ist nur Beitat, Überschwang und Schaum —. Und der geliebte, einst geliebte Soldat?

Sie ging zu Mittag, sie ging wieder in die Apotheke, sie arbeitete mit Voelkel an einer Analyse, sie hörte Lau sprechen, nichts berührte sie, nichts war ihr mehr als der kleine Augenblick ihrer Arbeit.

Nachher zum Abend schrieb sie an den Bruder, fliegende Worte, sie dachte, daß die vielleicht die Mutter lesen würde, da Alexander in Posen wohnte. Es war ihm bis jetzt nicht einmal gelungen, vom Hause wegzukommen.

Marie horchte. Es hatte gepocht. Jene Harfenistin, alt und gefärbt, sich liebenswürdig umschauend.

„Wie nett . . ." sie warf einen kurzen Blick nach den Schmetterlingen und stutzte, „o, wie nett haben Sie es hier . . . Aber so allein, nein, das kann ich nicht zugeben, ich sagte

Digitized by Google

schon unserer guten Frau Kramershausen" — das war die Ökonomierätin — „Wir müssen das kleine Fräulein holen, sie hat heut zu viel gearbeitet. Jawohl, ich sah es ... Also kommen Sie, hier ist eine Karte, ich habe immer Karten zu Konzerten und Aufführungen, und nun machen Sie sich schnell zurecht und kommen Sie ..."

‚Warum ... warum?' dachte Marie Duchanin.

Sie ging mit der Alten durch die ungewissen Nebelfeuer des Abends. Diesmal war es ein anderer Saal, und es waren auch andere Menschen, die Rätin war allerdings da, „Bettina," wie Marie sie einmal genannt hatte. Die Harfenistin erzählte eben flüsternd, sie habe an jenem Abend nachher noch im Lexikon nachgeschlagen, um zu erfahren, wer dies gewesen sei.

Da war Grassau.

„Wie kommen Sie denn hierher?" fragte er, sich neben sie setzend.

„Und Sie, Herr Doktor?"

„Nach dem ganzen Kladderadatsch mit den Banausen muß man wohl eine Auffrischung haben."

Marie sah zum Podium. Es war von Stuck umgeben. Karyatiden trugen den Oberbau. Marie erkannte auf einmal die leidenschaftlich verzweifelte Gebärde dieser gipsernen Gestalten. Etwas durchschlug sie: ob Rasdorf vielleicht an einem ... Schicksal ... trägt? Er stand drüben, er sah sie, sie sah aber nicht die Frau, Marie spürte, wie sie an romantischen Geschichten zu brauen begann ... ‚Unmöglich,' dachte sie bitter, ‚die Dinge sind ... nackter. Sind einfacher.'

In ihr hob sich jenes Grauen vor Enttäuschung, und da war die Enttäuschung schon gekommen.

Als die Musik begann, stand mancher dunkle Abend in ihr auf.

Aber es war Gesang. Es waren Balladen. Ein Löwesänger, der den Douglas sang.

Gedanken, die zueinander gehörten, begegneten sich in Marie. Der Douglas und — Marie Duchatel. Und jetzt begriff sie erst vollkommen, was in dem halb vor sich hingesprochenen Worte des Mannes gelegen hatte und — Schrecken überstürzte sie.

Und zugleich überkam sie Wonne. Sie empfand den Doktor an ihrer Seite, sein ironisches und doch ihr zugewandtes Wesen, ahnte wachsende Verwandtschaft und sah auf der anderen Seite alles Ungewisse, Verborgene, Verbotene. Sie ahnte, daß Niedertracht dort sein konnte, Drohung, Untergang — und alles in ihr füllte sich doch mit betörendem Klange:

„Der König sah Marie Duchatel,
Die anderen sah er nicht —"

Barmherzigkeit, dies war das einzige, das ihr noch zeigte, daß sie jung war, jung, jung —

*

Am andern Tage ging Marie wieder zu Lau Voelkel. In ihr brannte es jetzt nach Nachricht über Rasdorf oder wenigstens nach zufälliger Nennung seines Namens, wenn sie auch fühlte, daß Lau dem Kreise des Mannes fern stand.

Frau Voelkel war zerstreut. Sie sagte: „Ich warte immerfort auf das Telephon."

Marie sah sie an, ihr Gesicht war verändert, farbiger, die Augen in aller Sanftheit anders. Marie begriff den Blick nicht, der zuweilen herausbrach —

„Es ist wegen der Katharina," sprach sie.

„Sie ist —"

„Ja, sie ist fort," stieß Frau Voelkel heraus. Ihr Gesicht war geradeaus gerichtet. „Sie sind schon alle unterwegs, man sucht an allen Ecken und Enden und ist mit Hunden in die Wälder —"

„Es wäre ja furchtbar," sprach Marie, zum Fenster blickend, hinter dem der erste Schnee des Winters schon seit Stunden tanzte. „Furchtbar ist schon die Flucht allein, und zu denken —"

„Sie wird schon Unterschlupf gefunden haben," sagte Frau Voelkel, „eine solche Person —"

‚Camillo,' dachte Marie.

„Aber ich finde sie," stieß die junge Frau hervor, während ihre Augen sich eigentümlich vertieften, „ich finde sie. Sie muß zurück!"

„Aber Lau, wäre es nicht vielleicht doch besser —"

„Was denkst du, ich habe die Verantwortung. Ich muß dieses Geschöpf vor sich selber schützen. Denkst du, ich hätte noch eine ruhige Minute, wenn — entschuldige," sie lief wieder zum Telephon.

„Nichts, nichts," sagte sie dann, zurückkehrend, „man weiß noch immer nichts."

Marie sah in den Schnee.

Er lag schon gestern und wuchs über Nacht. Ihre Phantasie malte eine Flucht, die aus den Mauern der Anstalt in erbittertem Abenteuer in das Grauen dieser Frühwinterwälder führte —

„Ich kann es nicht aushalten," fuhr Lau wieder auf, „komm, wir gehen —"

Marie fragte nicht.

Der Schnee stiebte.

Im Polizeibüro wußte man noch nichts. „Man würde Frau Voelkel schon Nachricht geben," sagte ein bedächtiger Sergeant, „jeden Augenblick vielleicht."

Lau rannte weiter, dem Graben zu, und zog an Grassaus Klingel.

„Komm!" Sie lief die Treppe hinauf, wäh-

Digitized by Google

rend man von oben schon das Öffnen der Türe hörte.

Es war Grassau selbst, er hatte sie vielleicht schon gesehen.

„Nun," sagte er sehr erstaunt, wie es schien, „wer ist denn die Patientin?"

„Ich," rief Frau Voelkel aufseufzend, „Doktor, Sie müssen helfen, hören Sie nur — die Katharina ist fort —"

„Das ist heute früh schon im ‚Tunnel' erzählt worden," sagte er trocken.

„Beim Frühschoppen," rief sie erbittert. „Nun sagen Sie —"

„Ja, zum Kuckuck, Frau Voelkel, lassen Sie das Frauenzimmer doch laufen!" schrie er.

„Da höre," rief Lau mit bebender Miene, sie wurde bleich: „Diese Männer —"

„Ja ..." Er öffnete Türen und schob Stühle hin. Er trat zu Marie. „Auch mit auf der Suche, trotz der Apotheke ... wieder was Neues ...? Aber das haben Sie doch nicht an sich —" Frau Voelkel warf einen jähen Blick auf die beiden. Grassau wandte sich jetzt an Lau.

„Wissen Sie, Frau Voelkel, von der Art wie die sogenannte Katharina laufen so viele herum, daß man mit Einsperren nicht aufhören könnte!"

„Komm," sagte Lau schroff. „Hier ist kein Freund, wie ich sehe. Hier ist nur ... Hohn —" Sie verstummte. An der Tür wandte sie sich noch einmal, grellrote Flecken im Gesicht.

„Sie wollen nicht helfen, Doktor," stieß sie hervor.

Er sah sie mit wunderlichem Gesichtsausdruck an.

„Ich will ... nicht, Frau Voelkel," sagte er.

Sie eilten über den weichen Schnee. Er war schon hochgelagert. Er fiel wie aus unendlichen Gründen des Himmels. Fiel wie Schicksal.

Marie sah in einem Schaufenster rote Rosen.

„Wohin?" fragte sie erschreckt, als Lau eine neue Wendung machte.

Und sah schon.

Sie waren an dem weißen Hause. Still lagen die Läden vor den Fenstern. Es war schon Abend.

„Camillo," raunte Frau Voelkel.

Sie warf einen Schneeball gegen das Oberfenster. Noch einen. Noch einen. Dumpf kam der Schlag inmitten der weißen Dämmerung. Wieder flog der Ball, dumpf kam der Schlag. Nichts rührte sich.

„Reimanns sind verreist," stammelte Lau, „aber Camillo muß da sein!"

„Camillo!" rief sie lockend, von neuem Schnee aufraffend.

Immer noch flogen ihre Bälle gegen das stumme Haus.

„Nichts," stammelte sie dann, sich wendend. „Er ist nicht da. Er ist —" Ihre Stimme erstickte.

Sie wandte sich noch einmal zu dem Hause hinter den Blaufichten.

Der Schnee stiebte.

Sie eilte mit gesenktem Kopfe wie damals, als sie zum letztenmal aus dem Hause der Katharina gekommen war, wie blind.

Im Zimmer stand der Apotheker mit ernstem Gesicht.

„Lau —" sagte er.

„Was ist —"

„Eben kam Nachricht —"

Er wandte sich zu ihr, noch wärmer und gütiger als sonst. „Höre, es ist nicht gut gegangen. Die Katharina hat den Zeitpunkt der Flucht ungünstig gewählt. Sie ist unterwegs verunglückt. Ihr Körper zerbrach. Trotzdem hat sie versucht, sich durch die Wälder nach der Stadt zu schleppen, ist aber liegen geblieben und im Schnee erfroren —"

„Liebes Kind —" Er beugte sich zu ihr.

„Tot?" rief Lau. Und dann mit einem wilden Heben des Kopfes: „Es ist nicht schade um sie!"

*

Marie war daheim in ihrer Kammer, im Kleide noch den trüben Misch- und Krankengeruch der Apotheke, im Blute alles rasende Feuer des Gesetzlosen. Die Katharina — Gott gnade, blutrote Spur zog hinter ihr drein —

Marie machte sich zurecht. Sie zog sich an wie noch niemals. Sie sah sich an wie noch nie. Und immer, halb im Traume, sah sie die blutrote Spur —

Es durchriß sie: Er wartet auf dich. Er ist schon dort. Er steht in der Tür, steil, groß und doch ganz anders als der Doktor, in jeder Linie nicht der Harmlose und Kameradschaftliche, sondern der, dem du verfallen bist. Unerdenkliches war mit ihr geschehen.

Schnee ja ... aber Rosen im Fenster, und mitten im Weißen die blutrote Spur —

Es war wieder Vortrag. Sie sah Rasdorf. Und neben ihm auf einmal die Frau. Dieses geputzte Wesen, das die Welt verkörperte, die Marie verabscheute. Und er, wohin gehörte er? In ihr war nicht mehr Frage und nicht mehr Suchen, sondern dumpf gewaltige Gewißheit. Rasdorf stand drüben, und über ihm schwang sich die leidenschaftlich erschöpfte Linie der Karyatiden. Blick und Blick begegnete sich. In ihr war einziger Rhythmus, leidenschaftlich erhoben, Triumph, der an das wahnsinnige Schicksal der Toten anknüpfte, wildes Glück und Glück des Schuldigwerdenwollens —

Digitized by Google

Aber als sie heimkam in ihre stille Stube, wo Briefe waren und Bücher und die Sauberkeit ihres bisherigen Lebens, da durchfuhr sie noch einmal Entsetzen und furchtbares Erkennen: Einst hieß ich Herrad, und nun soll ich Marie Duchatel sein —?

★

Marie tat keinen Weg mehr unter die Städter. Weihnachten ging hin. ‚Sie können denken, daß ich nach Hause gefahren bin,' dachte sie. Aber die Zeit wäre zu kurz gewesen. Nach zwei Tagen zog die alte Welt wieder auf, und Marie ergab sich dem, das sie von Anfang an hier allein besessen hatte.

Einer war nur noch vorhanden: Grassau. Er hatte sie in diesen Tagen vermißt, das hatte sie erfahren, er war nicht auf das Gut verreist gewesen, von dem die Geschwister stammten; Frau Schönemann war allein gegangen, er war hier geblieben, bei seiner Praxis und seinen Büchern; sie lachte in sich, bei den — Banausen.

Vor ihr zitterte es dabei auch wissender als jemals: blutrote Spur —

Und sie malte an einem Bau, den sie sich früher niemals erträumt hätte. Auch in Posen nicht bei dem Artilleristen. Alles Gefühl in ihr war von vorneherein weglos gewesen; denn in ihrer Jugend hatte Freude an Ehe und Familie niemals in ihr zünden können. Bitter und drohend war die Erfahrung der Mutter, verzweifelt das Leben im Elternhause, nirgends war Halt am andern, immer und ewig Mißtrauen, Unverstehen, Gegensätzlichkeit und gegenseitiges Ringen, in keiner Stunde hätte Marie sich wählen können, was andere jungen Mädchen von vorneherein mit sich bringen.

Aber nun, wo das in ihr erweckt war, das auch schreckliche Zukunft erst möglich macht, als das Blut sprach, da neigte sie sich zu der Lösung, die einzig möglich schien. Was war Wissen, Lernen und Zukunft, was war ... Atlantis?... O, sie wußte, wo es war, sie hatte beinahe den Fuß auf seinen Boden gesetzt; ihr Herz schlug bis zum Halse, wenn sie nur daran dachte, es lag nahe, nahe, unwissentlich war sie herangekommen, aber sie war geflohen und hatte unkennend verzichtet.

Aber das wollte sie, was doch leise in ihr Blut zuckte und wenigstens etwas in sich trug von blutroter Spur —

Ja, Herrad wollte landen nicht anders als Constantine, die zufriedene und triumphierende Briefe schrieb, wenn sie einmal schrieb. Ja, es ging ihr gut, alles war im Lote, und bald, zum Frühjahr, würden sie über Marokko und Spanien nach Deutschland zu Besuch kommen.

Ja, so war es, und so landete Marie Duchanin auch, wenn es sein sollte.

Verstand sie sich nicht mit Grassau besser als mit je einem anderen Menschen auf der Welt? Es war nicht nur „Doktor und Apothekerin", sondern Verbindung auf geistigem Gebiete. Das, was sie gesucht hatte, und wie sie wußte, nie fähig war, zu entbehren, geistige Teilhaberschaft. Einssein im höheren Lande, nicht nur im Blute. Keiner hatte so viel Gemeinsames mit ihr als Grassau. Mehr als je sprachen sie über Erdgeschichtliches und jenes Urweltliche, das Marie als Einziges von Atlantis geblieben war. Immer von neuem fand sich Verbindung, der Doktor gab sich Mühe, er gehörte, wie er sagte, nicht zu den Banausen.

Und Rasdorf, dem Marie niemals näher gekommen war, der voll drohender und gefährlicher Unbekanntheit steckte ... war er denn wirklich etwas anderes für sie, als eben der... Mann? Nicht der einst Geliebte?

Konnte sie hier bei Grassau die Seele, die sie doch besitzen mußte, nicht wenigstens ahnen, und war da drüben im verbotenen Lande nichts als jener Untergang —?

Oder hatte eine Stimme in ihr recht, eine Stimme tief, tief in ihr, die leise sprach: Blut und Gefühl trügen nicht. Dort ist dein Land. Dort ist — Atlantis —?

Es kam keine Gelegenheit, das zu erproben. Sie sah Rasdorf nicht. Sie sah nur Grassau morgens, mittags und abends. Er kam nicht nur, er kreuzte ihren Weg, sandte Bestellungen und Grüße oder kam zu Lau, wenn er Marie dort wußte. Seine Schwester ging allerdings Marie gegenüber nicht aus ihrer Zurückgezogenheit heraus.

Aber bei Lau war Verbindung, Zusammentreffen harmlos und voll Zufälligkeit, bis eines Abends, es ging schon auf Februar, Lau auf einmal, nachdem Grassau gegangen war, sich zu Marie neigte und raunte: „Wenn ich ein Hund wäre, würde ich dich beißen —"

Marie sah auf und sah ein rasendes Flackern in den Augen der jungen Frau.

‚Der Feind,' dachte sie.

★

Es kam das Grassausche Mädchen in die Apotheke, Frau Schönemann habe Kopfschmerzen und bäte Fräulein Duchanin, heute abend nicht zu kommen.

Es handelte sich um eine Verabredung mit dem Doktor.

Marie lachte und dachte: ‚Geist ist etwas, das Frauen zuweilen Beschwerden macht, und wie ist es, hat die Apotheke nicht auch ein Mittel dagegen?'

Sie war voller Feuer und nicht abgeneigt, Grassau gegenüber eine Bemerkung zu

Digitized by Google

machen. Sie erlebte Mondträume in diesen erregten blauen Februartagen, wollte dem Doktor den Überschwang — ihres erhöhten Lebens zeigen, da — blieb er aus. Und als sie ihn endlich wieder traf, ging er mit flüchtigem Gruß an ihr vorüber.

Noch wartete sie und dachte: ‚Es ist Laune und Verstimmung, Jupiter zeigt sich ... Aber sein Gesicht, als sie ihn wieder traf, war so verächtlich, grob und geringschätzig, daß sie zurückschrak.

Es war der gleiche Blick, den auch Ringhaus zuweilen für sie hatte.

Und plötzlich wußte sie: Lau. Erinnerte sich ihres Wortes: „Wenn ich ein Hund wäre ...“

Sie hatte gebissen. Das war ihre Rache, und Grassau hatte sich trotz gerühmter Überlegenheit dabei verwenden lassen.

Dieser Freund war für sie vorüber.

★

„Triffst du Grassau noch?“ fragte Lau unschuldig. Sie war am Abend zu Marie gekommen und sah sich mit zufriedener Miene im Stübchen um. „Wie nett du es hier hast —“

„Nett —“

„Ja.“ Aus den Augen der jungen Frau brach Triumph.

Ja, sie war der Feind. Der größte Feind, an dessen Tür sie damals ahnungslos gepocht hatte. Von ihrem milden und sanften Wesen irregeführt, von ihrem klaren Blick, ihrem herzlichen Wort getroffen, hatte sie lange nichts geahnt. Diese Frau war von allen seltsamen Frauenbildern, die Marie begegnet waren, das merkwürdigste.

Von der vergötternden Liebe ihres Mannes getragen, hatte sie seine Kinder aus dem Hause und die Katharina in den Tod gejagt ... warum? Marie erschrak, als sie es erkannte: dämonische Herrschsucht war das, glühendes Besitzenwollen nicht nur des einen, sondern aller Männer, die ihr in den Weg kamen. Das lag hinter den sanften Augen, wilder Drang des Blutes war es, Gier und rasender Egoismus ... Wie war das zu begreifen?

Bei Katharina ging es um Camillo, jenen Knaben, und bei ihr, Marie, ging es um Grassau. Bisher hatte sie Marie nicht sehr ernst genommen, zumal sie glaubte und sah, daß es ihr nicht sehr gut ging, aber da sie nun gewahren mußte, daß Marie Beachtung und Erfolge hatte, da es um Grassau ging, da rührte sie sich, packte zu und stieß —

Lau erzählte unbefangen von Ringhaus. Sie hatte die drei Kleinen wieder besucht, sie hatte ihnen Lebertran und andere Kräftigungsmittel aus dem Lager gebracht —

„Sie tun mir von Herzen leid, Marie. Es wird so wenig für sie gesorgt. Die Frau —“

„Soll kränklich sein.“

„Ja. Sie tut mir noch mehr leid. Auf jede Weise versuche ich zu helfen, sie ist so angenehm ... Und denke doch, meine Tochter kommt zu Ostern, endlich habe ich es so weit gebracht, das wird ein Wiedersehen geben —“

‚Lüge,‘ dachte Marie. ‚Alles Lüge.‘

Und furchtbar hob sich das Gesicht des Lebens vor ihr auf.

Frau Voelkel sah sich um.

„Wie? Du hast Hyazinthen?“

„Sind sie nicht schön?“ fragte Marie leicht.

Sie holte Zigaretten.

„Was? Auch die?“

„Jawohl, Hyazinthen und Zigaretten, das gehört bei mir zusammen,“ sprach Marie.

Lau sah sie aber ohne Argwohn an und meinte: „Nach der vielen Arbeit hast du eine kleine Erholung wohl nötig ... Ich wünschte, ich könnte dir noch mehr sein ...“

Ja, es war viel zu tun, und zwar nicht nur reine Apothekerarbeit, und Marie war schon der Gedanke gekommen, daß Lau, die sie damals von allen unliebsamen und mechanischen Arbeiten befreit hatte, sie wohl mit unmerklicher Nachhilfe bei ihrem zerstreuten Mann und viel mehr bei Ringhaus, wieder sacht hineinschöbe ...

Als Lau gegangen war, stand Marie regungslos.

Die Luft war voll blauen Dampfes, und darein dufteten die vielen Hyazinthen, die am Fenster standen.

‚Hyazinthen und Zigaretten,‘ dachte sie.

‚Ist das nicht beinahe ... polnisch?

Was für ein Tag ist heute?

Bin ich nicht heute polnisch ...?‘

Und jener Frühlingstag fiel ihr ein, als sie nach Posen gefahren war und jenen wilden Rausch erlebt hatte. Nachtigallen sangen in Posen — Und der geliebte, einst geliebte fremde Artillerist?

Sie ging, den Mantel umgeschlagen, leise auf die Gasse hinaus.

Schnee flimmerte. Himmel flimmerte, es war kälter geworden und noch schöner. Unendliche Süßigkeit lag in dieser weißen schimmernden mondhellen Nacht.

Marie dachte: ‚Fräulein Henriette feiert also ihren Geburtstag.‘

Sie lachte und kam in das Haus der alten Musikantin und stieg die Treppe empor, sogleich von Zigarettenrauch empfangen. Ein paar fremde Bühnengesichter, die Wandertruppe der Gegend war gerade in der Stadt, dann die schöne Ökonomierätin mit einem Freunde, der Ökonomierat mit einer Dame, ein paar Schauspielerinnen und Rasdorf.

Digitized by Google

Er kam an Mariens Seite, und so hoch die Munterkeit sofort schlug, Marie, in ihr Schicksal gestoßen, bekam auf einmal das Gefühl: alle sitzen hier und schauen ... zu. Dies ist nur arrangiert, um zu vollenden, und du wußtest es. Jawohl, du wußtest es. Darum die Hyazinthen und Zigaretten, darum die duftende Einsamkeit deines Zimmers, die duftende Süße deiner Nächte. Dieser Stunde hast du zugejubelt und hast von der ersten Minute an von ihr gewußt.

Da war Rasdorf. Da war er, der immer Entfernte, neben ihr in zwangloſem Kreiſe, mit Bühnengrößen der kleinen Welt, mit zwanglos Gewordenen dieſer kleinen Welt. Und ſie, die Freie, auf einmal in dieſe Zwangloſigkeit gegeben ... Das war Rasdorfs Werk, ſie wußte es. Jetzt war er neben ihr.

Er ſprach erſt mit den anderen, den Schauſpielern und der Sängerin, es war, als ob er ſelber erſt Mut gewinnen müßte. Marie horchte ſcharf auf jedes Wort, auf ſeine Stimme, in der fremde Schwere war und unbekannte Erregtheit.

Und plötzlich durchfuhr es ſie: ‚Iſt es ihm mehr als ein Abenteuer? Wächſt ſein Gefühl wie das meine, erſtickt uns beide die Gegenwart, dieſe troſtloſe Gewährung des einander Erkennens?

Und jetzt wandte er ſich ihr zu.

Er ſprach von Polen.

„Ja, Polen,“ lachte ſie, unbekannt mit ſich ſelber, während ſie die Papyroſſi hielt. Er gab ihr Feuer, indem er ſich dicht zu ihr bog, ſeine Arme erreichten ſie, ſein Körper drängte ſich gegen den ihren. Während die zitternde Hand das Feuer hielt, ſchlug Blick in Blick, und ſie ſah eine furchtbare Finſternis, nichts als Finſternis, die nach ihr gierte, etwas wie einen Höllenſchlund, der nach ihr aufgetan war, Beſinnungsloſigkeit, und begriff, begriff jetzt erſt, die kleine Marie Duchanin, was Leidenſchaft und Forderung überhaupt war. Sah das Raſende aufgerichtet, den begehrenden Mann nahe vor ſich, unverſteckt, gierig, grell, hart und erbarmungslos, und ſah, Gott gnade, das Tier.

Niemals hatten ſie miteinander mehr geſprochen als Gleichgültigkeit, und jetzt — kam nur dieſes —

Marie ſah dem Zigarettenrauche nach und atmete ihn ſamt einem betörenden Hyazinthenduftе und dachte, verwirrt: ‚Wer bin ich denn? Von den Göttern bin ich verſtoßen, von den Menſchen entfernt, ſelbſt hier an dieſem beſcheidenen Platze kann ich nichts ſein, nirgends, wohin ich komme, kann ich etwas ſein — was bin ich denn? Wohin geht es denn?‘

Und immer noch horchte ſie und vernahm nur gereiztes und dunkles Gelächter und Reden wie von ferne und dachte nur: ‚Ich war erwacht, um den Geiſt zu ſuchen. Die Welt verſchlug ſich ſchon in den erſten Tagen vor mir, ich mußte blindlings rennen, verjagt, und ſuche nur, ſuche, ich klopfte an manche Tür, und Dämoniſches ſah mich an; Liebe ſuche ich in der ganzen Welt und Geiſt, aber ich fand nur das Tier —

Sie ging allein, allein in dieſem hohen leuchtenden Mitternachtsdämmern des Februars, kam in ihre Stube, in der der Zigarettenduft noch ſchwang mitſamt dem wilden Duft der Hyazinthen und dachte, die Hand vage dahin bewegend: ‚Polen, ach ... Polen —‘

*

Marie dachte: ‚Es geht nicht mehr. Ich muß fort. Und ob noch alles im Anfange, im Unbeſtimmten iſt: ich muß mir etwas Beſtimmtes ſuchen, ich muß fort.‘

Da kam ein Brief; ſie ſah ihn verwundert an, ſo entfernt war die Schrift.

Eine Stimme aus anderer Welt.

Die Konſulin Söderland wollte das Frühjahr in Italien zubringen und lud Marie ein, wenn es ihr gelänge Urlaub zu bekommen. Am Gardaſee wollten ſie ſich treffen.

Italien. Alles Gewölk weicht vor Atlantis. Nahe ſteigt die Küſte, nahe hebt ſich der weiße Streif ewiger Brandung. Mein Gott, das Meer, ein anderes als das einſt geſchaute ... das Land, das erträumte! Brücken über den Tiber, weiße Säulen alter Götter, uralte Zeit, der Boden geheiligt von Schickſal, Schönheit, Blut und Rauſch ... dieſer rätſelhafte Boden, von ihr geliebt, dieſe Wunder, die aus dem Grauеſten immer mit ihr gegangen waren ... alles das kommt, es ſteigt herauf, der üble Plunder der Kleinſtadt weicht, du biſt wieder du ſelbſt, es ruft dich zu dir ſelbſt, jetzt erſt biſt du wieder du, es führt dich gnädig über Glut und Verblendung doch den Weg, o, Schickſal, doch den Weg —!

Als Marie dem Apotheker von dem Plane ſprach, lächelte er erſt ironiſch; dieſes aufgemalte Land, fremd und unfriſch, dieſes laue getünchte Land ...? Aber ſeine Stimme ſagte zugleich, daß er ihr den Urlaub gewähren werde.

Marie ſchrieb nach Hauſe. Es war ungefähr davon die Rede geweſen, daß ſie um Oſtern einige Tage nach Poſen kommen werde, jetzt ſchrieb ſie: ‚Ich komme nicht, ich fahre nach Italien. Söderlands und Alice ſind ſchon dort.‘

Es war nachts, als ſie in den Zug ſtieg, und ſie mußte denken: ‚Wo mag Rasdorf jetzt ſein? Weit weg. Gott ſei Dank, weit weg.‘

Digitized by Google

Aber zugleich erhob sich in ihr die rasende Vorstellung, daß sie mit ihm in diesem Zuge über die Alpen fahre, nahe, nahe ihm! Um mit ihm ihre Wunder zu sehen. Aber er würde es nicht sehen, nichts sehen, außer ... Und sie dachte an sein Reden: Gesellschaft, Jagd, Weiber, Weiber. Fern erhob sich ein Flüstern: Marie Duchatel ... Warum diese Maske über der Seele, die man nicht mehr für Maske halten kann?

Und sie lag in der Ecke, hinter der schwarzen Scheibe, das Licht war abgeblendet, und neben dem Zug ging Rasdorfs Bild mit.

Marie fand überall ritterliche, höfliche und aufmerksame Menschen. Hier war sie nicht das Fräulein aus der Apotheke, sondern Mensch, an sich selber abgeschätzt, und wie es schien, gut.

Sie fuhr unter der Ora über den See in menschengefülltem Dampfer, dann und wann streifte sie ein Paar, sie sah nichts, nichts als die Hänge, nicht einmal die Berge, nur die unendlich bekannt werdende Veränderung der Linie, nur das andere Licht, das über sie kam, wie aus ungeheurer Helle tief unten im Süden. Nur die Bläue der Wasser, das eigentümlich Rinnende und Kreisende; ‚ich fühlte es nicht so am Meere,' dachte sie, ‚ich war dort anders. Hier ist nicht Ende der Welt, hier ist ... Anfang!'

Am Stege in Gardone stand die Konsulin, korrekt und schwarzseiden wie immer, das weiße Haupt ruhig geneigt. Marie durchfuhr es: ‚O, könnte ich ihr von dem sagen, das ich erlebte!' Sie ging unterm Strome der Fremden, hörte weder das viele Wienerische noch das Norddeutsche, ihr Ohr horchte nach lateinischem Laute, und in der Linie der Primitiven suchte sie uralte Linie zu finden.

Die Konsulin lächelte. „Die Antike werden Sie hier noch nicht so sehr entdecken. Sie müssen noch ein wenig weiter, und wir werden auch, Alice und ich, da es noch früh im Jahr ist, über Mailand nach Rom und vielleicht bis Sizilien reisen."

Die Konsulin war hier wieder die Dame und zugleich die sehr erfahrene, etwas kühle Reisende. ‚Verstehen wir uns auch nicht?' dachte Marie plötzlich, ‚sie, die mir Atlantis war ... kennt sie auch nicht ... Atlantis?'

Da kam Alice, noch ein wenig steifer als die Konsulin, noch eleganter und sehr kühl, aber dennoch mit Marie durch die Jugend verbunden. Von früher sprachen sie nicht, als sie im Hotel eingerichtet waren, es ging um Diner, Lunch und das Untergebrachtsein, das Wetter und die Fremden. Die Söderlands kannten viele, einige Damen kamen in der Halle auch heran, die wie die Söderlands sprachen, es schien fast eine norddeutsche Kolonie. Bald vernahm Marie englisch, jetzt waren sie unter sich. Sie ließ den Blick durch die Glasfenster schweifen, in ihr zuckte es, hinauszurennen, hinaus!

Es kam das Abendessen und wieder Konversation, das war alles. Endlich war Marie allein in ihrem Zimmerchen. Etwas wie Schreck und Grauen überfiel sie auf einmal: allein. Sie ging zu Bett, nebenan war Flüstern, ein junger Bayer wohnte dort, wie sie zufällig wußte, wer aber war mit ihm? Flüstern und Kichern die ganze kurze Nacht, Flüstern und Lachen mit dem rhythmischen Stoß der Wellen. Marie begriff das erst, als sie auffuhr und im Frühgrauen die unendliche Fläche unter dem Fenster sah, der See hatte sie gewiegt. Und — nebenan ging leise eine Tür.

Sie ging nachher mit den Norddeutschen, aber ihr Blick trieb, schweifte drüben zum Ufer hinab. —

Wieder die Paare, lauter junge, elegante Paare, der Weg war nur kurz gewesen. Nach Tisch entwischte Marie endlich ihren Gefährtinnen, ach, sie hatte noch nicht einmal nach Constantine gefragt, Alice war ja auf direktem Wege von Shanghai gekommen, die anderen Hamburger waren auch von daher. Marie eilte, stieg in die Bahn und fuhr die gebogene Uferstraße unter Dampf und Qualm hinab, weiter und weiter; es war einsam, die Fremden verdauten, sie stieg unweit Toscolano an der Piazza aus, der See machte eine Kurve, südliches Leben überfiel sie, an grell sonnenheller Wand hingen Käfige mit geblendeten Vögeln; sie wandte sich, uralte Erinnerung in der Seele, und stieg bergauf, fort vom See und ihm doch entgegen. Hoch oben der Blick auf die Bucht, träumender die Wasser und in ungeheurer Weite ausgebreitet, und drüben, drüben in der Bucht jene Brandungslinie, das erste Auftauchen ihres seltsamen Traumes, jenes weiße Kreisen ... Kreisen ... Und sie kauerte sich nieder und starrte, die Hand über die Augen gelegt, alles vergessend und nicht vergessend, unbläßig zu dem seltsamen weißen Kreisen in der Bucht.

Sie kam zurück, die Damen hatten gewartet, sie kam bestaubt, mit Feuern im Auge, mit großem Traume in der Seele, sie hörte von Constantine. Jawohl, es ging ihr gut, sie reiste jetzt auch bald, sie machte aber erst mit ihrem Manne noch Besuche in der Welt. Alice war vornehm und schön. Marie fiel die Posener Zeit wieder ein, wo sie mit Roida zusammen gewesen war, leise Gilbheit über den Wangen; jetzt war es ein anderer Ton, aber sie war, wie immer, ganz Dame, ganz unberührt, immer sie selbst, trotz Liebe, Ehe, Ferne.

Digitized by Google

Jetzt begann die Konsulin die weiteren Pläne zu entwickeln: Also Rom und hernach Sizilien; sie erinnerte sich noch daran, wie stark Marie einst geschwärmt habe, hier sei nichts als Deutschland, nichts als eine germanische Kolonie. Also kurz und gut: Ob Marie sich bei ihrem Chef Nachurlaub nehmen wolle, acht oder zehn Tage mindestens ...

Marie fühlte, daß Frau Söderland sich Voelkel in etwas damenhafter Färbung dachte, aber dann durchfuhr sie das alte Wort Atlantis.

Nun wurde das Ungeglaubte vollführt, jetzt kam für das Kind aus der Fischerei, die von allen Göttern Verlassene Erfüllung, sie wurde nach Umwegen doch dahin getrieben, wohin es sie vom ersten Tage des Erwachens an gezogen hatte.

Es durchfuhr sie: Das Meer, die feuerglühenden Berge; diesem Geheimnis der Erde kommst du nahe; nicht nur das dunkle Wunder des Vesuvs, den fremden Ätna wirst du sehen, schweigend, ruhend, schneebeglänzt ... Pompeji und Herculanum kommt dir wieder, und du gehst uralte Straße nach dem Süden —

„Ich schreibe," sagte sie und dankte der alten Frau —

Sie schlief in dieser Nacht tief. Und es wiegte sie. Es wiegte sie der See. Der Süden hielt sie in seinem weiten Arme. Sie kam mit glühenden Augen, gebräunt, wie es schien, zum Frühstück in die Halle, und die Konsulin sagte zu Alice: „Der Süden färbt Fräulein Duchanin schnell."

Alice sagte langsam, während sie nach dem Ei griff: „Sie ist überhaupt verändert."

‚Ich bin verändert,' fühlte Marie.

Und in ihr war ein Spielen:

Marie Duchatel.

Und sie empfand, wie die Konsulin, als Alice sich entfernt hatte, sich mit leiser, beherrschter Frage an sie wandte; auch darin war das Damenhafte und Entfernte, und Marie fühlte auf einmal alles Wilde in sich, wie sie es schon lange geahnt; sie sah auf den Korso, in ihr brauste es, sie sah Liebespaare unter den Lorbeerbüschen, in ihr schrie es: wäre ich das und —

‚Was denke ich denn in der Nacht?' fragte sie sich und erschrak.

‚Wen sehe ich denn in der Nacht?' fragte sie und erschrak.

Es waren aber schöne, kultivierte Tage, und es war zu schätzen, daß die Söderlands so reiseerfahren waren, so entging nichts, was mit älteren Damen zu erreichen war. Marie sah viel, sie fuhr auch über den See, es war am letzten Abend vor der Abreise, fuhr über den blauen, rötlichen Abendsee in der Barke, sah die weiße Höhe des Monte Baldo schimmern und glühen, und sah das ferne Kreisen; es war wie halber Untergang ihrer Seele in diesem ungeheuren Traum.

In der Frühe sagte sie zu Frau Söderland: „Die Antwort ist nicht gekommen."

Die Konsulin, die immer korrekt war, fragte: „Was müssen Sie tun?"

„Ich muß heimfahren," sprach Marie.

Frau Söderland fragte nicht, ob telegraphische Anfrage möglich sei, auch Alice nicht, so korrekt waren sie.

Der Würfel war gefallen.

Sie nahmen Abschied von Marie.

Am besten war der Nachmittagsdampfer. Söderlands fuhren erst am nächsten Morgen.

„Sie sehen alles später. Im nächsten Jahre."

‚Im nächsten Jahre,' dachte auch Marie. In ihr hob sich wilder Traum. Später. Später.

Sie hatte überhaupt nicht an Voelkel geschrieben, denn sie hatte immer schon zurückgewollt. Das wußte sie: dies alles war ihr nichts.

‚Gott gnade,' dachte sie. ‚Ich kann nicht anders.

Nirgends ist Platz und Raum für mich, als ... dort.

Ich muß zurück zu ihm. Da ist ... Atlantis ...' Und der Soldat —?

★

Und sie fuhr in der Nacht über die Alpen und durch München und kam im Morgengrauen an. Da war die Stadt ohne Türme, unverändert. Da war ... er.

★

Altes Bild, altes Werk. Nichts verändert, nichts erhoben. Aber die große Fackel über allem. Nicht alle Feuer Pompejis und Herculanums, nicht Gewitter der Urzeit, nicht die alten Götter und Giganten können geben, was Eros gibt.

In allem eines: Spähen. Hinter aller Haltung und Stille geheimes Brausen und die schmerzlichen Gluten verborgener Kapitulation. Hinter gespannten Tagen die Seligkeiten dieser heransteigenden Frühlingsnächte. Hyazinthen, die blühen wie nie zuvor. Wie etwas Körperhaftes der Duft, ihr Wesen wie Eros selbst. Der Amselschrei ... nicht Nachtigallen ... tosend voll gefühlten Glükkes, singend, schrill und hoch taumelnd, glückschreiend. Jeder Bach, jeder Rasenfleck, jeder Tümpel ein Atem der Welt, des Daseins, Eros selbst. O, unter den Schmetterlingskästen des alten Lehrers Nächte ganz anders als die, die der See wiegte und gelbe Mi-

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

mosen und die alten Götter und fremde Liebe. O, Nächte, die zu Tagen und zu immer höherem Frühling und zum Wiedersehen führen. Jeder Tag kann es bringen, jeder Blick kann auf ihn fallen. Jede Stunde kann es sein.

Und muß es nicht sein, daß er der ist, wie ihn jede dieser Nächte malt? Tut nicht sein Sein, seine eigene Glut etwas zu dieser Süße? Ist nicht das, was dich als Frühling umgibt, zugleich der hohe Frühling dieser Leidenschaft, süßer, süßer als jemals einer in der Welt? Kommt nicht das alles von ihm? Wohl, die man draußen im Grandhotel und im Kasino traf, die können diese leeren und tobenden Tiere gewesen sein, aber nicht der, dessen Gewalt in dir diese unerhörten Schönheiten, Empfindungen und Erkenntnisse erschließt. Dies alles kommt nicht aus niederen Gründen, kommt aus dem großen, glühenden, geistigen Sein des Eros selbst.

Marie wanderte in einer Mittagsstunde vor dem Tore, wo hinter der Zuckerrübenebene ferne die blaue Linie des Gebirges sich schwang.

Sie traf nur Grassau. Er hatte sicher von ihrer Reise erfahren und spähte in Neugier. Er sah harmlos und kleinstädtisch aus neben der dämonischen Weltmaske des anderen. Flüchtig erzählte er eine Geschichte, wie Herren sie übereinander erzählen, Bosheiten in diesem Falle, die diesmal Rasdorf galten.

Es war aber Zufall, er ahnte nichts.

Marie dachte: ‚Daß ich nach allem noch mit ihm rede, geschieht doch nur, um von ... Rasdorf zu erfahren.'

„— Banause," beendete Grassau seine Erzählung.

Und fragte, ob Marie morgen mit einem auswärtigen Archivar und ihm ein Hallstadtgrab in der Nähe besichtigen wolle?

Marie sagte, daß sie morgen zur botanischen Stunde nach dem nächsten Städtchen fahren müsse, es gehöre zur Ausbildung.

Er verabschiedete sich beleidigt.

Marie lächelte. Aus!

Sie fuhr zu dem alten Apotheker, der schöne, schwarze Junge auch. Aber sie sah ihn unterwegs nicht. Erst in dem Städtchen trafen sie sich, es lag schon in den Vorbergen, geheimnisvoll umgeben vom Walde, und der Alte wohnte in einem schönen Bürgerhause, wie es Marie schon seit langem nicht mehr gesehen hatte. Vor Jahren war er der Besitzer der „Bergapotheke" gewesen, und daß er sich mit den jungen Apothekern noch beschäftigte, geschah nur noch aus Passion. Etwas verschollen Kleinstädtisches lag über ihm, und der schöne Junge verbarg nur mühsam ironische Überlegenheit. Aber der Alte wußte etwas, das Marie noch nicht gewußt hatte, nicht im dürren Osten und ganz noch immer nicht auch in der Urväterküche der Apotheke ... alle unerhörte Gewalt der Pflanze wurde ihr im Einfachen deutlich, dicht neben ihr war, was Gewalt, Wunder und Dämonie in sich trug.

„Das große Laboratorium," sagte der Alte. „Erde der ganzen bekannten Welt, ist uns als ‚Labor' bestellt ..."

Nachher kam noch etwas.

Es war Dämmerung, die Sonne war fort. Es wollte Dunkelheit kommen.

„Ein Geheimnis," sagte der Alte.

Marie starrte zum verglühenden Westhimmel: Was war das: ein Ruck?

Es durchschauerte sie, dann, nach einer Weile, wie auf geheimnisvolle Losung: wieder der Ruck, und von neuem wurde es dunkler.

Es gab also nicht das traumvolle Vergehen und Versinken, es gab kein Ineinanderaufgehen, es gab immer wieder Ruck, Sturz, Änderung ...

— Wieder und wieder, unmerklich fast, nur dem Stillsten kenntlich, jener Ruck, als ob ein Vorhang stückweise herniedergelassen, eine ungeheure Leitung umgeschaltet würde—

Das war Dämmerung —

Andreas Celsius, durchfuhr es Marie ... oder — Elektrizität —?

Als sie endlich zurückfuhr, war es schon sehr spät. Der schöne Eleve war wieder nicht zu sehen.

Dunkel war vor den Fenstern und alles in Duft versenkt. Dieser Duft war Eros, und sie fuhr darin, und der kleine Zug glitt nicht anders wie eine Barke auf dem Gardasee, sanft schwebend im Geheimnisvollen.

Auf der nächsten Station stand Rasdorf auf dem Bahnsteige. Sie sah ihn und sah ihn zugleich schattenhaft, wie man im Traume sieht. Als der Zug schleifend tiefer fuhr, trat er aus der Seitentür auf einmal zu Marie in den Raum, in dem sie allein saß. Sie begriff, und, auffahrend, sah sie nebenan ein völlig verdunkeltes Abteil ... Alle Walddüfte und mitten darin Kampf und Widerstand. Sie stieß ihn zurück, er hob sich taumelnd, und als die Bremsen wieder schleiften, öffnete er die Tür und sprang in den Wald hinaus.

★

Marie dachte: ‚Also dies war es. Dies also war die Liebesgeschichte der kleinen Apothekerin. Die letzte?

Wo sind die anderen? Erkenne ich es erst jetzt wieder? Chrischowa in Königsberg angehende Theologin, ein Mensch in geistigem Kreise, Katterfeld in Berlin vor dem Physikum und auch in ihrer gewollten Welt, von

Digitized by Google

den anderen nicht erst zu reden. Sie alle fanden, was sie brauchten, nur ich, einmal abgelenkt, verirre mich immer mehr. Ich bin im Dickicht. Ich bin umkreist. Ich muß mich retten. Sonst —'

In diesen Tagen kam Alexander auf Besuch. Marie erzählte ihm nicht, er ihr aber desto mehr. In Posen war es das Alte. Der Vater in seiner Grübelei befangen, die Mutter in ihrer Art kämpfend im Alten. Jan war Redakteur in Posen. Constance . . . nun, Marie wußte ja, daß sie käme.

„Ich rechne darauf," erwiderte Marie. „Auch für dich."

„Für mich?"

Alexander war nun Zeichner in einem Baubureau, er zog nun feine, saubere Linien, aber die waren ihm ebenso tot wie einstmals die Steine, und was er mit ihnen schuf, war ihm nicht Schöpfung... Der alte Mensch, hager, verzehrt, sich selber nicht begreifend. Keine Musik, aber alle Neigung zu ihr, und doch nicht fähig, Musik zu schaffen, alle Neigung zum Schönen und doch nicht die Fähigkeit, es für sich zu haschen. Im Kreis herumgejagt, im Handwerk, mit dem alten Begleitworte: „Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt, im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schmachtet..."

„Kommst du mit mir?" fragte Marie.

„Wohin?"

„Wir wollen uns mit Constance versöhnen."

„Ich war ihr niemals böse," erwiderte er abseitig.

„Nein." Marie lachte. „Aber wir wollen nachher mit ihr zurück. Alex," sie faßt seinen Arm und sah ihm ins verdunkelte Auge, „sieh, mir läßt es keine Ruhe. Wir wollen über Berge und Meere, wie die Geschwister im Märchen, uns treibt es beide zum Unerreichbaren — Ich gehe als Apothekerin nach China oder wohin es sonst passen sollte, und du wirst dort irgendwie auch finden, was für dich sein soll..." Sie hielt seine Hand eisenfest: „Abenteuer müssen wir suchen, Alexander, uns kann es nicht so glatt sein, wie denen, die nur an Amt, Jagd und —" sie erschrak: „an Weiber denken..."

„Komm mit, du sollst meine Wege kennenlernen."

Sie fuhren, und Marie stellte Alexander ihrem Freunde, dem alten Apotheker vor, und hernach gingen sie nach dem Walde. In undurchdringlicher Sommerhöhe standen die Bäume. Marie blickte betroffen empor: sie waren umstellt, nirgends war ein Ausweg, unerbittlich schien es sie zu umgeben. —

„Wir kommen hinaus," rief sie triumphierend, und sah auf seine Hände, die nicht so braun und jägerisch waren wie... „Es muß uns hinauslassen und dann... und dann..."

Als sie endlich aus dem Walde traten, stand am Abendhimmel ein kleiner verwischter Stern.

„Sieh, der fremde Stern," lachte Marie. „Er kommt immer wieder, obgleich man am liebsten nicht mehr an ihn glauben möchte. Er ist der Wanderer, ein großes Stück aus dem Abenteuer der Welt. Er soll uns das Abenteuer bringen! Der Komet!"

Vierter Teil

Eine Woche später war Krieg.

Marie stand am Fenster des Laboratoriums und hörte die Menschen durch den Gang traben. Und hörte Glockenläuten, bestürzt, unfassend, unbegreifend: Krieg?

Und schon vollzog es sich. Über alle Häupter kam die ungeheure Welle. Und die alten Leute sagten: „Genau so war es damals auch."

Voelkel mußte sogleich fort. Ebenso der Oberschlesier, der zweite Gehilfe, der schöne Eleve und der Hausmann. Nur Ringhaus blieb und Voelkel sagte zu Marie: „Sie bleiben doch, Fräulein Duchanin? Lassen Sie unsere Sache jetzt nicht im Stich."

‚Er war mir doch Freund,' dachte Marie, als er mit ihrem Versprechen gegangen war. ‚Und er half mir schließlich doch voran, wenn auch nicht immer in meinem Sinne. Und nun bindet er mich wieder in seinem Sinne. Aber wohin sollte ich jetzt? Alle Pläne sind wieder vergangen, alles ist vorüber, Atlantis versank. Alexander muß ins Feld. Constance... wer weiß, wo sie ist... So stürzte das Schicksal uns wieder. Und wie stürzt es alles!'

Krieg. War das nicht Jugenderinnerung? Riesenhafte Nesseln, die um alte, flache Gräber stehen. Graue Steine mit berühmten Namen. Brüchige Knochen im Sand des Spielfeldes, auf die die Kinder lachend treten, schwarzerblindete Knöpfe, mit denen sie einander werfen ... Krieg?

‚Ja, wie wird das? Wie... wird das?'

Abschiednehmen, immerfort. ‚Ich werde dies alles einmal wiedersehen,' dachte Marie in Blendungen.

Gedräng in der Apotheke. Arbeit bis in die Nacht. Dazwischen das Gesicht Laus. Erschüttert. „Ich helfe. Ich helfe. O, die Armen! Ich helfe allen." Konferenzen mit Ringhaus. Ringhaus sagt zu Marie: „Aber selbstverständlich, Fräulein Duchanin, helfen Sie uns jetzt. Ich muß mich auf Sie und Heber — das war der neueingestellte Drogist —

Digitized by Google

„verlassen.. Ein paar Hilfskräfte müssen wir natürlich einstellen." Dazwischen wieder Lau, die Vorschläge macht. „Ich bin überall," lachte sie, „ich muß überall sein... Ich liebe alle Menschen..." Dabei ein Beugen zu Marie. Flüstern: „Wie lebst du?" Ein Lugen: „Grassau..."

Grassau wird erst gehen. Einstweilen stand er alle Morgen in der Apotheke und bramarbasierte. Und sicherlich auch am Stammtisch bei den Banausen.

‚Ja, wie lebe ich?' dachte Marie. ‚Ich kann ja gar nicht leben, ich weiß doch nicht, was das ist. Es ist wie schneller Übergang über eine Brücke, die auf einmal da ist, aber... wohin...?'

Lugen. Spähen. Das Ausschauen nach einem Bilde, einem... Schatten. Der Schatten ist nicht da. Das Wort ist nicht da. Und sie kann nicht fragen.

So viel Liebe. So viel Hingabe. Schreien und Gellen der Hausmannsfrau stundenlang. Wahnwitzigkeiten an Hingabe. Tollheiten des Eros. Und in Marie eine Stelle, der seltsam leer starrende Fleck... Der—Soldat—?

‚Was denke ich, er geht nicht fort. Rasdorf doch! Er bleibt. Dieser Krieg ist für die Jugend, und die Jugend ist mir ferne —'

Marie ging am Landratsamt vorüber. Es stand wie immer. Es war voller Leute. Die Kreissparkasse war darin. Männer in Uniform traten heraus, er war nicht dabei.

‚Ich kann nicht fragen,' dachte Marie.

Von Alexander kam nur eine Karte. Ja, er ging. Er war schon fort, wenn sie sie in Händen hielt, wer weiß wohin. Marie starrte: Wer weiß wohin —

Nachher, sehr ermüdet und abgespannt, erzwang sie sich den Entschluß und ging zu Lau hinauf.

Die war in voller Arbeit. „Dies ist für meinen Mann. Und dies für den Eleven — und dies für den Hausmann. Und dies und dies und dies..." Sie nannte Namen.

„Für Camillo auch?" fragte Marie.

Frau Voelkel zuckte unwillig. „Ich weiß nichts mehr von ihm."

„Und dein Sohn?"

Lau sah sie klar an.

„Ich habe ihm so viel mitgegeben und dies hier bekommt er. Es war mir ja, ich sag's nur dir... ganz fürchterlich, daß ich ihn nicht mehr sehen sollte, aber er konnte nicht mehr hierher kommen... Den Vater hat er noch gesprochen —"

„Und die Tochter?"

„Sie geht als Pflegerin hinaus und kommt ganz sicher noch vorher. Sie bekommt noch viel!"

„Aber dies," mit zarten Fingern, lächelnd hob sie ein buntes Läppchen empor, „das ist für Ringhaus' Kinder ... Man darf auch jetzt die Kleinen nicht vergessen..."

„Und — Rasdorf?" fragte Marie mit trockener Stimme

Zugleich begriff sie ihren Wahnsinn und ihre Unbehilflichkeit.

„Rasdorf," sagte Lau zerstreut, „warte einmal... ja, gewiß. Wir haben heute im Hotel Sonne noch eine Versammlung, da ist er wohl noch dabei, aber der Vertreter soll schon hier sein..."

‚Ja so, es gibt Vertreter,' dachte Marie.

Lau legte die Arbeit zusammen. „Ich will jetzt dahin. Man hört doch etwas. Man sieht Menschen. Kommst du mit?"

„Ich komme mit," sagte Marie wie einst.

War das noch der Saal mit den Karyatiden?

Jawohl, da waren sie, aber verwandelt, brutal und verzweifelt in der Bewegung, ohne die seufzende Leidenschaft. Menschen, bis dicht an die Wände gedrückt, aber Rasdorf? Vielleicht war auch Rasdorf darunter. Marie sah nichts als die gespannte Haltung der nackten Männer oben am Saal.

Grassau erschien, Lau hielt ihn an. Widerwillig gab er Antwort und starrte Marie dabei an. Die sah und hörte nicht, sie wartete nur... worauf...?

Einmal löst sich doch dieser Kreis und dann...

Immer noch eine Rede, ein Vorschlag, Rasdorf sprach nicht.

Endlich Verabschiedung. Immer noch Verabschiedungen. Marie starrte. Dichte Menschenknäuel. Uniformen. Schwarze Röcke.

In der Garderobe war das Gewühl noch stärker, noch unübersichtlicher. Da auf einmal zur Seite das Grau einer Felduniform, flüchtig eine einzig bekannte Linie... Marie starrte... gegenüber war ein Spiegel. Rasdorf sprach mit jemand, verabschiedete sich. Auf einmal schien er sie im Spiegel zu erkennen. War er das? Oder — der — Soldat von einst?

Jäh wandte er sich: drüben im dunklen Glase starrten sie einander eine Minute an, dann wandte er sich und verschwand.

Draußen war der Sommerabendhimmel, an dem noch immer klein, verwischt der fremde Wanderstern, der Stern des großen Abenteuers stand.

*

Monate und Monate waren vergangen, vieles war geschehen, und manches war nicht geschehen.

In der Apotheke hatte man sich eingestellt, und Ringhaus regierte. Der Chef schrieb wohl noch und telephonierte eine ganze

Digitized by Google

Weile, aber Marie dachte doch: ‚Man merkt, daß es anders ist. Man merkt es an manchem.'

Ein älterer felduntauglicher Gehilfe aus Magdeburg war eingetreten, der neun Sprachen beherrschte und je nach den Kriegsberichten bei Zeit und Laune Proben davon gab. Außer ihm waren die auf Laus Empfehlung angenommenen Gehilfinnen da, zwei belanglose junge Dinger. Die eine hatte ein Liebesverhältnis mit einem Assistenten vom Landratsamt, die andere suchte noch in dem unruhigen und versprechenden Getriebe der Kriegszeit. Im ganzen hatten sie auch den Zug, der zum Greifbaren, Materiellen strebte, sehr ausgebildet und schienen von dem Eintritt in die Apotheke sehr viel zu erwarten. Nach einigen Beobachtungen, die Marie machte, überließ sie sie Majorie.

Marie stand, abgesehen von dem Magdeburger und dem Drogisten, bald ziemlich allein, aber sie hielt die Position, die Voelkel ihr angewiesen, wenn auch Ringhaus und zuweilen auch Lau daran zu schieben versuchten. Sie arbeitete auf das Examen hin, wenn es auch durch den Krieg ins Unbestimmte hinausgerückt war.

Lau tauchte fast täglich auf, erhitzt, erschüttert, mit Erlebnissen und Nachrichten. Sie saß im Laboratorium und kauerte im Lager, spähte, suchte und spielte im Kontor und neckte sich mit Ringhaus. „Bin ich nicht schon eine halbe Apothekerin?" fragte sie triumphierend, und Marie dachte: ‚Ist sie nicht auch eine halbe Ärztin?' Denn in der übrigen Zeit wanderte sie von Lazarett zu Lazarett.

Sie strömte in Opferfreude dahin, und Marie grübelte manchmal: ‚Sühnt sie? Steht der Schatten der wilden armen Katharina noch vor ihr und zwingt er sie zu einem Opferweg? Will sie gutmachen, was ich nicht tragen könnte...? Oder spielt sie weiter?'

Die Zeiten dunkelten, die große Ungewißheit war da. Unglücksnachrichten wurden heimlich weitergetragen. Lau wußte immer viel von grauenhaften Geschehnissen, und Zahlen, Zahlen ... „Die Menschen, die armen Menschen!..."

An einem Vormittag stürzte ein junges Mädchen in die Apotheke, ein zerknülltes Rezept in der Hand.

„Das können wir nicht machen, Fräulein," sagte der Magdeburger, der eben noch russisch und italienisch gesprochen hatte, achselzuckend.

„Für wen ist das?" fragte Marie, das Mädchen prüfend betrachtend, während von Ringhaus, der hinter dem Pulte des Chefs stand, ein langsamer, lauernder Blick herüberschoß. Denn Ringhaus hatte, wie Marie merkte, Geschäfte wie sie Voelkel nie gemacht hätte.

Aber das Mädchen wankte schon. „Ich muß mehr haben," lallte sie. Es war klar, daß sie schon von dem Opium, irgendeinem Rest, genommen hatte.

Ächzend sank sie auf die Bank, alle stürzten zu ihr, und bald wußte man: dies war die Geliebte Ekarts, des jungen Eleven, der schöne Junge war in Polen gefallen.

Schweigen fiel über alle, man sah einander an, Regen sank draußen, alle überlief Grauen.

‚Schicksal,' dachte Marie, zugleich aber riß es sie ins Bodenlose, und mit Entsetzen fühlte sie, drüben im einsamen Lager vor der Giftkammer stehend: ‚Was täte ich, wenn es ihn träfe...?' Plötzlich umleuchtete sie grünblaues Licht — wie Totenlicht — Gotteslicht — jäh dachte sie, erblassend: ‚Der Artillerist —? Traf es ihn —?

‚Was will ich denn?' fragte sie und begriff sich nicht.

Sie ging nach vorn zurück, da reichte ihr Ringhaus einen Brief, der eben gekommen war. Es war ihr eigener an Voelkel gerichteter Brief mit verschiedenen Anfragen; er trug die Bemerkung: Vermißt ...

Da schlug es sie wieder, da griff es nach ihr, da wußte sie in halbem Wahnsinn, ja, es greift auch nach mir, etwas kommt, es geschieht, es wird mich wohl zerbrechen...

Sie machte sich nachher frei und fuhr mit der Kleinbahn zu dem alten Apotheker, den sie nun schon so lange nicht mehr gesehen hatte. Wußte er schon von Ekarts Ende? Dachte er noch daran, wie kritisch der schöne Junge seinen „verstiegenen Demonstrationen" zugesehen hatte?

Sie kam zu dem Hause und fand es dunkel. ‚Hier waren wir damals,' dachte sie, ‚es ist lange her, es ist fast schon ein Märchen. Ich wußte nicht, daß ich damals ... Märchen erlebte. Hier hörten wir von den Pflanzen, der Junge und ich, und nun liegt er schon bei den Pflanzen ... oder steht im Licht —?'

Sie läutete, aber niemand kam.

Dann erzählten ihr die Leute, daß der Alte gestorben sei, seine beiden Söhne seien gefallen. Das Haus werde verkauft.

‚Sieh, auch dies ist vorbei,' dachte Marie, ‚und der Sommer war hier so schön.'

Sie ging zum Walde hin und dachte an Alexander. ‚Wo ist unser Abenteuer?'

Sie erschrak: ‚Wir sind ja mitten darin. Hierher ist es gekommen.

Wir sind mitten im furchtbarsten Abenteuer.'

★

Digitized by Google

In Marie war auf einmal der Gedanke: Posen.

Wie steht es? Wie lange war ich nicht mehr dort. Es versank, mein Gott, es versank ... Aber jetzt muß ich dahin. Vielleicht ist auch von Alexander Nachricht da.

Abends war sie in Berlin. Katterfeld hatte geschrieben. Sie wohnte in Dahlem. Aber man konnte sie vielleicht treffen. Das war es, gewiß.

Denn sonst ... Es ist doch unmöglich, was ich denke, fühlte Marie. Viele sind hier, sicherlich, viele Urlauber. Gestalten von der Etappe und solche aus alten Landsknechtgeschichten. Gestalten von Ost und West und allen Gegenden der Welt. Ist nicht Dreißigjähriger Krieg? Fast scheint es so.

Begegnung, Begegnung, schrie es in ihr. Begegnung ja, aus dem Unbekannten herabgeworfen, der allergrößte Zufall, das Wunder.

Gewiß, ich will nach Posen. Aber doch —

Sie fuhr durch die Berliner Straßen, es war spät, jedes Hotel, das sie anklingelte, war besetzt. Gewiß, die Urlauber ...

Endlich in der Markgrafenstraße ein kleines Hotel, wohin ein freundlicher Portier sie wies. Ein Zimmer eben noch frei, ein großes Zimmer, nicht billig. Mit zwei Betten.

Allein hoch über Berlin. Allein in Berlin. Und tausend Blicke von vorher, die ihr Ziel nicht fanden. Tausend Blicke, die vergeblich suchten.

‚Was will ich denn?' fragte Marie, als sie sich langsam entkleidete. ‚Bin ich wahnsinnig? Hoffe ich hier zu finden, was sich nicht finden läßt? Gibt es einen größeren Wahnsinn, als diesen ... Entschwundenen hier im ungeheuren Meer zu suchen ...

Wo war jemals Wunder? Ich ließ es in Posen selber los. In guter, reiner Zeit, nur Herzeleid ist mir bestimmt.

O, nun kommt der Geschichte böseſter Teil. Damals wußte ich nicht ... damals war wilde Zeit, trotz allem Versagen wilde und kühne Zeit. Jetzt, mitten im Kriege, losgelöst von ihm, losgelöst von allem, bin ich ... anders geworden. Getrennt von allen bin ich hier in dem großen einsamen Zimmer, Menschen rechts, Menschen links, Geflüster und Raunen, rechts und links wie damals in Italien ... Nur, daß nicht der blaue See, nicht der Mimosen- und Lorbeerduft mich wiegt ... Anderes wiegt mich, wilde Welle, das furchtbar Unbekannte ...'

Sünde. Verlangen nach der Sünde. Verlangen nach dem, was zurückgestoßen wurde. Verlangen nach dem, was dir unbekannt nahte, Verlangen nach dem Tiere ... So ist das. Marie Duchanin, ist es das wilde herkunftlose Blut, ist es die Polin in dir, die das will oder die Sünden aller Vorfahren? Oder ist es die Zeit, von der wir doch alle nichts begreifen?

Was jagt und klopft und weint in dir und möchte sich dem hinwerfen, der dich nicht mehr kennt, nicht einmal mehr deinen Namen, Marie ... Duchatel ...

‚Ich könnte ihn doch treffen,' dachte sie, als sie am anderen Morgen durch die Straßen wanderte.

Und dann auf einmal: ‚Ich will nach Potsdam.'

Ist das nicht ein Platz in dieser Zeit? Ein Ziel? O ja, für dich.

Und Marie ging wie von einem inneren Willen getrieben nach Sanssouci. Sie wußte nicht, wie viele diesen Weg in jenen Zeiten machten, aber in ihr hob es sich an diesem Tage, trotz aller Not der Stunde, hob es sich in dunklem Schäumen, als sie Gestalten bedachtsam gehender verwundeter Soldaten sah, wie rätselhaftes Echo: Bursche, wollt ihr denn ewig leben ...? Deutsch, deutsch, hob es sich in ihr, jene nördlichste und härteste Empfindung, jene Leidenschaft des Strengen, jener sonderbare Rausch von der Terrasse von Sanssouci: Preußen! — Ich bin keine Polin. Und ich suche auch nicht mehr Atlantis da draußen. Alle diese Länder sind versunken, die Grenzen blutig umrissen, nichts sucht mehr und geht leichten Bildern und alten Göttern nach: was hier sucht, trotz allem Furchtbaren suchte, ja, inmitten alles Furchtbaren, das ist deutsch ...

Sie ging hinter ein paar Fremden durch das nur zum Teile geöffnete Schloß und durch den Gang mit den Spiegeln, sie konnte den Kopf nicht heben. Und alle Leute gingen in gebeugter Haltung, von denen die hier eben waren, konnte keiner in die Spiegel schauen!

Ich konnte es nicht, fühlte Marie nachher mit Grauen, kein Mensch hätte mich dazu gebracht in das dunkle Glas zu schauen —

Wer war da —?

Und jetzt bin ich schon wieder draußen, treibt mich nicht etwas aus Sanssouci? Treibt es uns alle aus ... Sanssouci ... ? Wollte ich nicht ein Zeichen haben, ein Orakel ...? Sie hörte das Glockenspiel der Garnisonkirche, ein Schar schwarzgekleideter Kinder kam, von einem finsteren Feldwebel geleitet: Kriegerwaisen.

In Wannsee stieg sie um, um nach Dahlem zu fahren. Sie traf die Katterfeld nicht an. Die Katterfeld war noch in ihrem Lazarett, sie wartete vergeblich, suchte dann im Dunkeln nach der Untergrundbahn und verirrte sich. Regen stürzte, Sturm jagte sie übers Feld, ein rasender schwarzer Himmel starrte sie an. ‚Wohin werden wir getrieben,' dachte

Digitized by Google

Marie ... ‚Ist das,' sie erschrak, als sie sich dann in der Bahn besah, naß und beschmutzt, sie erzitterte, ‚soll das ... Antwort sein, Antwort von Sanssouci?' Deutschlands Ende?

Sie fuhr nach Posen.

Wieder kam sie abends an.

Keine Nachtigall sang jetzt. Flammen fuhren hin und her über den Himmel, zitterten, starrten, suchten, suchten ... Scheinwerfer.

Sie kam durch das Tor, da standen Polen vor den Feldberichten. Starr haftete Mariens Blick auf den steifen, stummen Gestalten, nicht eine Miene verriet etwas an jenen. Und doch lief sie wie gejagt über den Petriplatz nach der Fischerei hinab. So viel Deutsche, so viel Deutsch ringsum und doch: hier ist es nicht deutsch, hoch über uns fahren die weißen Flammen dahin, sie suchen und können nicht verhindern —

Daheim fragte Marie nach Alexander. Es war Nachricht da, aber bedrückende, er lag im Lazarett.

Sie starrte ... dachte an einst und an den langen Artillerieoffizier, einzig geliebt ... Dann fuhr sie auf.

„Ihr müßt fort," sagte sie zur Mutter, „ihr solltet fort zu mir." Sie erschrak, als sie es gesagt hatte: „Ich bin so einsam, so furchtbar einsam ..."

„Ihr müßt fort von hier," rief sie heftig. „Kommt," bat sie, „bald könnte es zu spät sein ..."

Die Mutter zuckte die Achseln. Nie würde der Vater aus Posen gehen. Er war wie immer, wanderte noch und sah allem zu. Er sah auch Polen zu.

Jetzt kam er. Er erwiderte kein Wort auf ihren Vorschlag.

Sie sah ihn dann am Fenster stehen und in das Uferlose starren.

Nach mir die Sintflut.

*

Von Voelkel kam keine Nachricht.

Ringhaus war nun der Herr der Bergapotheke. Er führte alle Geschäfte, hatte ein eigenes Lager, in das kein anderer kam und trieb Handel für sich. Nächtelang weilte er in der Apotheke. Halbwegs war er überhaupt dahin übergesiedelt. Und hatte auch die Geliebte, die er hatte haben wollen.

Als Marie einmal zufällig die Tür des Kontors öffnete, fand sie Lau in Ringhaus' Armen.

Da Grassau sich von ihr nicht erringen ließ und von Camillo jede Spur verloren schien, hatte sie nach dem nächsten gegriffen, das sich ergreifen ließ. Ihre Augen strahlten, sie half am eifrigsten im Geschäft, siedelte auch halb dahin über, lief aber noch für Kriegerfrauen, ließ sich jede Not vermelden, sammelte die Adressen von Kriegerwaisen, ihr Wesen war herzlich und opfernd: „Ich helfe allen."

Marie gegenüber aber nannte sie zuweilen kurz und lugend einen Namen: „Grassau ...?"

Marie merkte, daß sie im Geschäft immer mehr zurückgedrängt wurde. Schon lange war es ihr so erschienen, jetzt aber, in diesen Wochen und Monaten unendlicher Arbeit, bei vollem Geschäfte, gab es mechanische Arbeiten weit hinten im Lager, die nur von ihr allein verrichtet werden konnten. Ihre Beschwerde half nichts, Ringhaus hörte nicht, höchstens führte er das Wort von der großen Zeit, der jeder Opfer bringen müßte, im Munde. Er wollte sie entfernen, Marie sah zu viel. Sie sah mit Grauen und Empörung auf den sich immer mehr verwandelnden Betrieb. Das war nicht die Kriegszeit allein, das war noch ... anderes. War das wirklich noch die Bergapotheke mit allem Glanz der Neuheit, im Schmuck ihrer Ordnung, Übersichtlichkeit und Korrektheit, wie sie ihr damals Voelkel voll Stolz gezeigt hatte? Alles verändert, verwahrlost oder entfernt, Schübe, Fächer, die schönen Porzellanbüchsen leer oder mit Attrappen und Ersatz gefüllt, das Achselzucken Ringhaus' bei den von Angstvollen und Bedrängten vorgezeigten Rezepten: „Ist nicht mehr da, nicht mehr zu beschaffen ..." und seine beobachtende Gier, wenn andere Kunden kamen, die sichtbar glänzende Zahlung verhießen, und die er gleich verbindlich in sein Privatkontor bat, das einstige Kontor Voelkels! In Hintergründen„ wohin nur Ringhaus selber drang, da war geheimnisvolles Lager, da war noch Morphium, Opium, Kokain und vieles andere ...

Der vielsprachige Magdeburger war gegangen, der Drogist für Ringhaus gewonnen, die von Lau hineingebrachten Mädchen taten ohnehin und bedenkenlos und mit vielem Vergnügen mit, die beiden anderen, Majorie und die Kassiererin fügten sich aus Torheit, Neugierde, Bequemlichkeit und des Vorteils wegen. Es war jetzt ein ganz anderes Leben in der Bergapotheke.

Wenn Revision kam, und wann kam sie in diesen Zeiten, wurde blitzschnelle Umstellung verfügt, die Mädchen, die keinerlei Berechtigung besaßen, aus der Rezeptur in das Laboratorium geschoben, dafür mußte nun Marie vor, aber, wenn sie erst auch betäubt gefolgt war, so hielt sie sich später zurück. Nun, der Provisor wurde allein fertig, er mußte allein fertig werden, der Medizinalrat sah es ein ...

Lau sah wohl alles, sah aber dennoch nichts, so stand sie unter der Gewalt ihrer

Digitized by Google

endlich gierig lebenden Sinne. Sie hielt sich gern in der Offizin auf und schwatzte mit den Herren, die etwa kamen, den wenigen, die noch da waren.

Marie wäre jetzt in jeder anderen Apotheke leicht untergekommen, Ringhaus legte es ihr sogar nahe, aber sie ging nicht, jetzt ging sie nicht ... Einmal Voelkels wegen, voll Anhänglichkeit für den Betrieb, dann aber auch, weil sie nicht — weichen konnte.

Und wenn nichts anderes sie gehalten hätte: diese Leidenschaft hielt sie fest. Hielt sie mitten im Leeren und Umdrohten, in der Vereinsamung, die immer weiter fort schritt. Erst mußte sie wissen ...

Aber sie erfuhr nichts. Jener Kreis, in dem sie mit Rasdorf damals zusammengetroffen war, die Ökonomierätin, die Sängerin und die anderen, war für sie plötzlich verschwunden ... niemand kannte sie mehr.

Grassau hätte sie vielleicht wieder erreichen können, aber sie erkannte immer mehr die innere Entfernung. Er ging, trotzdem er Unendliches geredet hatte, nicht ins Feld, sondern hatte sich trotz aller Arbeit mitten im Kriege fast gemütlich eingerichtet, ließ sich von den Patientinnen anbeten, von der Schwester, die Ziege und Kaninchen angeschafft hatte und vom Gute Unendliches hereinzuschmuggeln wußte, behaglich umsorgen und hatte seinen Stammtisch bei den — Banausen.

Marie blieb nichts als die Einsamkeit ihrer Stube oder dann und wann ein Weg weit draußen. —

Kuckucke riefen in diesem Frühsommer. Unzählige Kuckucke riefen im Deutschen Reich im Frühjahr achtzehn. —

Marie dachte: ‚Hier bin ich nun. Und nichts ist um mich diese Stunden, diese Stille abgerechnet, keine Seele, kein Mensch.

Warum?

Was suchte ich: Geist —'

Sie stand weit draußen im Walde und starrte aufschreckend: ist das nicht Mauer?

Rotes Gestein hob sich klaffend vor ihr, sie sah auf die Falten der Erde. Höhle war das, halb aufgerissen, losgewaschen von Regenstürmen. Natur war hier und packte sie sonderbar und sie fühlte sich mit ihrer Unruhe wie in einer Hand —

Sie sah diese stumme riesige Wand an und dachte: ‚Wie ein Grab ist es, ein Riesengrab, das die Wetter freischlugen. Ach — ist es vielleicht das Hallstadtgrab, das Grassau mir immer zeigen wollte? Aber bin ich wirklich so weit hinausgeraten?'

Es konnte nicht sein. Nirgends war hier eine Spur menschlicher Arbeit, alles war nur in der Hand der Natur und voller Wildheit, aber das sprach zu ihr. Weit draußen lag es, aber es war ganz unberührt, und daß es ein Grab sein sollte, machte nur ihre Phantasie hinzu.

‚Lang genug ist es,' dachte sie, ‚lang genug für einen Riesen, der hier wer weiß wie lange lag,' sie erschrak in Erinnerung: ‚für den Mann in der Erde —'

Hier ist Erde und Schicksal, und hier kann er gelegen haben, den ich damals sah, bleich, starr und mit adliger Stirne. Nicht einer wie alle, wie die Wilden — sie sah sich unwillkürlich um.

Können sie nicht kommen, mit Steinen, und lauern, wo er sei? Höhnten sie nicht schon immer?

Das war das Eis, in dem sie lebten, dumpfe Erzählung war noch immer von anderen Zeiten. Sie sahen die Sonne an, wenn sie wiederkam und wußten schon alle, daß sie wieder scheiden würde. Sie waren das Frieren gewohnt und erschlugen die Tiere der Felle und der Nahrung wegen. Weh, es war nicht mehr gute Zeit, es war Jammer und Not, und sie waren den Tod gewöhnt. Und zitterten vor Tod und Hunger und hatten nichts in ihrem Dasein als Tod und Hunger und — Liebe.

Nur einer, das war er, war anders. Wer weiß, wie ihn die Erde sich gemacht hatte. Aber sie hatte ihn sich gemacht und hielt ihn nahe bei sich, ob sie nun kalt war oder warm, sie sprach zu ihm in den langen, langen Winternächten, wenn er in der Höhle kauerte. Jawohl, es war diese Höhle, ich sehe es und weiß es und wußte es schon immer. Hier hinein schlich er sich, er hatte sie entdeckt, und wenn die anderen auf die Jagd gingen, wenn sie bluttriefend um das Wild hockten und das Fett schlangen, dann kauerte er hier in den Stunden, in denen die Erde sich rührte. Er spürte ihr Zittern, er bebte mit, sie führte ihm die Hand. Er jagte nicht, er schliff den Stein und wußte selber nicht, warum er das tat, etwas führte ihm die Hand und ließ sie gleiten ... Drüben unter den Felsen waren die anderen, mit Geschrei, das Fett lief ihnen aus den Rachen, und hier ritzte seine Hand und ritzte, und es war im Takt, da es geschah, in irgendeinem Takte, den er deutlich fühlte. Leise warf und trieb er den Meißel, es war nicht anders, als läge er draußen im Walde mit dem schönsten der Weiber oder als läge er mitten im Sonnenlichte, aber noch deutlicher war das alles hier in der Stille unterm Fackellichte und es trieb ihn, und er raste in Seligkeiten, da ihm dies gelang, für das er weder Wort noch Namen wußte. Und es holte ihn immer wieder, während die Erde in Frühlingsstürmen zitterte und die andern

Digitized by Google

schliefen, ritzte er unablässig das, was er selber nicht wußte, in rasendem Fleiße in den harten Stein.

Es war aber das Weib, das er verlassen hatte, das nach ihm spähte. Lautlos kam sie hereingekrochen und spähte unterm dicken Rauche auf sein Werk und sperrte die Augen auf, starrte blöde und rieb sich die Lider und sah ihm dann, zusammengekauert, mitten im Qualme eine ganze Weile zu.

Dann schlich sie hinaus und berichtete es; die anderen, die sich schon über ihn verwundert hatten, folgten ihrem Winke und trafen ihn in der Höhle, wo er den Stein ritzte.

Streifen waren das und Streifen, und es war ein Tier, es war ein Hirsch, wie sie ihn gejagt hatten, aber was war das: es war kein Hirsch, keiner konnte ihm die Decke ablösen und sie um die Schultern tragen, keiner konnte das Fleisch essen. Sie langten mit den Fäusten vor, griffen den Linien blöde nach und starrten einander an und stießen ihn an, aber er wandte sich nicht, er ritzte und ritzte, und herrlich war die Linie des Hirsches, wie er mit zurückgelegtem Geweih dahinstürzte.

Draußen sauste der Schnee, dieser furchtbare Schnee, der den Menschen die Nahrung nahm und der sie in die Höhlen getrieben hatte, in den Hunger und diesen hier in den abseitigsten Winkel. Aber immer im Gefühl der Erde in innerster Verbindung mit ihr, wie sie die Jagd nicht brachte, da empfand er ihren Geist und Willen, da tat er was sie selber tat, da war der Geist über ihn gekommen, und er ward ... Künstler, der erste Künstler, den es unter den Menschen gab.

Sie aber rissen an ihm und stießen und bedeuteten ihm, daß er mit auf die Jagd und Fleisch herbeischaffen müßte, ehe die Höhlen ganz zuschneiten. Aber er glaubte nicht an das Zuschneien, denn er wußte, wenn die Erde solchen Atem hatte, ihn so anfaßte, wie sie es in dieser Dunkelheit tat, dann war nicht mehr so viel Schnee zu fürchten oder, wenn er auch noch bäumehoch herniederklatschte und stürzte, es war doch kein ... Schnee ...

Er mußte mit den anderen, die drohten. Er mußte den Hirsch in schauriger, wilder Jagd jagen, während seine Seele — das, was ihm die Erde als erstem gegeben hatte — jenem Hirsche nachhing, den er an der Wand der Höhle wußte ... geliebt wie nicht ein Weib.

Als er aber zurückkam, war seine Höhle mit Eis und Blöcken verschüttet worden. Er sprang herum, er hatte Gelenke und Kräfte, aber die Steine waren schwer und sie holten ihn immer wieder und höhnten ihn und drohten ihm. Was da drinnen war, hatte noch keiner gemacht, denn es war nichts zu essen, und wehe ihm, wenn er sich noch einmal daran gab. Sie nahmen ihm das Werkzeug und zerschmetterten es und wiesen höhnisch auf den Abgrund, in den sie es geworfen hatten, er aber fürchtete nicht den Abgrund, und Werkzeug konnte ihm jeder scharfe Stein sein, und aus jedem Abgrund starrte ihn an, was ihn trieb.

Und sie nahmen ihm seine Weiber, aber er lachte, denn auch, was Weib war, starrte ihn aus allen Abgründen an und hütete ihn.

Sie drängten ihn aus der Jagd und nahmen ihm die Beute, es kümmerte ihn nicht, er war nicht gierig, seine Gier ging einzig nach jener verschütteten Höhle. Sie drängten ihn zum Ringkampf, aber er war stark, die Erde gab ihm auch das, er wehrte sich und siegte, und als er befreit war, sprang er davon und rächte sich nicht an den Besiegten. Denn an dem Besiegten hatte er etwas gesehen, was ihm tausendmal mehr wert war, als ein Büffel oder zwanzig Weiber.

Er sprang zu seiner Höhle und siehe, die Erde hatte geholfen, das Eis war zusammengeronnen und zerflossen, er drang über Wasser und Blöcke, er rang nach dem Eingang, er schlüpfte und bog sich, er biß und krallte und kratzte, er stieß und schleuderte und fühlte, wie es nachgab, wie die Erde sich zusammenzog und zerlief und ihm den Eingang gab, das Felsloch, durch das er in den Winkel konnte, zu dem Hirsche, der nur auf dem Stein stand.

Und er lag wieder davor und es war ihm nicht anders, als ob er mitten im Walde allein wäre, wo er manchmal vor etwas hingestürzt war, das er nicht sah, aber doch spürte ... Gott?

Und sie waren ihm in großer Schar und wieder mit Mut gefolgt und hatten die Gletscher überklettert und die Höhle gefunden, die das Weib wieder zeigte, und fanden ihn vor dem Bilde kniend und erschlugen ihn.

Und dies war der erste Künstler, dessen Skelett ich sah und dessen Bild noch durch die Zeiten gekommen ist. Und dies geschah in der Eiszeit, und es war die Geburt des Geistes und der Kunst, die sich nicht im Paradiese vollzog ... In der Paradiessage steht nichts von der Kunst, aber die Eiszeit weiß von der Kunst ... und Gott weiß von der Kunst.'

Marie stand und starrte die rote Wand an. ‚Ist hier etwas? Nein, hier ist die Höhle nicht. Aber ich sah sie und fühlte den ... Geist ...

Und, mein Gott, ist es nicht so mit mir? Bin ich nicht selbst in die Eiszeit geraten und fechte ich nicht auf verlorenem Posten für mich um den Geist?

Mein Weg ist schmal und liegt im Grauen,

Digitized by Google

Das neue Kleid. Gemälde von Prof. Johannes Ufer

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
SMITHSONIAN INSTITUTION

Digitized by Google

aber trotzdem suche ich, was ich bestimmt bin zu suchen und was mir ungeheuerlich erschwert ist.

— Kommen sie nicht etwa auch und erschlagen mich?' Sie sah sich scheu um: nein, hier in der Einsamkeit kam keiner, aber dort drinnen in der Stadt ...? Sie sah Lau und Ringhaus und Grassau und — nein, hier brachen die Gedanken ab — ‚nein, dort leuchtet eine Fackel, eine blutrote Fackel leuchtet von ferne herüber zu mir.'

Und sie sah sich um und begriff ihre furchtbare Einsamkeit und ihr Verirrtsein und dachte erschauernd: ‚Eiszeit — Eiszeit —' Ein Wort der Katterfeld kam ihr ins Gedächtnis: Archaicum.

‚Nein, es ist nicht mehr Vorgeschichte für mich, es ist Eiszeit.

Seit Posen, seit der Stoß für mich kam, ist die Eiszeit über mich gekommen, und der Schnee sinkt immer gewaltiger über mich.'

Als sie aber mit dem kleinen Zuge aus dem Gebirge nach der Zuckerrübenstadt kam, war das Erlebnis etwas von ihr gesunken, sie hatte sich gefaßt und nur aus dem Walde die ungeheure Frische behalten. Sie schaute sich auch nicht mehr nach Rasdorf um, auch nicht bei jener Station. Sie sprang nachher aus dem Zuge und dachte: ‚Ich werde mich schon wehren. Ich weiß jetzt.'

★

Und Marie Duchanin saß nun spät abends in ihrer kleinen kalten Stube, es war noch immer die Kammer mit den Schmetterlingen, und schrieb in Absätzen das Buch von der Eiszeit und der ersten Kunst. Von dem Geiste, den die Not erweckte und den die Not erschlug.

Und sie dachte, wie sie einmal vor Zeiten, als dies begann, von sich gesagt hatte: ‚Ich bin nicht mehr ... Bin ich nicht mehr ...?"

Doch, und ich lasse mich nicht erschlagen. ‚Von diesen hier nicht.'

Sie schrieb an Alexander, daß sie nun wüßte, was aus ihr werden sollte, und nach einer Weile schrieb er, er wüßte es auch von sich.

Er lag aber noch immer im Lazarett verwundet.

Marie fand den Weg, den ihr der Zufall gewiesen hatte, fand in mühsam abgerungenen Zwischenstunden und späten Feierabenden, in einsamen Nächten den Geist, den sie überall vergeblich gesucht hatte. Niemand redete mit ihr, aber alles redete zu ihr, unerhört wuchs ihr Schönheit, Erkennen, wuchs ihr Leben in den erbarmungslosen Monaten, da deutsches Leben bis zum letzten verrann.

Und als sie einmal spät von einem weiten Wege kam und der Stadt sich näherte, standen zur Seite der Straße, unter Ebereschenbäumen Trommler und übten schaurig im Herbstwinde die alten deutschen Signale, die draußen nicht mehr ertönen würden. Denn es waren junge Burschen, und sie dachten nicht mehr daran, noch hinauszugehen.

Marie sah sich um und fühlte: Erst schrien die Kuckucke über dem Deutschen Reich und nun trommelt man ihm den Totenmarsch — Und da fiel ihr ein: Ich muß nach Posen!

★

Als sie fuhr, Lau hatte, da Ringhaus nicht da war, spöttisch und geringschätzig Urlaub gegeben, wußte sie nicht, wie dies enden sollte.

Es war keine Urlaubsfahrt, wie die anderen noch alle gewesen waren, es war eine Reise über dünnes Eis, und alles, was ihr unterwegs begegnete, zeigte, daß es bald brechen würde. Oder schon da und dort im Lande gebrochen war. —

Sie kam aber nach Posen hinein mit ihrem Paß und eilte durch die dunklen Straßen. ‚Ist noch eine Fahne hier? Wie ist es, will ich nicht nach dem Zoologischen Garten, wo die vielen Deutschen sind, diese vielen, vielen Deutschen, die aus allen Teilen des Landes hierher geschickt wurden?

Wo sind sie jetzt?

Warum sieht man sie nicht?

Was ist hier im Fenster? Der polnische Adler. — Wo sind die Deutschen? Wie sehen sie aus? Was denken sie?

Jan ...?' Sie fuhr auf: ‚Wo wird Jan jetzt sein?' Sie ging über St. Martin, es sang dunkel in ihr, aber sie spürte nur das ganze dunkle Leid, das hier erwacht war.

Die Polen schweigen noch. Aber jeder weiß ... Jeder weiß ...

Auf St. Martin sind Extrablätter mit dem Namen Wilson. Die Polen lesen schweigend. Schweigend, wie sie damals ... andere Extrablätter lasen.

‚Wie ist das? Ist es hier nicht schon viel polnischer geworden? Höre ich nicht nur polnisch ...?'

Sie kam in die Fischerei, der große Hund kläffte nicht mehr, der alte Maurermeister war nicht mehr da. Flüstern auf der Treppe. Jetzt ein Ruf, sie zuckte: „Kaziu — Kaziu —"

Die Mutter öffnete, sie hatte das Telegramm noch bekommen. Sie war wie Frauen sein können, nicht ganz im Bilde. „Ja, glaubst du denn? Meinst du wirklich? Aber wie sollen wir denn — wie können wir ... lassen sie uns denn noch hinaus?"

Der Vater lag krank. Er war schon seit Wochen nicht mehr im Dienste. Er lag auch jetzt, als Marie zu ihm trat, schrak auf, und sie sah erschauernd Kinderaugen voll Rat-

Digitized by Google

losigkeit, Bangnis, Grauen, Erschütterung, alles halb verwirrt, verhängt ...

Und sie sagte: „Vater, wir müssen fort. Ich komme euch holen. Du kannst fort. Was soll werden," sie verfiel wieder in das Posener Deutsch, „was soll aus uns werden? Kommt, kommt! Wir finden noch einen, der uns die Sachen zur Bahn fährt, dann sind wir draußen und —"

„Wohin?"

Er starrte sie an, jäh war ein Abgrund aufgerissen: „Wohin?"

„Nach Deutschland," rief sie.

Horch, sie redeten wieder polnisch auf der Treppe und jetzt klang es von neuem deutlich: „Kaziu ... Kaziu."

Die Mutter kam. „Wir müssen fort, Conrad, zu den Kindern, denk' an die Kinder ... an Alexander, an Constanze."

Constance war in Spanien.

Er fuhr auf, halb taumelnd: „Die Kinder ... ja ... Ja, ja, Constance, ja, Alexander," er sah Marie suchend an, in starrer Frage ...

„Wir kommen alle wieder zusammen," sagte die Mutter, und schluchzte halb, „endlich, endlich —"

„Ja, ja —"

„Kaziu, Kaziu," rief es draußen.

Die Mutter drängte sich nachher an Marie. „Jan ist in der Stadt ein großer Herr geworden. Wenn das die Großmutter noch erfahren hätte, ihr ... Geld ... ihr Geld doch am rechten Platz ... Jan soll auch in den Soldatenrat. Es ist wohl schon ein Soldatenrat. Der Oberbürgermeister hat abgedankt."

„Fort, fort," sagte Marie.

Sie lief zu dem Spediteur gegenüber.

Der Mann schob an seiner Mütze. „Es ist aus. Das ist nun schon zu spät ... Sie lassen uns ja gar nicht mehr fort, die Hunde ... Wären wir nur nicht, wären wir nur nicht hierher gegangen ... Jawoll, sehen Sie sich draußen nur um, es ist Revolution ..."

‚Es gab schon polnische Revolution,' dachte Marie. ‚Früher sah ich die Bilder davon, auf dem Markte, auf ... St. Martin ... ‚Singet eure freien Lieder, Brüder, schlagt den Deutschen nieder ...' So war es wohl. Jetzt sind wir mitten darin. Dachte man wohl damals, als man das Schloß aufrichtete und alle die Bauten, als die Pfauen unter den Bäumen schrien, dachte man damals ... dran ...? Keiner. Keiner. Und mein — Soldat —?

Das ist Posen. Das ist das andere Posen, das wir nicht sahen.'

Zu Hause sagte der Vater kurz und steif: „Ich gehe nicht fort."

Vergessen die Gefahr, vergessen das Wiedersehen, vergessen die ... Kinder —

„Ich gehe nicht."

„Kaziu," rief es draußen, „Kaziu ..."

★

Was geschieht? Man denkt nicht so ganz daran, was draußen geschieht, man denkt nur daran, was hier geschieht. Verzweiflung ist in den Menschen, die von weither geschickt worden und die hier abgeschnitten und im Stiche gelassen sind ...!

Da beredete man sie und zwang sie und hielt sie, so viele schöne Städte mußten sie verlassen und jetzt ... wie es durcheinander quirlt und geworfen wird ... jetzt ist das Unglück da. Was wird aus uns? Was für eine Zukunft haben wir noch ...?

Da ist mancher, der nachts nicht nach Hause kommt. Der irgendwo im Walde schläft oder wer weiß wo. Denn in den ersten Stunden des Tages, um das Morgengrauen, da kommen sie die Treppe herauf und holen sie. Holen die, die einst so sicher im Zoologischen Garten wanderten bei preußischer Musik. Gut, daß Gustawa fort ist, die holten sie auch! Conrad Duchanin wird man nicht holen, wer kümmert sich um den alten kranken Mann in der Fischerei? Und der Name Suchetzki hat guten Klang jetzt in Posen, Pani Jan Suchetzki in der Redaktion, jawohl.

Der alte Mann liegt wie er lag, die Augen geschlossen, und draußen läutet Polen, redet Polen, marschiert Polen in feldgrauen Uniformen.

Ist es nicht ein Anblick, das erstemal: deutsche Uniform und — Feinde darin, psia krew ...

Conrad Duchanin starrt aus dem Fenster in die Fischerei.

‚Nach mir die Sündflut —'

Er schlägt zu Boden: Die Sündflut ist da.

★

Nun heißt es fort.

Man muß fort.

Der Befehl ist da, auch für Conrad Duchanin und allem, was zu ihm gehört. Was nützt der Name, der jetzt so gültige Name in der Redaktion: er ist ausgewiesen, denn er ist deutsch.

Stumm steigt er in den Flüchtlingszug. Der lange, langsame Zug fährt nach allem schrecklichen Abenteuer, die Mühlen drehen sich im polnischen Wind, so ging Polen, dahinten bleibt Polen, Marie Duchanin.

★

Die Fräulein hatten von ihrer Wohnung ein Zimmer freigemacht, nackt und kahl. Wände, Türen und Fenster, Diele und Dach, aber kaum etwas zu essen und zu heizen — „Im Winter, daß ihr an einem Feuer euch wärmen könnt ..." Marie denkt: ‚Selbst das nicht mehr. Selbst das nicht, wonach wir in

Digitized by Google

unserem Leben als einzigstem streben und jagen mußten. Mein Gott, wie sind wir versunken, wie ist die Welt für uns versunken, im letzten Abenteuer sind wir. Aber ist Welt im Innern nicht dafür da?'

Lau kam, neugierig, lugend: „Wie lebt ihr?"

Sie richtete sich triumphierend auf und sprach: „Was für ein Glück geschah ... endlich... Nun kann ich Ringhaus offen heiraten, er bekommt nun die Apotheke ganz, und wir nehmen die obere Etage noch dazu, dann haben wir es noch geräumiger. Wir vergrößern auch überhaupt, ich habe in Gedanken schon alles eingerichtet, es wird herrlich, was kann ich den Menschen nun sein!"

„Aber seine Frau," sprach Marie. „Ist sie nicht mehr da?"

„Sie ist da, aber sie muß fort. Sie muß sich scheiden lassen."

„Und dein Mann, wenn er einmal ... wiederkommen sollte?"

„Er kommt nicht mehr wieder. Und wenn auch, es ist neue Zeit, er muß sich scheiden lassen."

„Und seine Kinder?"

Laus Augen schillerten.

„Es wird sich alles finden. Wir werden auch mit ihnen fertig. Sie können gehen."

„Und Ringhaus' Kinder?"

„Sie können auch gehen."

Marie blickte sie an. Ihre Augen strahlten noch immer, unbekümmert. Es war eine leuchtende, unbeirrte, kindlich klare Welt: Erde. War das Menschenliebe?

*

Conrad Duchanin sprach nicht mehr.

Er hielt es sonst wie früher: stand auf, aß auch, aber er sprach nicht mehr. Er saß auf dem Sofa und starrte vor sich hin. Stunde auf Stunde saß er und starrte regungslos. Tag um Tag dämmerte er in schweigendem, ungeheurem Sinnen.

Dann sank er zusammen und mußte in das Bett getragen werden. Der Schlag hatte ihn von neuem gerührt.

Er röchelte und schlief und dämmerte. Wachte er noch zuweilen oder wußte er nichts mehr? Trieb seine Seele noch ungeheuerlich zwischen den beiden Küsten hin? War Vergangenheit noch da? Die Mutter? Rang er um die Kirche, um die Sprache, den Glauben? Oder war er in Deutschland bei seinen Kindern?

Er sprach nicht, phantasierte nicht, fragte nach nichts, nach keinem mehr, er versank.

Er versank, und es kam das letzte.

Auf einmal öffneten sich seine Augen ganz weit, ganz groß und richteten sich mit düster drohender Frage, wie auf eine entschwindende Küste, wie auf das Leben selbst, das er verließ.

Aber darüber verwandelte sich sein Gesicht, es wurde jung, ganz jung ... wie schön war er einmal gewesen ... und jetzt sah Marie, daß ein ungeheures, lächelndes Erstaunen darüber kam. Er starrte und lächelte. Starrte einem Hohen entgegen, wissend, wissend.

Der unglückliche Mann, der niemals mehr gelacht hatte, lachte im Augenblick des Sterbens wie ein glückliches Kind.

*

Marie eilte fort. Ihr blieben alle Besorgungen.

Sie sah nicht auf die Menschen, die ihr begegneten, nicht auf die Stadt ohne Türme, nur auf den Tag — ‚Sterbetag — Sterbetag' — dachte sie erschauernd. Da blieb sie stehen.

Ein Zug kleinerer Kinder kam, von der Art und dem Alter, wie Marie sie einst im Norden um sich gehabt hatte, junge, schwatzende, trippelnde Dinger. Vom Kindergarten.

Marie gewahrte nicht das geplagte Mädchen, das bei ihnen war, sie blieb vor den ersten der Kleinen stehen und sah ihnen ins Auge.

Sie dachte nicht mehr an das, was sie einst in der großen Entgötterung ihres Lebens vom Kinderauge gesagt hatte.

Jetzt fühlte sie nur eines darin, umschauert vom Tode, das Wunder — Gott.

*

In diesen Wochen sprach Frau Duchanin von ihrem Schicksal.

Es war das erstemal, daß sie, durch die Erschütterung ihres ganzen vergangenen Lebens gedachte, das Marie so sehr vergangen schien, wenngleich sie es in sehr vielem noch mitgetragen hatte.

Die Mutter hieß Georgette, und dieser Name sank von selbst in eine andere Zeit, wo es Tänze junger Mädchen und junger Herren, heiteres Weltleben guter Familien gab, von dem Marie nichts wußte. Damals hatte alles für Georgette Quingsberg mit Sturz und Demütigung und Verzicht geendet, der andere war genommen worden, den das Schicksal brachte. Schuld und Versäumnis, Längstvergangenes, hatte Mariens Los mitgeschaffen, und sie begriff auf einmal stark, wie sehr längst Tote oft noch ... leben. Aber noch anderes wurde ihr, obgleich ihr Blut trotz allem heiß, heißer als das Blut der Mutter war, eigentümlich klar: es war, ungeheuer verkettet, in ungeheuerlichem Zusammenhang gedichtet, immer das gleiche. Unter anderem Namen, in anderer Landschaft, anderer Kaste, unter anderen Kleidern rollte sich immer wieder das ... gleiche ab: erlitten, ertragen,

Digitized by Google

überwunden. Immer die gleichen Töne schwollen auf und ab, klingend durch die Geschlechter. Dabei war für Frau Duchanin noch etwas anderes gewesen, in ihrem längst verstorbenen Kinde wunderlich flüchtig und schön verkörpert, jene klingende und malende Sehnsucht, jener seufzende Traum: Wälder, Wälder, jenes Erträumen funkelnder Nächte voller Lichter und Sterne ... Sehnsucht nach Glück und Gott?

Wußte die Mutter, wie viele solcher klingenden, träumenden Nächte Marie für sich schon kennengelernt hatte, trotz allem ... War sie nicht, die Unbeachtete, die Erbin von allem, wie es war, ja, wie es war ...?

Eines war sicher, Frau Duchanin, die so schwer an ihrer Ehe getragen hatte, war nun ebenso verzweifelt Witwe. Sie sah Duchanin immerwährend, und er verwandelte sich dabei. Von allem Trüben gereinigt, wurde sein Bildnis wie er selbst im Tiefsten ... gewesen war. Aber es kannte ihn keiner.

*

Nach einigen Monaten kam Alexander an.

Er hatte den Weg hierher noch nicht eher antreten können, sein Bein war noch jetzt sehr unbehilflich und der linke Arm auch.

„Es geht," sprach Marie, „denn, wenn es der rechte wäre ..."

„Ja, zum Bauzeichnen," sagte er, „es wird aber für den Bau einstweilen nicht viel zu zeichnen sein. Und zu bauen erst recht nicht."

„Und was wirst du nun tun?"

„Etwas hab' ich schon getan. Und man hat mich ausgebildet."

„Worin?" Sie sah ihn an.

„In einer Kunst, die keine ist," sagte er, „für dich vielleicht nicht ... Aber ich kann dir nützen. Ich bin nichts weiter geworden, wie gewöhnlich. Nur ... Rezitator. Sieh, das kam ... draußen," sagte er, „ich lag im Lazarett, lange, lange und konnte nichts, weder singen noch spielen, nur lesen allenfalls. Und eines Tages in schlimmer Stunde, als es nicht mehr ging, als nichts mehr war, da fing ich an zu sprechen. Und sie hörten ... Und konnten nicht genug hören. Und ich sah auf einmal, was das für mich war ... Nun, so hat man mich dort ‚entdeckt' und schließlich ausgebildet. Und wenn wir nun ganz vor die Hunde gehen," setzte er hinzu, „dann kann ich es wenigstens in schöner Form, falls sie ein anderer gibt und jemand noch hören will, sagen —"

Sie blickte in sein Gesicht, er meinte es nicht so. „Du hast ein Talent," sprach sie, „jetzt erst hast du es gefunden. Du hast immer ein Instrument gesucht!" rief sie aus.

„Und immer verkehrt und —"

„Und schließlich bist du selbst das ... Instrument ... Und so kam es ..."

„So kam es," sagte er.

Sie gingen zum Grabe, Alexander war still. Er dachte an alles, rätselhaft stellte sich das Dasein wieder vor ihm auf, aber in sich war er fester und hatte Aussicht auf Entwicklung und Klärung.

Dann fuhren die Geschwister wieder dem Walde zu, jenem Walde, in dem sie damals geweilt hatten, als der unheimliche Stern am Himmel stand und das große Abenteuer begann.

Wald, Feld, Erde waren schon längst über das traurige Jahr hinweg, die Kuckucke schrien nicht mehr so, alles war schon weitergegangen.

Marie wollte Alexander die Höhle zeigen, aber sie fand sie nicht. So viel sie auch suchte und den Wald durchwanderte, und sie hatte sie damals so leicht gefunden: die Höhle war nicht da.

„Es muß anders gewesen sein," sprach sie, „ich muß von einer anderen Seite aus hineingekommen sein. Alles muß anders gewesen sein, denn sonst wäre es ja ein — Märchen —"

Er sah sie an und überhoch wuchs in seinem Auge ein zeitloses Erkennen.

„Es war vielleicht ein Märchen," sagte er.

Der Weg fiel ab, sie waren an einem Grunde.

„Dort unten?" fragte er, „lag die Höhle vielleicht dort?"

„Hier war ich niemals," sprach sie, „und die Höhle war auch nicht dort. Hier ist Wald, oben und unten und höre, höre, wie das rauscht —"

Sie beugten sich vor und sahen in eine Schlucht gepeinigter Wipfel, in ein Rasen, Rauschen, Krachen und Heulen. Ja, der Wald raste, durch und durch geschüttelt, und der Himmel jagte über ihn dahin. Gewalt war in der Welt, Erbarmungslosigkeit, Bruch und Schlag und Eisluft, Eis —

„Das ist Welt, das ist Erde," sagte sie, „das ist die schreckliche Stimme, das Rätsel, die Wirklichkeit. Das ist es alles und ist es nicht. Denn ich hörte ... mehr ..."

Er stand und grübelte.

„Was wolltest du, Alexander?" fragte sie, „ein großer Musiker werden, nicht wahr? Aber du fandest kein Instrument und deine Hände verdarben immer mehr. Und ich wollte nichts Geringeres, als Frau Curie noch überholen, lernen, lernen wollte ich, alles sehen und erkennen. Wie die Geschwister im Märchen wollten wir über Berge und Meere wandern und wohin kamen wir? Du nach Riga in ein Lazarett und ich in die Stadt ohne

Digitized by Google

Türme. Beide wurden wir rettungslos festgehalten. Jeder Ausweg wurde immer wieder umstellt. Da mußten wir uns besinnen, da zwang uns die furchtbare Erde, uns zu erkennen und — sie."

„Da begriffen wir, was wir sollten —"

„Stimme sollten wir sein."

„Künstler sollten wir werden, uns finden und den Geist."

„Aber das ist nicht alles," sagte er ruhig.

„Nein," sprach sie langsam, „das ist es nicht. Dahinter steht erst, um was es ging und was einem langsam klar wurde."

„Das, was die vielen nicht begreifen, was für sie nicht da ist —"

„Das ist Atlantis," sagte sie. „Gott."

★

Sie kamen nach der Stadt zurück.

Hinter Marie war ein Schritt, langsam und dumpf.

Sie wandte sich und sah Rasdorf.

Rasdorf, den einst Ersehnten. Da ging er auf seinen alten Wegen, der Stadt zu, die ihn nicht mehr kannte.

Ja, weiß man nicht: Rasdorf ist abgesetzt? Der Herr Landrat ist nicht mehr. Und seine junge Frau hat ihn verlassen.

Mit gesenktem Auge schritt Rasdorf eben vorbei und grüßte stumm.

Zu Hause wartete Lau auf Marie, ein Tuch umgeschlagen, darunter schimmerte ein grelles Kleid.

„Sag' mal, eure Wirtinnen haben wohl keinen Platz für mich?"

„Für dich?"

„Ach laß," sagte sie. „Ich weiß schon. Denke, mein Mann ist wiedergekommen," fügte sie leicht hinzu.

— Marie sah auf einmal das Bild der Apotheke, wie sie es einst gesehen hatte: alles in Ordnung, Übersichtlichkeit, Ruhe und Korrektheit und da ist Voelkel wie einst ...

Ja, ist nicht alles Abenteuerzeit?

„Ich muß also fort," sagte Lau, „für den Augenblick wenigstens, aber Ringhaus wird die Sache schon ausfechten. Desto besser, so suchen wir uns eine andere Apotheke, die noch schöner und größer ist, in Berlin wahrscheinlich. Dann wird das Leben ganz anders. Dann kommt es erst." Sie gab Marie die Hand. „Wenn wir uns also nicht mehr sehen sollten," ihr Auge schillerte in Triumph, „so lebe wohl, du wirst wohl hier in der Apotheke bleiben."

★

Marie war wieder in der Apotheke, und es war wirklich alles wie einst.

Voelkel stand am Pult und war unverändert. Man könnte behaupten, er trüge noch die gleiche Schleife am Kragen. Es ist seine alte Art, die überall hinsieht und alles in Händen hält.

Es geht alles erstaunlich schnell und ohne Aufregung. Aber er schien längst zu wissen.

Marie hatte er freundlich wie immer begrüßt: „Ich danke Ihnen, Fräulein Duchanin. Sie bleiben doch noch weiter bei uns?"

„Bis zum Examen," sagte Marie.

Majorie und die Kassiererin waren sehr unsicher, die beiden fremden Helferinnen schon verschwunden.

Und Ringhaus?

Die Tür schlug auf, und es kam Doktor Grassau.

Er ging auf den Apotheker zu und begrüßte ihn mit der Bonhommie und Sicherheit des treugebliebenen Freundes. Sie sprachen leise miteinander.

Dann wurde der Apotheker abgerufen, und Grassau wandte sich an Marie.

Der fiel ein, daß Lau sie damals ihm gegenüber mit ihrem Manne verdächtigt hatte, wie sie später erfuhr.

Ob der Doktor das noch ... glaubte?

Jedenfalls sagte er eifrig: „Wissen Sie von Frau Voelkel?"

„Ich weiß nichts," sagte Marie.

„Sie ist nicht mehr hier. Und kommt auch wohl nicht mehr wieder. Der Berg ist ihr zu steil geworden."

Marie schwieg.

„Und Ringhaus?" Die Augen des Doktors glühen in Kleinstadtfreude. „Denken Sie, der Herr Provisor ist verschwunden."

„Nicht so, wie Sie vielleicht vermuten," fuhr er eifrig fort, „Ringhaus reiste allein. Die Polizei weiß es, denn sie ist seiner pharmazeutischen Leistungen wegen stark hinter ihm her ... Und so ist er sogar der klugen Lau entwischt ..."

„Und sie?" fragte Marie erschrocken.

Der Doktor sah sie an.

„Machen Sie sich keine Sorge," sagte er gelassen, „die Frau Lau wird von nun an alle Menschen lieben. Oder alle Männer."

Er sah sie begierig an.

„Aber Sie, Fräulein Duchanin, man hört doch nichts mehr von Ihnen?"

Marie lächelte. Draußen hörte man von ihr. Draußen weiß man von ihr.

Er hat aber keine Ahnung von allem, was mit ihr geschah und aus ihr wurde.

Er sieht sie noch dort, Marie fühlt es genau, dort, wo sie einmal stand —

„Ich sah Sie vorher —"

Kleinstadtneugier ist auf seinem Gesicht.

„Ich kam mit meinem Bruder aus dem Walde."

„Ach ja, so ... Aber bei dem Wetter ..." er sah sie an, „sonderbarer Geschmack ... Was

Digitized by Google

soll denn das? Was machen Sie denn draußen?"

Marie lächelte.

„Da ist doch nichts," fuhr er auf.

„Ja," sagte Marie, „da ist ... nichts ..."

Laune und Stimmung war, was sie einmal miteinander reden ließ, Laune und Stimmung, was sie einmal verband. Langeweile der Kleinstadt warf ihn ihr flüchtig in den Weg. Lau hatte damals recht: trotz seinen großen Worten und allen seinen Worten gehörte der Doktor zu nichts anderem, als zu denen, die er verabscheute: zu den — Banausen.

*

‚Irrtum, der sich selbst korrigierte,' dachte Marie nachher. ‚Es war nicht Leben, Leben war das andere, das mich ... stieß ... Und der — eine —?'

Sie ging durch die Stadt. Es war nahe am Abend und es dämmerte wunderlich. Fast wie Spuk trat auf einmal jenes Haus aus den Nebeln, jene verworfene Ecke, in dem Sünde gewohnt hatte.

‚Sünde,' dachte Marie.

Nun, der Spuk der Erinnerung ist noch hier, die Luft ist voll Erinnerung. Spur ist noch hier, auch von mir, blutrote Spur und glüht sie nicht noch immer?

Sie wird immer glühen, das ist das einzige an ihr.

Irgendwo in der Stadt, der Schicksalsstadt, wohnt er wieder, mit dem mein Weg zusammentraf in Verhängnis. Und es war alles nicht das, was es schien, es war, wie ich immer fühlte: anders.

Er ist wieder hier, aber er kann nicht bleiben.

Auch ich bin noch hier, aber ich werde nicht bleiben.

Unsere Wege werden auseinandergehen, und nichts wird sein. Aber das eine sollte sein: Vollendung der Spiegelbegegnung, Wissen, daß ich recht sah, einmal und immer.

*

Und Rasdorf kam. Er kam aus der Dämmerung wie das Gespenst aller vergangenen Stunden.

Er war es. Er war es.

Aber er war nicht mehr der gepflegte Herr voll Gesellschaftlichkeit, das ist vorüber.

Marie sah erbarmungslose Veränderung, Herumgeworfensein an ihm, und in der schweren, fast resignierten Tiefe des Auges: Altern, Dahingehen.

Jene halb korrekte, halb tragische Maske ist noch immer über ihm, sie hat sich jetzt zur Wirklichkeit gewandelt und war es vielleicht schon immer ... auch über Tragik der Leidenschaft hinaus.

Marie sieht, wie unheimlich deutlich er umrissen steht für ... sie.

„Fräulein Duchanin ..."

Nicht mehr Marie Duchatel, niemals mehr.

Und Marie fühlte: es mußte sein. So mußten wir zusammenstoßen.

„Fräulein Duchanin," sagte er plötzlich resigniert, „bin ich nicht selbst der Mann in der ... Erde?"

Sie zuckte betroffen, denn sie ahnte nicht, daß er das las, was die Erde ihr sagte.

„Ich ... raste einmal nach einem Platze, um — der Vereisung zu entgehen," sagte er, „aber der Schneesturm kam dort erst recht über mich," er verzog in etwas lebemännischer Art den Mund. „Das Eis ..."

Sie hob kühl den Kopf.

O, weißt du, was brannte und glühte? Weißt du, was in der Eishölle glühte?

„Ich sah erst lange nachher ein, was für ein verbrecherischer Tor ich war," er machte eine Handbewegung. „Das ist vorbei. Alles ist vorbei ..."

Ja, wer hat Schuld an allem? Aber das ist gleichgültig.

Marie fühlte: der Schnee fiel draußen über ihn. Es ist so. Das war nicht kurzes Reiter- und Jagdstück und nicht triumphierende Heimkehr ... alles hatte sich verwandelt und so ist es nun. Das war Sturz und Vereisung.

„Das waren Sie ... Sie ... mit," sagte er.

Marie schwieg.

„Ja, es kam über mich," sprach er. „Nun bin ich fertig. Und nur Ihretwegen bin ich wieder hergekommen, um Sie zu — sehen —"

„Brachten Sie mich nicht auch zu mir ... selbst?" fragte Marie.

„Es kann sein. Ja, ich weiß, ich weiß von ... Ihnen. Und eben darum, Marie, trotz allem, weil ich alles fühlte, war die ... Kette ..."

„Ich gehe jetzt fort," sagte er. „Aber das bleibt. Das wollte ich Ihnen nur sagen: das bleibt —"

Und er starrte sie an, naß, verregnet, alles Dunkel und alles Draußen an sich, und sie sah die nackte Seele, hervorgetrieben vom Schicksal, von Schnee und Eis, fragend, verzweifelt, suchend und dunkel, wie sie sie damals gesehen hatte, im Spiegelglas im letzten Augenblick vor dem Scheiden.

„Das bleibt," sagte Marie und gab ihm die Hand. Aber im stillen sah sie doch den andern, den — Soldaten, immer noch.

*

Das Examen war vorüber und Marie war wieder in Berlin. Wieder in Berlin, aber es war ein anderes als das im Kriege. ‚Sah

Digitized by Google

ich das nicht einmal?' dachte Marie. ‚Wo war es?' Ach, es war der Mann in der Erde, der sie um sich sah, diese Gestalten, die da raffen, jagen und schwelgen in der Eiszeit und von der Eiszeit.

Marie wohnte in Dahlem bei Katterfeld. Und Chrischowa war auch da.

In der Nähe liegt die Apotheke, an der Marie Vertretung hatte. Katterfelds Eltern schafften ihr Wohnung, auch Alexander ist da, man kann seinen Namen an den Säulen lesen, er ist bekannt. Auch Marie ist bekannt, und beide sind in einer bewegten geistigen Welt.

Nun kommt Chrischowa zu ihnen, die mit Alexander die Schwester Constantine am Lehrter Bahnhof abholte. Marie war schon früher dort, aber Constantine ließ auf sich warten.

Constantine kam aus Spanien. Dorthin hatten ihr Mann und sie sich bei Kriegsausbruch noch flüchten können und dort hatten sie die ganze schwere Zeit in behaglichem Schutze bei Freunden abgewartet. Wilhelm E. P. Hayessen konnte dort für die Firma tätig sein.

Marie wartet voll Spannung.

Da ist Constance, das schmale Tierhaupt hoch erhoben, die Augen funkelnd, wie sie einmal nach Jan funkelten und sehr elegant, jene Ausländereleganz. Hayessen war noch in Hamburg geblieben. Die Firma Söderland hat schwere Verluste erlitten, aber sie wird sich wieder aufraffen. Hamburg geht nicht unter.

Constance erzählt viel und mit Geschicklichkeit, sie hat so viel gesehen und gehört, sie hat im Auslande gelebt und ist mehr Ausländerin und sie hat doch weit draußen, weit draußen, die große Brandungslinie der Welt gesehen —

Marie, die sich eben erst wieder aus ihrem Laboratorium freimachen konnte und Alexander, Alexander erst, denken nur daran: was hat sie gesehen, gesehen — Marie denkt: was hat sie gelernt, draußen, weit draußen, und jetzt, inmitten des großen Abenteuers Europas.

Und Constantine erzählt. Von Engländerinnen und Französinnen und von jenen Zufällen bei der Tafel im Hotel. Von Begegnungen und vom Leben in der Schweiz. Sie hat sich immer als Polin gegeben, das war leichter für sie und — amüsant. Sie berührt die ostdeutsche Tragödie flüchtig und gleichmütig und kommt wieder auf die Toiletten der Französinnen und Amerikanerinnen zurück und vergleicht, etwas ironisch, die der Deutschen.

Marie kommt wieder auf China zu sprechen.

Sie erzählt, daß Alexander und sie nahe daran waren, hinüberzukommen.

„Da wäret ihr schön ins Pech geraten," erwiderte Constance, ein listiger Blick streifte Marie, „seid froh, daß nichts draus wurde, das muß man verstehen. Und jetzt möchte ich euch noch nicht grade dazu raten, draußen ist überall noch unsicheres Pflaster. Wir selber bleiben ja einstweilen hier," setzt sie hinzu, „in Hamburg, Hayessen sagt, es wird schon werden. Aber sieh mal," sie faßte belustigt Marie an der Schulter und spähte lebendigen Auges aus dem Fenster, „sieh doch nur mal das Kleid —"

Und Marie kommt wieder die Erinnerung an das Kapitänshaus in der Allee und sie erkennt, daß Constantine noch immer die gleiche ist. Nach so viel Jahren, nach Abenteuer, Fremde, Erschütterung, nach so viel Welterlebnis, sagt sie noch immer das gleiche. Sie ist unverändert, lacht, reckt sich und sieht nach den Kleidern.

In der Dame aber drüben an der Haltestelle in triumphierend kurzem, buntem Kleide hat Marie die Lau erkannt. Sie sah sie schon einmal in der Stadt. Lau ist in Berlin. Es geht ihr gut. Sie hat Freunde, die viel verdienen. Sie liebt alle Menschen.

Alexander lächelte Marie an.

Katterfeld, die in Mariens Buch von der Eiszeit wieder geblättert hat, sagte jetzt: „Ja, wir Geistigen sind alle in die Eiszeit geraten. Wir hungern und frieren, und wie soll das enden?"

„Wie das enden soll?" sagt Chrischowa und schaut auf Marie und Alexander, der hoch auffährt.

„Und wenn sie uns erschlagen, die Feisten und Satten und Bunten, die ihre Jagd zu machen verstehen, dann wird die Zukunft von ihnen wissen. Dann wird es einmal zu lesen und gebrandmarkt sein, wie sie den Geist in Deutschland erschlugen."

Chrischowa schüttelte langsam den Kopf.

„Geist läßt sich nicht erschlagen. Ich denke noch an damals, Marie. Als für Sie der große Sturz kam. Als alles verschwand, woran Sie sich halten wollten —"

„Die Steine, an denen das Messer geschliffen werden sollte," sagte Marie.

„Nun, es waren dann eben andere Steine," sprach Chrischowa.

Und Marie starrte vor sich hin. Nicht den Landrat sah sie wieder, sondern in dem Spiegel einen hohen Schatten, den geliebten Artilleristen.

Digitized by Google

In der Fremde. Von Wiltrud, Prinzessin von Bayern

Vom Berge schmilzt der letzte Frühlingsschnee,
Und graue Nebel lagern über Spitzen,
Klar ist die Luft, und nah der blaue Hang,
Es spielt der Föhn mit roten Berberitzen,

Spielt mit der Wiese gelbem Schotenklee,
Mit Hechelkraut und lila Herbstzeitlosen
Und im Geäst des alten Walnußbaums. —
Die warmen Lüfte reifes Obst umkosen,

Und aus den Gärten tönt der Birne Fall.
Der Berge Schwalben, die den Turm umflogen,
— Zwei Monde nach der Maucrsegler Schar —
Sind fort von hier, dem Süden zugezogen!

Ich schreite hoffnungsbar durch Wald und Tal
Von Elternhaus und Liebe abgewiesen!
Für mich kein Heim, kein goldnes Zukunftsland! —
Wo werd' ich müde meine Augen schließen?

Die Goldammer. Von Leo Sternberg

Der Goldammer gleichen wir all,
Die immer ihr Lied anfängt und nicht endet.
An staubigen Sommerstraßen sitzt sie und singt.
Singt noch am Abend,
Immer den Anfang und immer,
Wenn schon der Springbrunn der Sterne
Riesig ins Ewige spielt.

Manchmal. Von Carl von Wolf

Wenn der dunkle Schleier doch zerrisse,
Der mir immer vor den Augen hängt!
Immer blick' ich wie ins Ungewisse,
In dem schwimmend Bild an Bild sich drängt.

Aber manchmal hebt sich sacht der Schleier —
Welche liebe Hand hat es getan? —
Und die Welt schaut nun in stolzer, freier
Nacktheit den Entzückten an.

Jahre, die wie wilde Gänse fliegen
Grau durch Nebellüfte — nehmt den Lauf!
Ach, Minuten jenes Schauens wiegen
Ewigkeiten eures Dunkels auf!

Digitized by Google

Blumengärten für intelligente Faule

Von Karl Foerster

Die 14 photographischen Farbenaufnahmen wurden im Perennium des Verfassers in Bornim bei Potsdam-Sanssouci gewonnen

Für denjenigen, der die neuen Maßstäbe an Form und Inhalt des Gartens legt, sind die meisten bisherigen Gärten nur seltsame Verhaue, in die man weder Natur noch Kunst hinein ließ! Grenzpflanzungen decken milde den Blick; Neugier erwacht auf etwas, was fast niemals da ist, — aber, wie wir wissen, dereinst fast alle Gärten erfüllen wird, und zwar in allergrößter Abwechslung von Garten zu Garten!

Was in den meisten Gärten am stärksten blüht, ist die erstaunliche Anspruchslosigkeit und Bescheidungskraft der Besitzer, die immer noch ganz froh über ihre Gärten sind. Aber warum sollte das Gartenwesen schon einen so großen Vorsprung vor andern Dingen haben? Sind doch die meisten Menschen noch seelische Hungerfakire auf den meisten der elf Hauptgebiete des Glückes: Der Freude an Landschaft, Garten, Tieren, Bildern, Musik, Büchern, Sport, Theater, Reise, Freundschaft, Liebe und schöpferischer Arbeit.

Wenn du noch nicht zur Gilde der weißglühenden Gartenmenschen gehörst, sondern zu den mittellauwarmkühlen oder halbwegs naturfremden Gartenfreunden, dann tue alle deine Begriffe von Gartenblumen und Blumengärten, alle überkommene Gartentradition und Gartenlangeweile mitsamt Kugelbuxus, knallgelben Kieswegen, Meltaurosen, gemischten Deckträuchern, phrasenhaften Blautannen und ewig gestrigen Spießerblumen auf einen riesigen Komposthaufen und befeuchte das Ganze mit dem Wasser der Vergessenheit.

*

Blumengärten für intelligente Faule! Der voreilige Skeptiker, also der Durch-

Steingarten in Königsberg in Ostpreußen. Gemälde von Prof. Karl Storch. Die gelbe ausdauernde Nachtkerze ist Oenothera glabra. Auch Königsberger Klima hat Spielraum für viel größere Fülle neuen Blütenpflanzenlebens, als je ein Garten dort aufnehmen kann

Digitized by Google

Digitized by Google

Senkgarten im Anfang Mai mit Iris, Tulpen, Trollius und niedrigen ausdauernden Stiefmütterchen (Viola cornuta Alpha, die keine Arbeit alljährlicher Neuheranzucht machen)

Digitized by Google

sich darum, bestimmte Wuchs- und Krankheitsfehler der Pflanzen wegzuzüchten und ihnen bestimmte Eigenschaften beizubringen, die eine Fülle von Pflegeeingriffen ersparen. So wurde dem Heer der Astersorten, der Goldrauten, Phloxe und Rittersporne und vieler anderer Pflanzen, die früher oft unterirdisch umherwucherten, im weißen Meltaubefall erstickten, nach Regensturm am Boden lagen und sich zu erdbespritztem knieendem Blühen aufrafften, beigebracht, wie man sich in Gärten zu benehmen hat. Diese Umzüchtungsarbeiten konnten nur von Menschen ausgeführt werden, die mit einer an Fanatismus grenzenden Geduld ans Werk gingen. Auch die Dahlien- und Gladiolenzüchter haben allmählich ihre Fliegenaugen abgelegt und den Blick auf das Ganze solcher Blumenpflanzen oder Blumengruppen gerichtet. Die Erfolge sind ungeheuerlich. Aber die Zahl der Gärten, in denen Gebrauch von all diesen Ergebnissen gemacht wird, verhält sich zu der Zahl jener Gärten, in denen alle Fehler noch ihr altes Unwesen treiben, wie 1 zu 1000. — Wenig bekannt, aber wert, sehr bekannt zu werden, ist es, daß aus wilden Staudengewächsen oder aus Gartenstauden von verhältnismäßig schwachem Wuchse, also z. B. dem wilden Trollius (Goldranunkel) und ihren früheren Gartensorten durch Umzüchtung Pflanzen von viel mächtigerem Wachstumstemperament geschaffen worden sind, bei denen eine Pflanze sich in einigen Jahren zu Farbenbüschen entwickelt, die so groß sind wie fünf nebeneinander gepflanzte Exemplare gleichen Alters der Ausgangspflanzen.

Setzt man eine Pflanze des alten bekannten Rankknöterichs, Polygonum balduanicum, neben ein Exemplar des neueren Polygonum Auberti, des tibetanischen Rankknöterichs, so hat der letztere nach drei Jahren eine große Hauswand bewachsen, während der erstere etwa zehnmal so klein geblieben ist.

Zu den wichtigen Dingen für Gärten geringer Pflegemöglichkeit gehört unter ande-

Stilleben. Gemälde von Gerda Metzger. Der Ginster (Elfenbeinginster) friert nie aus wie der wilde, macht also weniger Arbeit, die Darwintulpen eignen sich zum pflegelosen Verwildern

Digitized by Google

Stilleben. Ölgemälde von Erna Schmidt. Mannshohe ausdauernde Edelritterſporne in den Sorten King of Delphinium, Lascelles, Moerheim, Donau, Amos Perry, Altkönig, Capri, Arnold Böcklin, Wilhelm Storr

rem auch die Fähigkeit vieler Pflanzenarten, plötzlich einen Sämling, d. h. also die Grundlage einer neuen Sorte hervorzubringen, die ſich nun im Gegenſatz zu anderen Sorten ohne jede Waſſernachhilfe gegen Dürre behauptet und trotzdem viel ſchönere Blüten und Pflanzen zeigt, als ihre durſtigen Sorten-Verwandten.

Mehr und mehr gelingt es ferner, auch vielen Pflanzen, die uns bisher Ärger, Arbeit, Kopfzerbrechen und Koſten durch Ungeziefer-empfindlichkeit oder Froſtſchäden bereiteten, mittels Kreuzung und Zuchtwahl die nötige Winterhärte oder die nötige Unſchmackhaftigkeit für Ungeziefer anzuerziehen. Dies gilt z. B. von Primeln, Akelei, weißen Margeriten und Kugeldiſteln. Mitten zwiſchen verlauſten Sämlingen von Kugeldiſteln erſchien plötzlich ein ganz lausfreier. Weitere Ausſaat desſelben hätte nicht zum Ziel geführt, wohl aber war eine ſichere Vervielfältigung jener Antilaus-Eigenſchaft durch die Vermehrung aus kleinen Wurzelſchnittlingen möglich, in deren kleinſtem Zipfel die Antilaus-Parole ſitzt.

Vier bis ſechs Jahre alte Exemplare der meiſten weißen Margeritenſorten erlitten im Alter Verkrüppelung durch Dürre und Ungeziefer. Nur die Sorte „Weißer Stern“ ſetzte ſich in unverminderter Blumengröße gegen alles durch. Den Raupenfraß an der bunten Schmetterlingsakelei konnte man durch Kreuzung mit veredelten ſtarkwüchſigen europäiſchen Akeleien beſeitigen.

Digitized by Google

Siegersorten der Dauerkonkurrenz

Anfang März erblühende Schwertlilien (Iris reticulata), die acht Jahre lang unberührt an jener Stelle wuchsen, wurden Ende März nach viel Frost- und Schneewetter photographiert. Schwertlilienflor dauert jetzt von März bis Ende Juli, Sorte für Sorte, Art für Art

Bisherige Betrachtungen leiten zu einem sehr merkwürdigen Kapitel hinüber, über das noch unbegreifliches Schweigen in der Welt herrscht. Denke dir einmal ein zwei Meter breites, einige Kilometer langes Gartenbeet bepflanzt mit allen Dauergewächsen des Blumengartens, Sträuchern, Rosen, Rhododendron, Stauden, Zwiebelstauden, Rankgewächsen in je einem Stück jeder Art und Sorte bei gleicher, sehr geringer Pflege und gleicher Pflanzgröße unter Bodenverhältnissen, die halbwegs ein arithmetisches Mittel der Erfordernisse aller Pflanzenarten darstellen. Diese Pflanzung müßte nicht nur an Arten, sondern auch an Sorten alles Vorhandene umfassen, also Hunderte von Schwertliliensorten, Phloxen, Rhododendron, Gladiolen, Tulpen und Hyazinthen, Tausende von Rosen, hundert Fliedersorten und Arten. Dieses lange Beet denke man sich zwölf Jahre lang alle drei Jahre genau beobachtet unter Festlegung der Vegetations- und Blütenentwicklung aller Einzelexemplare. Das Ergebnis dieser Dauer- und Vergleichsbeobachtungen wird um so überraschender, je länger diese Beobachtung der unberührten d. h. also nicht verpflanzten Einzelexemplare durchgeführt wird, und ist von höchstem Interesse für die Blumengärten intelligenter Fauler. Niemals ist bisher in Katalogen, Zeitschriften und Büchern von diesem außerordentlichen Sachverhalt berichtet worden, der für den eigentlichen Gartenwert einer Blütengewächssorte entscheidend ist. Die Menschen sahen nach dem Weltkriege in Blütenpflanzungen, Gärtnereien und Botanischen Gärten Dinge, die sie wohl auf diese Beobachtungsfährte hätten hinführen können. In tief verunkrauteten, zusammengewachsenen und verhungerten Beeten, Horsten und Gruppen vieler Pflanzensorten gleicher Art konnte man damals überraschende Verschiedenartigkeit

Seidelbast gehört mit seinem Märzflor und herrlichem Duft in jeden Vorfrühlingsgarten und jeden Naturgarten; am schönsten wirkt er aus rosa Schneeheide herausblühend

Digitized by Google

der Blühkräfte und der Vegetationskräfte zwischen einzelnen Sorten wahrnehmen. Manches Schwertlilienbeet war schon fast blumenlos, wenn das Nachbarbeet einer andern Sorte noch ganz Farbe war. In den Rhododendrongruppenpflanzungen der Städte blühte mancher Zipfel prächtig, wenn andere Pflanzen versagten. Wenn ein Städter auf der Rückseite eines Bankgebäudes fünf kleine Rhododendrongruppen alljährlich vor Augen hat, zwei Gruppen davon alljährlich in voller Blüte sieht, während die drei andern wenig oder gar nicht Blüte zeigen, dann gibt er die Schuld allen möglichen Dingen, falls er überhaupt zu den wenigen Menschen gehört, die über so etwas nachdenken. „Die schlechten Gruppen stehen wahrscheinlich auf einem Gasrohr.“ Niemals kommt der naive Sinn auf den Gedanken, daß hinter dieser kleinen Erscheinung ein großes Weltprinzip verborgen sein könnte, dessen Gesetze mit erstaunlichster Auswirkung Blume und Menschenleben umfaßt.

Das Endergebnis dieser Dauerbeobachtungen der ausdauernden Blütenpflanzen ist ungefähr das Folgende: Etwa ein Drittel der Sorten setzt sich auch als sehr alte Pflanze selbst unter weniger günstigen Umständen in dem Reichtum und der Sicherheit seiner Blütenentwicklung gegen alle Widerstände durch. Ein anderes Drittel ist von mittlerem Verhalten, während das letzte Drittel die ausgesprochenen Versager im Dauerverhalten umfaßt.

Wie sehen denn nun die Sieger oder Besiegten der Dauerkonkurrenz nach langen Jahren aus? Ich will einige solcher Eindrücke herausgreifen. Eine große Staudenaster rekelt sich vermeltaut am Boden, obwohl sie Venus heißt, während daneben die Aster „Nancy Ballard“ im siebenten Jahre einen tadellosen kubikmetergroßen Blütenbusch gebildet hat. Aster „Goethe“ bildet eine prachtvolle Blumenkuppel, während die Nachbarpflanze der ihr anfangs vielfach vorgezogenen Sorte „Imperator“ zu zwei Drittel wirr am Boden liegt. Manche Schwertlilie blüht nach sechs Jahren überhaupt nicht mehr, während die Nachbarsorte, z. B. Dorothea, nach fünf Jahren noch fünfundfünfzig Stiele in dichter roter Blütenmasse brachte. Eine Rhododendronsorte steht seit mehreren Jahren schon ganz ohne Blüte, während die Nachbarsorte alljährlich mit Blüten überschüttet ist. Heliopsis ziniaeflora ist trockenheitsempfindlich und sieht schon nach vier Jahren ziemlich kläglich aus, während Heliopsis excelsa, die schönste

Vorfrühlingsterrassen-Beete mit blaßgelbem Steinrich, blauem Kaukasus-Vergißmeinicht, rosa Teppichflor-Brightnes und weißer Iberis-Schneeflocke; alle genannten existieren auch in viel weniger derben, daher pflegebedürftigen Sorten und Arten

Digitized by Google

unter den längstblühenden aller größeren gelben Dauerstauden, ihre überlegene Schönheit aus völlig anspruchslosen, meterhohen und wuchtigen Staudenbüschen hervorbringt. Chrysanthemum „Normandie“ hat sich zu einem wuchtigen, 80 Zentimeter hohen Busch entwickelt, während von der irrtümlich für winterhart ausgegebenen Nachbarpflanze einer andern rosa Sorte nur noch der Leichenstein übrig ist. Die schlechten Phloxe haben vielfach nur 40 Zentimeter hohe, ziemlich ärmliche Büsche mit sehr kleinen Dolden hervorgebracht, während die Phlox-Sieger noch im siebenten Jahr unberührten Wachstums imponierende Farbenbüsche formten. Den Siegernaturen können wir ungünstigere Gartenplätze und dichtere Pflanzung zumuten, ohne daß jene Herabminderung eintritt, welche Gärtner und Laien so oft irrtümlich Entartung nennen, die aber in Wirklichkeit auch nur eine vorübergehende Erscheinung von Hunger, Durst und Bodenverbrauch ist; denn auch sogenannte entartete Pflanzen entfalten nach der Umpflanzung sogleich oder baldigst wieder ihre ursprüngliche Schönheit.

Etwas ängstliche, auf Kleingesichtspunkte des Handels eingestellte Kollegengemüter würden mir zu den ganzen Beobachtungen und Bestrebungen nichts anderes zu sagen haben, als dies: „Du sägst ja den Ast ab, auf dem wir alle sitzen.“ Die Antwort hat zu lauten: „Wenn ihr mit diesem Ast herunterbrecht, steigt freundlichst auf einen dauerhafteren! Kein Land, in dem Gärtnerei in höherem Maße von den Interessen und Liebhabereien des Gartenfreundes ausgegangen ist, als England und keines, in dem der gärtnerische Beruf wirtschaftlich und gesellschaftlich auf höherer Stufe steht!“

Ersparte mechanische Arbeiten führen zu erhöhter Spannkraft für feinere geistige und schöpferische Arbeiten im Garten. Wird das „Reich der Gnade“ im Garten tiefer ausgebaut, so bekommen viel mehr Leute Lust, selber einen Garten zu haben; der Gärtner hat dann interessante Arbeit und interessante Pflanzen für zehn Gärten zu liefern, anstatt vorher weniger befriedigende Arbeit und unbefriedigende Pflanzen für drei Gärten.

Verringerung der Pflege durch neue gartentechnische und gartenkünstlerische Maßnahmen

Eines der stärksten Mittel, unfruchtbare und ewiger Pflegerei bedürftige Garten-

Das Blaukissen, Aubrietia tauricola, ist ein wirkliches Wundergewächs an pflegeloser Dauerkraft. Anfänglich lehnt man diese müden Farben im Frühling ab, später scheint uns ein Gartenfrühling ohne das Farbenspiel der Aubrietien eine seiner Hauptglanznummern zu entbehren

Digitized by Google

Narzissenwiesen von reichem alljährlichem Flor müssen ziemlich feuchter Natur sein. In trockenen Gartenplätzen lassen viele Narzissenarten und -Sorten nach einigen Jahren mit Blumenreichtum nach, andere jedoch keinesfalls. Zu den hartnäckigen Reichblühern gehört die Multiflorus-Rasse. Hier hat man die Arbeit des Umlegens nur alle zehn Jahre

plätze in der Nachbarschaft flachwurzelnder Gehölze fruchtbar zu machen, ist die Abdämmung der Wurzeln durch Dachpappe oder dünne Betondecken. Hoffnungslose Fälle sind selten.

Man kann hier auf sehr einfache Weise Plätze für schönstes Pflanzenleben gewinnen, an denen früher immer erneut und geändert, gegossen und gedüngt werden mußte. Sogar Plätze unmittelbar unter alten Bäumen, an denen nach Aussage der landesüblichen Gärtnerresignation „nichts Vernünftiges wachsen" sollte, konnten durch jene Abdämmung zu Hauptanziehungspunkten des Gartens gemacht werden. Hier wurde der Boden weggeräumt (zwanzig Zentimeter tief) und der ganze Platz mit einer dünnen Betondecke belegt, sodann der alte Boden mit verbessertem durchmischt und dreißig Zentimeter hoch aufgefüllt und in diesem geschützten Erdreich eine Vorfrühlingspflanzung, durchsetzt mit Farnen, errichtet, die schon zehn Jahre lang mit äußerst geringer Pflege einwandfrei weiter gedeiht.

Neben dem Wurzelelend der Gärten ist als zweites Elend die Unkrautplage zu nennen, der auch viel intelligenter und grundsätzlicher begegnet werden kann, als dies meist geschieht. Hier ist endlose, unproduktive Arbeit durch Pflanzung von bodenbedeckenden Gewächsen zu sparen. Über diese wichtige Frage wäre ein ganzes Buch zu schreiben, das die Aufgabe hätte, einen ungeheuren Erfahrungsstoff zu sammeln und leicht zugänglich zu machen. Im feuchten Klima kann man andere Bodendeckungspflanzen riskieren, wie in trockenem. Leider sind die Gartenpfleger meist schwer dazu zu gewinnen, einen geringen Teil der durch Bodendeckungspflanzen ersparten Jätezeit auf die Freihaltung einer kleinen Erdscheibe um jede größere Blütenpflanze herum zu verwenden.

Mit überraschendem Erfolge habe ich Staudenpflanzungen in sehr hoch gelegenen Alpengärten durch eine Cerastiumdecke unkrautfrei gehalten, was viel bedeuten will, denn nirgends fliegen mehr Unkräuter an,

Digitized by Google

Es ist noch wenig genug bekannt, wie verhältnismäßig kleine Gartenräume für die Entfaltung wilden deutschen Vegetationszaubers in stilisierten Naturgartenpartien ausreichen. Je richtiger diese Gestaltungen durchgeführt werden, desto geringere Pflege beanspruchen sie

als in der Nähe großer Alpenwiesen. Jüngst war eine halbschattige Akeleipflanzung, die mit Becherfarn und Amstel durchsetzt war, durch eine immergrüne Bodendecke zu verschönern und unkrautfrei zu halten. Immergrün selber hätte die Akelei durch Wuchern allmählich geschädigt. Die wirkungsvollste und ungefährlichste Pflanze, mit der man in diesem Falle arbeiten konnte, war das Leberblümchen mit seinem schönen bronzegrünen Winterlaub. Von unvergleichlicher Schönheit bei größter Gesundheit für die Lilien ist die Bodenbedeckung von Liliengärten mit Sedum Sieboldii, dem blaugrünen Oktobersedum. Keins der dreißig Garten-Sedum würde ähnliches leisten können. Zur Frage der Unkrautbekämpfung in Steingärten möchte ich noch auf die dekorative Belegung bloßer Erdflächen mit Bruchsteinen, ja an manchen Plätzen auch mit grobem Marmorkies und mancherlei anderem kleinen Schmuckgestein hinweisen.

*

Bewässerungsarbeit kann grundlegend erleichtert werden, soweit trockene Gärten in Frage kommen, durch vierzig Zentimeter tiefe Lockerung des Bodens, welcher dann viel mehr Wasser von unten und oben aufnimmt und der Wurzel gestattet, schneller in feuchtere Tiefen zu gelangen; ferner durch Lockerhaltung der Erdoberfläche und durch Vermeidung schräger Flächen, an denen das Wasser abläuft. Diese nach vorne schrägen Erdflächen sollte man auch in Steingärten meiden und durch Terrassierung in horizontale oder wasserfangende Flächen verwandeln. Das Lockerhalten des Bodens wird durch die feine Verteilung der Wasserzufuhr, die Zartheit des Sprühregens, gefördert. Für Bewässerung in Steingärten ist eine fünf Meter hohe Stange mit Schlauchanschluß sehr zweckmäßig, aus deren Gipfel sich das Wasser in Form eines weithin sprühenden Wasserdampfes über sehr große Steingartenpartien so langsam verteilt, daß die Feuchtigkeit Zeit hat, in den Boden einzudringen, ohne ihn durch Wasseraufprall oder das noch schlimmere Fließen auf schräger Fläche hart und luftlos zu machen; letzteres ist der Grund für das oft so un-

Digitized by Google

erklärliche Versagen junger Pflanzen auf schräger Erdfläche.

Man sollte ein für allemal in allen bewässerungsbedürftigen Böden den Dünger mindestens mit einem Drittel derselben Menge von Torfmull mischen. Von eigentümlicher Schädlichkeit für die Aufnahme und Weitergabe von Wasser ist es beim Graben und beim Rigolen, wenn die ausführenden Leute in unbewachten Stunden den Dünger, statt ihn locker auf schräger Erdfläche auszubreiten, immer in die Sohle des Grabens stoßen und sozusagen Feuchtigkeits-Isolierschichten herstellen, deren Wirkungen man oft im Querschnitt noch nach Jahren beobachten kann. Ein wichtiges Mittel, um die Bewässerungsfrage zu einer bequemen Harmonie zu führen, bleibt der Verzicht auf zu enge Pflanzung. Bei genügend weitläufiger Pflanzung verlaufen alle Trockenheitsleiden außerordentlich viel gutmütiger!

★

Ein wahrer Moloch an Zeit- und Geldverbrauch ist in vielen Gärten die Schaffung und Erhaltung eines schönen Rasens. Es gibt ungezählte Plätze, wo man den Rasen lieber durch teppichbildende Stauden ersetzt, die gar keine oder nur ganz geringe Pflegearbeit beanspruchen. Den Besitzern von Gärten, in denen Bodenüberzüge aller Arten keine große Rolle spielen, fehlt es entweder an Intelligenz, an Faulheit oder an Geld. Immerhin bleibt aber doch noch überall eine große Anzahl von Fällen, in denen Rasen unersetzlich ist, schon weil er, wie keine andern Staudenarten, das Betreten verhältnismäßig gut verträgt. Arbeit sparend für Rasenpflege ist

Schwertlilien (Iris) sind nicht nur in eine Schönheit hinaufgewachsen, deren Begriff noch fast gar nicht mit jenem Namen verbunden wird, sondern haben auch alle Fehler abgelegt, die früher Arbeit und Umpflanzerei nötig machten (Chereau, Rheinnixe, Ilsan, Darius, Maori-King, Frithjof sind solche Dauersieger).

Unten links: Die Trollblume, Trollius hybridus, Orange Globe, Excelsior, Goldquelle, Earliest of All und ähnliche gehören zu den herrlichen gelben Dauergewächsen des Gartens. Fünf Jahre alte Wurzelerdballen sind so schwer, daß starke Leute unter der Last dieser Frühlingsblume stöhnen

Digitized by Google

im höchsten Maße Anpassung der Auswahl der Gräser an Schatten, Trockenheit und Feuchtigkeit. Gute Vorbereitung des Bodens hierfür wirkt für immer geld- und arbeitsparender, als die meisten Bauherrn ahnen, welche sich durch einen billigen Kostenanschlag irreführen lassen. Rasenflächen, die man etwas verwildern lassen will und nur ein- bis zweimal schneiden lassen möchte, kann man durch Einsprengung von geeigneten Streublumen den Eindruck des Verwilderten benehmen und diesen nach der Seite des natürlich Malerischen umbiegen. — Es gibt schon eine feste, klare und reiche Erfahrungslehre von den Streublumen in Rasen, die aber unbenutzt bleibt, obgleich sie uns äußerst bequeme Wege zeigt, zu vielen Blumen ohne Pflegearbeit zu gelangen.

Rittersporn, Delphinium Corry, gehört zu der schönsten, obgleich er noch stützungsbedürftig gegen Regensturm ist

Der künstliche und der künstlerische Garten

Was hat nun der Gartenkünstler zu bedenken, wenn ein Grundstück- oder Gartenbesitzer an ihn herantritt mit der Bitte: „Mach' mir einen netten, herzhaften Blumengarten, der urwüchsig und bodenständig genug ist, um nicht ewig an ihm herumpusseln zu müssen." Ist seine Intelligenz seiner Faulheit ebenbürtig, so wird er zu dem Gartenkünstler sagen: „Mache mir einen Garten, in dem die Jahreszeiten zu stärkstem Ausdruck kommen, indem man sich die Farben nicht aus allen Ecken zusammenbetteln muß, sondern sie in Zusammenfassungen und Klängen findet, die dem Auge wirklich Genüge tun. Mache mir einen Garten, der mich weder in die Uferlosigkeit und Einseitigkeit eines bloßen Naturgartens, noch in das Gefängnis eines bloßen regelmäßigen Gartens einspinnt! Garten soll mir für mein Welt- und Naturgefühl werden, was Kirche und Kapelle für das Überweltgefühl!"

Bergminze gehört mit ihrem langen Herbstflor in jeden herbstlichen Steingarten nahe an Rosa Silene Schafta

Das Kunstwerk eines Gartens scheint mir erst dann vollkom-

Digitized by Google

men, wenn seine Pflegearbeiten und Pflegekosten ganz bestimmte Grenzen einhalten.

Einen flachen Garten möchte ich nicht haben, denn warum eine Orgel in eine Kiste vernageln? Warum die herrlichen Räume in die Erdtiefen hinab oder in die Luft hinauf unerlöst schlummern und schnarchen lassen und den feinsten Reizen des Gartens, der wilden und der züchterisch verklärten Berg- und Ufervegetation Grundlagen natürlichster Reizentfaltung versagen? Der tiefste Hintergrund meines Wunsches nach einem Garten von großem innern Reichtum, der dennoch weniger Pflegearbeit und Pflegekosten verursachen soll, als die landläufigen Gärten, liegt aber in meiner Überzeugung, daß der Gartengestalter durch diese Wegdrängung vom künstlichen Garten am sichersten zur Erschaffung des künstlerischen Gartens gebracht wird: und daß zu wenig Selbstverwaltung der Pflanzenwelt eines Gartens auf Fehlern des Gartenaufbaus und der feinsten Pflanzenauswahl beruht.

Völlig neuer Reichtum und völlig neue Bändigung der Mannigfaltigkeit unterscheidet moderne Blumengärten für anspruchsvolle Menschen von den Gärten früherer Zeiten. Sie umfassen auf verhältnismäßig kleinen Räumen die Prinzipien des regelmäßigen architektonischen Gartens und des nicht bloß Natur nachahmenden, sondern Natur stilisierenden Gartens, ja auch mannigfache Bastardierungen der beiden Prinzipien! An Stelle falscher Landschaftsnachahmung sind Gesetze und Gestaltungen raumgemäßer Maßstabsverjüngung getreten und an Stelle des Pflanzensammelsuriums ist das Prinzip der Standortsgenossenschaft und ihrer Steigerung durch ausdrucksvolle und hineinpassende Pflanzen aus aller Welt entstanden. Die Begriffe und Reiche des Ufergartens, des Steingartens, Heidegartens, des Berggartens und des Steppengartens, der Jahreszeitengärten und der malerischen Farbengärten, der Senkgärten und Heckengärten, der blühenden Treppen, Mauern und Terrassen sind ausgebaut worden. All diese Zusammenfassungen sind ebensosehr aus dem Wunsche nach Schönheit, als nach bequemer Pflege der Schönheit entstanden. Ganz neue Anpassung üppigen Blumenlebens an prallsonnige und schattige Gartenteile wurde durch das neue Pflanzenleben möglich, während früher an solchen sonnigen Stellen bei Dürre viel Wassernachhilfe und an schattigen Stellen häufige Erneuerung nötig war. — Hat man einen sonnigen und einen schattigen Gartenteil in einen Naturgarten zu verwandeln, so ist der schattige prachtvoll für den deutschen Frühlingswaldflor geeignet, der dort von Anfang März bis Ende Juni blüht, während der sonnige das Zeug zu einem Heidegarten besitzt, in dem Edelrosen vom Charakter der Wildrosen, Edelginster und Säulenwacholder zwischen den mannigfachsten Heidekrautarten wachsen. Es gibt genug Heidearten, das ganze Jahr mit Heideflor zu erfüllen bei beschämend wenig Pflegearbeit. Nach vielen

Dahlie Fanal gehört zu den neueren einfachblühenden kleinblumigen Sorten, die eine so wichtige Ergänzung der monumentalen Hybriddahlien bilden. Die Dahlie wird eine Volksblume, wie die Rose. Unter etwa 300 hier durchgeprüften erlesenen Sorten finden sich 130, von denen man keine missen möchte

Digitized by Google

Jahren zu lang geworden, vertragen sie ausgezeichnet einmal einen Rückschnitt.

★

Wer die Arbeit an Staudenrabatten vereinfachen will, pflanze lieber Rabatten für begrenzte Jahreszeiten, als immerblühende Rabatten. Lange blütenarme Zeiten solcher Rabatten können mit ein paar langen blühenden Füllstauden aufgehellt werden. Die Arbeit an Staudenrabatten ist seit 10 bis 15 Jahren außerordentlich viel lohnender und leichter geworden als früher, da sehr viel neue Pflanzen entstanden sind, die besser und geordneter als früher wachsen und viel längere Blütezeiten haben. Der intelligente Faule vergißt hier ganz seine Faulheit, weil seine Arbeit und seine Erkenntnis sich in so unverhältnismäßig schöne Wirkungen ausmünzt. Man hört oft die Frage aufwerfen: Machen nun Stauden eigentlich viel Arbeit oder wenig Arbeit, ist es wahr, daß Blütensträucher am allerwenigsten Arbeit im Blumengarten machen? Ist die Verwendung von Sommerblumen zwischen Staudenpflanzungen lohnend und gedeihen diese so automatisch, wie man ihnen nachsagt? Man kann alle diese Fragen nicht beantworten, weil die Fortschritte der Pflegeverringerung in zu schneller Entwicklung begriffen sind und weil jedes der vier großen Bezirke des Blumenreichs eine Fülle von Dingen enthält, die völlig automatisch wachsen und blühen und jahrelang keinen Handgriff von Pflege brauchen, während wieder andere Pflanzen jener Reiche durchaus ein gewisses Maß von Wartung nötig haben, um ihre vollen Schönheitskräfte zu entfalten und zu erhalten. Intelligenz und Faulheit ziehen jedenfalls alle vier Gartenblumenreiche in ihren Dienst und sind nicht für Einseitigkeiten zu haben.

★

Dahlie Theodor Höpker gehört zu den sehr wenigen feinstrahligen Dahlien, die uns auf die Dauer nicht langweilig werden. Aufrechte Haltung der Blumen an starken Stielen hoch über dem Laube ist Grundvoraussetzung ihrer Aufnahme in die Liste der idealen Sorten

Vom idealen Steingarten gilt das gleiche Prinzip, wie vom übrigen Garten. Er enthält am besten sechs Abteilungen für Vorfrühling, Frühling, Frühsommer, Sommer, Herbst und Winter. Nur die enge Benachbarung des zeitlich genau miteinander Blühenden bringt die feinsten Wirkungen des Blumengartens hervor bei gleichzeitig bequemster Pflegemöglichkeit. In der neuen Ausgabe des Buches „Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit“ ist zum erstenmal versucht worden, die Grundlagen einer ganz neuen Kontrapunktik der Gartenblumen zu schaffen. Der zeitliche Verlauf des Flors ist zur Grundlage der Pflanzenauswahl und Gruppierungsvorschläge genommen und unzählige Pflanzen, denen man zu kurzen Flor vorwarf, sind in 5 bis 12 Zeitgruppen aufgeführt, deren Beachtung uns ein Vielfaches der bisherigen Blütezeit im Garten sichert. Schwertlilien blühten früher 14 Tage; jetzt dauert der Flor Sorte für Sorte, Art für Art (mit einer einzigen winzigen Zeitlücke) von Anfang März bis Ende Juli. Rhododendronflor vom 10. Januar bis Anfang August, Magnolien-

Digitized by Google

Ein Senkgarten kann mit ausdauernden Gewächsen so raffiniert werden, daß er von Anfang April bis Oktober beständig in seinem Flor wechselt
Nichteingeweihte haben den Eindruck, daß er alle 14 Tage völlig neu bepflanzt ward

Digitized by Google

flor statt zwei Wochen sechs Wochen, Strauchspirenflor von Anfang April bis in den September.

Jene Blumenkontrapunktik beschäftigt sich damit, Gartenblütengewächse in ganz neuer Weise miteinander zu verbinden und zu verschmelzen. Denn dies entbindet die höchste Schönheit eines Blütengewächses im Garten. Alle neuen Garten-Freuden und -Gedanken haben sich zu einer ganz neuen Art Gartenzeitschrift, der Bilderzeitschrift „Gartenschönheit" und ihren Handbüchern zusammengeballt.

*

Das neue Gartenleben hält auch für verwöhnte Stadtmenschen ganz neue geistige Heimatgefühle auf dem Lande bereit; aber es verlangt und schafft auch neue Menschen, die ganz andere Beziehungen zu Hochgebieten der Kunst und des kosmischen Wissens haben, als dies in früheren Spitzweg- und Leberecht Hühnchen-Zeiten möglich war; es entrückt uns dem Weltgeräusch, weil es uns neue Maßstäbe einbaut, mit denen wir das Geräusch messen.

Da aber der Mensch ein Wesen ist, das immer weniger fähig wird, seinen Knochen wie ein Hund in der Ecke zu verzehren, so drängt es uns auf tausend Wegen in die lebendigsten Welt- und Gegenwartsfragen hinein, nicht zum wenigsten in die große Frage der Gartensiedlung für arm und reich nahe bei den großen Städten, an deren Lösung alles Heil der Zukunft geknüpft ist. Die Blume kann hier wirklich die Rolle der Wunderpfeife eines umgekehrten Rattenfängers von Hameln spielen!

Neue hoffnungsvolle Ausblicke in die künftige Gartenverwertung der Landumgebung der Großstädte und in die Verwandlung unseres Volkes in ein Gartenvolk erschließt die amerikanische und zweifellos auch bei uns bald einsetzende Rolle des billigen privaten Kleinautos, das in Verbindung mit neuen guten Fahrwegnetzen die großen landverteuernden Pfahlwurzeln des bisherigen öffentlichen Verkehrs um ein ungeheures Geflecht feiner Faserwurzeln bereichern wird, die billiges Land aufschließen. Zwei Morgen große Gärten für jede Stadtfamilie verbrauchen erst eine überraschend geringe Landfläche rings um die Stadt.

Kletterrose Leuchtstern (im sechsten Jahre nach Pflanzung) als freitragender Busch. Kletterrosen in tragkräftigen Sorten ergeben die malerischsten Rosengestalten. In jedem halbwegs ausreichenden Garten finden sich an allen möglichen Enden und Ecken unvermutet 60—80 Plätze für 60—80 Sorten in je einem Exemplar

Digitized by Google

Bismarck in Briefen zweier preußischen Staatsbeamten aus den Jahren 1855–1865

Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Mathilde Kelchner

(Schluß)

Petersburg, 2. 6. 59.

An den Vater.

Ich komme endlich am Himmelfahrtstage dazu, Dich wieder einmal mit einigen Zeilen zu bedenken, seitdem die Dienstverhältnisse hier sich so sehr geändert haben. Der Einzug des Herrn von Bismarck glich dem Einziehen der sieben Plagen in Ägypten und das ehemalige so harmonische Zusammengehen und Zusammenhalten aller Gesandtschaftsmitglieder ist einer sorgsamen Umsicht und mißtrauischen Betrachtungen gewichen. Ich hatte den Mann geschildert, wie ich ihn in Frankfurt kennen gelernt hatte, und, wie dies im Leben gewöhnlich geschieht, so glaubte man auch von mir, daß ich übertreibe, und nahm an, ich hätte eine Animosität gegen den Mann, weil vielleicht Du nicht so gut mit ihm gestanden hast wie mit Deinen früheren Chefs. — Ich habe jetzt die Genugtuung, daß mir von allen Seiten gesagt wird, ich hätte noch viel zu wenig geäußert; von einzelnen wird der Mann geradezu für einen schlechten Menschen gehalten. Mit dem Baron von Werthern und mit Herrn von Schlözer war er bereits nahe daran, sich schießen zu wollen, und es besteht namentlich zwischen letzterem und ihm ein Verhältnis, das nur demjenigen von Hund und Katze gleicht. Er ist bei Hofe beliebt, weil er gut schwatzen kann, bei seinen Kollegen mißliebig, weil er intrigiert. Das ganze Unglück des Mannes besteht darin, daß er nicht Gesandter ist, der beobachten und berichten soll und Weisungen empfängt, sondern daß er Politik machen will und Weisungen zu geben versucht. Daß er in Berlin unmöglich ist, weiß er sehr wohl selbst; dies liegt in den Worten, die er selbst ausgesprochen hat: „Man hat mich kaltgestellt!“ — Ich bin, unberufen, bis jetzt der einzige, den er mit großer Artigkeit empfängt und dem er manchmal sogar eine Stellung anweist, die mich namentlich Schlözer gegenüber in Verlegenheit bringt. Wenn ich bei ihm arbeite, was sehr häufig geschieht, so behält er mich zu Tisch bei sich, und während des Arbeitens rauche ich ruhig meine Zigarre. Er diktiert gewöhnlich mir und Klüber und hat mir verboten, mich über diese Arbeiten gegen Herrn von Schlözer zu äußern. Seit seiner Ankunft haben wir noch keinen von den politischen Erlassen in der Kanzlei gesehen, und die telegraphischen Depeschen arbeitet er allein mit Klüber . . .

Als Legationsrat ist uns der Prinz Croy designiert, doch er ist bis jetzt nicht eingetroffen und hier kennt ihn niemand. Wie Bismarck sich mit dem stellen wird, wissen die Götter. Wenn der Ankömmling kein Laps ist, so wird auch er eine unangenehme Stellung haben. Der Mann ist von sich so eingenommen, daß er glaubt, nur er auf der Welt habe recht, und dabei ist er ein Feind Österreichs, wie ihn, glaube ich, Preußen niemals gebrauchen kann. Das ganze Verhältnis hier ist ein höchst aufregendes und abspannendes, und es wäre zu wünschen, daß bald, aber recht bald eine Änderung, wie sie auch sein möge, einträte. An den guten Herrn von Werther darf man, bei Gott, gar nicht denken.

Frau von Bismarck wird im Juli hier erwartet . . . Daß sie nicht die Dame für den russischen Hof ist, kann ich mir sehr lebhaft vorstellen; um eine preußische Gesandtin zu repräsentieren, gehört eben eine Frau von Werther dazu, die eine geborene Gräfin Oriolla ist.

Herr von Schlözer hat mir gestern sein neustes Werk „Friedrich der Große und Katharina II.“ zum Geschenk gemacht, wie denn überhaupt dieser Herr eine Stellung zu mir eingenommen hat, die an Liebenswürdigkeit, Vertrauen und Wohlwollen nichts zu wünschen übrig läßt. Ich für mein Teil halte mich streng in meinen Schranken und habe den Wahlspruch: „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist“ . . .

Soeben gehen mir Deine lieben Zeilen vom 27sten zu nebst dem Schreiben vom Bataillon. Ich komme, wenn es los geht, zum 29sten Infanterieregiment und werde mich hüten, jetzt Bismarck davon zu sprechen, da er mich unzweifelhaft reklamieren würde . . .

Petersburg, 20. 7. 59.

An den Vater.

. . . Bismarck hat Petersburg sehr leidend verlassen. Unter der jetzigen, gerade für seine Politik und Anschauung günstigen Konjunktur wäre es immerhin nicht unmöglich, daß er nicht hierher zurückkommt . . .

Petersburg, 2. 8. 59.

An den Vater.

. . . Von hier ist nichts zu melden. Hatte man am Geschäft noch keinen Ekel, so kann man ihn jetzt bekommen, denn niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist. Prinz Croy ist ein ausgezeichnet netter und guter Mensch, aber in eben demselben Grade geschäftsuntüchtig. Alles lastet daher auf Herrn von Schlözer und mir und fast will es scheinen, daß wir Herrn von Schlözer nicht lange mehr hier sehen. Dann aber hört alles auf und es wird hier nicht mehr zum Aushalten sein. Das ist das Unglück in Preußen, daß man glaubt, Leute, die in höheren Regionen geboren sind, müßten auch mit dem entsprechenden Verstand ausgerüstet sein. Wann wird man von dieser Ansicht zurückkommen? Herr

Digitized by Google

von Bismarck muß wegen seines nervösgichtigen Zustandes nach Wiesbaden. Auch ihn werden wir vielleicht nicht wiedersehen, zumal der jetzige Augenblick ihm in politischer Hinsicht sehr günstig ist. Was überhaupt aus Deutschland werden soll, ist mir völlig unklar. In Berlin scheint man im mutigen Vorgehen auch nicht weiter zu kommen! ...

Petersburg, 23. 9. 59.

An den Vater.

... Bismarcks werden hier zurückerwartet. Madame soll sich, wie die Sage geht, in Berlin ganz dicke Strümpfe wegen des hiesigen Klimas gekauft haben. Es soll nach allen Nachrichten mit seiner Gesundheit sehr schlecht stehen. Ich begreife nicht, was Petersburg da bessern soll ... Hier geht sonst alles den alten Gang, Croy wird wenn möglich alle Tage ärger ...

Petersburg, 25. 10. 59.

An den Vater.

... Hier geht alles ruhig seinen Gang. Herr von Schlözer ist faktisch und Prinz Croy nominell Geschäftsträger. Dies wird sich wahrscheinlich eklatant zeigen, wenn Herr von Bismarck zurückkommt. Da, wie ich vermute, Herr von Schlözer in diesem Moment in Urlaub geht, wird Herr von Bismarck durch den Augenschein überführt werden, wer eigentlich während seiner Abwesenheit die Geschäfte geführt hat. Dies wird jedenfalls ein interessanter und für mich höchst vorteilhafter Moment werden, weil mir alsdann ein großer Teil von Herrn von Schlözers Arbeiten zufallen wird und ich wenigstens die Probe auf den Legationssekretär ablegen kann ...

Frankfurt a. M., 5. 11. 59.

An den Sohn.

... Dein Herr Chef und Familie möchten wohl bei Ansicht dieses sich in Petersburg befinden? Daß im Geschäftsgang manches sich verändere, bezweifle ich nicht. Ich kann Dir nicht genug empfehlen, der Art und Weise der Geschäftsbehandlung des Herrn von Bismarck streng zu folgen, denn nur dadurch wirst Du für die Zukunft siegen. Daß Herr von Schlözer wohl von Petersburg gänzlich abgehen wird, möchte ich sehr glauben ... Angenehm ist es, daß Du mit Leutnant Klüber auf gutem Fuße stehst. Herr und Frau von Bismarck haben ihm hier ein ganzes Vertrauen geschenkt. Was er spricht, wird geglaubt ...

Petersburg, 9. 12. 59.

An den Vater.

... Es geht hier im Augenblick bunt zu und ich komme gar nicht zum ordentlichen Briefe. Bismarck ist noch immer nicht hier und liegt bei Elbing krank. Ob wir Herrn von Bismarck überhaupt hier sehen werden, ist fraglich, wiewohl der Winter sich sehr gelinde anläßt. Verschiedene Ärzte prophezeien ihm den Tod, wenn er hierher käme. Somit geht dieser Kelch vielleicht an uns vorüber ...

Petersburg, 28. 12. 59.

An den Vater.

... Die Wirtschaft hier wird immer toller, Schlözer leitet die ganze Maschine und auf mir lastet mit die Hauptarbeit. Der Prinz ist nur Statist und auch dazu kaum zu gebrauchen. Es war so weit, daß Gortschakow zum Herrn von Schlözer sagte: es sei Zeit, daß jemand von Berlin käme, denn mit dem Prinzen könne er nichts machen. Und wirklich war diese Idee in Berlin vorhanden. Man sprach hier von Perponcher, Goltz usw. Wie die Sache im Augenblick steht, weiß ich nicht; jedenfalls hat Bismarck den Braten gerochen und schrieb hierher und nach Berlin, er könne Ende Januar reisen. Für diesen Fall wäre allerdings eine Stellvertretung nicht nötig, doch halte ich alles für Finten. Ich glaube nicht, daß Bismarck das hiesige Klima aushält, und es wäre eine Schwachheit von ihm, hierher zu kommen trotz allen Widerratens ...

Petersburg, 28. 1. 60.

An den Vater.

... Graf Perponcher ist am 25. glücklich hier eingetroffen und schon die erste Begrüßung und die wenigen Geschäfte, die ich bis jetzt mit ihm zu erledigen hatte, haben die noble Erscheinung durchaus nicht verleugnet. Ob er bei uns bleibt, ist ungewiß, da Bismarck den Posten durchaus nicht aufgeben will ... Mit letzterem sind reine Komödien, doch läßt sich so etwas nicht schreiben ...

Frankfurt a. M., 6. 2. 60.

An den Sohn.

... Das konnte ich wohl nicht anders erwarten, als daß durch Herrn Grafen Perponcher ein anderer Kanzleihimmel aufgehen wird, und je länger dieser Herr seine Anwesenheit — so Gott will — als feststehend betrachten kann, je mehr wird man sich überzeugen, wie nobel er verfährt. Über Herrn von Bismarcks Krankheit sucht man hier tiefes Schweigen zu bewahren, obgleich zwei Versionen im Publikum herrschen: die eine Partei hält ihn für geistesschwach, die andere für so herab, daß es mehrere Jahre zu einer vollständigen Genesung bedürfe ...

Petersburg, 23. 3. 60.

An den Vater.

... Bismarck hat gestern an Perponcher geschrieben, daß er vor Juni nicht hierher kommen könne. Es sind dies lauter Manöver — er denkt nicht daran, hierher zu kommen, er hofft vielmehr auf den Sturz des jetzigen Ministeriums. Sonst ist hier alles beim alten ... Von Klüber hören wir hier gar nichts. Es ist am Ende auch ganz einerlei, wo er steckt ...

Digitized by Google

Petersburg, 16. 4. 60.

An den Vater.

... Herr von Bismarck zieht die ganze Welt an der Nase herum und den guten Perponcher mit. Hier ist ein ewiges Provisorium und wer weiß, wie lange dies noch dauern wird. Vor wenigen Tagen hat Bismarck in Berlin seine Abschiedsaudienz gehabt, also sich den Anschein gegeben, als wolle er sich auf seinen Posten begeben — und nun höre ich, daß er schon wieder krank geworden ist. Ein neuer Aufschub auf unbestimmte Zeit! So geht die ewige Komödie. Hierher kommt keine Zeile von ihm und selbst der Engel weiß nicht mehr, was er sagen soll ... Schlözer wird wohl in nächster Zeit auf Urlaub gehen und dies wahrscheinlich so einrichten, daß er in dem Augenblick Petersburg verläßt, wenn der gute Bismarck eintrifft. Es ist dies der zweite Akt der vorjährigen Komödie, da er wohl Bismarck und Croy hier allein lassen will — womit dann allerdings der Karren im netten Dreck säße. — Zuviel Erfolg verspreche ich mir aber davon nicht, da — wie Du ja aus Erfahrung weißt — in Preußen eben doch alles seinen Gang geht, gleichviel ob fähige oder unfähige Menschen an der Spitze stehen, und dies wird auch wohl solange so bleiben, als Berlin eben — schlappschwänzig ist! ...

Heinrich Kelchner. 1828—1904

Eben geht mir die Nachricht zu, daß die Bismarcksche Karawane sich am 1. Mai von Königsberg aus nach hier bestimmt in Bewegung setzen soll. Qui vivra verra! ...

Petersburg, 1. 6. 60.

An den Vater.

... Wie es hier werden soll, weiß ich nicht: Graf Perponcher stets auf dem Sprunge abzureisen, da Bismarck ihn bis zu diesem Augenblicke an der Nase führt, Prinz Croy mehr als Null, da er einem nur doppelte Arbeit macht, Herr von Schlözer ebenfalls im Begriff abzureisen und nur den Ersatzmann, einen jungen Grafen Solms, erwartend, der, wie ich höre, ein guter Arbeiter sein soll, aber immerhin Zeit brauchen wird, sich hier zu finden. Der eine Kanzleibeamte ist mehr als Null Null und der andere muß ins Seebad, so daß ich also 6 Wochen lang auch dessen Arbeiten auf dem Halse habe ... Wahrlich, wenn einem hier die Sache nicht zum Ekel wird, dann weiß ich nicht, wo sonst ...

Frankfurt a. M., 22. 6. 60.

An den Sohn.

... Die ganze Situation mag für Dich keine erfreuliche sein für den kurzen Petersburger Sommer, — indessen, tröste Dich damit, daß alles ein Ende nimmt. Wollte Gott, wir könnten hier das gleiche sagen — allein ... ich befinde mich nur dann wohl, wenn der liebe Gott mir die Nachtruhe verleiht. Alles, was man hier sieht und hört, trägt den Stempel des Erbärmlichen oder des Lächerlichen!! ...

Am 15. ist Herr Graf Perponcher mit Gemahlin und drei Kinderchen im Russischen Hof abgestiegen ... Der Herr Graf sowohl als die Gräfin, der ich aufwartete, waren höchst freundlich. Er bemerkte mir, daß er fast nur mit Dir gearbeitet habe zur besten Zufriedenheit.

Petersburg, 14. 7. 60.

An den Vater.

... Das letzte, was ich meldete, war, glaube ich, die erwartete Ankunft Bismarcks. Wie Dir Perponcher erzählte, ging hier alles gut. Ich kann nicht leugnen, daß ich gut mit ihm stand, aber was heißt in meiner Stellung mit seinem Chef gut stehen? ... Vertrauen haben bis jetzt alle zu mir gehabt, und das ist am Ende das einzige, worauf ich stolz sein kann.

Mit Herrn von Bismarck ist natürlich ein anderer Geist ins Haus gezogen. Mißtrauen überall und Kleinigkeitskrämerei. Er ist bis jetzt die Artigkeit und Freundlichkeit selbst, konferiert lange mit mir in Geschäften und ist im allgemeinen traitabel, wenn man ihm klar, gerade und vernünftig eine Sache vorträgt. Ich war einmal bei ihm zu Tisch, als ganz en famille mit Kind und Kegel gespeist wurde. Frau von Bismarck, die Fräulein Tochter und Jenny lassen Dich herzlich grüßen. Er wundert sich immer über Deine Zähigkeit im Dienst. Von politischen Sachen sehe und höre ich nichts mehr, seit Bismarck hier ist. Und doch hat er wieder das Vertrauen, seine Privatsachen mir zu übergeben. Kurz, er ist ein wunderbarer Heiliger, der,

Digitized by Google

mag er noch so artig und freundlich sein, stets ein unangenehmer Chef bleibt ...

Petersburg, 5. 9. 60.

An den Vater.

... Unterdessen ist Herr von Schlözer auf dem alten Posten angelangt. Tröstliches konnte er uns aus Berlin nicht bringen. Alles still — alles beim alten. Hier dagegen stets Aufregung und ewige Eisenbahnjagden. ... Für Bismarck habe ich eine große statistische Arbeit vor. Ich werde eine Zusammenstellung versuchen, inwieweit die Preise für den nötigen Lebensbedarf hier seit 1820 bis jetzt gestiegen sind. Es soll auf Grund meiner Arbeit eine Gehaltserhöhung für sämtliche Mitglieder der Mission beantragt werden. Es versteht sich von selbst, daß das Grundmotiv zu diesem Antrage nicht die Nächstenliebe, sondern die Selbstliebe ist ...

Frankfurt a. M., 28. 10. 60.

An den Sohn.

... Gestern ging von Frau von Bismarck ein Couvert an Herrn von Wentzel ein, in dessen Ecke stand: „Was macht der Hofrat?" und in der anderen Ecke: „Unser Kelchner befindet sich sehr wohl." Hiernach scheint es, daß Du mit der Familie in gutem Einvernehmen stehst? ...

Petersburg, 23. 11. 60.

An den Vater.

... Hier warten wir vergebens auf eine neue Ordnung. Die Gehaltserhöhungen werden wohl schwerlich durchgehen, wenn sie überhaupt zum Vortrag kommen. Bismarck hat, wie mir gesagt wird, darüber in Berlin gesprochen und die Antwort eines Geheimen Rats soll gewesen sein, daß man darauf achten müsse, nur reiche Leute Karriere machen zu lassen. Bismarck hat hierauf erwidert, oder soll vielmehr erwidert haben, es wäre am besten, Preußen vergebe dann seine Posten an den Meistbietenden. Es würden sich dann gewiß einige Juden finden. Die wären auch nicht die schlechtesten, denn sie seien wenigstens kluge Leute! — Er steuert mit vollen Segeln auf den Minister los. Dann aber, glaube ich, — stirbt er bald, denn der Phalanx in Berlin gegenüber heißt es: biegen oder brechen! Er ist jedenfalls ein ganz toller Heiliger!!! Sie ist liebenswürdig und sehr naiv. Man kann ein ganzes Buch Anekdoten schreiben ...

Die Trauer um die Kaiserin hat hier den ganzen Winter verdorben ... Das Begräbnis war sehr pompös ... Von Berlin waren die Prinzen Karl, Albrecht und Sohn, sowie Graf Münster und andere Gardeleutnants hier; auch der bekannte Spion Hofrat Schneider fehlte nicht und bewies in Zarskoe Selo seine alte Schauspielkunst, indem er mit theatralischem Schritt und Pathos an den Sarg der Kaiserin trat, dort einige Augenblicke tat, als ob er seine Gefühle männlich unterdrücken wollte, dann aber plötzlich in lautes Schluchzen ausbrach! — Solche Komödianten machen jetzt Karriere! Der ganze Schwindel ist vorgestern nach Berlin zurückgekehrt, wo die Herren Offiziere nicht unterlassen werden, das unvergleichliche Rußland anzupreisen! O sancta simplicitas! Nur Prinz Albrecht Sohn ist hier geblieben. Man sagt, man wolle ihm eine Tochter von Maria Nikolajewna (Leuchtenberg usw.!!!) aufhängen. Gebe Gott, daß er die Partie ausschlägt; je weiter wir von Rußland kommen, desto wohler werden wir uns befinden. Wenn man das nur einmal einsehen wollte! Aber sie sind wie die Auerhähne, wenn sie balzen. Man will uns hier nicht einmal, aber das sieht kein Mensch. Bismarck mag zwar in den letzten drei Wochen viel Ärger geschmeckt haben. Vernachlässigt hat man die Preußen bei der ganzen Trauergeschichte offenbar ...

Petersburg, 18. 1. 61.

An den Vater.

... Ich habe in der letzten Zeit verschiedene Male bei Bismarck gespeist und bin zu Weihnachten durch Frau von Bismarck mit einem außerordentlich schönen Tintenfaß überrascht worden. Überhaupt kann ich eigentlich nicht klagen, da sowohl der Dienst, als auch der nicht offizielle Umgang von großer Artigkeit und einem gewissen Wohlwollen begleitet sind ... Man denkt stark an den Minister und nach eignem Ausspruch ist nur die Wahl zwischen Pourtalès, Bernstorff und Bismarck. Schleinitz wird wohl Hausminister werden, — eine hohe Stellung, einer Krisis nicht leicht unterworfen und in der Nähe von Auguste. — Nach meiner Ansicht hat Goltz die meiste Chance. Ein Unglück wäre das nicht, da der Mann genau weiß, was er will und das Zeug hat, seinem Ziele unverrückt nachzugehen. Gerlach trat zur guten Stunde vom Schauplatz ...

Frankfurt a. M., 30. 1. 61.

An den Sohn.

... Was Du über die noble Behandlung des Herrn von Bismarck anzeigst und das zarte Wohlwollen der gnädigen Frau Gemahlin, ist höchst erfreulich. Auch glaube ich, daß Du Mittel besitzest, dieses Wohlwollen für die Zukunft zu befestigen. Wir können wirklich sagen: die Dinge gehen hier unter aller Kritik ordinär zu!!

Petersburg, 3. 5. 61.

An den Vater.

Wir haben heute hier Karfreitag und die Stille dieses Tags will ich benutzen, um endlich wieder etwas von mir hören zu lassen. Vor allem sage ich Euch herzlichen Dank für die Wünsche zu meinem Geburtstage und für das schöne Buch, mit dem Ihr mich überraschtet. Frau von Bismarck, welche meinen Geburtstag wußte, übersandte mir einen großen Kuchen mit einem Zettel — eine Aufmerksamkeit, die ich nicht erwartet hatte. Überhaupt muß ich gestehen, daß ich für

Digitized by Google

meine Person seitens der ganzen Familie, ihn nicht ausgeschlossen, großes Wohlwollen erfahre. Ich war verschiedene Male dort zu Tisch, und zwar in größerer Gesellschaft. Bei einer solchen Gelegenheit traf ich den jungen von Reutern, der seinerzeit das Gymnasium mit mir besuchte und mich sogleich wiedererkannte. Frau von Bismarck sowie auch Marie erkundigen sich stets mit großer Liebe nach Dir, ja, bei einer Tischgelegenheit trank Frau von Bismarck auf Dein Wohl, dem sich Herr von Bismarck „mit besonderem Vergnügen" anschloß. Sind dies auch freilich nur Artigkeiten, so beweisen sie immerhin ein gewisses ehrendes Andenken und sie machen, auf mich wenigstens, immer einen angenehmen Eindruck.

Unser Personal ist um zwei Individuen bereichert. Das eine ist ein junger Attaché, ein Baron von Holstein, das einzige Kind sehr reicher Eltern, 23 Jahre alt, sehr liebenswürdig und ein gescheiter Mensch, aber noch furchtbar jung und ein verzogenes Muttersöhnchen. Ich stehe mit ihm auf sehr freundschaftlichem Fuße und hoffe, daß dieses Verhältnis bestehen bleibt, wenngleich es eins von denen ist, die gewöhnlich höchst unfruchtbar sind...

Hier häufen sich die Arbeiten mit jedem Tage. Die Eisenbahn, die nun, mit Ausnahme der Strecke von Dünaburg nach Kowno, vollendet ist, so daß Berlin nur noch 66 Stunden von hier entfernt ist, führt uns jetzt mehr Leute niederen Standes zu und die machen gewöhnlich die meiste Arbeit...

Petersburg, 8. 6. 61.

An den Vater.

...Wichtig ist für Dich vielleicht die Nachricht, daß mit Herrn von Bismarck Unterhandlungen schweben wegen der Übernahme des Ministeriums des Inneren. Ich glaube, daß diese Unterhandlungen nicht ergebnislos bleiben werden, und somit steht seine Berufung nach Berlin wohl in ganz kurzer Zeit zu erwarten. Ich teile Dir vorstehendes im engsten Vertrauen mit. Ich weiß es nur durch das große Vertrauen, das ich hier von allen Seiten genieße. Die ganze Art und Weise der Abreise der Familie hat auch den Anstrich, als ob an ein Wiederkommen nicht gedacht wird, und der Spiegel, der sie von ihm gleichsam ist, läßt mich eben vermuten, daß er wohl in kurzer Zeit folgen wird... Daß Bismarck seinerzeit vom Inneren zum Äußeren übergeht, bezweifle ich nicht und kann ein solches Ereignis vielleicht auch für mich selbst von günstiger Wirkung sein...

Frankfurt a. M., 28. 6. 61.

An den Sohn.

...Auch hier wird im Hause des Herrn von Usedom von einer nahen Ankunft des Herrn von Bismarck in Berlin gesprochen. Es scheint allerdings in Berlin bunt zuzugehen. Entsprechend wäre es, wenn ein solcher Mann von Energie wie Herr von Bismarck ans Ruder käme. Er kennt die Lage Preußens nach außen besser wie einer. Höchst erfreulich ist mir die Nachricht, daß Du fortwährend großes Vertrauen von Deiner Umgebung erfährst. Biete alles auf, Herrn von Bismarcks Zufriedenheit auch in Berlin zu befestigen...

Petersburg, 30. 7. 61.

An den Vater.

...Schlözer hat mir den ersten Brief von Bismarck an ihn zu lesen gegeben. Der Kerl ist geistreich durch und durch! Die Beschreibung, wie er sich neben den Ministerstuhl gesetzt hat, war reizend, doch er gibt die Hoffnung nicht auf, ihn auch einmal zu besetzen, da Bernstorff sich seinen Londoner Posten vorbehalten hat, also auf ein langes Regiment Bernstorff nicht zu schließen ist. Er glaubt selbst, daß seine Gesundheit für den Minister des Inneren nicht ausreiche und ich glaube, er hat den richtigen Instinkt, denn bei seinem Nervensystem und den Zuständen und Strömungen im Inneren würde er sich aufreiben oder wenigstens sich sehr bald unmöglich machen. Gehen alle Pläne fehl, so hofft er Ende Oktober wieder bei uns einzutreffen, nachdem er vorerst die Krönung mitgemacht haben wird, und somit hat Schlözer das Vergnügen, bis dahin Geschäftsträger zu sein und große Politik mit Gortschakow zu treiben. An Perponcher ist hier nicht zu denken, da Gortschakow sein Urteil über ihn abgegeben hat, indem er sagte: „C'est un Croy renforcé, seulement il sait mieux faire le nœud de sa cravate."

Das wäre vorläufig alles aus Reußenland. Es ist sonst still und nur von der Krimreise wird gesprochen, welche der Kaiser in den nächsten Wochen unternehmen will, um der Kaiserin einen Lieblingswunsch zu erfüllen. Die Reise ist beim Volke sehr unbeliebt, da die Finanzen schrecklich schlecht stehen und die Kosten dieser Fahrt schon jetzt auf 900 000 Silberrubel veranschlagt sind. Fürst Gortschakow soll der Kaiserin neulich gesagt haben: „Madame, jusqu'à présent Vous avez été d'une logique impitoyable, maintenant Vous avez manqué!..."

Frankfurt a. M., 25. 8. 61.

An den Sohn.

...Nur auf wenige Minuten genoß ich die Freude, Herrn von Bismarck spät am Abend bei Herrn von Usedom auf der Rückkehr von Baden zu sehen. Er war höchst freundlich und gab mir, zwar mit wenig Worten, die besten Nachrichten von Dir. Ich konnte ihm nur auf das lebhafteste für seine und seiner Gemahlin Güte danken...

Petersburg, 30. 10. 61.

An den Vater.

...Wir erwarten morgen Herrn von Bismarck zurück, der mit Kind und Kegel, am meisten wohl wider sein eignes Erwarten, am Newastrande einzieht und die tröstliche

Digitized by Google

Aussicht hat, die sechs, oder besser gesagt, acht Wintermonate in der seit einiger Zeit ungeheuerlichen Residenzstadt zuzubringen. Seine Pläne scheinen für diesmal abermals mißglückt. Daß man ihn nicht nach Berlin zu den dortigen Feierlichkeiten geladen hatte, mochte ihm ein Wink sein, daß eben dort kein Feld für seine Tätigkeit sich öffnen könne. Unterdessen führte hier Herr von Schlözer die Geschäfte, als interimistischer Geschäftsträger der einzige Mann, der ihnen gewachsen war, wenn man nicht abermals einen ganz außerordentlichen Gesandten, wie seinerzeit Perponcher, hierher senden wollte, was für Berlin immerhin mit bedeutenden Geldopfern verbunden gewesen wäre. Man hatte zu dem Behufe den guten Prinzen Croy in Urlaub geschickt und ihm zuletzt die deutlichsten Winke gegeben, so daß er in seiner angeborenen Gutmütigkeit um Versetzung bat, und zwar, wenn möglich, nach Brüssel, in dessen Nähe seine Braut wohnen soll. So war das Feld hier rein und wir waren auf uns beschränkt. Daß die Geschäfte unter einem Mann wie Schlözer flink vonstatten gingen, kannst Du Dir denken. Dazu kam, daß die Zeit, die sonst der Ruhetermin der Diplomaten und des Bundestags ist, hier trotz der Abwesenheit des Kaisers höchst interessant war, da eine Menge Dinge passierten, von denen man unter Nikolaus nicht einmal zu träumen wagte. Erstens wuchsen in Polen die Dinge der Regierung von Tag zu Tag mehr über den Kopf, und noch weiß niemand, wie die ganze Geschichte endigen wird. Die Geistlichkeit ist jetzt durch das Schließen der Kirchen der Regierung als offner Feind entgegengetreten und wenn auch Fürst Gortschakow bei dem Gerücht, daß dies geschehen würde, ausrief: „Qu'ils fassent! alors c'est moi qui les dénoncerais au pape!" so fragt es sich doch, ob man in Rom die Geistlichkeit in Polen fallen lassen wird. Die ganze Bewegung mit Waffengewalt zu unterdrücken ist zwar keine Unmöglichkeit, aber heutzutage muß das Schießen auch einmal aufhören und dann tritt einem von neuem die Frage entgegen: was dann?

Was zweitens die hiesige Studentenbewegung betrifft, so ist sie, sozusagen, weniger durch die Studenten hervorgerufen worden, als vielmehr durch die kopflosen und kindischen Anordnungen von oben, die dazu noch ewig hin- und herschwankten, da der Kaiser nicht an Ort und Stelle war und sonst niemand den Mut hatte, etwas zu befehlen und Befohlenes rasch und konsequent auszuführen. Die Folge alles dessen ist dann einfach die Entlassung aller derjenigen, die an der Spitze der Regierung stehen und ihre Ersetzung durch neue Schwächlinge. Wie man aber einen Admiral zum Minister der Volksaufklärung und einen General wie Philippson, der sein ganzes Leben als Hetman der Kosaken im Kaukasus zugebracht hat, zum Kurator einer Universität machen kann, hat mir bis jetzt noch kein vernünftiger Mensch erklären können. Hoffentlich macht die Ankunft des Kaisers, der heute oder morgen erwartet wird, dem ganzen Treiben ein Ende. Wie dem aber auch sei, soviel steht fest, daß sich auch in Rußland ein Geist der Bewegung zeigt, der, wenn er nicht den richtigen Mann zu seiner Unterdrückung oder Beherrschung findet, zu hellen Flammen auflodern kann.

Petersburg, 15. 1. 62.

An den Vater.

... Von Frau von Bismarck erhielt ich zu Weihnachten ein sehr reizendes Geschenk: eine preußische Wache für Zigarren, Zündhölzer und Asche. Ich war in den letzten zwei Monaten sehr häufig bei Bismarck zu Tisch, so auch in den Weihnachtsfeiertagen und zu Neujahr. Ich komme immer mehr zu der Ansicht, daß gerade Bismarck der einzige Mensch ist, durch den ich meinen Wünschen näher gebracht werden kann, und ich glaube, die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, liegt nicht fern. Graf Bernstorffs Verbleiben im Ministeramte scheint mir nicht haltbar und so wird sich Bismarcks Schicksal doch erfüllen. Überhaupt scheint man in Berlin anzufangen, den Kopf zu verlieren, und man lernt nicht einsehen, daß bei dem ewigen Dozieren nichts herauskommt ...

Frankfurt a. M., 5. 2. 62.

An den Sohn.

... Über Herrn von Bismarcks Berufung sprechen seit zwei Monaten alle Zeitungen. Jede weiß etwas und doch ist nichts vorhanden. Manche dieser Korrespondenzen enthalten viel Gift gegen diesen Herrn! Hier sind nur Coburger en vogue — daher auch die fortlaufenden Korrespondenzen mit der Geheimen Coburg-Gothas!! Für diese Sache wird mit allen Zügen gearbeitet und die hiesige Presse ist im Hause bei uns — wie zu Hause!! — Ob es immer so gehen soll? ...

Petersburg, 4. 4. 62.

An den Vater.

... Bismarck ist abberufen und wird Sonntag nach Ostern abreisen. Goltz wird in der Osterwoche erwartet. Ich glaube, daß ersterer nur nominell einen Gesandtschaftsposten erhält und in Berlin hingehalten werden wird, um vielleicht einen Ministerposten zu bekommen. Ich schließe dies aus der Ungewißheit, in der man ihn hier läßt und aus manchen Äußerungen, die ihm bei Tische in heiterer Weinlaune entfuhren. Er hat eine gewisse Zuversicht dokumentiert, daß er wohl bald die Geschäfte leiten werde, und aus der Artigkeit der Briefe Bernstorffs an ihn scheint mir die Ahnung durchzublicken, daß er der zukünftige Chef sei. Jene Zuversicht ist zwar heute, wie ich eben erfahre, dadurch etwas gemindert worden, daß Brassier ohne Bestimmung aus Turin abberufen ist, und daß man immer lauter munkelt, Graf Bernstorff werde wieder nach London gehen. Es bleiben somit nur zwei Chan-

Digitized by Google

cen: entweder Bismarck geht nach Paris und — Brassier wird Minister, oder es kommt umgekehrt. Der Zweifel an der Lage wird dadurch um so begründeter, als in Brassier jedenfalls ein ganz unerwarteter Konkurrent für Berlin aufgetaucht ist. Ob Bismarck recht tun würde, in das jetzige Ministerium einzutreten, wage ich nicht zu entscheiden ...

Ob Schlözer bleibt, ist sehr unsicher. Bernstorff hält ihn nun einmal für die diplomatische Laufbahn nicht bestimmt und möchte ihn gern im Ministerium unschädlich machen. Denn daß er nicht zum ersten Sekretär ernannt ist, fällt auf und muß auffallen. Ob er sich mit Goltz stellen kann, weiß ich nicht, doch bezweifle ich es. Er hat in letzter Zeit eine fast diktatorische Stellung eingenommen, steht mit Bismarck auf dem qui vive und mit Holstein nur vorsichtig, mit dem neuen zweiten Legationssekretär, Herrn von Krause, einem Neffen von Schleinitz und ehemaligem Offizier der Potsdamer Ulanen — gar nicht! Dieses letztere finde ich in der Natur begründet, wenn auch nicht diplomatisch. Krause hat die Gardeansichten und den ekelhaften Gardeton, wird hier kein furore machen und ist selbst bei Bismarck drunter durch. Ich habe nichts gegen den Mann, er ist mir gegenüber sehr artig, hat aber dabei die wohlwollend herablassende Miene ...

Petersburg, 24. 6. 62.

An den Vater.

... Ich weiß ganz sicher, daß Baron Holstein sich bei Bismarck dahin verwandt hat, daß er bei seinem Abgange mir den Stanislaus-Orden verschaffen solle, was bei seiner glänzenden Stellung hier nur ein Wort gekostet hätte. Holstein machte ausdrücklich darauf aufmerksam, daß Bismarck ihn nicht mißverstehen möge. Er erbitte für sich selbst durchaus nichts, denn in seiner späteren Laufbahn würden ihm diese Spielereien von selbst zufallen, während für mich diese Verleihung keine Eitelkeits- sondern eine Nützlichkeitssache sei, da ich mit den russischen Behörden vielfach in Berührung käme und man hier nur auf solche Äußerlichkeiten etwas gäbe. Um jeden Zweifel zu verscheuchen, trete er, Holstein, ganz zurück, wenn Bismarck glaube, nicht mit zwei Anträgen vorgehen zu dürfen. — Bismarck hörte, wie gewöhnlich, schweigend zu. Als er abreiste, nahm er von mir sehr herzlich Abschied und Frau von Bismarck sprach den Wunsch aus: „Auf baldiges Wiedersehen! denn ewig werden Sie doch nicht hier bleiben wollen!“ Vor vierzehn Tagen reiste nun Baron Holstein ab. Am Tage vor der Abreise bekam er den Stanislaus, und zwar, wie man ihm ausdrücklich bemerkte, auf ganz besonderen Wunsch des Herrn von Bismarck!

Du siehst daraus, was bei all dem Wohlwollen herauskommt und daß es viel angenehmer ist, einen Chef zu haben, der einen als Kanzleimensch behandelt und somit auch keine Hoffnungen erweckt und nährt! ...

In Berlin — Schweinezucht! Bismarck fühlt sich in Paris unglücklich, ist wieder hart am Minister vorbeigegangen und wird es nun möglicherweise nie! ...

Petersburg, 28. 9. 62.

An den Vater.

... Ich hätte eigentlich von hier aus nichts zu melden, wenn nicht Berlin in diesem Augenblicke von höchstem Interesse wäre ... Bismarck hat das Ziel seines zwölfjährigen Strebens endlich erreicht, und es muß sich nun zeigen, ob er der Mann ist, der sich zu halten versteht. Ich habe gegen alle recht behalten mit der Voraussage, daß er noch Minister werden wird, selbst gegen Schlözer, der immer behauptete: „Er wird es nie!“ Noch ist die Situation zu unklar, um irgendein Urteil aussprechen zu können, doch ich glaube, daß auch Bismarck nicht ins reine kommen wird, solange Roon Kriegsminister bleibt ...

Frankfurt a. M., 9. 11. 62.

An den Sohn.

... Herrn Präsidenten von Bismarcks Erscheinen in der Presse ist immerhin eine Merkwürdigkeit. Noch nie habe ich in solcher Übereinstimmung in sämtlichen deutschen und französischen Blättern mit Berserkerwut geschriebene Artikel gelesen! Jedenfalls erwarten die Parteien nichts Gutes für ihre Sache! ...

Frankfurt a. M., 28. 12. 62.

An den Sohn.

... Über Herrn von Bismarck ist alle Welt böse und ich halte dafür, daß gerade dies ihn zum Ziele führt — denn nur Mut und Ausdauer entscheiden jetzo in der Welt ...

Frankfurt a. M., 31. 1. 63.

An den Sohn.

... Seit drei Wochen arbeite ich mit Herrn von Sydow und mehr und mehr muß ich erkennen, daß die bei dem Herrn Grafen Usedom verlebten vier Jahre — die ordinärsten meines Geschäftslebens gewesen sind. Wie der gute Mann nach Frankfurt gekommen, so ist er auch verschwunden: nur aus den Zeitungen und amtlichen Reskripten haben wir seine Abberufung vernommen. Echt hinterpommerisch!!. ..

Petersburg, 18. 8. 63.

An den Vater.

... Ich arbeite fortwährend daran, von hier wegzukommen und hoffe Erfolg zu haben, wenn die politischen Verhältnisse dem guten Bismarck Zeit lassen, auch an Persönlichkeiten zu denken. Unsre Politik wird von niemand begriffen. Für jemand, der Bismarck kennt wie ich, ist sie recht gut begreiflich, ob sie aber zum Heile Preußens und Deutschlands führt, das ist eine Frage, die ich hier nicht weiter erörtern will und kann ...

Digitized by Google

Petersburg, 6. 11. 63.

An den Vater.

Teuerster Vater!

Am 10. dieses Monats bricht für uns alle ein Jubeltag an, der Deinen Eintritt in den Königlichen Staatsdienst vor 50 Jahren bezeichnet, und der für Dich, so hoffe ich zu Gott, ein Ehrentag sein wird, wie er dem redlichen, bescheidenen und pflichttreuen Beamten nur werden kann.

Fünfzig Jahre Weltgeschichte ist unter der Regierung dreier Monarchen an Dir vorübergerollt und Du bist immer gerecht gefunden worden.

Hat Dich der Allmächtige auch nicht mit Glücksgütern und sichtbaren Ehren gesegnet, hat er im Gegenteil Trübsal und Not über Dich und die Deinen ergehen lassen, — das eine steht doch fest: auch er hat Dich gerecht gefunden und gesehen, daß Du Dein Kreuz in Demut und ohne Murren trugst.

Was soll der Sohn, der Dir in Gestalt und Miene gleicht, dessen Laufbahn eine ähnliche wie die Deine zu werden verspricht, was kann der Sohn an diesem Tage Dir an Wünschen bieten? Er kann nur Gott bitten, daß er ihm die Kraft des Vaters, seine Ausdauer, seine Bescheidenheit und sein Gottvertrauen in eben dem Maße schenken möge, damit er dem Vater nachstrebe, der ihm ein leuchtendes Vorbild ist und bleibt.

Der schönste Lohn, den wir für unser ganzes Tun und Treiben in dieser Welt empfangen, ist das Bewußtsein der erfüllten Pflicht und auf dies darfst Du mit vollem Recht stolz sein.

Möge der Allmächtige Dir an Deinem Ehrentage seinen Segen geben, möge er noch lange Dich dieses Tages sich in Freuden erinnern lassen und die Früchte Deines Wirkens Dir an Deinen Kindern zeigen.

Tausend Glückwünsche und tausend Hurra!

Dein treuer Sohn Heinrich.

Frankfurt a. M., 27. 3. 64.

An den Sohn.

... Herr von Sydow hat mich heute nach Eingang der Berliner Post zu sich rufen lassen. Er unterrichtete mich, daß sowohl er als ich in den Ruhestand erklärt worden seien ...

Auf diese Weise endigte eine treue, aufopfernde preußische Amtskarriere von fünfzig Jahren. Rechne ich dazu sechs Amtsjahre in Großherzoglich Frankfurtischen Diensten, worüber ich ehrenvollen schriftlichen Dank besitze, und vorher im Handelsfach eine sehr interessante Korrespondenz politischer Art nach dem damaligen Regierungssitze Königsberg (ohne alle Belohnung), so ist freilich Ruhe wohltätig!! ...

Am 18. Dezember 1865 ist der „Geheime Hofrat" Johann Andreas Kelchner sechsundsiebzigjährig aus einem an Arbeit und Entbehrungen reichen Leben abberufen worden, nachdem er im Sommer dieses Jahres die Freude gehabt hatte, seinen Sohn Heinrich nach sechsjähriger Trennung noch einmal wiederzusehen. Weinend vernahm Herr von Sydow die Nachricht seines Todes und war auch bei der Beerdigung draußen auf dem Friedhofe sehr bewegt. Außer ihm waren bei der Beerdigung anwesend: Herr von Savigny, General von Dannhauer, das ganze Gesandtschaftspersonal und eine große Anzahl von Herren aus allen Schichten der Gesellschaft. Die Herrn von Rothschild schickten beide ihre Wagen, ebenso Herr von Bethmann und viele andere Gesandte. So wurde der getreue Beamte im Tode geehrt. Heinrich Kelchner aber schrieb an seinen Bruder Ernst: „Es ist ein Leben dahingegangen, das eigentlich nur eine einzige Kette von Sorgen und Mühen war und in dessen lange Dauer Gott in seiner Allwissenheit und Allmacht wahrlich spärlich genug einzelne Lichtblicke hat fallen lassen. Ich kann meinem Schöpfer nicht genug danken, daß er mich diesen Sommer noch ein freundliches Bild hat schauen lassen, das weder aus meinem Herzen, noch aus meinen Augen je schwinden wird. Wenn Ihr diese Zeilen empfangt, ruht unser guter Vater in kühler Erde, die nun unser Bestes und Liebstes birgt. Sei ihm die Erde leicht!

Gott gebe Euch Stärke; erst im Unglück bewährt sich der Mann. Bau' auf Dich selbst, denn bei den Menschen wirst Du vergeblich Trost und Hilfe suchen. Euch ist wenigstens der Trost geblieben, dem guten Vater den letzten Liebesdienst erweisen zu können. Mir war auch dies versagt, doch was hilft es, wider Gott zu murren.

Gott segne Euch! Heinrich."

Margariten und Mohn. Von Willy Arndt

Margariten und Mohn
Und die Sonne und ich, ihr Sohn.

Ich liege im Feld allein
Und trinke das Licht wie Wein.

Aus meiner Seele blüht
Zur Sonne hinauf ein Lied.

Margariten und Mohn
Singen denselben Ton.

Digitized by Google

Angler. Gemälde von Hans Nadler-Gröden

(Ausstellung der Künstler-Vereinigung, Dresden)

Digitized by Google

LAW LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

mal ist es mehr ein Schauerspiel als ein Schauspiel. Daß Brecht die Beziehungen des Königs zu dem Günstling Gaveston — seiner „Hure“ — noch unterstreicht, liegt ganz im Wesen dieses, wie ein Sprech-Kinostück angepackten Spieles. Aber welcher Kontrast, trotz äußerlicher Verwandtschaft im Technischen, zu den letzten Stücken Bronnens! Eine hinreißende Leidenschaft, ein oft prachtvoll geprägter Sprachausdruck, die Kraft, mit kaum mehr als einer Gebärde, fast wortlos hineinzuleuchten in alle Gründe der menschlichen Seele — dies alles läßt jeden Widerspruch verstummen und immer wieder etwas Wesentliches von ihm in der Zukunft erwarten.

Aus dem klassischen Theaterbesitz Englands sind noch drei weitere Dichter der deutschen Bühne neu zugeführt worden: Sheridan, Shelley, John Ford. Sheridan ist der Shaw des 18. Jahrhunderts — auch ein Ire zudem — und der Verfasser der von unserem Theater kaum jemals verschwundenen „Lästerschule“; jetzt führte das Dresdner Staatstheater sein frühestes Lustspiel von 1774, die „Rivalen“ (in einer Übersetzung von B. A. Busch) auf, ein graziös-beschauliches Intrigenschwänklein des englischen Rokoko, das heute noch bei den literarischen Theaterfreunden in England sich großer Beliebtheit erfreut.

Erna Reigbert vom Neuen Theater in Frankfurt a. M.
Photographie N. & C. Heß

Kundry Siewert vom Frankfurter Schauspielhaus
Photographie N. & C. Heß

Eine Dichtung gewaltigen Formates sind die „Cenci“ von Percy Bysshe Shelley, dem großen englischen Romantiker und an Gedanken und Gefühlen reicheren Zeit- und Dichtgenossen Lord Byrons. Die „Cenci“ (1819 entstanden) sind eine Tragödie, so gewaltig, wie sie England seit Shakespeare kaum dreimal besitzt: vielleicht nur in Massingers „Herzog von Mailand“ und Otways „Gerettetem Venedig“. Den richtigeren Standpunkt zur Einschätzung dieses Werkes gibt uns wohl überhaupt nicht Shakespeare selbst, sondern der Chorus seiner Messiaden. Die „Cenci“ sind in ihrer manchmal scheinbar lückenhaften und doch in Wahrheit so tiefen Psychologie eher an Marlowe, in der furchtbaren Dämonie der Gestalten und mit der Wildheit ihrer Geschehnisse, die vor dem Grausigsten — Blutschande und Vatermord — nicht haltmacht, einzig an Webster zu messen. Beatrice Cenci hat auch den letzten Rest von Unwahrheit und Heroinentum abgestreift, der den Frauengestalten Byrons noch im Körper steckt. In Bildern von wundervoller glühender Leidenschaft zieht die Tragödie vorüber, in welcher jede Gestalt ihr ungeschmälertes Lebensrecht erhält. Selbst der Teufel der Teufel, der alte Graf Cenci, hat in seiner riesendimensionalen Steigerung keinen Hauch vom Bühnentyrannen mehr um sich. Jede Nebengestalt, und hat sie auch nur ein winziges Rädchen in dem schönen Triebwerk dieses Meisterstücks zu bewegen, erhält eine eigene Prägung. Der päpstliche Prälat, der sich in Qualen um den Besitz der Beatrice windet — auch er ist eine ganz einmalige Gestalt. Alfred Wolfenstein hat dieses

Digitized by Google

Szenenbild aus W. S. Maughams ‚China' vom Bochumer Stadttheater

in Deutschland nie gespielte Werk (Buch bei Paul Cassirer) bearbeitet, dramaturgisch nicht ungeschickt, sprachlich dagegen teilweise doch recht anfechtbar.

Die Uraufführung fand am Frankfurter Schauspielhause statt, das unter der taktisch verständigen und weitausschauenden Oberleitung von Richard Weichert noch immer sich mit Leipzig (Dr. Alwin Kronacher) und Dresden des besten Spielplans aller deutschen Schauspielbühnen rühmen darf. In seiner Nachbarstadt Darmstadt hatte noch kurz, ehe er die Leitung an seinen Nachfolger Ernst Legal — den ausgezeichneten Darsteller, Dramatiker und Bühnenvorstand — weitergab, Gustav Hartung einer dritten klassischen Bühnendichtung Englands einen vollen künstlerischen Sieg errungen, mit der von Shakespeares Zeitgenossen John Ford stammenden „Giovanni und Annabella" in der Neufassung Erwin Kalsers (bei Georg Müller-München erschienen). Ob ihres heiklen und mit äußerster Leidenschaftlichkeit behandelten Themas (Bruder-Schwesterliebe) erregte das Werk gelegentlich der Wiederholung in Köln den Widerspruch der klerikalen Geistlichkeit, der bei der künstlerisch starken Gestaltung der Fabel durch den Dichter und der subtilen Inszenierung nicht begründet erscheinen kann.

Aus der Dramatik des heutigen England marschierte nach wie vor Bernard Shaw weitaus an der Spitze: an sich mit vollem Rechte, wenn auch die geradezu blinde Auslieferung mancher Bühnen an diesen geistreichen witzigen aufrechten Mann allmählich weniger der Begeisterung für ihn als der Trägheit oder Unfähigkeit ihrer Direktoren und Berater entspringt. Sehr schwer hat es noch immer John Galsworthy, sich mit seinen, in den Problemen für Deutschland fast immer schon ein wenig überholten Schauspielen durchzusetzen; auch „Loyalität" (Uraufführung am Leipziger Schauspielhaus, Buch bei Szolnay in Wien) wirkt neben Shaw eben doch blaß und oberflächlich und gibt keinen Begriff von der wahren Bedeutung des im Romane viel eigenwüchsigeren Dichters. Dagegen hat sich ein andrer Dramatiker aus der Nachbarschaft Bernard Shaws, W. Somerset Maugham, Arzt seines Zeichens und als Schriftsteller nur ein Shaw in der Westentasche, auf der deutschen Bühne endlich heimisch machen können — z. T. vielleicht infolge des Ausschlusses der Franzosen vom deutschen Theater. Man spielt von ihm nicht nur (dank der Bergner) den „Kreis", dank der in der Titelrolle bezaubernden Hermine Körner, die leider aus München scheidet, seine rund 20 Jahre alte „Lady Frederick", dank seiner eigenen Lustigkeit sein Nachkriegslustspiel „Victoria" vom totgeglaubten, unvermutet heimkehrenden Gatten. Man versagt sich auch nicht, sein etwas sensationell aufgeputztes Schauspiel „China" (Uraufführung in Bochum) zu geben und nun gar schon ein schlechtes Stück nach Novellen-Ideen Maughams ins Deutsche zu übersetzen.

Von den dem Publikum verborgenen und nur dem Fachmann vertrauten Schätzen der Vergangenheit hat das deutsche Theater in diesem Jahre verhältnismäßig nur wenige gehoben. Einen Versuch, dem Schillerepigonen Joseph von Auffenberg mit der Uraufführung eines auch zu dessen Lebzeiten nicht gespielten, mit lokal-Karlsruhischen Anspielungen versehenen Lustspiels „Die Raketen des Teufels" (Auffenberg war bis zur Revolution von 1848 Hoftheaterintendant in Karlsruhe) vorübergehend Beachtung zu verschaffen, unternahm an den Städtischen Schauspielen zu Baden-Baden ihr Dramaturg Dr. Hermann Grußendorf. Ein weitaus größeres Verdienst hatte er sich vor einigen Jahren mit der Neubelebung eines anderen alten Spieles an der gleichen, von Hans Waag als dem Intendanten der gesamten Städtischen Kurverwaltung geschickt und einsichtsvoll geleiteten Baden-Badener Bühne erworben, als er das aus dem Ausgang des Dreißigjährigen Krieges stammende „Friedewünschende Deutschland" des Holsteinischen Pfarrers Johannes Rist zu einem unmittelbar packenden Erlebnis werden ließ.

Ein künstlerisch und kulturell höchst bedeutsames Werk der Sturm- und Drang-Dichtung, auf das der Verfasser dieses Berichts nicht müde wurde immer wieder hin-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

seiner Zusammensetzung und durch die energische Wiederherstellung des Alten Stadttheaters am Lorenzerplatz zudem endlich das der Stadt seit langem nötige Schauspielhaus erhalten hat, mit dessen Fehlen (das neue Stadttheater ist nur für die große Oper geeignet) zweifellos der oft beklagte Mangel an Interesse für das rezitierende Drama beim Publikum der regsamen fränkischen Kunststadt auf das engste zusammenhing. Man muß darum aus kulturellen Gründen immer wieder die Einsicht der Städte und ihrer Theaterleitungen, sich in ähnlicher Situation ein Nebenhaus zu schaffen (auch in Dortmund ist das neuerdings geschehen) nachdrücklich erwähnen — nicht zu reden von den schon früher hervorgehobenen finanziellen Vorteilen, die in einer besseren Verwertung der beiden Kunstpersonale — Oper wie Schauspiel — liegen. Um noch mit ein paar Worten zu Schmidtbonn zurückzukehren: er hat unter Verzicht auf allen ethischen Ballast mit dem ihm ureigenen rheinischen Humor aus einer Geschichte von „Tausendundeine Nacht" ein sehr anmutiges Spielchen auf die Bretter gestellt, das nur sprachlich manchmal ein wenig unergiebiger ist als wir sonst bei ihm gewohnt sind. Maruf hat sein Geld verjubelt und ist ein armer Schuster geworden. Ein guter Erdengeist trägt ihn fort in ein fremdes Land, weg von seinem Hausdrachen, und im neuen Lande fabelt er den anderen und sich selber die tollsten Märchenschätze vor, vermittelst derer er zu Ansehn und sogar — zur Sultanstochter kommt: bis seine Lügenkarawane durch ein Wunder in Wahrheit auftaucht. Mit seinem Grundmotiv berührt sich Schmidtbonns Lügenmärchen in manchem mit Georg Kaisers altem Lustspiel aus unserer Zeit, dem „Großbürger Möller", das unter dem neuen Titel „David und Goliath" als ein recht dürres Produkt dieses vielseitigen Talents neuerdings häufig gespielt wird.

Auf dem Boden gepflegter Lustspiel-Unterhaltung, die ohne höhere literarische Ambition auftritt, aber immer in den Grenzen des guten Geschmackes bleibt, bewegen sich jetzt am sichersten Heinrich Ilgenstein und Leo Lenz. Beide sind in diesem Jahre mit ihren Stücken sehr erfolgreich gewesen. Ilgenstein ist der Verfasser eines sehr liebenswürdigen und einfallreichen, seit Jahren vielgespielten Lustspiels aus dem Hofmilieu, „Kammermusik", das auch Paul Scheinpflug zur Vertonung animierte; jetzt hat Ilgenstein mit „Liebfrauenmilch" (Uraufführung am Bremer Schauspielhaus) ein amüsantes neues Spiel um die Ehe in vier Stationen mit sauberem, kultiviertem Dialoge und guter Wirkung geschrieben. Von Leo Lenz, der sonst doch etwas konventioneller ist als er, haben wir u. a. zwei, für das heutige Unterhaltungstheater äußerst dankbare Stückchen mit guten Rollen und nicht zu abgebrauchten Motiven: „Bettinas Verlobung" und „Frauenkenner", von denen das letztere drei Generationen derselben Familie auf Liebespfaden vorführt — ein nettes Thema in lustiger Abwandlung. Auch seine „Heimliche Brautfahrt", die in kleinhöfischem Milieu spielt, ist mit ihrer geschickten Verwendung ewig wirkender Motive ein breiter Erfolg geworden.

Antonie Dietrich als Athene in der ‚Orestie' des Dresdener Staatstheaters
Photographie Ursula Richter

Auf künstlerisch höherer Stufe als diese beiden nur der leichten, nicht seichten Unterhaltung dienenden Stücke stehen drei Komödien von Autoren, die sonst nur selten zu heiteren

Digitized by Google

Stoffen greifen. Ernst Lissauer hat das Thema von der guten alten Annaliese Föhse, der Jugendliebe des späteren „Alten Dessauers", erneuert und bereichert, das einstens ein beliebtes Rührstücklein unserer Großeltern in der Bearbeitung eines gewissen Hersch gewesen war. Lissauer hat in seiner „Gewalt" zwar noch keine ideale, aber mit ihrer guten Mischung aus kluger Rede, frischer Laune und ethischem Pathos hübschgefügte, ohne unterstreichende Tendenz auch in ihrem Sinne wirklich deutsche Komödie geschrieben, über welche gerade solche Theaterdirektoren (und Theaterkritiker) durchaus keinen Grund haben, achselzuckend zu lächeln, die immer noch liebevoll so und so vielen Nichtigkeiten des Auslands ihre Aufmerksamkeit zuwenden. (Uraufführung bei Direktor Arthur Hellmer am Neuen Theater in Frankfurt.)

Hellmuth Unger, der in vielen Sätteln gerechte Leipziger Schriftsteller-Arzt, dessen „Nacht" und „Menschikoff und Katharina", zwei wirkungssichere Theaterstücke, seit ihren Karlsruher Uraufführungen über viele Bühnen gingen, betrat diesmal die Szene mit einem Schauspiel und einem Lustspiel. Das erstere: „Karneol" (Uraufführung am Stadttheater in Halle a. S.) ist, was bei Unger nicht zum ersten Male der Fall ist, die blasse, mehr theatralisch als menschlich packende Behandlung eines klugen Leitgedankens. Dagegen ist sein chinesisch kostümierter „Verliebter Beifu" (Buch bei Th. Weichert) ein, trotz seiner Umständlichkeit artiges Lustspielchen mit einer wiederum ganz ausgezeichneten Idee geworden: wie ein armer Chinese eine reiche Frau heiraten darf, aber nicht ganz; er bekommt entweder den Körper oder die Seele! (Uraufführung am Stadttheater in Mainz, wo Oberregisseur Paul Peterß mit Umsicht seines Amtes waltet.)

Auch Otto Erler ist uns ein weit willkommenerer Gast, wo er nicht, wie damals in seinem allzu konventionellen „Struensee", nach dem Lorbeer der Größten greift, sondern auf dem Boden des deutschen bürgerlich-romantischen Lustspiels bleibt, das er in seinem „Galgenstrick" (Uraufführung am Dresdner Staatstheater, Buch bei H. Haessel-Leipzig) um ein gutes Stücklein bereichert hat; auf dem Boden eines thüringischen Dörfchens um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielt sich ein anmutiges, von drei ausgezeichneten und dankbaren Figuren belebtes Idyll ab.

Hans Franck begegnen wir in seiner Liebeskomödie „Martha und Maria" (Uraufführung am Stadttheater in Dortmund) gleichfalls zum ersten Male auf dem Boden des — nahe an die Tragikomödie rührenden — Lustspiels, das er auf heimischer, niederdeutscher Erde spielen läßt. Wie die erste Komödie Ernst Legals „Lätare", behandelt auch „Martha und Maria" das Problem der alten Jungfer, die so lange als die Spottfigur aller Dutzendschwänke hatte herhalten müssen. Dagegen kann man an dem mißlungenen Versuch Ernst Tollers, ein Lustspiel „Der entfesselte Wotan" zu schreiben, mit einem abenteuernden Friseur im Mittelpunkt, vorübergehen.

Die Münchener Kammerspiele haben mit ihrer Belebung der romanischen Komödie mehrfach Vorbildliches gegeben: früher mit Tirso de Molinas „Don Gil von den grünen Hosen", im vorigen Jahre mit Carlo Goldonis „Kaffeehaus" in der schmissigen, dem Originalautor gegenüber nicht eben schüchternen Bearbeitung von Otto Zoff. Mit zwei anderen romanischen Schwänklein hatten sie weniger Glück. An der angeblichen Bearbeitung eines solchen Lustspiels von Francisco de Rojas, einem Nachfahren Calderons, durch Johannes von Günther ist der Titel das beste, aber immer noch zu viel versprechend für die Substanzlosigkeit des Liebes- und Intrigenspiels: „Dummes Zeug wird hier getrieben".

Auch eine Bearbeitung frei nach dem Italienischen der Boccaccio-Schule versagte, trotzdem der Verfasser Fritz Rumpf war, von dem die einstens durch die Münchner Kammerspiele im Stile der Barock-Antike geradezu klassisch gespielte, federleichte Übersetzung des Molièreschen „Amphitryon" stammt. Stofflich lehnt sich dieser „Liebestrank" Fritz Rumpfs — der zur Unterscheidung von Donizetti und Wedekind mit einem langen Nebentitel: „oder die verzauberte Monna Prisca" versehen wurde — eng an die „Mandragola" Machiavellis an, die bereits Paul Egers Bearbeitung seinerzeit wahrlich genügend verdickt hatte. Auch hier haben wir es also mit einer „Adaptation" zu tun — aber einer Anpassung an die Herrenabendstimmung zweifelhafter Kabaretts. Es geht in diesem derben und groben, launelosen Stück um die übliche Nasführung eines alten Ehemanns, dessen züchtiges junges Frauchen mit dem Einverständnis des ahnungslosen eignen Gatten, von einem stürmischen Liebhaber erobert wird.

Insgesamt genommen war aber, wie man sieht, die Lustspiel-Produktion auch 1924, wie schon im vorhergehenden Jahre, ergiebiger und erquicklicher als die des großen Problemdramas.

Digitized by Google

Fernheizung

Von Dr. ing. L. Kuhberg

Der Maßstab der heutigen technischen Entfaltung ist ein derartiger, daß man bestimmt damit rechnen kann, innerhalb zehn Jahren ein vollständig verändertes Bild der heutigen Versorgungs- und Energiequellen und -Adern zu haben.

Bisher haben sich die heute bereits als selbstverständlich geltenden Adern der Gas-, Wasser- und Stromversorgung schleppend und ungleichmäßig zum Nachteil des gesamten Wirtschaftslebens entwickelt. Wollen wir hoffen, daß diese Fehler bei dem Ausbau der Zukunftsadern unterbleiben.

Eine der wichtigsten dieser Zukunftsadern ist eine kommunale Versorgung der Häuser mit Heizung. Es wird wohl viele überraschen, wenn man heute schon mit Bestimmtheit sagen kann, daß die Öfen und die Herde der Wohnungen zu „Alteisen" werden, und daß der „schwarze Mann", der oben auf den Dächern die Schornsteine reinigt, in den Ruhestand geht. Mit einem einfachen Handgriff wird die mollige Wärme kilometerweit durch ein unterirdisches Leitungsnetz ins Haus geleitet. Am Ende jeden Monats kommt der städtische Kontrollbeamte, liest in gleicher Weise wie von den Gas-, Wasser- und Stromuhren an der neu hinzugefügten Heizungsuhr die verbrauchte Anzahl Wärmeeinheiten ab, welche dann auf der monatlichen städtischen Abrechnung miterscheinen. Noch mehr erstaunt wird man sein, wenn es möglich ist, daß mit der Abgabe billiger Heizung gleichzeitig der elektrische Strompreis herabgesetzt wird.

Schon vor 25 Jahren schrieb Rietschel — der größte Pionier im Heizungswesen —, daß in der Ergänzung eines elektrischen Lichtkraftwerkes und Heizwerkes große Vorteile für Gesundheit, Annehmlichkeit und Wirtschaftlichkeit einer Stadt liegen.

Wenn das Problem der modernen Fernbeheizung durchgeführt wird und die Bevölkerung von der mühseligen und zeitraubenden Wartung der ungezählten Haus- und Feuerstellen befreit ist, so rechne man einmal nach, welche gewaltigen Arbeitsleistungen an anderer Stelle nutzbringend angewandt werden können. Man vergesse dabei nicht die großen Ersparnisse an Kohlen, die Verbesserung der Großstadtluft durch Fortfall der vielen Einzelschornsteine und endlich die Verbesserung der Volksgesundheit, wenn das Gesetz: „Heizung ist neben Ernährung das wichtigste Lebensbedürfnis" vollauf für alle erfüllt ist. Vor dem Kriege entstand ein erstes Fernheizwerk in Dresden. Hier führten Gründe der Feuersicherheit, weniger der Wirtschaftlichkeit, zu der Anlage. Es galt wichtige Gebäude wie das Hoftheater, die Schloßkirche und Museen mit unersetzbaren Kunstschätzen von unermeßlichen Werten gegen Feuersgefahr zu schützen. In Berlin beschäftigte man sich vor dem Kriege mit einer Fernheizanlage bei dem Bebauungsplan des Tempelhofer Feldes — leider ist dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen. Wurden nun vor dem Kriege nur vereinzelt Pläne großzügiger Fernheizwerke ins Auge gefaßt und nur kleinere Fernheizwerke bei Industrie-, Verwaltungs- und dergleichen Bauten angelegt, so blieb diese Entwicklung während des Krieges fast stehen. — Der verlorene Krieg mit den harten Bedingungen, besonders mit den auferlegten Kohlenabgaben führte zu einer beispiellosen Einschränkung in der Brennstoffwirtschaft. Einerseits verloren die Vorteile der Zentralheizung ihren Sinn, wenn man die Heizung auf einen oder zwei Wohnräume beschränkte und bei Ausstattung von Neubauten die Ofenanlage einer Zentralheizung vorzog. Anderseits aber kam man zwangsweise auf die Idee, unausgenutzte Wärme des Maschinendampfes der Schmelzöfenmäntel, der Glühtürme oder anderer Industriefeuerungen — also vergeudeter Energien — nutzbringend durch Weiterleiten in die Gebäude für Heizzwecke zu verwenden. Die in den Jahren 1922 bis 1924 mit großem Erfolg durchgeführten, in dem Sinne von Rietschel gekuppelten Kraftheizwerke in Hamburg, Kiel, Barmen und anderen Orten sind die Grundsteine der zukünftigen Fernbeheizung der Städte. Sie sind ein beredtes Beispiel dafür, daß man in grenzenloser Unwissenheit war, als man noch vor kurzem in der Reichshauptstadt anläßlich einer Wärmewirtschaftssitzung im Magistrat der Öffentlichkeit mitteilte, Kraftfernheizwerke für ganze Stadtbezirke seien Zukunftsmusik.

Das Ziel aller Städte des ganzen Deutschen Reichs muß sein, durch solche gekuppelten Kraftheizwerke billige Wärme für alle zu bringen und nebenher die Rauch- und Rußplage besonders in den engen Großstädten zu mindern. Zur Lösung dieser Aufgaben sind folgende Arbeiten erforderlich: Eine moderne Brennstoffwirtschaft in Verbindung mit der Anlage von gekuppelten Kraftfernheizwerken mit größtmöglichem Wirkungsgrad und einer entsprechenden Um-

Digitized by Google

bildung der bestehenden Kessel- und Maschinenanlagen und sonstigen geeigneten Industriefeuerungsstätten, ist schneller als bisher durchzuführen.

Ferner sind sofort die erforderlichen unterirdischen Heizungsleitungen besonders bei Neuanlagen von Straßen zu verlegen. In vorhandenen Stadtteilen sind diese Leitungen nachträglich, besonders aber dann, wenn eine Veränderung der Straßenquerschnitte infolge der neuen Verkehrstechnik erforderlich wird, anzulegen.

Eine mit allen Erfahrungen eingerichtete Brennstoffwirtschaft muß mit im Vordergrund aller technischen Aufgaben stehen. Kein kleinliches Sparen durch Einschränkung der Heizung bis zur Entbehrung führt zum Ziel, sondern alle möglichen Verbesserungen der Einzelbetriebe zur Erzeugung von Kraft, Licht und Wärme, dabei eine baldige allgemeine Verbreitung der chemischen Verarbeitung der Kohle.

Unwirtschaftliche Kleinbetriebe müssen zu Großbetrieben zusammenschmelzen. Überall dort, wo es die Umstände erlauben, sind großzügige Anlagen zu schaffen zwecks Verwendung von Staubkohle, auf dem Wasserwege beschafft, in Silos gelagert und maschinell bis zum Kesselrost befördert, mit Rücktransport von Asche und Schlacke auf demselben Wege. Während schon auf vielen verschiedenen Gebieten der Kohlenwirtschaft, wie z. B. der Eisengewinnung, Gas- und Stromerzeugung, die Entwicklung nach diesen Gesichtspunkten weit vorwärtsgeschritten ist und große Anstrengungen im Gange sind, um sie weiter zu fördern, herrscht auf dem Gebiete der Heizung fast allgemein noch der wenig sachgemäße Kleinbetrieb mit einer beispiellosen Verschwendung von Material, Arbeit und Zeit.

Diese Tatsache erscheint um so erstaunlicher, als die Heizung das älteste und entschieden wichtigste Bedürfnis ist, zu dessen Befriedigung Kohle dient und das einen großen Teil der Kohle für sich in Anspruch nimmt. Viel schneller als bisher müssen die konstruktiv durchgebildeten und erprobten Systeme der neuen Kohlenstaubfeuerungen, der Höchstdruckdampfkessel und Maschinen, der Wärmespeichersysteme, der Einrichtungen zur weitestgehenden Ausnutzung der noch in den Rauchgasen enthaltenen Wärme (Ekonomiser, Luftvorwärmer usw.), der Betriebskontrollapparate in Anwendung kommen.

Es ist bedauerlich, daß den Untersuchungsstätten auf den Technischen Hochschulen und anderen Prüfungsämtern so wenig Mittel zur Verfügung stehen, um Neuerungen und Erfindungen auf ihren Wert hin zu untersuchen, damit ihre nützliche Anwendung gleich allen Betrieben zugute kommen kann. Es ist leider eine Tatsache, daß die Länder, welche in der Technik weit voran sind (Amerika, England, Schweden) im gesteigerten Maße und mit ausgezeichneten Erfolgen zum Wohle des Staates bedeutende Mittel für Untersuchungen aller aussichtsreichen Neuerungen und Erfindungen anwenden.

Die besten Kraftheizwerke mit Hochdruckdampfkesseln nutzen nur einen Bruchteil bis zu 18 vom Hundert der Dampfwärme aus. Kuppelt man diese Kraftwerke wie oben angeführt mit Heizwerken zusammen, so ermöglicht ein Weiterleiten des auf höheren Druck gebrachten Dampfes nach verrichteter Arbeit in den Maschinen in die Fernleitungen zur Beheizung der Gebäude eine Wärmeausnutzung bis zu 80 vom Hundert.

In Verbindung hiermit wird die Belastung der Kesselanlage gleichmäßiger und damit ihre Ausnutzung billiger, denn einerseits entfällt z. T. die übliche Kondensationsanlage, anderseits kommen in der Konstruktion und in der Wartung einfachere Maschinen zur Verwendung.

Durch den Verkauf von Strom und Wärme ist der Umsatz größer, mithin werden die Unkosten für Bedienung, Ersatz, Abschreibung und Verzinsung, anteilig auf die Verkaufseinheit bemessen, geringer. — Wenn nun Strom und Wärme in gemeinsamer Wirtschaft billiger als im getrennten Betrieb hergestellt werden können, vor allen Dingen wenn der Elektrizitäts- und der Heizbedarf fast zeitlich übereinstimmt, so wird die Zeit kommen, daß Einzel-Zentralheizungen mit den vielen kleinen Kesseln keine Daseinsberechtigung mehr haben. Welche großen Gewinne außer den oben angeführten werden in einem verarmten Staate wie Deutschland erzielt, wenn die Kapitalien für die Anlage beziehungsweise für den Fortfall der Heizkessel, der Brennstoff- u. a. Räume, für die Bedienung der Anlage, für den Kohlen- und Aschetransport, für die Reinhaltung des Hauses frei werden.

Vorderhand stehen der Entwicklung der neuzeitlichen Kraftheizbetriebe noch wirtschaftliche, oder richtiger kapitalwirtschaftliche Schwierigkeiten entgegen. Bei der heutigen Geldknappheit würden Neuanlagen erst mal nur an solchen Stellen entstehen, wo sie ohne weiteres und ohne große Aufwendung in das Programm der Gesamtanlage hineinpassen. Für die vorhandenen Städte müssen bei den gegenwärtigen Verhältnissen die bestehenden Kessel- und Maschinenanlagen, ob sie dem Staate, der Stadt oder anderen Interessengemeinschaften gehören,

Digitized by Google

den Ausgangspunkt der Kraftfernheizungen bilden. In Hamburg ist bewiesen, daß die Entwicklung der städtischen Elektrizitätswerke sie am meisten fördern kann. Die Vorteile der Großwirtschaft zwingen die Elektrizitätswerke zu weitgehender Zentralisierung. Die veralteten, mit kleineren Maschinenleistungen ausgerüsteten, innerhalb der Stadt belegenen Zentralen werden stillgelegt, die Stromerzeugung wird in den außerhalb der Stadt liegenden Großwerken zusammengefaßt (Golpa und Trattendorf für Berlin, Tiefstack für Hamburg), die alten Kleinzentralen werden meist zu Umformerstationen umgebaut. Hierbei ergibt sich die Möglichkeit, die bestehenden Kessel- und Dampfmaschinenanlagen der vorhandenen Kleinzentralen im Umfang des erforderlichen Heizdampfbedarfes zu betreiben und etwa zusätzlich noch erforderliche elektrische Energie durch Umformen des Fernstromes aus den Großwerken zu erzeugen.

Veraltete Werke können durch diese Kraftheizkupplung wieder lebensfähig und ein guter Ausgleich zu den Spitzenbelastungen in den Morgen- und Abendstunden der Großwerke werden.

In Berlin ist man gegenüber anderen Städten noch weit zurück. Ein erstes gekuppeltes Kraftheizwerk ist im Hochschulviertel Charlottenburg entstanden. Erfreulich ist, daß gerade auf der größten technischen Bildungsstätte eine vorbildliche Anlage entsteht, um die Studierenden mit diesem Problem der neuen Wärmewirtschaft bekannt zu machen.

Für die Wirtschaftlichkeit des Fernheizbetriebes ist vor allem Anzahl, Umfang und Entfernung der Anschlüsse maßgebend. Mit der Erhöhung des Anschlußwertes und der Wärmedichte werden die lichten Weiten der Fernleitungen größer und ihre Längen kürzer. Dadurch werden sowohl die Wärmeverluste wie die Anlagekosten der Fernleitungen bedeutend verringert. In noch weit höherem Maße verringern sich aus diesem Grunde die Kosten für die Herstellung der Fernleitungskanäle, besonders wenn sie nach den neuesten Erfahrungen angelegt werden. Am besten werden die Fernheizkanäle unter den Bürgersteigen angelegt, um diese dauernd mit der Kanalwärme trocken zu halten und im Winter, besonders bei Schneefällen mit Glatteis, die Fußgänger vor dem Ausgleiten zu schützen. Bei großzügigen Stadterweiterungen wäre an den Plätzen und Straßen mit zukünftigem Großverkehr ein großer Kanaltunnel mit Aufnahmemöglichkeit der gesamten unterirdischen Leitungen in geordneter Übersicht anzulegen. Dieser Kanaltunnel würde die bisherige unbeschreibliche Unordnung der städtischen Leitungen an diesen Verkehrsbrennpunkten beseitigen und den Heizungsingenieur in den Stand setzen, ohne Schwierigkeit ein fehlerfreies Heiz-Leitungsnetz zu schaffen.

Aus den gegebenen Ausführungen darf die Wichtigkeit der Kraftheizwerke hervorgehen. Es muß daher untersucht werden, welche Wege zum Ziele führen. In erster Linie muß der Städtebauer der Zukunft beim Entwerfen weitgehend Rücksicht auf derartige Anlagen nehmen durch rechtzeitige Fühlungnahme mit den Heizungs- und Maschineningenieuren. Genügende Grünflächen und Spielplätze tun es nicht allein; ebenso wichtig ist das Fortfallen der überflüssigen Hausbrandschornsteine durch eine isolierte Anlage der zentralisierten Kraft- und Versorgungsquellen, ohne das städtebauliche Gesamtbild zu stören — eher vielleicht noch, um es zu heben.

Allem voranzustellen ist aber eine großzügige Zusammenarbeit von Staat, Stadt und sonstigen Interessengemeinschaften. Damit die Entwicklung nicht so schwerfällig vorwärts geht, wie bei den Anlagen der Gas-, Wasser- und Stromversorgung, wäre von den genannten drei Faktoren — vielleicht in Verbindung mit dem Rest des Reichsverkehrsministeriums — ein Technisches Energieministerium zu schaffen, das mit weiter Voraussicht nicht nur die Wege für eine neuzeitliche Kraftfernheizentwicklung, sondern auch für die Entwicklung neuzeitlicher Energiezentralen und neuzeitlicher Systeme der Verkehrs- und Versorgungsadern bahnt, vor allen Dingen aber alle verborgenen oder verpufften Energiequellen erfaßt und durch Umwandlung zu neuem Leben erweckt.

Der Wirrwarr mit den verschiedenen elektrischen Stromarten und -Stärken muß aufhören. Die Unregelmäßigkeiten in der Entwicklung der Gas-, Wasser- und Stromversorgung sind nach Möglichkeit zu beseitigen, bei der Anlage der Fernheiz- und sonstigen Versorgungsleitungen und bei den Veränderungen der Straßenquerschnitte durch die Verkehrstechnik gänzlich zu vermeiden.

Großzügige Gesetze ohne jegliche Rücksicht auf kleinliche Interessenpolitik sind durchzuführen, um an einem Wiederaufstieg Deutschlands mitzuhelfen, wenn sie auch vorderhand größere Geldmittel erfordern, dafür aber große zukünftige Ersparnisse gewährleisten.

Digitized by Google

Das Kind

Novelle von Karl Adolf Mayer

Mählich hob sich der Nebel im letzten Grauen des frühen Winterabends, der bleischwer und zögernd heranbrach und Himmel und Meer in einer trostlosen Dämmerung vermählte.

Der Wachtposten der dritten Küstenbatterie hüllte sich fröstelnd in den Mantel.

Ein leiser Sprühregen setzte ein. Es war still; still wie hier immer. Manchmal nur, von der feuchten Luft herübergetragen, das ferne Knattern eines Motorbootes. Und dann — in seiner dumpfen Regelmäßigkeit kaum mehr vernommen — ein immerwährendes Rauschen: tiefes Atmen des unruhigen Meeres, das seine schweren Wellen den steinigen Strand emporwälzte und schlürfend zurückholte.

Das grelle Licht eines Scheinwerfers sprang auf, tastete ins brauende Dunkel empor, glitt nieder, wanderte über die Wasserfläche, verharrte wohlgefällig eine Weile auf dem silberstrahlenden Gischt eines umbrandeten Steines, kroch langsam weiter und erstarrte plötzlich mit jähem Ruck. Denn dort, dunkel und langgestreckt, einem starren Riesenfisch nicht unähnlich, hob und senkte sich etwas, von den gemächlich heranrollenden Wellen bewegt, in einem hilflosen Auf und Nieder.

Ein heiserer Befehl ...

Das Maschinengewehr begann hart und hastig zu klopfen ... ein anderes entferntes pochte erregt mit ... das jähe Licht eines Feuerstrahls blitzte auf und gleich darauf fiel der erste schmetternde Schlag des Strandgeschützes.

In diesem Augenblick ward über dem Turm des gelähmten Unterseebootes das flatternde Winken einer weißen Flagge sichtbar.

Die Bemannung ergab sich.

*

Die Stelle, an der das Unterseeboot gesichtet und geborgen worden war, gab zu besorgten Bedenken Anlaß. Wie hatte es geschehen können, daß der Feind trotz der zahlreichen Vorkehrungen und mannigfachen Sicherungen, die man zum Schutze des Kriegshafens getroffen hatte, so weit vorgedrungen war? — Daß das Unterseeboot den an dieser Stelle überaus dichten Minengürtel vom offenen Meere aus durchquert hatte, schien undenkbar. So blieb denn nur diese letzte Möglichkeit: es war in ziemlicher Entfernung vom Kriegshafen an die Küste herangekommen und dann — die durch den hohen Wasserstand gegebene Fahrtmöglichkeit ausnützend — ganz nahe dem Ufer in dem schmalen Bereich zwischen Minengürtel und Festland weitergefahren, bis es sich knapp vor dem Ziel mit unklar gewordener Schraube in eben jenem Stahlnetz, das als letztes und scheinbar überflüssiges Hindernis vor den Hafen gelegt war, verfangen hatte. Das äußerst gefährliche Wagnis einer solchen Fahrt aber — darüber waren sich alle einig — konnte nur jemand auf sich genommen haben, dem alle Untiefen, Klippen und Felsenbänke des Küstengewässers durchaus vertraut waren: ein seefahrender Sohn der istrianischen Küste selbst.

Diese Vermutung schien nicht unbegründet; waren doch in jenen schwülen und schicksalschweren Maitagen des Jahres neunzehnhundertfünfzehn, da Italien nach langem Zögern der habsburgischen Monarchie den Krieg ansagte, gerade aus dem istrianischen Gebiete eine Anzahl österreichischer Staatsbürger italienischer Nationalität dem verhaßten Militärdienst entflohen und in das Land geflüchtet, gegen das sie — ihm durch Sprache und völkisches Empfinden verbunden — nicht die Waffen erheben wollten.

So wurde denn die Bemannung des Unterseebootes — sie bestand aus einem Korvettenkapitän, zwei Offizieren und zwanzig Mann — in getrennten Zellen bewacht und im Laufe der nächsten Tage einem weitläufigen und eindringlichen Verhör unterzogen. Die Matrosen waren, wie sich bald erwies, Söhne der südlichen Küste, bronzebraune, untersetzte Gestalten, die in der singenden Sprache Apuliens über ihre in den Begleitpapieren angegebenen Geburtsorte und deren Umgebung zwar einfältige, aber durchaus zutreffende Antworten gaben. Anders stand es mit dem ersten Offizier. Seine Ausweiskarte besagte, daß er, Nicolo Sambo, im Jahre 1878 in Venedig geboren sei. Auf die Frage, wie lange er dort gelebt habe, erklärte er, mit fünfzehn Jahren die Stadt verlassen zu haben; aber die Auskünfte, die er über Plätze, Kirchen, Denkmäler und die Umgebung der Stadt zu geben vermochte, waren ausweichend, unzulänglich; ja oft genug falsch, und jede dieser unzureichend beantworteten Fragen verstärkte die Gewißheit, daß man es hier mit einem jener fahnenflüchtigen Überläufer zu tun habe.

Die istrianischen und dalmatinischen Schiffahrtsgesellschaften wurden aufgefordert, die Namen, die Personenbeschreibung,

Digitized by Google

womöglich auch Bilder der nach Italien geflüchteten Offiziere einzusenden.

Und als dann nach mancherlei Irrtümern, Fehlgriffen, Enttäuschungen und neuerlichen Anfragen die nicht in Betracht kommenden Namen ausgeschieden waren, blieben nur mehr zwei übrig, deren Träger möglicherweise mit dem gefangenen Offizier wesensgleich waren: Italo Piranese und Luigi Giani, beide zufällig in Capo d'Istria geboren.

*

Über dem malerisch krausen Gewirr verwitterter Ziegeldächer und winkelig enger Gassen der auf venezianische Art erbauten alten Inselhauptstadt Istriens — sie liegt seit manchem Jahrhundert vergessen und bedeutungslos in einem der still gewordenen Winkel des Adriatischen Meeres — erhebt sich, schwer und kahl und auch an blauen Sonnentagen von einem kühlen Frösteln umwittert, die Strafanstalt. In einer ihrer Zellen weilte der angebliche Nicolo Sambo — vor einer Stunde in einem scharf bewachten Auto hierher gebracht — um Leuten aus dem Bekanntenkreise Italo Piraneses und Luigi Gianis entgegengestellt zu werden.

*

Ein Major-Auditor und ein ihm als Gerichtszeuge beigegebener Oberleutnant hatten die Verhandlung durchzuführen.

Sie waren eben in das Zimmer eingetreten, in dem die Zeugen Nicolo Sambo entgegengestellt werden sollten. Ein feuchter fröstelnder Raum, den das wohl erst vor kurzem entzündete Feuer noch nicht durchwärmt hatte. Kahle Wände, nur an einer das Bild des Kaisers. Zwei Tische, ein paar Sessel. Vier grelle Gasflammen, grünliches, häßliches Licht.

Noch waren die beiden allein.

„Ich habe," sagte der vorsitzende Major, „für heute nur drei Zeugen vorführen lassen. Einen Matrosen, der zu der Zeit auf der Nereide diente, als sie Piranese kommandierte, dann die Mutter und die Tochter Luigi Gianis. Seine Frau ist ja mit ihm nach Italien durchgegangen. Ich habe alle drei gesondert herbeiholen lassen. Eine Verständigung unter ihnen war unmöglich; sie wissen natürlich auch nicht, worum es sich handelt ... Warum so verdrossen, Herr Oberleutnant?"

„Ich bin nicht verdrossen, Herr Major, aber es ist das erstemal, daß ich einer solchen Verhandlung auf Leben und Tod beizuwohnen habe."

Der Major zog die Brauen hoch: „Nun, und Ihr Kronenorden? Haben Sie den für strammes Salutieren bekommen?"

„Nein, ... aber ... das war etwas anderes."

„Herr Oberleutnant, es ist ein und dasselbe. Dienst da und Dienst dort. Wir dürfen auch jetzt nichts anderes tun als unsere Pflicht."

„... und dann noch etwas, Herr Major, ... Sie verzeihen, daß ich mir die Bemerkung erlaube."

„Oh, bitte, bitte."

„War es unbedingt notwendig, die Mutter und die Tochter Sambos oder wie er heißen mag, vorzuführen ...?"

„Wer soll ihn besser kennen?"

„... ich meine ... wäre es nicht schrecklich, wäre es nicht grausam, das Todesurteil durch eine Mutter aussprechen zu lassen?"

Der Major sah von dem Blatt auf, das zu lesen er sich eben angeschickt hatte; halb ärgerlich, halb spöttisch maß er den Frager.

„Herr Oberleutnant, Ihre Menschlichkeit in allen Ehren, aber haben Sie auch bedacht, für wen Sie sie anrufen? Wer ist dieser Sambo oder Giani oder Piranese? Wer? Ein Überläufer, ein Schuft; einer, der sich zur Nacht an unsere Schiffe herangepirscht hat, um eines der großen zu versenken. Glauben Sie, Herr Oberleutnant, daß der Mann es sich auch nur einen Augenblick überlegt hätte, das Torpedo zu lanzieren und vielleicht Hunderte von braven Leuten zum Tode zu verurteilen? Glauben Sie, daß er auch nur einen Augenblick an die Frauen und an die Kinder und an die Mütter der braven Jungen gedacht hätte, die da mitten in der Nacht, in der Finsternis des sinkenden Schiffes erstickt und ertrunken wären; Leute, die vor ein paar Monaten noch seine Kameraden waren ... Nein, nein, Herr Oberleutnant. Dieser Mann ist nicht der einzige, der hinübergegangen ist; ist nicht der einzige, der ein italienisches Unterseeboot führt. Aber vielleicht schreckt der Strick, an dem er hängen wird, den einen oder den anderen seiner Kumpane, vielleicht rettet dieser Strick ein österreichisches Schiff mit seiner Besatzung. Und dann ist er nicht umsonst gedreht worden ... Gewiß, er ist nicht leicht, unser Dienst." Er schwieg und sah nach dem Fenster, an dessen Scheiben der Regen niederrieselte ... „So, und jetzt verständigen Sie, bitte, die Leute. Zwei Soldaten stellen sich draußen vor die Türe. Zwei kommen herein. Der Feldwebel — sagen Sie ihm, er soll sich Tinte mitbringen, es ist keine hier — kann sich ja zu uns hersetzen. Oder haben Sie etwas dagegen?"

„Gewiß nicht, Herr Major."

*

Digitized by Google

Der erste, den der Justizsoldat hereinführte, ein älterer Mann in Matrosenuniform, untersetzt und knochig, betrachtete mißtrauisch und sichtlich beunruhigt die Offiziere. Was wollte man von ihm? Auf jeden Fall suchte er der ungewohnten und unbehaglichen Umgebung Rechnung zu tragen, indem er sich, die klobigen Hände an die Schenkel gepreßt, in einer Art von Habtachtstellung emporrichtete.

„Ist Ihnen der Herr dort bekannt?" fragte der Major und wies auf den Gefangenen, der mit halbgeschlossenen Augen, gleichsam, als ginge ihn die ganze Verhandlung nichts an, ins Leere schaute.

Der Matrose maß ihn erstaunt und neugierig eine geraume Zeit.

Ein verneinendes Kopfschütteln.

„Wieso kennen Sie den Kapitän Italo Piranese nicht, unter dem Sie zwei Jahre eingeschifft waren?"

„Piranese?" Der Matrose wandte sich dem Major zu. Sein Mund klaffte in stumpfsinnigem Staunen.

„Kapitän Piranese?" wiederholte er und sah wieder zu dem Gefangenen hin: „Das ist nicht der Kapitän Piranese."

„So, so," höhnte der Gefangene und kniff die Augen noch mehr zusammen, „bin ich also nicht der Kapitän Piranese? Schade, den Herrn wäre es zu recht gewesen."

Der Major deutete mit einer Handbewegung an, daß der Matrose abzuführen sei. „Nummer zwei," fügte er hinzu.

Schweigen. Ein Bleistift klopfte in gedankenloser Spielerei auf den Tisch.

Die Tür tat sich auf. Eine ältere Frau, eher städtisch als bäuerlich angezogen, aber das Kopftuch der ländlichen Bevölkerung um die Schläfen gewunden, erschien auf der Schwelle. Sie verharrte im Dunkel, ihr forschender Blick flog blitzschnell über die Anwesenden, verweilte einen Augenblick auf dem gefangenen Offizier und blieb dann auf dem Antlitz des Majors ruhen.

„Was sagen Sie zu der Überraschung?" fragte dieser.

„Zu welcher Überraschung?"

„Nun, haben Sie Ihren Sohn hier erwartet?"

„Meinen Sohn?"

„Jawohl, Ihren Sohn Luigi."

„Wo ist er?"

Sie war langsam vorgegangen. Der Major antwortete nicht sogleich. Er sah ihr, das Kinn auf Daumen und Zeigefinger gestützt, unverwandt in die Augen.

„Dort!" sagte er plötzlich, aber man merkte es ihm an, daß er dem Folgenden keine besondere Bedeutung mehr beilegte. War er seiner Sache so sicher? Fühlte er, daß diesem Weib, das starr und eisig seinen Blick erwidert hatte, nichts mehr zu entreißen war?

„Ich kenne den Herrn nicht," sprach sie mit ruhiger Stimme. „Ich habe ihn niemals gesehen."

Und sie blickte noch einmal nach dem Gefangenen hinüber, der, an den zweiten Tisch gelehnt, wieder gelangweilt ins Leere starrte.

„Komödie!" brummte er halblaut vor sich hin.

„Jawohl, Komödie!" wiederholte der Major, „und zwar eine bisher vortrefflich gespielte. Nur weiß ich nicht, Luigi Giani, ob alle Schauspieler ihre Rolle so gut hersagen werden. Feldwebel, führen Sie die Frau hinaus! Und dann Nummer drei, bitte."

Es dauerte diesmal etwas länger als vorhin. Der Major schrieb auf die Ecke des vor ihm liegenden Blattes ein paar stenographische Zeichen und schob es dem Oberleutnant hin.

„Er ist es," las der. „Ich fürchte auch," stenographierte er darunter. Der Major las und reichte es noch einmal zurück. Er hatte das Wort „fürchte" unterstrichen und zwei Fragezeichen hinzugesetzt.

In diesem Augenblick ging die Türe auf.

Der Feldwebel führte ein Kind herein. Ein Mädchen, kaum fünf Jahre alt. Da stand es in seinem grauen Mäntelchen, ein wenig furchtsam und gleichsam verloren in der öden Unfreundlichkeit des häßlichen Raumes, und seine Augen, die groß und dunkel in dem schmächtigen Gesichtchen standen, gingen fragend von einem zum andern, bis sie plötzlich auf dem halbabgewandten Antlitz des Gefangenen haften blieben.

Niemand sprach ein Wort.

Es war still geworden. Ein jähes, fast schmerzhaftes Schweigen war entstanden, das die atmenden Lungen und schwer pochenden Herzen der Wissenden gewalttätig niederzwang.

Denn jetzt bewegte das Kind die schmalen Lippen und leise, wie ein Hauch nur, und doch vernehmbar in der ungeheuerlichen Stille, flatterte ein Wort auf ...

„Papa" ...

Und dann noch einmal, lauter, sicherer: „Papa" ...

Luigi Giani senkte langsam, ganz langsam das Haupt. Ein Laut, qualvoll wie das Stöhnen eines sterbenden Tieres, brach aus seinem verzerrten Munde. Ein schnaufendes Atemholen der keuchenden Brust, einmal, zweimal ... Dann hob sich, bleiern, seine

Digitized by Google

Rechte mit einer starren, verkrampften Gebärde, schien sich gegen ein schweres Etwas zu stemmen und sank dann, müde und hilflos, auf das Knie nieder.

Das Kind stand noch immer, die Augen in einer betroffenen Frage auf den Vater gerichtet.

Und nun geschah es: Giani hob mit einem Male das Antlitz. Es war eine seltsam freie, unbefangene Bewegung, es war, als erwache er aus einem bösen Traum, als lösten sich Haß, Qual und Verstellung wie eine Maske von seinem Antlitz. Sein Blick suchte den des kleinen Mädchens. Und nun lächelte er, lächelte glückselig und heiter — wie ein helles Leuchten erblühte dieses Lächeln in der trostlosen Kahlheit des Zimmers — und streckte seine Arme aus.

Das Kind kam zögernd näher, irgendwie erschreckt, einen Ausdruck von Ängstlichkeit im schmalen Gesichte, und Luigi Giani nahm es auf. Sehr behutsam und sehr zärtlich. Und indem er die mageren Beinchen mit der Linken an die Brust drückte, strich die Rechte mit einer glückseligen Inbrunst über das leicht gewellte dunkle Haar.

Da stand er, heiter und losgelöst von Leid und Haß, ganz hingegeben an diese letzte Zärtlichkeit, stand rein und glücklich, wie besonnt und durchflutet von einem milden Lichte, und immer noch lächelnd küßte er das Kind, das ihn mit hageren Ärmchen umfangen hatte, auf den Mund ...

*

Und dann waren sie gegangen. Dahin der eine, dorthin der andere, der Gefangene in seine Zelle.

Nur der junge Oberleutnant stand noch vor dem tintenbefleckten Tisch und starrte auf das im grünlichen Gaslicht fahl leuchtende Viereck des leeren Bogens, der zurückgeblieben war ... legte den Bleistift daneben ... richtete ihn in einer kindischen und in diesem Augenblick völlig sinnlosen Genauigkeit so, daß er mit dem unteren Rand des Blattes gleichlief ... und ging dann auch, indem er den Platz, auf dem der Todgeweihte gestanden hatte, weit ausweichend mied ... trat aus dem Tor des Gefängnisses in die Nacht hinaus ... schritt — die Zähne in die Unterlippe gedrückt — durch die Gasse und empfand den kalten Regen, den ihm der Wind ins Gesicht warf, irgendwie als Wohltat ... „Laufen," sagte er vor sich hin, „nur laufen, laufen, laufen ..."

Dann stand er auf dem Ende des quadergefügten Dammes, der sich schwer und wuchtend dem Anprall der heranbrandenden Wogen entgegenstellte, ließ sich, vom Regen durchnäßt, auf die Steinbank fallen, saß und sah mit geschlossenen Augen in die von roten und grünen Kreisen durchschwebte Finsternis seines Blutes und hörte das tiefe, tosende Atemholen des unruhigen Meeres, das seine schweren Wellen in dumpfer Brandung die Stiegen emporwarf und rauschend zurückholte.

Und plötzlich war es ihm, er sähe ... nein, er sah es ganz deutlich ... durch eine der nächtlichen Gassen der Stadt, die hinter seinem Rücken lag, sah er das Kind in seinem grauen Mäntelchen an der Hand der Großmutter über die regennassen Steine gehen, schweigend, blaß und verängstigt.

Da barg er sein Antlitz in den Händen und in einem Schluchzen löste sich der Krampf seiner Seele.

Ave Maria. Von Alfred Schelzig

Vom Hauch der Feierstunde übertaut
Die Dinge sinken in ein innig Beten.
Die Wünsche, die im Tag so leicht verwehten,
Jetzt bindet sie der Abendglocke Laut.

Der Klang durchglüht die duftigzarten, späten
Gewölke, die der Sonne nachgeschaut,
Mit Rosenlicht. — Da hat die Himmelsbraut
Die holden Daunen segnend schon betreten

Und schwebt, im Diadem den Abendstern,
Lindlächelnd über unsrer müden Welt. —
Da schwindet alles Herzensweh so fern,
Wenn sie die güt'gen Hände drüber hält;

Und alles Sein, an ihrem Blick gewogen,
Hat ihrer Süße einen Strahl gesogen.

Digitized by Google

Über Land und Meer. Gemälde von Hans Dieter

(Sammlung Schnaß, Neubabelsberg)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Umschau in der Lyrik: Johannes R. Becher: Hymnen — Hanns Johst: Lieder der Sehnsucht — Herm. Conradi: Feuerball rollt — Paul Spann: Amor repudiatus — Gerhard Hempel: Verwehte Blätter — Walter Beck: Wahres und Erlogenes — Jacob Kneip: Auswahl — Ernst Lissauer: Das Kinderland — Otto Brües: Rheinische Sonette — Wilhelm Steinkopf: Berglieder — Eduard Reinacher: Elsässer Idyllen und Legenden — Börries Frhr. v. Münchhausen: Drei Idyllen — Josef Schanderl: Krone. Hohe weite Welt — Arnold Ulitz: Der Lotse — (Siehe auch das Verzeichnis am Schluß)

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche...
Der Expressionismus in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend nur,
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises...
Aber die Sonne duldet nichts Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben...

Halt, Faustzitator! Der letzte Vers paßt schon nicht mehr. Und was die Unduldsamkeit gegen Weißes anlangt, so ist das auch nicht immer eine erfreuliche Erscheinung: etwa, wenn die zahllosen Nachkommen Gutenbergs im Großbetrieb saubere schneeweiße Bogen mit schwarzen Lettern verunreinigen, die sich nachher als lyrische Gedichte ausgeben.

Aber das eine läßt sich in diesem Maimond ohne winterlichen Einspruch feststellen: der endgültige Rückzug des Expressionismus auf der ganzen Linie. Wie er im Drama längst tot ist, im Roman nie gelebt hat, so läßt er auch in der Lyrik, wo er am munterſten sich regte, jetzt kaum noch ein schwaches Röcheln hören.

Wir haben ihn immer nur als eine Episode betrachtet, sind niemals aus Furcht, den Anschluß zu verpassen, seine Mitläufer gewesen, und haben darum jetzt keinen Grund, nach Art treuloser Liebhaber, ihn tapfer zu schmälen. Keiner der bedeutenderen Köpfe dieser Moderichtung ist darum hier unbeachtet geblieben, so in der Lyrik vor allem Johannes R. Becher nicht, der schon im Maiheft 1919 und auch später wiederholt beklopft wurde. In seinen Hymnen, die jetzt erschienen sind, macht er einen reiferen und echteren Eindruck als in den meisten seiner früheren Gedichtsammlungen. Man lese seine „Vernichtung“. Hier ist das bunte Wörtergemisch, oder, wie ich einmal von seiner Dichtungsart sagte: das Brodeln, Zischen und vulkanische Sprühen, eingedämmt; man darf hoffen, daß dies bedeutende Talent sich noch einmal zur reinen Flamme klärt. Becher ist freilich jetzt dreiundvierzig Jahre alt, wenn er den Beweis liefern will, daß er ohne Verblüffung, ohne Wortlärm und krampfhafte Übersteigung Wesentliches sagen, daß er seine Begabung noch entwickeln kann, statt sie zu zerfasern, so wird es Zeit.

In der bisherigen Manier geht es ohnehin nicht weiter, ihr ist das Schlimmste geschehen, was einem Zeitprogramm geschehen kann: sie ist aus der Mode gekommen. Unter den sechsundachtzig (!) Büchern und Büchlein, die diesmal unsere lyrische Jahresernte ausmachen, ist Becher beinahe der einzige, der noch im Bann des Expressionismus steht, diese Richtung hat sich einfach überlebt, denn Hanns Johst, um nur ein Beispiel zu nennen, der acht Jahre jünger als Becher ist, denkt gar nicht daran, sich in die enge Form, die Uniform einer literarischen Richtung zwängen zu lassen, er singt, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“, da blühen denn in seinen Liedern der Sehnsucht (München 1924) kleine Wunder auf wie „An dich“:

Alle bunte Welt lebt nur
In dem Spiegel deiner Seele,
Nur im Klange deiner Kehle
Atmet selig die Natur.
Klinge,
Singe,
Schaue,
Baue,
Dichte, Seele!
Und vermähle
Schau und Klingen
Mit den Dingen.
Daß sie unter deiner Freude,
Unter deinem Himmelszelt
Auferstehen als Gebäude,
Deiner gotterfüllten Welt.

Johst verschmäht es hier (übrigens ausnahmsweise) nicht, die Weise alter Kirchenlieder aufzunehmen. Sein selbständiger und darum wesentlicher Kunstverstand sagt sich, daß die Entwicklung der Lyrik schließlich nicht von heute und gestern ist (es gab schon anderthalb Jahrtausende v. Chr. gereimte Volkslieder bei den Chinesen), daß also schwerlich just die sieben Dutzend Lyriker, die etwa von 1900 bis 1925 dichteten (und schon ausgedichtet haben) eine völlige Umwälzung dieser in menschlicher Gefühls- und Geisteswelt festgewurzelten Kunstpflege hervorbringen, gleichsam aus dem Nichts stampfen können. Johst, der unter den drei, vier ganz großen Lyrikern unserer Zeit steht, hat das „Tirili“ der Lerche in sich, das unhemmbare Aufquellen in der Brust, das sich nur in einem Ton, einem Schrei entladen kann; schließlich ist das ganze Gedicht oben „An

Digitized by Google

dich" nichts anderes, als ein verfeinertes, verästeltes und mit menschlicher Vernunft erweitertes „Tirili" ... Man müßte alle Gedichte dieses herrlichen Büchleins abschreiben, wollte man erklären, was Hanns Johst als Dichter ist. Wie schlicht, wie vogelliedgleich sind seine Lieder und doch wie voll innigsten Gefühls, tiefsten, heitersten Weltsinnes. So seine „Liebe":

Wir wollen froh sein, hell und übersonnt,
Wir wollen nicht in dunkler Klage tönen.
Wir wollen Teil sein in dem wunderschönen
Und wundertiefen Himmelshorizont.

Der seine Hände um die Erde faltet
— Sich um sie schlingt als schmales Band,
Der selber Himmel — unverwandt —
Doch nur an Erde sich gestaltet.

Dem toten Dichter Carl Hauptmann legt Johst folgendes Sprüchlein aufs Grab:

Du bist zur Erde eingefahren,
Lächelnd legst du die Schultern an ihre Scholle,
Ungewiß — ob sich die wundervolle
Erde, oder der Himmel mit seinen wunderbaren
Ewigkeiten von dir tragen lassen wolle.

Mehr auf die Gegenwart gemünzt ist, was Hanns Johst zu Gottfried Kellers hundertstem Geburtstag sagt:

Wie bin ich froh, mein guter Meister,
Daß hundert Jahre vor dir Gleichnis sind,
Des Todes Unsinn, den beweist, wer
Einfalt blieb und reines Menschenkind.

Du schrittst bedächtig deines Weges Hänge,
Du stelltest keine Forderung. Du nahmst
Nur ganz beschaulich die Gesänge,
Die du geschenkt bekamst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es sind so viele Meiers an der Feder,
Die unser Deutsch verkünsteln und verglimpfen;
Es täte not, du zögst vom Leder:
Dich wieder einmal frei zu schimpfen!
— Und schriebest wieder nebenbei
... Nun immerhin ... so mancherlei! ...

... Zufällig befindet sich unter dem vorliegenden Bücherhaufen auch eine Auswahl der Gedichte Hermann Conradis: mit dem expressionistischen Titel Feuerball rollt (herausgegeben von Kurt Liebmann, Dessau 1924). Tatsächlich war dieser begnadete Dichter, der nur von 1862 bis 1890 geatmet hat, ein Vorläufer des Expressionismus, nur von einer künstlerischen Größe und Kraft, wie sie keiner seiner späteren Artgenossen aufbrachte. Im übrigen loderte in seinen von Leiden und geistiger Arbeit zerrissenen Zügen das Feuer eines zerstörungswütigen Idealismus, er hatte ganz den Überschwang unserer Jüngsten, das krampfartige Sichaufrecken, die schmerzvolle Selbstbespiegelung, den gellenden Schrei, gelegentlich sogar die Phrase. Aber so sehr auch er die hergebrachte Form verachtete, niemals hat er sie vergewaltigt, wie seine drei Lustren später sich spreizenden Nachfahren, er hat immer gewußt, daß lyrisch dichten etwas anderes ist, als Worthäcksel ausstreuen. Er selber sah sich als den in Sehnsucht dahingehenden ideologischen Kandidaten der Zukunft an:

Ich weiß — ich weiß: Nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd' ich durch unsere Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang, —
Wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen ...

Dann bebt's jäh aus in schriller Dissonanz ...
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Zypressen,
Nur wen'ge weinen ... Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt,
Ich aber werde bald vergessen ...

Doch kehren wir zu den Lebenden zurück, zu unserem Bücherberg. Erfreulich ist er im allgemeinen nicht, man wünschte sich wirklich schon wieder ein paar Neutöner darunter, die das eintönige Geleier der Viel-vielzuvielen unterbrächen, wenn man sich auch über sie ärgern müßte ... Nach kurzer Prüfung schon habe ich von diesem Bücherhaufen mehr als die Hälfte bescheiden zurückgelegt: wer wird so indiskret, so zudringlich sein, sich in Angelegenheiten zu mischen, die fernab von jedem künstlerischen Gesichtspunkt, durchaus den reizvollen Wert intimer Familienbeziehungen haben, als teure Geburtstagsüberraschungen oder Andenken anderer Art für Papa und Mama, für Kusinen, Erbtanten, Großmütter, Vettern, Basen und vor allem Geliebte bestimmt, und so vollauf ihren Zweck erfüllen. Wäre es nicht unzart, sich eingehend und öffentlich mit Paul Spanns heimlichem Herzenskummer zu beschäftigen, der in seinem Gedichtbüchlein Amor repudiatus (Leipzig 1924) Käthchen zurufft:

Käthchen, wüßtest du die Qualen,
Die mein Herz um dich durchbeben,
Ist es doch, als ob ich Schalen
Voll vom Safte bittrer Reben,
Stets aufs neue müßte schlürfen,
Grad' als werd' mein Herz verbrannt.
Wann, o wann werd' ich dich küssen dürfen.

Drei ganze Jahre singt Spann sein Käthchen in diesem Stil schmachtend an (leider öffentlich), dann ruft er entschlossen:

Nun ist's genug ...
Was half mein Sehnen? — Käthchen lebe wohl!
Der Selbstbetrug
Hat mich genug genarrt; ich war nicht klug,
Drum lebe wohl!

Das ist (Käthchen wird es anerkennen) durchaus logisch begründet. Ein gleiches Lob muß man Gerhard Hempel zubilligen, wenn er in seinem Bande Verwehte Blätter (Leipzig 1924) die tiefdurchdachte Lebensmaxime aufstellt:

Trag' nicht himmlisch hohe Ziele,
Wenn es nie dir noch gelang,
Deine irdischen Gefühle
Zu bezähmen ohne Schrank.

Daß ein Denker sich getrieben fühlt, derartige Weltweisheit in poetischer Form zu bieten — wie goldene Äpfel in silbernen Schalen — erklärt sein lyrischer Kollege Walter Beck, der das im selben wählerischen Verlage erschienene Gedichtbuch Wahres und Erlogenes mit folgender Betrachtung in die Welt schickt:

Was — heiter und traurig — den Menschen durchzieht
Ein Lied oder Vers gern vereinigt sieht ...

Man beachte die Vorsicht dieses Poeten: das „oder". Falls ein Lied so geschmackver-

Digitized by Google

lassen sein sollte, nur ungern in sich vereinigt zu sehen, was Walter Beck durchzieht, könnte doch immer noch ein Vers weitherzig ihm seine Füße gleichsam unter den Tisch hinstrecken: „Bitte! bedienen Sie sich.“ (Es geschieht ganz im Sinne dieses Dichters, wenn wir seine Personifikation von Lied und Vers erweiternd fortsetzen.)

Aber — laßt uns ernst bleiben! Die paar spielenden Steinwürfe in den sumpfigen Verlegerteich, der jeden Frosch an die Oberfläche kommen und sein Gequake anstimmen läßt, mögen genügen (wenigstens um uns), Stille zu schaffen, so daß der Rohrsänger, die Drossel oder gar die Nachtigall wieder zu Wort kommt. Da leuchtet ein vertrauter Name aus kirschrotem Umschlag hervor: Jakob Kneip (München-Gladbach 1924). Grüß' Gott, du Nahverwandter von Matthias Claudius, mit deinem unverfälschten Volksgefühl für das Wirkliche, Sinnfällige, Lebenswarme, mit deinem tiefen Gottempfinden, das auch der Anders- oder Nichtgläubige ehren muß. Leider wird die Freude beim Aufschlagen des Buchs etwas gedämpft: es bringt keine neuen Verse, es bringt nur eine Auswahl aus Kneips früheren, hier schon warm empfohlenen Gedichtsammlungen, freilich ist die kleine Auslese von Dr. Heinrich Saedler mit Verständnis und Liebe getroffen, und so hat auch der Leser, dem dieser starkgewurzelte Dichter noch fremd ist, Gelegenheit, seine lohnende Bekanntschaft zu machen. Kneip ist gläubiger Katholik, und doch entspringt sein ganzes Fühlen und Dichten so tiefem Volkstum, daß er alle Grenzzäune und -mauern der Konfession, der sozialen Gliederung, der Bildungsunterschiede gleichsam von unten her umwirft und zu allen Deutschen wie zu einer großen Gemeinschaft spricht. Ein wunderbares Sinnbild, eine ergreifende Verheißung —, ach, vielleicht nur eine Fata morgana unserer schönsten Träume. Leider bietet die dürftige Sammlung zu wenig von der seltsamen altgermanisch-heidnischen Naturmystik, die sich bei diesem Dorfdichter mit seiner christlichen Gläubigkeit erstaunlich paart. „Dorfdichter“ gilt für ihn als ein Ehrentitel, denn wohl ist hier alles aus dem Sinne des Bauern heraus gedichtet, aber auch über dem Hüttendach stehen die Sterne, und Dichters Stimme spricht vor der Tür:

Laßt aus diesem engen Haus,
Laßt uns aus der Welt hinaus
In das Land der Seele schweifen!
Ach, wir greifen und begreifen
Mit den Augen — ach wir Blinden! —
Doch nur aller Schöpfung Hülle;
Drüben in der großen Stille,
Drüben ist die warme Fülle
Aller Wesenheit zu finden.

Noch ein anderes Auswahlbuch sei hier kurz erwähnt, es kommt von Ernst Lissauer und heißt Das Kinderland (Stuttgart 1924). Das ist freilich eine andere Sammlung! In gediegener Ausstattung, auf 216 Seiten Großformat, geschmückt mit reizenden Federzeichnungen von Josua Leander Gampp sind hier die schönsten Lieder (auch gereimte Rätsel), die das Kinderherz bewegen können, zusammengestellt, es gehört die ganze Belesenheit und der Geschmack eines Dichters wie Lissauer dazu, eine so vortreffliche Sammlung zustande zu bringen, die übrigens auch viele Gedichte enthält, deren Sinn sich mehr an die Eltern, Erzieher und Lehrer als zunächst an die Kinder wendet, also kein Buch für Neugeborene.

Mit „Einem Neugeborenen“ beginnt hingegen Otto Brües seine Rheinischen Sonette (Frankfurt a. M. 1924), mit „Mutter auf dem Rhein“ beschließt er sie. Damit soll vielleicht der Sinn dieser Dichtungen gedeutet werden, der wie ein Ring das ganze Leben des Rheinmenschen und seines Stromes umschließt: samt seinen Höhen und Burgen, seinen Domen und Rebenbergen, durch die ein breites Silberband von den Alpen zum Meer glänzt. Brües liebt dies Wundertal mit seiner Schönheit und seiner reichen Kultur, seiner Heiterkeit und Kraft. Aber über die Oberfläche hinweg schaut er, auch wenn er um die Abendstunde am Hügel träumt, in die Herzen — und dem eigenen entringt sich das Bekenntnis:

In Kupfer rot gegossen liegt das Land,
Der Alltag zerrt das Volk in seinen Fängen,
Der harte Herbst auf kämpferischen Gängen
Hat gegen erste Fröste schweren Stand.

Die Worte aber, die zum Herzen drängen,
Sind in den Schwankestürmen reingebrannt,
Und jeder Spruch ist eine feste Hand,
Kann Pflug und Schwert in seinen Umgriff zwängen:

Auch heute sind, die abseits stehn und flennen.
Sie sind nicht mitgezählt und ausgespien.
Im Mutterlaut und frei woll'n wir bekennen
Und leben unserm Geist ein fromm' „Ich dien'“.
Und frei erst — gebt uns frei! — auf unsere Berge ziehn
Und jene reinen Menschheitsfeuer brennen.

Die Freude an der Schönheit unserer Heimat zu erhöhen, ist jedenfalls ein erfreulicheres Unternehmen der deutschen Lyriker, als über verlor'ne Liebesmüh zu jammern, oder Käthchens Locken anzuschwärmen (die sich, während die Gedichte im Druck sind, vielleicht obendrein in den Rahmen eines Bubikopfes verwandeln). Wilhelm Steinkopf gibt in seinen Bergliedern (Karlsruhe 1924) sicherlich jedem Leser etwas von dieser Freude mit, mag er nun im Schwarzwald oder im Harz, im Erzgebirge oder in Rübezahls Reich seine Wanderlust sich vom Herzen singen. Charakteristische und sinnige Bildbeigaben erhöhen den Reiz des Büchleins, das keine großen literarischen Ansprüche erhebt. Künstlerisch höher stehen die Elsässer Idyllen und Legenden von Eduard Reinacher (Stuttgart 1924). Hier ist ein wirklicher Dichter am Werk, ein Träumer und Deuter, dem seine Heimatberge „ein Gefühl“ sind (mit Byron zu sprechen). Berufen als Dichter, fühlt sich Reinacher im Sinne des Worts gerufen von seiner Heimat:

Digitized by Google

Welcher Wind ist gekommen und rührt mich von innen, der Sonne
Singend Antwort zu geben? Das ist der erquellenden Seele
Heimatseligkeit, das ist die Mutter des schaffenden Menschen.

Nur mit einer leisen Trauer kann man diese „Heimatseligkeit" eines tiefdeutschen Dichters in dem entrissenen Lande lesen, aber es ist eine Trauer, die von einem Geschwisterpaar, von Sehnsucht und Hoffnung, gehalten wird.

Mit ungemischterer Freude, ja mit einem seltenen Behagen liest man ein anderes Idyllen- und Heimatbuch: Die Drei Idyllen, die Börries Freiherr von Münchhausen in einem dünnen, aber schmucken Bändchen veröffentlicht, oder eigentlich veröffentlichen läßt. Die Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei hat das kleine Werk anläßlich des Dichters 50. Geburtstag im vorigen Jahre zur Herausgabe erhalten; aus seinen Gedichtausgaben hat sie Münchhausen als „allzu vertraulich" ausgeschieden. Gleich die Einleitung, der Vergleich dieser Erinnerung an ein großes heimatliches Glück, mit einer einzigen Perle, die der Goldschmied zu keinem anderen Schmuck verarbeiten mag und die er darum für sich als ein seltenes Kleinod behält, ist so sinnvoll-poetisch durchgefühlt, daß man den Geschmack einer ausgesuchten Delikatesse hat. Von den drei Idyllen ist die erste „Das Weihnachtsfest" besonders anheimelnd. Man wird an die traulichen und breitbehäbigen Schilderungen häuslichen Glücks von Johann Heinrich Voß erinnert, nur daß Münchhausen sie poetisch verfeinert und vor allem aus dem Streckbett des Hexameters befreit; man vergleiche mit den langatmigen Sechsfüßlern, in denen Voß seine Schlittenfahrten (an sich sehr schön!) beschreibt, mit dieser:

Im Schlitten eingepackt, so klingeln wir
Den steilen Dorfweg aufgeregt hinunter,
Wie atmet würzig sich die kalte Luft,
Und friert am Pelz des Kragens weiß zu Reif.
Wie schnaubt der Pferde Atem durch den Abend,
Daß durch ihn her die Lichter aus den Fenstern
Mit großen Höfen durch das Dunkel glänzen.

Ein Lyriker von eigenem Wuchs und beseeltem Blick ist auch Josef Schanderl. In den beiden vorliegenden Gedichtbüchern Krone und Hohe weite Welt (München 1924) offenbart er so innige und zugleich eigenartige Beziehungen zu großem Naturleben, wie nur wenige; Gedanke und Gefühl verschmelzen sich bei ihm zu reifer Form. So wenn er vom „Urwald" singt:

Hier gilt kein Tod. Aus dunklem Modergrunde
Wuchert das Grün, ward tausendmal erneut,
Wird tausendmal sich auftun, grün wie heut,
Mit aller Farbenglut der Sommerstunde.
Der goldne Falter küßt, ganz hingenommen,
Die rote Blume: dieser Rausch im Bunde
Mit Huld und Schönheit wird ohn' Ende kommen.
Unzählige Sommer machen noch die Runde.

Von Sonnenlichtern funkelnd überflogen,
Durchschwimmen wir der Farren üppige Wogen
Und sprühn vor Leben. Einst, wenn wir zerrannen,
Als Wesen des Walds erstehn wir atmend wieder
Mit Blättern, Nadeln, Blüten, mit Gefieder,
Und bleiben Wildnis, immer neu getauscht.
Herrliche Welt! Nie gehen wir von dannen,
Solang der Urgesang der Wasser rauscht.

Arnold Ulitz, als Romanschriftsteller unseren Lesern schon lange aufs beste bekannt, steht auch als Lyriker abseits der Menge und über die meisten erhöht. Von den verkrampften Formen des Expressionismus jetzt befreit, offenbart er in seiner Gedichtsammlung Der Lotse ein erfreuliches Wachsen, vertieftes Schauen und starkrippiges Gestalten. Er ist jetzt als Dichter zu einer persönlichen Auseinandersetzung mit der Natur gelangt, die durch ihre (nur mitunter noch etwas gesuchte) Neueinstellung überrascht und fesselt, etwa in „Segel auf herbstlichem Fluß". Immer spürt man eine kräftige Luft. Aber wenn Ulitz den Namen seines Buchs von dem gedankenreichen Gedicht darin „Der Lotse" herleitet und den Namen des Lotsen von loten, so ist er auf dem Holzwege, was vermerkt werden muß, weil nun gerade um dies „Lot" sich allerhand geistvolle Betrachtungen spinnen. Es ist ein „Landratten"-Einfall, daß der Lotse mit dem Senkblei in der Hand die Schiffe aus- und einführt. Lotse kommt aus dem englischen load.

Leider reicht der Raum nicht aus, alle Lyriker, die es verdienten, aus dem erschreckenden Bücherhaufen hervorgezupft zu werden, hier, sei es auch noch so kurz, zu charakterisieren; als beachtenswert seien in wahlloser Reihe, d. h. ohne die Nebenabsicht einer Rangabstufung durch die Aufeinanderfolge, genannt: Hans Franck: Gottgesänge (Stuttgart 1924), Karl Ludwig Schleich: Dichtungen (Berlin 1924), Hugo Salus: Helle Träume (München 1924), Ilse Reicke: Ewige Legende (Weimar 1924), Rudolf Paulsen: Die Hohe Heilige Verwandlung (Leipzig 1924), S. v. d. Trenck: Leuchter um die Sonne (Gotha 1924), Hans Reiser: Der Freund (Stuttgart 1924), Karl Friedrich Wiegand: Unterm Dach der Welt (Leipzig 1924), Paul Warncke: Dem Tag entgegen (Berlin 1924). Das letztgenannte, übrigens recht stattliche Buch, ist größtenteils politisch, würde also eigentlich nicht hierhergehören. Aber der bekannte Kladderadatschsänger hat alles, was sich auf innere Politik und auf der Parteien Tagesstreit bezieht, fortgelassen; seine rauschenden, brausenden Verse sind von reiner Glut vaterländischen Empfindens, sind von einem so hohen, unzerstörbaren Glauben an Deutschlands Zukunft getragen, daß man sich einer tiefen Bewegung beim Lesen nicht erwehren kann. Alle, denen die deutsche Not und Schmach tief am innersten Menschen zehrt, werden diese Tyrtäos-Gesänge, aus denen heilige Begeisterung und hellstrahlende Hoffnung wie eine Flammenlohe emporblüht, als eine Erlösung aus dumpfem Bann und Druck grüßen.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Unsere Rundschau beginnt mit einem bisher unbekannten Scherenschnitt des großen Charakterdarstellers Theodor Döring, der im Jahre 1803 geboren, dem ehemaligen Königlichen Schauspielhaus zu Berlin von 1845 bis zu seinem im Jahre 1878 erfolgten Tode angehört hat. Das Blatt entstammt der Theatersammlung Friedrich Haases, die den Hauptbestandteil der Sammlungen der „Gesellschaft für Theatergeschichte" bildet. (Diese sind jetzt im Theaterwissenschaftlichen Institut in der Universität Berlin untergebracht.) Wer dieses entzückende Blatt geschnitten hat, das hat sich leider nicht feststellen lassen. Friedrich Haase selbst vermerkte handschriftlich: „Theodor Döring als junger Mann, den ‚Mephistopheles' studierend. Von seiner Witwe erhalten 1886." Aus Karoline Bauers Aufzeichnungen wissen wir, daß Döring schon als blutjunger Anfänger, auf der Fußreise von Kulm nach Breslau, den Mephisto zu studieren begonnen hat. Er hat dann „einen großen Teil seines Lebens" auf das immer erneute Studium dieser Rolle verwandt, die er, nach der Meinung der damaligen Kunst-Jugend, „zu humoristisch" auffaßte. Vielleicht kommt das zum Ausdruck in dem Teufel der Silhouette, der dem an die Büste Goethes gelehnten Schauspieler gegenüber auf der Tisch-Konsole offenbar vergnügt zulacht. Für das Verhältnis Haases zu Döring sind jene Worte bezeichnend, die, als Döring zur Feier seines fünfzigjährigen Bühnenjubiläums in Leipzig 1875 den Nathan spielte, Haase an ihn richtete; sie klangen in den Sätzen aus: „Seit meiner Jugendzeit waren Sie mir als Künstler stets ein leuchtendes Ideal. Sie eröffneten mir die Mysterien unserer Kunst und beschenkten mich fortgesetzt mit solennen Schätzen Ihres reichen Genius."

Der nächste Aufschlag gibt zwei Proben aus der neuen monumentalen Arbeit Arthur Kampfs, den Radierungen zu Goethes „Faust". Das Werk ist soeben im Eigenbrödler-Verlag Berlin erschienen. Zahlreiche Künstler haben sich schon vor Kampf von der schweren Aufgabe locken lassen, das gewaltige Faust-Gedicht in die Sprache des Griffels zu übersetzen. Jeder Deutsche trägt die Züge „seines" Faust, „seines" Gretchen, „seines" Mephistopheles tief in der Brust und erschrickt fast, wenn eine fremde Phantasie ihm neue Gestalten aufzwingen will. Viele „illustrierte Faust-Ausgaben" genügen nur eben noch der Höheren Tochter. Etwas anderes, wenn ein Meister wie Arthur Kampf ans Werk geht. Besonders der zweite Teil des Weltgedichts erlebt unter seiner Hand geradezu eine Neuauferstehung. Schemen werden zu Gestalten. Es liegt eine Urkraft in dieser neuen Schöpfung.

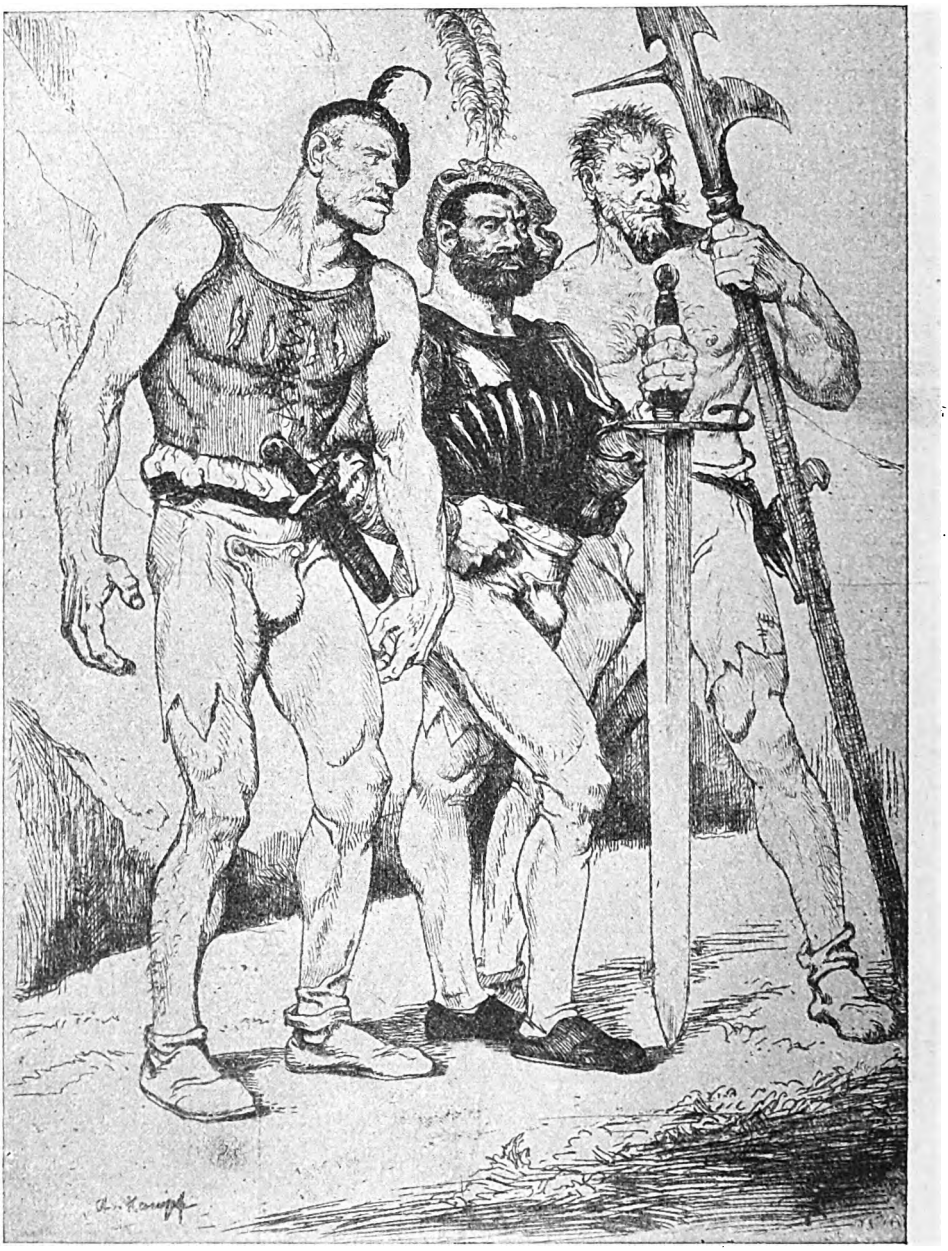
Die letzte Seite unserer Rundschau zeigt eine neue Plastik von Prof. Fritz Behn, dem Schüler Adolf Hildebrandts. Seit über einem Jahr lebt Fritz Behn in Buenos-Aires. Er hat der ernsten deutschen Kunst dort einen ganz neuen Kreis erschließen müssen, denn was bis dahin in den Ausstellungen zu sehn war, das verdiente es kaum, als Probe deutschen Könnens zu gelten. Man liebte dort den holden Kitsch, die Zuckerbäckerware vor allem. Behn ist ein starker Künstler von ehrlicher Disziplin, der auf diesem weit vorgeschobenen Posten trotz aller Nackenschläge des Schicksals von seiner ernsten künstlerischen Bahn nicht abweicht. Auch die beiden neuen Werke zw. S. 280/281 und S. 360 bezeugen das wieder.

Scherenschnitt des Schauspielers Theodor Döring 1803—1878. Aus den Sammlungen der Gesellschaft für Theatergeschichte, Berlin

Den Beschluß des Bilderteils bildet ein Porzellanservice von Frau Büning, das wohl unter Benutzung asiatischer Motive in modernen Linien und Farben einen feinen Geschmack zeigt.

In den Kunstbeilagen dieses Heftes tauchen die Gemälde zweier Künstler auf, die unsern Freunden bisher noch nicht begegnet sind; Professor Johannes Ufer (zw. S. 304/305) ist der eine, und ein ganz eigener in

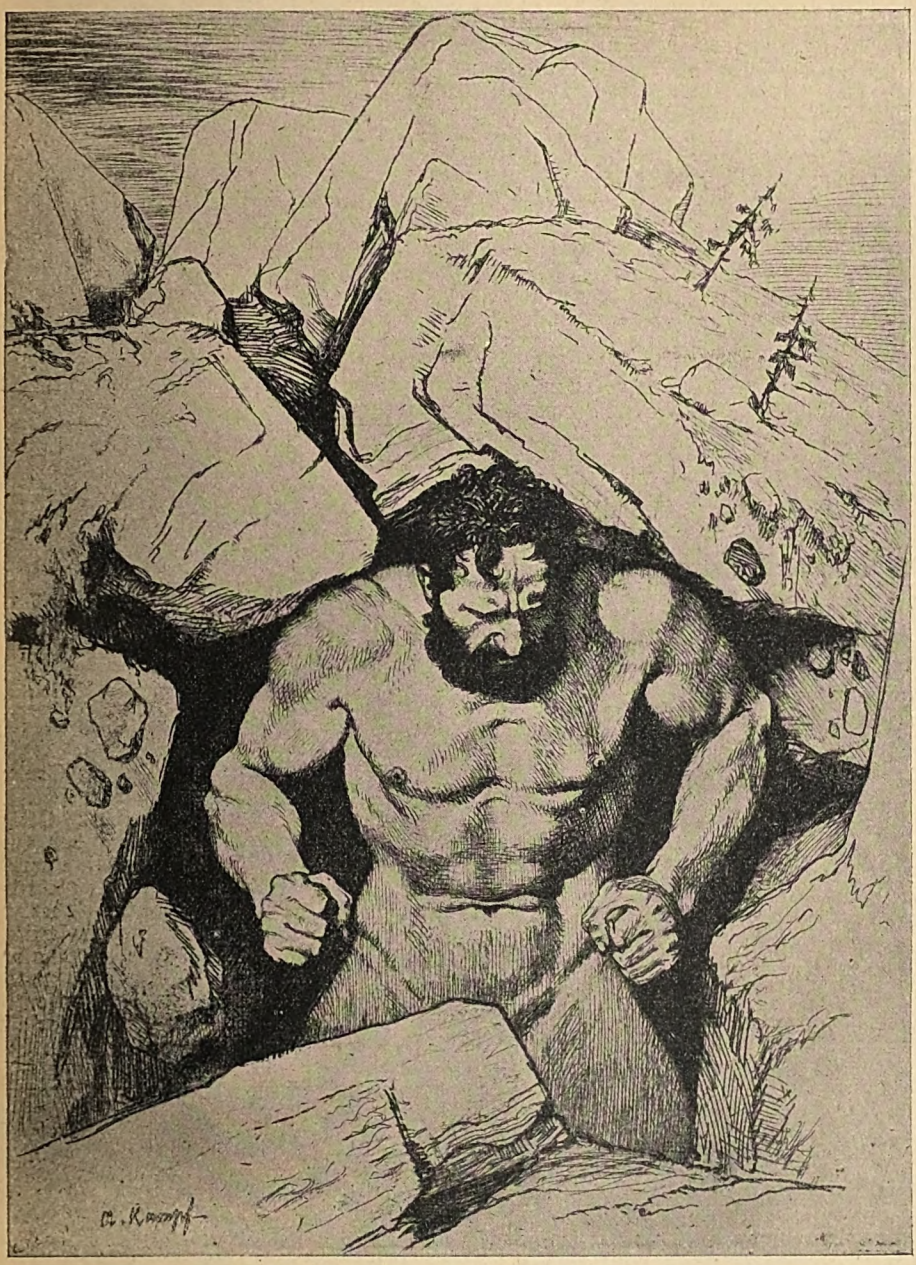
Digitized by Google



Aus Prof. Arthur Kampfs neuem Radierwerk zum ‚Faust', II. Teil

seiner Kunst des Aquarellbildes großen Formats. Spüren wir im seelischen Gehalt seiner Bilder noch manches von dem Impressionismus seines letzten Lehrers Gotthardt Kuehls, so hat das Technische an Ufers Bildern nur wenig seinesgleichen. In den sprühenden Farben seiner Palette werden die Schwierigkeiten bei diesen großen Aquarellen nur demjenigen ganz bewußt, der sich ernstlich auf dem gleichen Gebiete betätigt hat. Ufer liebt in seinen Darstellungen vor allem das Festliche barocker Schloßräume und stimmungsvolle verträumte Winkel. Die Museen von Leipzig, Dresden und Bautzen bergen einige seiner besten Arbeiten, von denen jedes einzelne seinem Schöpfer, nach echter Künstlerart, stets ein Erlebnis war. Der Künstler kommt, wie so mancher Große, vom Handwerklichen, von der Lithographie, her. Talent und Energie ließen ihn dabei unendliche Schwierigkeiten

Digitized by Google



Aus Prof. Arthur Kampfs neuem Radierwerk zum ‚Faust', II. Teil

und Nöte überwinden. Er wurde als Kantorssohn 1874 zu Sachsenburg a. d. Zschopau geboren. — Der andere Maler kommt vom Rheinland: Theo Champion. Sein „Tennisplatz" wird in technisch glücklichster Lösung der Farbenwiedergabe hier gezeigt. Der Künstler wurde 1887 in Düsseldorf geboren. Er besuchte ein Jahr die Akademie seiner Heimatsstadt, dann arbeitete er ein Lustrum hindurch in Weimar unter Theodor Hagen. Nach Studienreisen, die ihn nach Paris, Flandern und Italien führten, hat er sich in der alten Heimat wieder angesiedelt. Auf seiner ersten Kollektivausstellung in Düsseldorf war er bereits mit einem halben Hundert großer Landschaften aus seinen verschiedenen Studiengebieten vertreten.

Digitized by Google

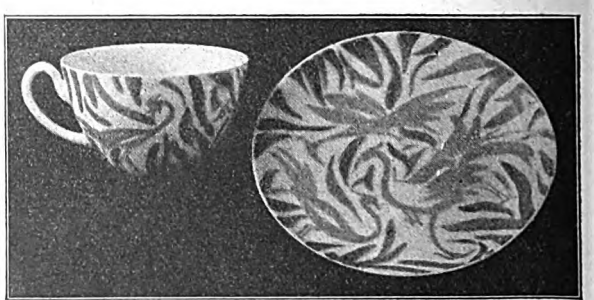
Unser Titelbild zeigt den „Akt im Freien“ von Meister Groeben in einer neuen Drucktechnik. Es ist eine Offset-Wiedergabe in mehreren Farben auf besonderem Papier, das zwar den Hochglanz des Kunstdruckpapiers nicht aufweist, in diesem Falle aber durch seine Schmiegsamkeit dem zarten Reiz des künstlerischen Vorwurfs und der Farbengebung gut entspricht. Als Geburtstagsgruß zum 6. Mai bringen wir das Bildnis des Kronprinzen Wilhelm, das Prof. Max Rabes gemalt hat. Die virtuose Leichtigkeit dieser fleißigen Künstlerhand wird unterstützt durch ein kluges Auge, durch gewählten Geschmack und — nicht zuletzt — durch die Lauterkeit der künstlerischen Mittel. Auch Stadlers „Angler“ und Dinters „Über Land und Meer“ fügen sich dem Mai-Charakter dieses Heftes gut ein, das seine Prägung wohl besonders durch den köstlichen Beitrag von Karl Förster, dem berühmten „Staudengärtner“, bekommen dürfte: „Blumengärten für intelligente Faule“.

An Erzählungen bietet das Maiheft neben Johanna Karwaths gedankenreichem Roman „Marie Duchanin“ die preisgekrönte Meisternovelle des

Baumentwurzler. Überlebensgroßes Bronzebildwerk von Prof. Fritz Behn

Teile eines Teeservice von Frau Büning, Berlin-Hallensee. Handmalerei in Rot, Gelb und Blau

Berliner Novellisten und Dramatikers Wolfgang Goetz „Der Vater“, die in einem überraschend wirkungsvollen Vortrag, aufgebaut auf tiefer Einsicht in menschliche, allzumenschliche Konflikte im Hause des Olympiers, ein Stück Weimarer Leben aus der Literaturgeschichte einfängt. Die Mayersche Kriegsnovelle „Das Kind“ scheint an Sardouscher Technik geschliffen. In dramatischer Steigerung rollt sich der kurze Vorgang ab. Eine gewisse kühle Fremdheit weht den Leser zuerst an. Aber zum Schluß erklingen schlichte, warme, leise Herzenstöne, die aufhorchen machen und seltsam ergreifen, so wortkarg der Verfasser bleibt. H. G.



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
39. Jahrg. / Juni 1925 / 10. Heft

Die Heimat

Erzählung von Jakob Schaffner

Die Heimat," pflegte der Kunst- und Musikverleger Hans Börmann zu sagen: „Die Heimat ist etwas, das man entweder besitzt und nicht erkennt, oder man erkennt es, aber dann besitzt man es meistens nicht. Die besten Schweizer, Deutschen, Engländer und so weiter sind immer die im Ausland. Aber die richtigsten sind die im Inland, sonst wären die andern nicht hinausgeflogen — willig oder widerwillig."

Der Mann mit solchen Einsichten, ein mittlerer Vierziger von guter Gestalt und einem Schlag, dem jeder, der Erfahrung hatte, auf zehn Schritte schon den burgundischen Schweizer ansah, verließ gegen Abend eines regnerisch verlaufenen Sommertages im Schweizerbahnhof in Basel den Zug, der von Le Havre herkam. Seine Fahrkarte stammte sogar noch weiter her und war von Cook in dessen Stammland ausgestellt, wo Börmann eben den angedeuteten Kunst- und Musikverlag betrieb. Jetzt winkte er gelassen einen Träger heran, der nicht zu hastig folgte, gab ihm seinen Schein und nannte ihm ein Hotel, worauf er mit dem leichten Mantel über dem Arm und einer kleinen Tasche an der Hand die Bahnhofshalle mit der gemalten Vorschweiz durchschritt und dann auf den freien Platz heraustrat. „Ja, so muß es sein!" sagte er, als er sich umgesehen hatte. Der Regen war zu Ende gekommen. Im Westen glänzte ein Streifen Himmelsgold zwischen dem abziehenden Gewölk auf, vor dem der massige Turm der Pauluskirche, eines modernen Zentralbaus, um so schwerer und eigensinniger standhielt. Aber die Elisabethenkirche mit ihrer Neugotik ging herzlich mit und war froh, ihrem etwas dürftigen Zierat mit atmosphären Zutaten aushelfen zu können. Weiter auf ihrem Hügel knisterte unhörbar wie auf einem Herd die von einem historischen Großfeuer zurückgebliebene rote Glut des Münsters auf, nun von einem offenen Strahl der tiefer entzündeten Abendsonne getroffen. Näher rückten die Baumkronen der Bankanlagen zusammen und schienen sich auf die Nacht einzurichten, während aus einer grünen Nische, bedeutender als er war, der weiße Marmor des Straßburger Denkmals herausschimmerte. ‚Heimat und sowas Internationales,' dachte Börmann wieder, ‚das ist hier die Atmosphäre. Zwar immer wie immer, aber auch immer nicht so ganz rein provinziell, immer mit einem spießigen Zug ins Weite und manchmal sogar mit einem zügigen Spieß. Ja, auch das gibt's. Das hat nun der Winkel so in sich, geographisch und geschichtlich. Burgundische Pforte. Schön. Grüß' Gott. Da bin ich wieder.' Klingelnd fuhren die grünen Wagen der Straßenbahn unter der schon brennenden großen Bogenlampe vor und glitten wieder davon, und von allen Seiten sahen die weißen Hotels auf sie nieder, in denen nun ebenfalls die Fenster aufzuleuchten begannen. ‚Gehen wir, um uns auch solch einen hellen Fleck in der Wand zu erobern,' sagte er zu sich und setzte sich auf das größte der Gebäude zu in Bewegung.

*

Nachdem er seinen Londoner Verlag soweit gesichert hatte, um mit etwelchen Spezialitäten neben dem rein Geschäftlichen auch

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

etwas für die Liebhaberei unternehmen zu können, war er mit sich einig geworden, dem Schweizer in sich einige Zugeständnisse zu machen. ‚Man stammt nun einmal nicht umsonst aus dieser interessanten Familie und hat mit der heimischen Milch noch Bergkräutersäfte und allerlei historischen und landschaftlichen Zauber in sich aufgenommen. Und am Ende ist auch nicht die Frage danach, was man einander schuldig ist, sondern einfach, inwiefern man loskommt oder nicht. Und es kommt keiner los. Nicht einer!' So hatte er sich entschlossen, mit der musikalischen und künstlerischen Welt der Heimat in nähere Fühlung zu treten, um in seinem Londoner Verlag nach Möglichkeit deren Hervorbringungen dem dortigen Publikum unter Anwendung der nötigen Vorsicht und auch des klugen Mutes, über den er verfügte, zuzuführen. „Es ist ein kniffliges Stück Arbeit," sagte er. „Switzerland — das ist Hotel und Eispickel, und etwas anderes wollen sie davon auch zunächst sicher nicht an den Wänden haben. Das übrige ist german Kunst. Und nun kommt es darauf an, ihnen Switzerland-Bilder als eine Art deutsche Pictures und doch nicht als made in Germany sondern in Switzerland zu applizieren. Das ist aber noch nicht alles, denn jetzt denkt der Engländer an eine deutsche Filialindustrie, oder er glaubt, es handelt sich um die Originale zu unsern hübschen Schokoladebildern. Man muß ihm also klarmachen, daß in der Schweiz auch Farbe gerieben wird, und daß wir neben den Alpen noch unterschiedlichen weniger hoch getürmten Boden haben, auf dem Menschen leben, die bloß sporadisch an den Wänden hinaufgehen. Das letztere wird er einfach nicht glauben, denn Gemse und Schweizer ist ihm ungefähr dasselbe; der Rest ist ihm Murmeltier. Da muß es also die Qualität tun."

Aber mit dem allen betrog er sich doch ein wenig. Er war kein Deutscher, der eine Sache um der Sache willen betreibt und dabei einen Stolz darein setzt, sein persönliches Leben je länger je gründlicher an die Wand zu drücken. Dafür hatte er nicht nur nie Verständnis gehabt, sondern er hielt es für „irrsinnig", eins seiner Lieblingsworte, für schädlich auch der betriebenen Sache selber, ja, für eine Art von individuellem und nationalem Selbstmord. ‚Wir leben doch, zum Donnerwetter, nicht, um zu arbeiten, sondern wir arbeiten, um zu leben und immer besser wir selber zu sein. Da halte ich es nicht mit ihrem Kant, sondern mit Goethe, den sie so vermöbeln und verdrehen. ‚Tatt!' Gut. Aber sie machen den kategorischen Imperativ der Arbeit daraus, und gehen massenhaft zugrunde an Anämie und Persönlichkeitsschwund, während sie alle Welt mit ihren hypertrophischen Produkten bombardieren. Verkehrte Welt. Aber was geht's mich an. Sehe jeder, wo er bleibe.' Und er sah immer angeregt und immer ideenreich, wo er blieb. Wo nicht gut und freimütig zu sein war, da sah man ihn nicht zum zweitenmal. ‚Hat man dazu seine großen Opfer für die Freiheit gebracht, um schließlich doch bei einem modernen Ismus zu landen, ob nun Kapital oder Sozial vorn dran steht, und dem Liberal ist auch nicht über den Weg zu trauen. Mensch, sei du selbst! das ist das Ganze!' Und während er sich anschickte ‚mit der Zielbewußtheit jenes guten Tieres, das im Nebel seinen Weg findet, sein Schweizer Geschäft anzugreifen, wollte er in aller Stille verklungene Wege gehen und Seelenamt halten. Denn die Rede von den großen Opfern, die er der Freiheit gebracht hatte, war mehr als Phrase. Die Phrase lag ihm überhaupt nicht, darin zeigte sich der Schweizer deutschen Blutes, während sich in seinem immerwachen Freiheitsdrang das uralte burgundische Feuer auswirkte, das meistens so ruhig und bedächtig fließt und das schon so köstlich — er fand es ein wenig lange her — aufgebraust ist. ‚Denn gebe ich die Zweiundsiebziger Verfassung noch als Aufbrausen zu, so muß man wieder mir zugeben, daß es seither ziemlich still geworden ist. Aber man kann noch hoffen. Keinem eingeschlafenen Vulkan ist ganz zu trauen. Gott sei Dank.'

Noch am gleichen Abend tat er den ersten Gang. Mit starker Rührung betrat er die Straßen und Gassen der innern Stadt, diese vielen, bald mehr, bald weniger abschüssigen Kanäle, durch die das Tagesleben aus tausend Haustüren eingeflossen und zusammengebrodelt war, um durch das große Abendtor mit dem Strom und dem Licht als ein ungreifbares „Wieder-einmal-Gewesen" dem Meer und der Ewigkeit entgegen abzufließen. Er kannte das. Jedesmal, wenn er hier wieder einmal auftauchte, erfaßte ihn eine starke Sehnsucht nach etwas, das er vergeblich gesucht und erhofft, und das bestimmt auch nie existiert hatte, hier so wenig wie sonstwo, aber von dem seine Seele mit eigensinniger Leidenschaft die Möglichkeit gerade hier und nirgends sonst immer wieder erwitterte oder auch nur hineinprojizierte, er wußte es nicht. Da ging er wieder mit erwartungsvoll erhobener Nase durch diese krummen Häuserschächte mit den Seitengäßchen, sah neugierig in die erblindeten Schaufenster, blickte nach den Bogenlampen auf, roch in die Gäßchen, horchte in die Weinstuben, und alles regte ihn wieder heimlich auf, wäh-

Digitized by Google

rend er doch zugleich wußte, daß in all diesen romantischen Gäßchen und in den erinnerungsreichen Haustüren die alte, treue, wohlbekannte Alltäglichkeit lauerte, um nach dem Ablauf der ersten Stunde sich von den Mauern zu lösen, an denen sie klebte, und mit tastenden polypenartigen Organen von allen Seiten auf ihn loszukriechen. ‚Das heißt, Mauer: das ist auch solch eine Sache mit der Alltäglichkeit. Da hängt doch eigentlich zu viel dunkelblondes Haar an den Ecken, das du gelassen hast. Und wer es sehen könnte, würde sogar da und dort auf einem neuchristlichen Pflasterstein einen Tropfen Opferblut entdecken, vergossen nach dem allerältesten, vorchristlichen und ewigen Ritus der Liebe. Wenn du dann da im Ernst noch von Alltäglichkeit sprichst, so fehlt es irgendwo an dir, und du mußt Revision machen.'

Fragend blieb er stehen. Ob es wohl dort noch so eigenartig stockig und gemütlich zugleich roch? Nun, es war eine Mädchenschule. Alle Mädchenschulen riechen so. Und da das Haus zweifellos noch eine Mädchenschule war, so roch es auch noch so. Fast ohne es zu merken, nahm er Richtung nach der Mädchenschule, während ihm die Gestalten der Vergangenheit wieder lebendig wurden. Ja, das war der kleine, lebhafte, merkwürdig vielseitige Student, der seinerseits wieder mit einer ganzen Anzahl gleichgesinnter junger Männer zusammenhing. Es gab andere, gesetzte, mehr strebsame Charaktere, die ein wenig auf den Jüngling mit den manchmal etwas schlotternden Kleidern und der schwarzen, flatternden Künstlerkrawatte herabsahen, aber er, Börmann, hatte immer das Gefühl von ihm: ‚Der steckt eine ganze Menge Bursche in den Sack, bevor sie sich's versehen.' Die Krawatte sollte wohl manchmal ein nicht mehr ganz frisches Hemd verdecken. Was half das alles: er war arm und idealistisch und hatte Bedürfnisse, die nach allen Seiten über seine Verhältnisse hinauswuchsen; da mußte das eben in gefälliger Weise bedeckt werden, was jetzt noch dahinten blieb. Ja, und was für eine Warmblütigkeit und Herzensgrazie! Welche Bildung in dem einfachen brüderlichen Männchen! Wie er da abends einmal jede Woche seine Sitzung leitete, nicht sehr streng nach dem Ritual, mehr menschlich und unterhaltsam, mehr so allgemein irdisch sozusagen — ja, da wurde ihnen jedesmal wohl und geborgen zumut, und sie hofften Dinge und Entwicklungen, die geradezu wunderbar waren, und alles ganz selbstverständlich und gewiß. Ein kleiner Zauberer war er mit seiner leicht raschelnden Sprache — er hatte meist ein wenig zu viel Aussonderung im Mund, aber es störte gar nicht —, mit seinen kleinen, tiefliegenden blauen Augen, die so freundlich blickten, und dem Habitus eines Jünglings, der ebenso bereit ist, dir zu trauen, wie dich still und herzlich sitzen zu lassen, wenn du ein Philister bist, oder dir durchzugehen, wenn du lästig und eigensüchtig werden willst. Das war der kleine Edmund, auf den die Auguren und angehenden Spießer nicht viel hielten, und der sich in so schöner Weise die Welt offen gehalten hat.

Ja, und dann in der gleichen Loge die Verbrecherfigur aus dem Mittelstand, der Mann mit dem angenagten dunklen Bart, den Zahnstummeln und den stechenden Augen. Aber er war durchaus kein Verbrecher, da er gar kein Philister war. Die meisten Verbrecher sind aus Ungnade und Lieblosigkeit gestrandete Spießer, sonst nichts. Wenigstens in Westeuropa. Der Bart und die abgebissenen Zähne blieben, aber die Augen hatten so eine gutmütig grimmige Fröhlichkeit mit ein wenig Selbstbewußtsein, das ja alle Geretteten haben, dazu mit dem Wissen um viel fatale Erfahrungen mit sich selber, und einer redlichen Überzeugung, daß mit den andern auch nicht viel los ist. Mit solchen Menschen läßt sich umgehen. Edmund kam ausgezeichnet mit ihm aus. Er leitete die Sitzung, und Bärr, wie der Mann etwas barsch hieß, überwachte ihn im Namen der Großloge, war aber im übrigen mit allem einverstanden, was Edmund tat. Daher hieß die Loge auch „Heimat". Dann die junge schöne „Schwester", ein Mädchen aus sehr gutem Haus, talentvoll, idealistisch, mit einem hellen lieben Mondgesicht, das so gut und angenehm lachen konnte, ganz Seele und Feuer für das gemeinsame Werk, das aber ein Werk Edmunds war, und daher auch ein bißchen Seele und Feuer für Edmund, was ihm jeder gönnte, da jeder ganz sicher war, daß er nie etwas mißbrauchen und nie einer Sache in eigensüchtiger Weise Gewalt antun würde. Dabei fast ohne Körper, sehr musikalisch, ja, ganz Musik, ganz heiter und weltlich, und ein Liebling des berühmten Professors mit der gewählten baltischen Aussprache und der grauen Iris, den gelehrten Tabellen und den Analysen von Säuglingsleichenasche. Das war noch eine Zeit gewesen.

Aber nicht an diese Mondelfe knüpfte sich seine Erinnerung an. Nein, da war ein stilles Kind mit großen Augen, weißer Stirn und rotem Mund, das ihm bei einem Teeabend auffiel, obwohl zunächst bloß durch den Umstand, daß es gut und schön lachte. Es hatte solch ein innig vergnügtes, melodisch

Digitized by Google

gedämpftes Lachen mehr für die Augen als für das Ohr, und noch mehr fürs Gefühl als für die Augen. Er mußte immer wieder hinsehen, und jedesmal, wenn sie lachte, schien es ihm heller zu werden. Leider hatte sie den Bärr zum Nachbarn, weshalb sie eigentlich doch nicht recht auf ihre Rechnung kam, und Börmann auch nicht, denn Bärr war ein guter Mensch, aber ein schlechter Damenmann. Zur Loge „Heimat" gehörte sie erst seit kurzem, und alles war ihr noch etwas neu. Manchmal sah sie ein wenig erstaunt in den Betrieb, wenn er ihr auch Achtung abzunötigen schien, da er der Rettung von Verlorenen diente oder von solchen, die leicht dazu werden konnten. Sie selber hatte keine Rettung nötig.

Das stille Kind mit dem roten Mund hatte auch ihn bald entdeckt, und zu seiner Freude konnte er feststellen, daß sie ebenso nach ihm blickte, insofern es die gewaltigen Rauchentwicklungen zuließen, die diese geretteten Trinker hervorbrachten. Börmann stellte immer wieder fest, daß die Menschen nur ein Laster mit einem andern oder gar mit zweien vertauschen. Die hier wechselten den Alkohol mit dem Teein, dem Nikotin, und ein bißchen üble Nachrede pflegten sie auch. Insofern fand er immer, daß sie weniger gut waren als die Angehörigen der Heilsarmee, und seine Freunde gaben es auch zu, aber anderseits war doch eine größere Freiheit gewahrt als dort, und dem rein Menschlichen waren auch weitere Möglichkeiten vorbehalten als bei den nicht bloß äußerlich uniformierten Salutisten, worin wieder er ihnen zustimmte. ‚Uniform ist Uniform, und ein bunter Tuchsarg der Menschlichkeit ist jede.' So tranken sie denn ihre zehn Tassen Tee, qualmten und bewachten einander, ab und zu stieg ein Vortrag auf dem Podium, und bei diesem oder jenem tauchte der Professor auf, um in seiner unübertrefflichen sachlichen Weise ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Noch kein Mensch hatte ihn lachen gesehen, aber auch noch niemand hatte ihn etwas reden hören, was nicht ganz durchdacht war. Es gab übrigens da noch mehr Akademiker, Mediziner, Architekten, Doktoren mehrerer Grade, angehende Regierungspersonen aus dem Linkslager, daneben Schuhmachermeister, Kommis, Brauer, Straßenarbeiter, Frauen aller Stände, Lehrer, kurz, man fand hier eine Musterkarte des ganzen Volkes, aber in einem bestimmten Ausnahmezustand. Immer, wenn ein Vortrag vorbei war, sah die schlanke Blasse — Schwester Elise Hermann, wie er hörte — nach ihm, als wollte sie ihn fragen, wie es ihm gefallen habe, und was es eigentlich wert sei. „Schwester" hießen hier alle weiblichen Mitglieder, wie die männlichen „Bruder". Der Teeabend fand in eben der Mädchenschule statt, vor welcher Börmann jetzt, nach vielen Jahren, wieder stand und sann.

Ob die Loge noch existierte? Und ob sie noch hier tagte? Ihm war, er müßte jetzt der leichten, leisen Gestalt wieder begegnen, müßte in ihre gedämpft strahlenden Augen sehen und ihre liebe flüchtige Stimme hören, die doch so etwas Herzliches und Gläubiges hatte. „Ja, diese Erde trägt gute Kinder," sagte er. „Und es ist ein Verhängnis, daß sie nicht alle glücklich werden können." Da schlug ihm wieder der besondere stockige und gemütliche Geruch entgegen. Das Portal stand offen, weil wohl in der Aula ein Vortrag gehalten wurde. ‚Soll ich eintreten?' Er tat es. ‚Da, über diese Stufen mit den gerippten Messingbändern vorn ist ihr Fuß so und so oft hinweggeschritten. An dieser braunen Holzleiste der Lehne ist ihre Hand hinabgeglitten, während ihr freundliches Lachen durch das Treppenhaus flatterte. Und da soll ich glauben, daß eine Seele sterben und sich verflüchtigen kann? Nimmermehr! Es ist ja noch alles da!' Nachdem er noch einen ergriffenen Blick in das sonst ganz kahle und spärlich beleuchtete Haus geworfen hatte, ging er wieder.

*

„Liebhaber des Lebens! Amateur!" nannte er sich mit etwas wehmütiger Genugtuung, während er am andern Tag schauend und betrachtend auf dem Markt stand und dem sommerlichen Leben zusah. Da kamen die Bürgerfrauen mit dem Korb am Arm. Da kamen die Patrizierdamen mit ihren Mägden. Da waren die Bauernweiber aus dem Elsaß, aus dem Badischen, aus dem Baselgebiet. Mädchen, Fräuleins, Greisinnen mit kleinen Kindern an der Hand. Gemüse, Gladiolen, Nelken, neue Kartoffeln, Blumenkohl. „Ja, die Patrizierinnen," rekapitulierte er, „mit ihrer französischen Bildung und ihrem englischen Puritanismus. Die Bürgerin wird bloß in gereiztem Zustand puritanisch. Die Arbeiterin vollends ist nichts als ein Mensch, der leben will. Das ist die Rangfolge. Heimat!" Das Rathaus mit seinem historischen Farbenanstrich sah bunt auf das muntere Bild herab. „Und da oben irgendwo steht das Münster mit seinem farbigen Ziegeldach, das nie patiniert." Auch das Rathaus war übrigens bunt gedeckt. Er hörte französisch sprechen. Drüben fuhren hintereinander klingelnd die grünen Wagen der Straßenbahn vorbei. Schön und solide uniformierte Polizisten sahen auf Ord-

Digitized by Google

nung. Alles sah neu oder wenigstens gut gehalten aus, alles ein wenig minutiös, und das wirkliche Alte daneben dann wieder so stehen geblieben und unwiderruflich alt, daß er wieder beinahe davor erschrak. Auch hier war sie hindurchgeschritten mit dem Körbchen am Arm, schauend, still lachend, mit ihrem leichten, leisen Schritt, und später nach ihm ausschauend, der zur Stelle war, wenn er sich irgend losmachen konnte. Und wann konnte er nicht, wenn es sich darum handelte, ein schönes Kind zu sehen oder sich auch nur mit einem guten Freund zu treffen. „Arbeiten kann ich immer wieder. Aber etwas menschlich Neues erfahren kann ich nicht immer.“ Hier den Geleisen entlang war auch der Zug damals marschiert, als man die Expedition nach einem Dorf beschlossen hatte. Voran Bärr mit der Fahne, dann zwei Trommler, hinter ihnen die jungen Herren oder Brüder mit Musikinstrumenten, und ihnen angeschlossen das Gros. Irgendwo marschierte Elise. Börmann stand am Straßenrand. Eigentlich wollte er den Zug allein hinausgehen lassen und mit der Elektrischen nachfahren. Im Vorbeimarschieren eräugte ihn aber Elise, die ihn gleich erkannte und ihn offenbar seit dem Teeabend nicht vergessen hatte, so wenig wie er sie. Fast bevor er sie grüßte, nickte sie ihm lächelnd zu und mit einer Bewegung, als lüde sie ihn zum Mitkommen ein. An Hemmungen irgendwelcher Art hatte er noch nie gelitten. Auf der Stelle entschlossen schwenkte er auch schon lachend ein. Es gingen zwar nun vier im Glied, sonst marschierte man zu Dreien, aber das schadete gar nichts. Indem sie leicht in seine Hand einschlug, machte sie ihm Platz. Er faßte Schritt, und schon begann das Gespräch. „Ist Ihnen der Abend neulich gut bekommen?“ und so. Seine Augen sagten dabei: ‚Was bist du für ein reizender Engel!‘ Und ihr Lächeln: ‚Endlich einmal ein Mann, der einem gefallen kann.‘ Ja, der Abend war ihr gut bekommen. „Aber haben Sie sich denn nicht zu sehr gelangweilt bei uns?“ Und, da er etwas verwundert aufblickte: „Sie sind doch anderes gewöhnt —!“ Dies ‚andere‘ ging auf das Theater, auf seine Reisen und Liebhabereien, seine Bücher und die Kunstschwärmerei. Sie hatte sich also über ihn erkundigt.

„Ja, da muß ich wohl gleich mit der Wahrheit heraus,“ lächelte er. „Ich weiß ja nicht, wie es sonst gegangen wäre. Aber ich habe immer gesehen, wie Sie lachten und sich zu unterhalten schienen, und da war ich auch vergnügt und unterhielt mich ebenfalls.“

„Aber ich habe mich ja gar nicht unterhalten!“ platzte sie heraus. „Es war doch so ledern. Und Bärr — Bruder Bärr —!“

Verlegen brach sie ab.

„Ja, Bruder Bärr versteht sich aufs Röhrenlegen und aufs Kommandieren dabei. Die Möglichkeit dazu hat ihm allerdings der Orden erhalten. Auf die Frauen versteht er sich weniger. Aber er meint es doch gut.“

„Ja, das tut er. Und den Orden hat er übrigens selber gesucht, um einen stärkern Halt zu haben. Und da sind manche, die sich auf die Frauen besser verstehen, und die taugen doch nicht viel.“

„Oho, Schwester Hermann —!“

„Ich bin aber nicht Ihre Schwester. Kommen Sie erst in die Loge, und dann sag’ ich auch Bruder zu Ihnen.“

„Nun, seitdem ich Sie darin weiß, hat die Loge allerhand Aussicht mehr dazu. Aber was die Frauenliebhaber anbelangt, die nichts taugen: meinen Sie da mich?“

Sie sah ihn neckisch an. „Ja, sind Sie denn ein Frauenliebhaber?“

„Da muß ich schon etwas Grundsätzliches sagen, Fräulein Hermann. Ich bin nämlich ein Liebhaber von allem Schönen, Unmittelbaren, Eigenartigen und Naturgescheiten. Dazu gehört, sagen wir, jeder nette, zutrauliche Vogel, manches kluge Haustier und auch Wild, die echte Kunst, der wahre Künstler, der mutige, freie Mann, und die Frau, wenn sie unverdorben und anziehend ist, die vielleicht vor allem. Sehen Sie, da haben Sie mein Glaubensbekenntnis. Es ist allerlei, daß wir schon so weit sind.“

„Oh, wir sind noch gar nicht weit.“ Sie wollte ihn damit wohl ein bißchen kalt setzen, aber es tönte so komisch, als wollte sie sagen: ‚Da erwarte ich noch ganz andere Sachen!‘ und er mußte lachen. Sie wurde rot. Das machte ihn noch verwegener.

„Wir werden schon noch weiter kommen,“ sagte er leise und schwerenöterisch, indem er ihre Augen suchte. Sie tat ihm aber nicht den Gefallen.

„Warum treten Sie überhaupt nicht dem Orden bei, da Sie doch so befreundet sind mit manchen von uns?“

Er verstand sie grundsätzlich wieder falsch.

„Ich habe auf eine solche hübsche und einleuchtende Nötigung gewartet, wie Sie es sind. Ich bin nicht von Prinzipien oder von Prinzipienbesitzern zu verführen, sondern von Menschen und vom Menschlichen. Und das habe ich gleich vom ersten Moment in Ihnen gespürt.“

„Nun, da können Sie aber lange warten,“ lachte sie leicht erzürnt.

„Worauf? Auf das Verführtwerden? Was für eine kleine Materialistin Sie sind.

Digitized by Google

Ich meine das ja ganz ideal. Da sehen Sie. Wer hat Ihnen denn solche Anschauungen über die Männer beigebracht?"

Sie war wieder errötet.

„Kunze," erwiderte sie schnell, „sagt, daß alle Männer nichts wert sind und auf Schlechtes ausgehen."

Dabei errötete sie aber noch mehr, und er freute sich, wie es ihm bei Mädchen lange nicht mehr passiert war.

„Bloß er ist viel wert und geht nur auf Gutes aus," versetzte er lachend. „Was ist denn das für ein Original?"

Sie begann ihm nun von Kunze zu erzählen. Er war etwas älter als sie und nicht so alt wie Hans Börmann, wohnte seit einem Jahr bei ihrer Mutter, las viel, alles mögliche durcheinander, wie es Hans schien, Hegel und Nietzsche und dann Kant und darauf Schleiermacher, studierte auf der Hochschule Musik, spielte jeden Tag sechs Stunden Klavier, ging eine Stunde aus und lag den übrigen Teil des Tages auf dem Diwan und las Philosophie. Romane bezeichnete er als Schund und Verführung, zum mindesten als Zeitverlust, und er erlaubte nicht, daß Elise welche las. Fand er einen Roman bei ihr, so war er beleidigt und strafte sie mit Nichtbeachtung. Sie mußte heimlich lesen, zitterte aber immer vor der Entdeckung und schloß sich neuerlich nachts ein, was sie früher nie getan hatte.

„So, so. Und warum schließen Sie sich ein?" fragte er unschuldig.

„Weil ich doch Angst habe, daß er mich kontrollieren kommt."

„Bloß deshalb?"

„Pfui! Sie sind so —!"

„Nun? Wie bin ich?"

„Kunze ist ein Ehrenmann. Und er ist viel zu ernst für so was."

„Ich weiß zwar nicht, für was Sie meinen, daß er zu ernst ist, und was ich gemeint haben soll. Ich habe bloß den Grundsatz, keinem zu trauen, bevor er tot ist, und da auch noch ein Jahr zu warten. Zahlt er denn seine Miete brav?"

„Manchmal bleibt er ein bißchen aus, aber er holt es immer wieder nach. Jetzt allerdings —"

„Hängt er schon zwei Monate zurück. Ja? Denken Sie einmal, so was habe ich mir gleich vorgestellt, als ich hörte, daß er gegen die Romane ist und Sie kontrolliert. Die sind alle so. Ist er denn auch fromm?"

„Nein, er ist aufgeklärt."

„Das merkt man."

„Er ist gegen die Reichen und Mächtigen."

„Weil er selber gewalttätig ist und nach dem Besitz anderer Leute schielt. Glauben Sie mir, den Herrn kenne ich schon, ohne daß ich ihn gesehen habe. — Seien Sie einmal ehrlich: hat er Ihnen schon Geld abgepumpt?" Sie senkte den Kopf und schwieg. „Da sehen Sie. Also ein Philister, der auf Parasitentum studiert. Warum lassen Sie sich denn von dem Menschen imponieren? Warten Sie wenigstens damit, bis er etwas Rechtes geleistet hat. Aber dann wird er niemand mehr tyrannisieren wollen."

„Oh, er spielt sehr schön Klavier und ist immer der Erste in seiner Klasse."

„Überhaupt ist er viel zu alt für das Konservatorium. In diesen Jahren müßte er schon selber lehren und öffentlich auftreten. Wie geht das zu?"

„Er hat sich durch eigene Kraft heraufgearbeitet. Vorher war er Kommis."

„Immer besser. Warum blieb er nicht Kommis? Ist das kein ehrenwerter und nützlicher Beruf? Und haben wir nicht schon gerade genug Kunstproleten? — Da lob' ich mir Sie. Sie gehen jeden Morgen nach Ihrem Geschäft und betätigen sich anspruchlos und nützlich, unterhalten Ihre Mutter und die ganze Wirtschaft, und dazu zehrt noch dies Musikgenie an Ihnen, das natürlich auch an Ihrem Tisch ißt. Ja oder nein?"

„Ja!" lachte sie. „Aber warum sind Sie auf den armen Menschen denn so erbost? Das tönt gerade, als ob Sie eifersüchtig wären."

„Bin ich auch. Mich erbosen alle Schieber, und so was ist ein Schieber, der die Lasten und Kosten seiner parasitischen Existenz auf andere abschiebt. Kann der Mann nicht nebenher wenigstens noch einen Broterwerb treiben, Stunden geben oder so was, anstatt auf dem Rücken zu liegen und Bücher zu lesen, die er doch nicht versteht?"

„Er sagt, Bildung ist das erste und das letzte."

„Mag sein. Aber dazwischen liegt der Lebensanstand. Und der Mannesstolz. Und der Zartsinn. — Ach, Fräulein Hermann, Sie haben ganz recht: auch ich bin nicht zu viel wert. Aber eins weiß ich: mag mit mir noch passieren, was will, so werde ich nie an einem andern hängen und Blut saugen, zuletzt an einer armen Witwe und ihrer braven, fleißigen, liebenswürdigen Tochter. — Aber lassen wir den Unglücksmusiker. Erzählen Sie mir von Ihrem Leben. Was ist Ihr Chef für ein Mann?"

Da er sie doch etwas beunruhigt hatte, ging sie gern auf den neuen Weg ein. Sie fing an zu berichten und erzählte so frisch und heimlich humoristisch, daß er wirklich in kurzer Zeit seinen Ärger vergaß und nur noch Auge und Ohr war. Sie war an einem

Digitized by Google

großen internationalen Unternehmen als Sekretärin angestellt und hatte eigentlich eine gute Position, besonders seitdem sie eingearbeitet war. Aber da es zugleich eine Vertrauensstellung bedeutete, und ihr Prinzipal mehr auf Repräsentanz hielt, als seiner Filiale eigentlich gut tat, den Direktor spielte, obwohl er nur „Souchef" war, wie sie sagte, so hatte sie fast alle seine Lasten zu tragen, aber ohne seine Ehren und vor allem ohne sein Einkommen. Manches lag auch an der eigenartigen Organisation. Das Unternehmen war französisch und schlug ins Verkehrsgebiet. Der Souchef hatte viel mit dem Publikum zu verkehren, vor allem aber mit Behörden und mit andern Gesellschaften, und mußte daher unbedingt aus den sogenannten gebildeten Kreisen stammen oder das dazugehörige Exterieur haben. Da solche Leute aber immer zugleich ehrgeizig sind und sofort nach der Zentrale streben, so fühlte sich jeder mehr oder weniger leihweise auf seinem Posten, und es kam alles auf die Sekretärin an. Nur hätte die besser bezahlt sein können für ihre Riesenarbeit — Elise kam oft erst um neun Uhr nach Hause —, aber sobald der Souchef für einen Angestellten Aufbesserung beantragte, folgten die andern nach, und dann ging es auf Kosten seiner eigenen Wünsche. Also blieb alles beim alten. Sie hatte viel mit höheren und hohen Herren zu verkehren und kannte die ganze Etappe bis Paris und darüber hinaus. Mit ihrem Herrn Antoine stand sie gut; allerdings, sobald ein großer Herr auf der Bildfläche auftauchte, verkehrte er „par Distance" mit ihr und drehte den Herrenton heraus.

Unterdes war man in dem Dorf angelangt und zog in das Gemeindehaus ein, in welchem die Aufklärungsaktion vor sich gehen sollte. Eine kleine Anzahl von Erwachsenen und eine große von Dorfjugend hatte sich bereits versammelt. Einstweilen drückte sich alles noch an der Tür herum. Aber sobald der Stoßtrupp, den der Landsturm der Abstinenzbewegung da herausgeschickt hatte, im Saal war, strudelte alles nach und nahm vorsichtig auf den hinteren Bänken Platz. Nachher tröpfelte noch dies und jenes herein, aber zwischen der Gemeinde der Trinker und der Nichttrinker blieb doch ein isolierender Zwischenraum, und wenn eine heilsame Ansteckung sich ereignen sollte, so mußte sie auf geistigem Weg vor sich gehen; der physische war so gut wie ausgeschlossen. Zuerst sang man, um eine gemeinsame Plattform herzustellen, ein vaterländisches Lied; das wirkt immer und redet zu Vertrauen. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder." Gut. Aber wo man „Rufst du, mein Vaterland" singt, hören doch schon viele Zweifel gänzlich auf, die bei „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" noch erlaubt gewesen wären. Nach dem Lied trat ein junger Doktor jur. auf das Podium und hielt schlecht und recht einen Vortrag über die Schädlichkeit des Alkohols vom körperlichen, geistigen, sozialen und häuslichen Standpunkt aus. Er gab sich viel Mühe, einfach und geradehin zu sprechen, und einem Mann, der im täglichen Leben wie andere Leute den heimischen Dialekt braucht, fällt das nicht so schwer wie im Norden einem Gebildeten, den schon seine Alltagssprache vom Volk unterscheidet. Er sorgte auch für die Lachlustigen und verlockte sie zu Heiterkeiten eigentlich auf ihre eigenen Kosten. Anderseits sah er, daß die mehr ernst Veranlagten auch zum Ihren kamen; denen erzählte er ergreifende und erschütternde Einzelfälle aus den Journalen der Kranken- und Irrenhäuser und aus den Gefängnissen. Der wissenschaftliche Boden waren die Bungeschen Untersuchungen und Statistiken. Vor einem Volk mit verhältnismäßig hoher Einzelbildung taten sie ihre Wirkung ohne Umwege. Börmann hatte sofort das Gefühl, daß die Leute folgen konnten. Aber er hatte auch wie immer die Empfindung, daß es viel schwerer war, in einem demokratisch durchkultivierten Land mit solchen Heilslehren zu wirken als in einem roheren und für die Gewissens- und Seelenappelle mehr empfänglichen. Das bestätigte ihm nachher der Vortragende. Im Norden um Berlin herum, wo er zwei Semester studiert hatte, waren zum Beispiel von ihm mit denselben Mitteln ungleich stärkere Wirkungen beobachtet und zum Teil selber erzielt worden, obwohl dort bildungsmäßig betrachtet weit schlechtere Bedingungen vorlagen. Er schien geneigt zu sein, das auf die Rechnung der Bildung überhaupt zu schreiben, und unterlag gegenwärtig einer Reizung gegen alle Versuche, das Schulwesen noch weiter auszugestalten.

Es war dafür gesorgt, daß man nach dem Vortrag, Männlein und Weiblein und die Kinder dazu, im gegenüberliegenden, schönen Schulhof zusammenkam, wo Tische und Bänke aufgestellt waren und allerlei Erfrischungen nach dem abstinenten Ritus schon bereit standen. Börmann hatte sich immer zu Elise gehalten, die auch keine Versuche machte, ihm zu entwischen. Ihr war wohl bei ihm. Er wußte die Mädchen am rechten Zipfel zu nehmen, war unterhaltsam und ein klein bißchen zudringlich, wie es allgemein gern gelitten wird, und dazu kam sie rein menschlich durch seine Teilnahme an ihren Angelegenheiten noch besonders auf ihre Rechnung. Im Schulgarten richtete er es so

Digitized by Google

ein, daß er mit seinen Freunden aus der Loge und aus der „Veritas“, einer studentischen Verbindung, die auch hier erschienen waren, zusammensaß. Er gehörte auch nicht zur besagten „Veritas“, war überhaupt noch nie Mitglied eines Vereins gewesen außer des Infanteriebataillons, dem er ohne seinen ausdrücklichen Wunsch eingereiht worden war, und wo er hauptsächlich auf möglichste Wahrung seiner Freiheit und Selbstverfügung gesehen hatte. Aber er hatte Sympathien für Ideale und für Idealisten, wenn sie jung und herzwarm waren, und fand sich gern wieder einmal ein, wenn etwas Besonderes in Aussicht stand, wobei er allerdings am meisten die nachfolgenden Gespräche und Diskussionen liebte. Bei diesen spielte er mit Vorliebe den Zweifler, um dann mit inniger Freude zuzusehen, wie seine etwas dogmatischen Freunde im Eifer zu Entfaltungen kamen, in denen sie sich letzten Endes, ohne es zu wissen, doch menschlich ein wenig selber widersprachen. Und das war dann sein geheimer Sieg über sie, aber weil er dazu jedesmal still war, hielten sie regelmäßig sich selbst für die Sieger.

So ging es auch heute zu. Der Medizindoktor war mit seinem Erfolg unzufrieden und beklagte sich über die demokratische Selbstgerechtigkeit und Widerspenstigkeit. Er schob wieder alles der Volksbildung zu, die die Leute nicht frei, sondern nur dreist und bockig mache und sie an der Erkenntnis ihrer Inferiorität hinderte. „Dann sind sie auch noch dummschlau und jeder will besser unterrichtet sein als der andere,“ schimpfte er weiter. „Und was das Schlimmste ist: einer geniert sich vor dem andern, sich zu bessern, in sich zu gehen, etwas anzunehmen, das moralisch ein anderes Gesicht hat. Aber um Schlechtigkeiten, Saufereien und Roheiten zu begehen, da genieren sie sich nie. Ich bleibe dabei, daß alles dieser bürgerlichen Halbbildung zuzuschreiben ist. Wir sind in einer Sackgasse. So geht es nicht weiter. Die Bildung noch höher hinauf zu schrauben, ist unmöglich. Halbbildung aber ist der Tod aller Kultur und alles wahren Fortschrittes genau so wie der Kleinbürgerbesitz, der dazu kommt, um die Menschen noch enger und schofler zu machen, so daß jeder jedem aufpaßt, und jeder jedem auch den kleinsten Vorsprung mißgönnt und zu verderben sucht. Mindestens denunziert er ihn bei der Steuer. Da gibt es nur eins: allgemeine Gleichheit. Rücksichtslose Durchführung des Sozialprinzips. Dann ist höhere Bildung möglich. Aber nur dann. Im andern Fall müssen wir die Hunde zurückpfeifen. Die geistige Selbstüberheblichkeit muß aus dem Volk heraus.“

Hans hatte sich diese Ergüsse eines gereizten Herzens ruhig lächelnd angehört.

„Erstens, Mann, sprichst du solche nördliche und russische Sentenzen in einem durchdringend demokratischen Land aus. Sie sind also ebenso unverbindlich wie unschädlich. Salzsäure greift den Granit nicht an. Demokratie wird hier sein, solange die Berge vorhalten, und das dauert wohl noch eine Weile. Schicke dich also ins Landschaftliche, Karl. Zweitens bin ich mit dir einverstanden, daß wir an einer Halbbildung kranken, die vielfach mit Verbildung identisch ist. Aber die Losung, mein Freund, ist nicht: ‚Zurück!‘ sondern: ‚Vorwärts!‘ Ich habe dir fünf immerhin wichtige Jährchen voraus, und stehe — manchmal sage ich: ‚Leider!‘ — im täglichen Leben. Ich gehe mit Arbeitern und mit Patrizierdamen um und weiß Bescheid in vielen Töpfen. Jeder Zustand hat seine Kehrseite, auch die Demokratie, ihr Freunde. Aber wir müssen uns an die Hauptseite halten. Und die hält Stich. Wer will sie mit einem Adler- oder Kronenbild tauschen! Schluß davon. Nur einen Schritt vorwärts könnten wir wieder einmal tun. Unsre Schulen sind eine altfränkische Selbstwergnügung. Mit Bildung haben sie und mit Menschenentwicklung wenig mehr zu tun. Laß nur, rege dich nicht auf: sie sind sehr wohl steigerungsfähig, wenn man etwelchen alten Zauber draußen läßt und neuen hineinnimmt, den die Welt jetzt braucht. Er wird auch wieder alt werden, aber jetzt ist er neu und verlangt, und unsre Kinder mögen für sich selber sorgen. Soviel darüber. — Aber drittens: wie wäre es mit einem netten, munteren Freispiel unter diesen schönen Bäumen? Das würde auch vielleicht beim Volk mehr nützen als der ganze Aufklärungsvortrag.“

„Ja, das ist wieder eine echte Börmannrede mit erstens und zweitens und unerwartetem Schluß,“ lachte der verdrossene Apostel, der sonst aber gar nicht apostelhaft aussah. „Solche Männer wie dich muß man haben. Sie glauben zwar nichts, und als Widderkopf an der Sturmstange kann man sie schon gar nicht brauchen, aber das Herz machen sie einem wieder leicht, wenn man sich vereifert hat, und sie halten einem die Verbindung mit der allgemeinen Menschheit offen. Wie sie das machen, dahinter bin ich noch nicht gekommen. Nein, ihr Freunde, wir wollen keine Philister werden, denn das ist im Grund die ständige Mahnung Börmanns und seine heimliche Sorge. Auf, richten wir ein Spiel ein. Aber was?“

„Haschen!“ rief Elise wie aus der Pistole geschossen, so daß alle sie eine Sekunde oder zwei ganz erstaunt ansahen. Sie war mit

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

großer Anteilnahme Für und Wider dem Diskurs gefolgt. Der Sieg Börmanns, ihres neuen Freundes, auf den sie schon ein bißchen stolz war, hatte sie aber dann so begeistert, daß sie den ersten Anlaß wahrnahm, um diesem Gefühl Ausdruck zu geben. „Ach ja, Haschen. Bitte, bitte!"

Sie hatte rote Wangen, und ihre Augen leuchteten, und eigentlich hatte niemand recht gewußt, daß man eine so hübsche neue Schwester besaß. Jeder wird einmal irgendwie entdeckt; der Tag ihrer Entdeckung war heute. Hans betrachtete sie erfreut, und stimmte auch zuerst für ihren Vorschlag, der aber einer Befürwortung schon nicht mehr bedurfte. Man steckte das Gebiet ab, das eingehalten werden mußte, und die Jagd ging los. Elise flog wie eine Else ab und zu, bald von dem verfolgt, bald von jenem. Fast immer lag sie jemand im Arm, ohne es inne zu werden, und meistens war es ein hübscher, junger Mann, ein Student oder Doktor med. et. phil., und nur Hans Börmann machte sie lang und listig zu schaffen; es war, als legte sie es darauf an, das Spiel mit ihm nach Kräften in die Länge zu ziehen, und wenn er sie dann hatte, war sie ganz außer Atem, aber sie lachte und warf mit einer graziösen Kopfbewegung die Locken aus dem Gesicht. Schließlich regte Börmann aber heimtückisch ein Kußspiel an. Die Dörfler sollten mit vollkommener Deutlichkeit sehen, daß man alles war, nur keine Muckerbande. Schon machten die jungen Männer, denen der Mund wässerte, Miene, das neue Spiel zu proklamieren. Da kam Elise dazu. Als sie hörte, was eingefädelt war, warf sie unwillkürlich einen Blick auf Hans. „Aber das geht doch nicht!" rief sie lachend aus, um ihren Schreck zu verbergen. „Was sollen die Leute davon denken?" So unerfahren sie war, so hatte sie doch gleich einen Begriff davon, was da im Werk war. „Ja, eben die Leute!" wurde ihr entgegengerufen. „Die sollen nun erst recht sehen, was Freude und Abstinentenvergnügen ist!" Hans schwieg, weil ihm diese sektiererische Begründung ein wenig gegen den Strich ging, aber noch mehr, weil die Sache schon so gut wie beschlossen war, zumal andere Schwestern eifrig dafür eintraten.

Da Börmann das Spiel aufgebracht hatte, wurden ihm zuerst die Augen verbunden. Während der Prozedur sagte er lächelnd: „Fräulein Hermann soll sich vorsehen. Sie ist dagegen gewesen, und soll die erste sein, die geküßt wird." Dann wurde er losgelassen. Man hatte einen Kreis unter den Bäumen bestimmt, den niemand übertreten durfte. Wer gesucht wurde und verletzte ihn, galt für gefangen. Der Wind rauschte in den großen, zackigen Blättern der Kronen. Auf den weißen Rindenflecken glänzte die Sonne. Die blauen Juraberge schauten langgestreckt und mit hohen Rücken samt ihren Höfen und Wäldern herab; da sie halbe Franzosen waren, fanden sie alles in der Ordnung. Auf den näheren Höhen leuchteten die Ruinen der ehemaligen Adelsburgen. Dahinter und darüber stiegen Steinbrüche und Felswände auf. Aber im grünen Tal schlängelte sich der Fluß dahin von Weiden umbuscht und von Brücken überspannt. „Vogel, wo bist du?" fragte Hans und paßte auf wie ein Nachtwächter. Dann erklang es etwa hinter ihm: „Hier!" aber im nächsten Moment war das flinke Mädchen schon an einem ganz andern Punkt. „Vogel, wo bist du?" Jetzt kam das „Hier!" von vorn, aber gleich darauf war sie hinter ihm. Indessen begannen die andern, die auch gern daran kommen wollten, ihm zu helfen, indem sie Elise den Weg versperrten oder sie ihm ein wenig zustießen, auch begannen sie sie ganz offen zu verraten: „Hier, Herr Börmann; wir halten sie fest!" Sie schalt und selbst er wehrte ab: „Das gilt nicht! Festhalten ist verboten!" Sie riß sich los. „Verraten ist auch verboten!" rief sie wütend, aber dazu lachte er. „Nein, das ist erlaubt. Verratet sie mir nur fleißig! Sie treibt's auch gar zu bunt. — Vogel, wo bist du?" Sie loderte fast vor Übermut. Dicht neben ihm piepste und zwitscherte sie: „Hier!" aber er griff wieder in die leere Luft. Doch hätte vielleicht nur ein Zentimeter gefehlt, und sie erschrak sehr, so sehr, daß sie an die äußerste Peripherie des Kreises zurückwich und dort unversehens über den Strich hinausgeriet. „Fehlgetreten!" riefen alle, und Hans riß sich die Binde von den Augen.

Da stand sie in den brennenden Lichtern der Platane selber glühend und wehend und sah ihm ungewiß lachend entgegen, während er langsam auf sie zuschritt, um sich seinen Kuß zu holen. „Sie haben mich ja gar nicht gefangen!" wandte sie verlegen ein. „So ist's keine Kunst: Sie haben das Spiel verloren, und mir ist ein Kuß zugefallen." Jetzt stand er vor ihr: „Darf ich bitten?" und legte seinen Arm um sie. Aber da traf ihn ein so flüchtender und ängstlicher Blick, daß er verwundert daran hängen blieb und einen Moment zauderte. „Bon," sagte er halblaut über ihr, „ich behalte ihn zugute, was auch schön und fast noch schöner ist. — Aber ich werde ihn mir holen; verlassen Sie sich darauf!" Langsam ließ er sie los. Allgemein, da die Szene sich etwas abseits abgespielt hatte — sie war vor ihm noch weiter zurückgewichen, und er hatte mit dem Rücken gegen die Gesellschaft gestanden und sie gedeckt —

Digitized by Google

nahm man an, daß der Kuß erledigt sei, und eine zweite Person wurde zum Suchen bestimmt. Das Spiel nahm seinen Fortgang. Elise löste sich vollends von ihm und hütete sich für heute, ihm noch einmal nahe zu kommen. Aber sie war wie aufgescheucht, stand keinen Moment mehr ruhig, und nur in der Nähe Bärrs setzte sie sich einmal hin, um hastig ein Glas Limonade herunterzustürzen. Börmann ließ sie ruhig flattern; er wußte, was er, allbereits, an ihr geerntet hatte. —

*

Während der gereifte Hans Börmann auf den Wegen des jungen ging und träumte, erledigte er nebenher einige musikalische Absichten, besuchte Inhaber einschlägiger Geschäfte, bei denen er, mehr menschlich plaudernd als auf dem Weg exakter Verhandlung, erfuhr, was er fürs erste wissen mußte, und für das Folgende nahm er sich wieder Zeit. Er war kein hastiger und nicht einmal ein schneller Geschäftsmann, hatte vielleicht schon einmal eine Möglichkeit vorbeigehen lassen, die ganz nützlich gewesen wäre, ohne daß sie ihm zwingend vorkam, aber noch nie hatte er sich mit etwas übereilt, das er nachher gern zurückgetan hätte, und bei grundsätzlichen Angelegenheiten wußte er immer genau, was er zu tun hatte, vor allem bei solchen, die zu seinem ganz persönlichen Leben gehörten; da konnte er unter Umständen, weil er sich auf seine Witterung und seinen Trieb verlassen durfte, auch einmal flink sein. Nun hatte er eine Anzahl Adressen und sonstige Notizen, und mit dem Gefühl, auf diesem Gebiet für heute genug getan zu haben, wandelte er nachmittäglich sinnend und schauend aus der Stadt hinaus, um einen gewissen alten, vertrauten Rundgang zu machen. Dieser Gang führte am Sankt Jakobs-Denkmal vorbei, draußen über das alte Schlachtfeld, dann links der Birs zu, an dieser entlang zurück, um an der Rückseite von einer Reihe schöner, herrschaftlicher Gärten und Parke entlang wieder die ersten Stadthäuser zu erreichen. Dort hatte damals unter zwei mächtigen alten Nußbäumen eine Bank gestanden, und nichts interessierte ihn jetzt so lebhaft, als, zu wissen, ob sie noch dort sei.

Aber als er die weiße Marmorgruppe erblickte, nahmen seine Gedanken zunächst einen andern Weg. Von der grünumbuschten Marmorterrasse herab, von der das eigentliche Denkmal sich erst erhob, sah er im Geist einen breiten, unabsehbaren Festzug sich aus der Stadt herausbewegen. Ein Wald von Fahnen wehte darüber. Vergoldete Spitzen und Lyren blitzten in der Augustsonne. Musikkapellen und Tambourkorps dröhnten vielstimmig her. Er, Hans, stand mit Elise Hermann auf dem Randstein des Bürgersteigs und erwartete den Zug an der Biegung der Straße neben dem Denkmal. Elise trug eine neue Bluse mit weit gepufften Ärmeln, wie sie gerade Mode geworden waren, aus einem geblümten, kreppigen, leichten Stoff gemacht, dazu einen blauen Hut und einen hellen Rock mit braunen Schuhen und einen weißen Sonnenschirm. Er fand sie wieder reizend und eigenartig, noch klüger, mutiger, scheuer und warmherziger als neulich, aber seiner liebevollen Bewunderung setzte sie heute einen kühlen Übermut entgegen, der wohl einer Absicht oder einer Vorsicht entstammte. Auch fand er sie heimlich an- oder aufgeregt. Ihre Augen leuchteten tiefer, und als sie am Rendezvousplatz ankam, war sie ein wenig außer Atem.

„Desertiert?“ fragte er.

„Ein bißchen,“ lachte sie. „Er ist gegen das Fest. Die Bürger sollen arbeiten und sich bilden; das sei ihnen nötiger.“

„Arbeitet denn er?“

„Er sagt, seine Selbstbildung sei seine Arbeit. Und das ist sie auch. Immer tut er etwas. Entweder er übt, oder er liest.“

„Liegt, wollten Sie sagen.“

„O, das ist gar nicht so leicht, vier Stunden hintereinander zu liegen und zu lesen,“ widersprach sie. „Versuchen Sie es einmal.“

„Mit dem Lesen hab' ich's allerdings noch nicht versucht, aber mit dem Garnichtstun, und das war nicht schwer. Sehen Sie, dort in dem schönen Mönchensteiner Wald — dort stehen in einem sonnigen Winkel gegen die Felder hinaus ein paar wunderbare, hohe Akazien. Dort habe ich vor einigen Jahren, als ich sie zufällig entdeckte, einen unvergeßlichen Vormittag und Mittag verträumt, ohne mich nur einmal zu rühren. Über mir der weiße Baldachin der Blüten und darin wie eine Hochzeitsmusik das tiefe Summen und Läuten der Bienen. Noch höher der blaue Sommerhimmel. Und ich ganz eingehüllt von Duft und von Träumen. Ja, da habe ich zwar nicht gelesen und an meiner Bildung gearbeitet, aber ich habe mehr gelernt und erlebt als aus allen Büchern, und ich verließ den Platz als ein gebesserter Mensch.“

„Schönen Hunger werden Sie auch gehabt haben.“

„Auch das. Aber das kann bei einem jungen Menschen unter Umständen eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Essen kann man immer, aber die Feierstunden der Natur kommen, wann sie wollen, und dann muß man ihnen stillhalten. — Das ist wie mit der Liebe,“ setzte er leiser hinzu. „Sie kommt

Digitized by Google

auch wie ein Dieb in der Nacht, und dann ist es wichtig, nichts für sich zurückzuhalten, und nichts zu wollen, als was sie will."

„Wo ist denn dieser wunderbare Winkel, daß ich ihn im nächsten Jahr auch aufsuchen kann?"

„Ja, das ist eine seltsame Geschichte, Fräulein Elise. Vier Tage später wollte ich das Erlebnis wiederholen, was man ja nie soll, aber hinter diese Weisheit kam ich erst später, und ich fand ihn einfach nicht mehr. Es war, als wären mir die Augen verbunden. Da habe ich noch etwas gelernt, was ich auch nicht in einem Buche fand, sehen Sie. Aber ich bin überzeugt, daß wir ihn, wenn wir noch beisammen sein sollten, was ich hoffe, nächstes Jahr miteinander finden werden. Sind Sie davon nicht auch überzeugt?"

„Wie soll ich davon überzeugt sein?" lachte sie verlegen. Sein leise werbender Ton machte ihr ein bißchen Angst. „Und bis nächstes Jahr haben Sie hundert andere Mädchen wieder kennen gelernt, an denen viel mehr ist als an mir. Da werden Sie mich längst vergessen haben."

„Sagen Sie das nicht, Elise," mahnte er. „Wir werden ja sehen, wer von uns dem andern untreu wird."

„Aber es ist doch gar keine Rede von Treue!" widersprach sie wieder.

„Doch, eben jetzt ist die Rede davon. — Sehen Sie, liebes Herz, ich habe die Gewohnheit, nie zum zweitenmal mit einem Menschen zusammenzukommen, wenn ich nichts an ihm finde. Wo ich aber finde, da bin ich nicht so leicht wieder abzutreiben. Da bin ich beharrlich und zudringlich wie eine Biene, die eine Blüte entdeckt hat und hinein will. Und die Blüte selber weiß auch ganz gut, daß sie zusammengehören, die Biene und sie, um ein Erlebnis miteinander zu haben. Und die beiden haben auch gar keinen eigenen Willen dabei, denn das ist alles so eingerichtet von einer Macht, die viel größer und stärker ist als zwei so vergängliche Kreaturen. Wer gegen die ankämpfen will, kommt zu Schaden. Wer aber mit ihr marschiert, der wird in seinem Leben wenigstens einmal glücklich gewesen sein, allen überjährten Konservatoriumschülern zum Trotz. Kind, wer wird sich so tyrannisieren lassen!"

Auf diese in leisem und herzlichem Ton vorgebrachten Worte, die auch etwas Sorgliches und sehr Zartes hatten, antwortete sie nicht mehr. Das junge Herz, das einer solchen kühnen und reifen Wirkung noch nie ausgesetzt gewesen war, schlug ihr sehnsuchtsvoll und bang, und ihre Blicke gingen wie schutzsuchend unter den Gestalten der Straße hin und her; vielleicht fahndeten sie nach Bekannten, vor denen sie sich in diesem Moment ebenso geniert hätte, wie sie möglicherweise über sie froh gewesen wäre, insofern sie ihr aus einer augenblicklichen Verlegenheit halfen. Aber sie sah nur fremde Gesichter, und das gereichte ihr doch auch wieder zur Beruhigung. Mochten dann die andern sie wegen dieser feinen Begleitung begucken, so war ihr das nicht so unbequem, ja, er bemerkte mit stiller Freude, daß sie bereits jedem fragenden Blick mit einem ganz kleinen, stolzen Zurückwerfen des hübschen Kopfes begegnete. Inzwischen war der Zug herangekommen, zuerst ein uniformiertes Musikkorps, dem in zwei offenen Wagen die Regierungspersonen in Zylindern und schwarzen Röcken folgten, dann ein Tambourkorps in Stärke von acht Mann, dem sich der erste Verein mit Fahne und Adjutanten anreihte. Gerade bei dem Paar hörte die Musik auf und rasselten die Tamboure los. Elise war jedesmal gespannt, ob das stumme Zeichenspiel zwischen dem Kapellmeister und dem Tambourmajor wohl klappen werde. Wenn der letzte Absatz des Marsches, den die Musik gerade bläst, begonnen hat, hebt der Dirigent, der vorausmarschiert, für den Tambourmajor den Taktstock, und dieser gibt seinen Trommlern das Zeichen, sich bereit zu halten. Exakt anschließend an den Schlußakkord mit dem großen Paukenschlag setzt mit dem nächsten Schritt der erste Schlag der Tamboure an. Das ist immer so gewesen und wird wohl auch so bleiben, solange es Menschen gibt, die Festzüge machen. Elise freute sich wie ein Stieglitz, daß die Geschichte auch diesmal wieder genau klappte. Die großen Kessel rasselten so herzerquicklich los, daß einem das Brustfell zitterte, und gerade das liebte sie am meisten von der ganzen Trommlerei, wie sie etwas später, als sie ihren Schreck vergessen hatte, Börmann gestand. Jetzt folgte Musikkorps auf Musikkorps, Trommlerabteilung auf Trommlerabteilung, und jedem Verein wurde von einem schönen und stattlichen Ehrenbürger die Fahne vorausgetragen, stets begleitet von zwei schärpengeschmückten Adjutanten. Man sah wohl, daß alle Vereine einen edlen Wettstreit betätigten in der Gestellung von möglichst vollgültigem Männermaterial bei der Fahne. Es gab berühmte Fähnriche, die schon weiße Bärte über das glänzende Tragleder flattern ließen, aber aufrichtiger hatte sich Elise bisher für die jungen interessiert, deren Ruhm, soweit ihnen ein solcher vorausging, mehr nach der Zukunft zu deuten schien, wohin auch ihre Wege liefen. Daß man nie voraussehen kann, welche sich davon hinter den nächsten grünen Wäldern und den folgenden bunten

Digitized by Google

Hügeln vereinigen werden, war eben die Spannung bei der Sache. Aber als sie die Fahnen der Ordensleute und der andern Abstinentengruppen aufleuchten sah, sagte sie zu Hans: „Kommen Sie, wir wollen uns jetzt davonmachen, sonst kriegen uns die Brüder und Schwestern zu sehen, und die sprechen gleich so über alles."

„Gut, machen wir uns davon. Aber was sollen sie wohl über uns zu sprechen haben? Wir verhalten uns ja ganz neutral."

„Ach Sie! Sie bringen einen immer in Verlegenheit."

Er lachte.

„Das ist alles je nachdem. Aber jedenfalls habe ich noch kein hübsches Kind darin sitzen lassen. Die Verlegenheiten, die ich vielleicht machte, die habe ich auch alle in Wohlgefallen aufgelöst. Wollen Sie Referenzen dafür?"

„Nein, nein, um Gotteswillen. — Kommen Sie, ich möchte gern die Musik der Schlüsselzunft noch einmal hören; das ist diesmal die stärkste, und sie haben auch die meisten Trommler."

Man hörte noch einmal Musik und Tamboure der Schlüsselzunft und marschierte teils auf dem Bürgersteig, teils auf den Wiesen nebenher in der glühenden Augustsonne mit dem Zug nach dem Schlachtfeld hinaus. Dort, wo die Straße sich durch einen Hügel frißt, standen auf der Halde darüber die Feldgeschütze. Kaum kam der Zug in Sicht, so brannten die jungen, flotten Kanoniere den ersten Schuß ab, und jetzt blieb die Batterie in einem Krachen und Donnern. Droben rollten die Kanonenschläge übers Land hin. Drunten posaunten die Musikkorps und rasselten die Tamboure. Und zum Überfluß ratterte auch noch ein Schnellzug über die eiserne Überführung weg, als das Paar gerade darunter hindurch ging. Elise freute sich wieder. Sie hatte Hans schnell vorangezogen, um auch diesen Lärm möglichst an Ort und Stelle zu genießen. Als sie wieder draußen waren, lachte sie über das ganze Gesicht und war restlos glücklich wie ein Kind, daß es gelungen war. Noch bis zur uralten Schlachtkapelle und zum Siechenhaus, wo sich das Schlußdrama des erschütternden Kampfes abgespielt hatte, ging das Paar mit dem Zug. Dann schwenkte es nach links ab. Die Reden und Vorträge, die nach ihren Worten „jedes Jahr dieselben" waren, wollte man sich schenken, zumal irgendwelche, besonders junge Herzen befriedigende, Sensationen dabei nicht zu erwarten standen. Immer schwächer wurde nun der Lärm hinter ihnen. Mit klarem Rauschen sprudelte der kleine Fluß unter ihnen durch, als sie auf dem hohen Holzsteg standen. Bald darauf gingen sie auf der jenseitigen Anhöhe. Noch ein Schuß, und die Stille der Natur umgab sie. Im Wald huschten die Sonnenlichter über den Boden. In den Baumkronen der alten Buchen wühlte der Wind. Eine herrliche Kühle und Einsamkeit umgab das Paar.

„Bevor wir jetzt noch irgend etwas anderes sprechen oder tun," sagte nun Börmann, indem er seinen Schritt anhielt und auch sie zum Stehen veranlaßte, „muß ich den Kuß einkassieren, den Sie mir noch schuldig sind, sonst gibt das ein unklares Verhältnis zwischen uns. Sie werden doch auch der Meinung sein, daß man seine Schulden ehrlich bezahlen muß."

Sie erschrak wieder sehr und bereute sogar auf einen Moment, sich auf diesen Spaziergang mit ihm eingelassen zu haben.

„Aber Sie haben mich ja gar nicht gefangen!" wandte sie noch einmal ein. „Wenn Sie mich noch selber erwischt hätten —!"

„Ja, das ist wie mit den gewonnenen Schlachten und dem verlorenen Krieg," lachte er. „Sie haben eben den Krieg verloren und müssen zahlen."

„Das ist doch schrecklich," sagte sie verzagt. „Warum war ich auch so dumm und ahnte nicht, daß Sie darauf ausgehen könnten!"

„Wenn Sie mich überhaupt für voll nahmen, mußten Sie doch darauf gefaßt sein, daß ich bei der ersten Gelegenheit meinen Wechsel präsentieren würde."

„Ja, ja!" seufzte sie, während sie ihn ein bißchen ansah wie einen Räuber oder einen Bären, der ihr auf einmal den Weg verstellte. „Ja, ja, das mußte ich ja. Und ich tat es auch. Aber so schnell, Herr Börmann —!"

„Um so eher können Sie neue Schulden machen, Elise. Aber da es Ihnen so schlimm vorkommt, will ich davon abstehen, Zinsen zu nehmen, obwohl es mich sehr danach gelüstet."

Sie hörte, daß er einen Pflock zurücksteckte, und wurde gleich ein wenig mutiger. Schon zuckte ihr ein versteckter Blitz durch die Augen.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Börmann. Es war ja gar kein geheimer Kuß unter zweien abgemacht, sondern einer in offener Gesellschaft. Da gehen Sie so oder so über den Wechsel hinaus. Was sagen Sie dazu?"

„Sie sind zwar sehr gescheit und sehr reizend, aber es war ein Kuß abgemacht, sonst nichts. Und selbst, wenn: wer wird auch so peinlich rechnen, Elise! Bei zwanzig Jahren! Das paßt gar nicht zu Ihnen."

„Ich werde aber genau rechnen," lachte nun auch sie, da sie fühlte, daß sie Oberhand bekam. „Sie müssen noch etwas darauf legen.

Digitized by Google

Es ist schon eine ganze Menge, wenn ich mich da im weiten Wald von einem fremden Herrn einfach küssen lasse. Sie müssen mir fest versprechen, daß Sie dann bei uns in der Loge eintreten. Wollen Sie das? Es wäre doch so hübsch."

„Donnerwetter. Für einen flüchtigen Kuß ein lebenslängliches Gelübde? Das ist aber scharf darauf gelegt."

„Da sehen Sie. Es liegt Ihnen also nicht soviel an einem Kuß von mir, und wir können von etwas anderem reden. Waren Sie schon einmal in der Sodafabrik dort drüben im Badischen?"

„Nein, da war ich nicht. Und wir reden auch nicht von etwas anderem, da mir an einem Kuß von Ihnen sehr viel liegt, im Gegenteil: je mehr Küsse, desto lieber, wenn es doch einmal gesagt werden soll. Nur scheint mir das Geschäft nicht ausgewogen. Sagen wir: drei Küsse, und ich verspreche Ihnen, einzutreten."

„Meinetwegen. Aber jetzt nur einen. Die andern, wenn Sie ein Bruder von mir sind."

„Ein Bruder von Ihnen will ich auch ohne Kuß werden, aber mir so viele andere Geschwister auf den Hals laden, dazu brauche ich doch mehr Mut, als ich von Natur besitze."

„Sind Sie mit zweien zufrieden?"

„Unter dreien kann ich's nicht machen, Elise. Und dann bin ich noch unaussprechlich billig."

„Sie schätzen also meine Küsse doch nicht sehr hoch."

„Ich bin nur ein mäßiger Schwimmer, Elise, und werde bei einem Versuch, den Rhein zu übersetzen, wahrscheinlich in der Mitte irgendwo absacken. Und wenn Sie sagen: ‚Schwimmen Sie für drei Küsse von mir über den Rhein!' so versuch' ich's. — Aber dies ist viel mehr. Begreifen Sie das nur. Trotzdem bin ich ja bereit."

„Ach, Sie werden doch nicht Wort halten. Sie denken: ‚Jetzt ist jetzt, und morgen ist auch wieder ein Tag.' Und am Ende bin ich die Lackierte."

„Nie ohne Ihren Willen," versetzte er nun ernst. „Ein Versprechen ist immer ein Versprechen. Selbst wenn ich denke: ‚Morgen ist wieder ein Tag,' so muß ich doch damit rechnen, daß Sie mich festhalten. Und solange Sie das tun, bin ich Ihr Gefangener."

„Jetzt kommt ja die Sache wieder auf mich zu!"

„Tja, Elise, jeder Vertrag ist zweiseitig."

„Ich kenne mich auf einmal nicht mehr aus," klagte sie lächelnd. „Wissen Sie denn noch Bescheid?"

„O, ja, sehr gut. Ich bekomme drei Küsse frei und trete dafür in den Orden ein, wenn Sie mir's nicht später erlassen. Das ist das Wort."

Sie seufzte ein wenig.

„Aber Sie müssen die Hände auf den Rücken legen. Versprechen Sie es?"

Er versprach, und sie schloß errötend die Augen. So empfing sie ernst und ganz leise zitternd ihre ersten Küsse, die mehr waren, als Kinderei, und auch mehr als ein Gesellschaftsspiel. Aber kaum hatte sie den letzten, so lief sie weg.

„Und gefangen haben Sie mich doch nicht, und Sie werden mich auch nie fangen. Aber ich habe Sie gefangen. Etsch. Tut's Ihnen leid, Bruder Börmann?"

„Bis jetzt nicht, Schwester Hermann. Aber passen Sie auf, daß Sie nicht über den Wurzelstock dort stolpern. Dergleichen soll für Damen manchmal ein wenig genant sein."

„Ach Sie mit Ihren Anspielungen. Und dabei sind Sie gar nicht so. Sie sind anständiger als mancher andere, der immer den Seriösen spielt." Neben diesen Worten her begann sie Blumen zu pflücken. „Haben Sie denn sehr Angst wegen Ihrem Versprechen? Soll ich Sie gleich wieder frei geben?"

Er sah ihr seltsam beglückt zu.

„Ich kann mir nicht denken, daß jemand Angst haben soll, der in Ihren Händen ist. Wer so hübsche, schlanke, bewegliche Finger hat wie Sie, ist eine Künstlernatur und zerbricht nie etwas, jedenfalls keine solche delikaten Gebilde, wie wir jetzt eins miteinander gemacht haben."

Auf einen Moment senkte sie den Kopf ein bißchen tiefer auf die Blumen herab.

„Ich werde Sie auch nicht freigeben," sagte sie dann langsam und in einem guten, getreuen Ernst, der ihm auffiel. „Oder höchstens, wenn ich sehe, daß dabei etwas kaputt gehen würde. Oder wenn mir noch etwas Besseres einfällt."

*

Am Abend dieses Tages kam er mit einigen Malern und Musikern zusammen, die er durch die Post nach dem Kunsthallerestaurant bestellt hatte. Man saß in dem schönen Platanengarten, und Börmann machte den Wirt mit Grazie und spöttischer Läßlichkeit, in welcher letzteren er seine aufrichtige Gerührtheit und die Freude unterzubringen suchte, so manchen alten Schützling und Kunstmitstäter nach vielen sehr wechselvollen Jahren, die nicht immer rein fröhlich verlaufen waren, wiederzusehen. Zwei, drei davon waren vorwärts gekommen und hatten sich einen Namen gemacht, der auch über die Stadt hinaus Geltung besaß. Einer lebte davon, einen ehemals auch zum Kreis gehörigen und dann abgesprengten Genossen,

Digitized by Google

der zur Kritik gegangen war, mit Pasquillen und Pamphleten, sowie mit übler Nachrede zu versorgen. Ein Musiker hatte sich zur dämonischen Lokalgröße entwickelt und mit einer reichen Patrizierin rangiert. Der Rest regetierte. Börmann war gleich mitten im Klatsch drin, und wußte in einer halben Stunde alles, was sich in der Stadt an Dummheiten oder Schlechtigkeiten gegen Kunst und Künstlerschaft und überhaupt zugetragen hatte. Das alte Bild grüßte ihn wieder.

„Bloß wir!" sagte er lachend. „Wir sind richtig, und wir haben Geschmack, und es könnte längst alles besser und ganz gut sein, wenn man uns einmal an die Spritze ließe."

„Bist immer noch der alte Spötter!" hieß es dann. „Aber wer in der Wolle sitzt, hat gut lachen. Du bist ja jetzt ein gemachter Mann, wie man erfährt."

Über diesen schiefen Ton hörte er hinweg, um nun in aller Vorsicht den Boden abzutasten, auf dem unter Umständen einige Geschäftsabschlüsse zu leisten wären. Er hütete sich, heute mehr zu sagen, als was seiner Handlungsfreiheit dienlich war. Die Kleinen schob er mit der Dauer der Sitzung immer mehr aufs Nebengeleis, indem er ihnen den Weinkübel zur Verwaltung überließ, über den sie sich mit und ohne Diskretion tüchtig hermachten. Er sollte zahlen, da er doch einmal hier war und als Freihalter auftrat; so was mußte immer „bestraft" werden. Es tat ihm leid, daß auch der Mann darunter war, dem er eine ganze Zeitlang besonders nahegestanden, und auf den er eigentlich Hoffnungen gesetzt hatte. Aber er versah sich mit Gleichmut und hielt sich den Wechsel aller Dinge vor Augen. Etwas anderes allerdings ließ ihn weniger kühl. Dieser nun so wenig ansehnliche Lokalmaler war es, der ihn auf Elises Begabung aufmerksam gemacht hatte. Er war damals ein Mitglied der Loge „Heimat" gewesen, inzwischen längst abtrünnig geworden, und jetzt war er einer von denen, die in billigem Landwein Trost für ein verfehltes Leben suchten. Gleich stand ihm die geliebte Gestalt wieder mit allem Liebreiz und aller frischen, eigenartigen Lebendigkeit vor Augen. Er sah wieder ihr Erstaunen, als er sie eines Abends — er wartete sie dafür eigens auf dem Heimweg von der Loge ab — geradeaus daraufhin ansprach.

Es hatte sich allmählich die Gewohnheit ausgebildet, daß er sie, wenn er es einrichten konnte, von der Loge oder von ihren Gängen zur abendlichen Fortbildungsschule, die sie eifrig besuchte, nach Hause begleitete. Sie rechnete schon darauf, und wenn er einmal ausgeblieben war, so fragte sie das nächste Mal, wo er gewesen sei. Nach der kurzen Verblüffung brach sie in Lachen aus.

„Ja, aber was Sie nicht alles über mich in Erfahrung bringen!" rief sie aus. „Das fängt jetzt schon an, unheimlich zu werden. Wer sagt Ihnen denn so etwas?"

„Das tut ja nichts zum Fall. Das Wesentliche ist, daß Sie so etwas betreiben, und daß ich recht hatte, wenn ich sagte, Sie hätten Künstlerfinger. Sehen Sie, so kommt alles an den Tag. Wann werden Sie mir Ihre Sachen zeigen? Ganz ernsthaft: ich will sie sehen. Ich weiß bestimmt, daß mehr als Bürgermädelchen-Dilettantismus dahintersteckt."

Sie gab sich drein. „Aber wollen Sie sie sehen?"

„Ich schicke morgen nachmittag einen Boten, der sie abholt und zu mir in die Wohnung bringt. — Das ist dann so gut, als hätte ich Sie selber dort," setzte er noch mit der ihm eigenen, etwas aufscheuchenden, aber auch nie unangenehmen Anzüglichkeit hinzu. „Jedenfalls werde ich mit der Mappe unter meinem Kopfkissen schlafen."

„Ach, Sie, was man sich von Ihnen alles sagen läßt. Warum sprechen Sie denn immer solche Dinge?"

„Weil es schließlich doch das Eigentliche ist, wegen dessen man mit so hübschen und liebreizenden Geschöpfen verkehrt, ganz gleich, ob man sich ‚etwas dabei denkt' oder nicht. Sie wissen und haben es schon selber gesagt, daß mein Verhalten mit meinen Reden nicht übereinstimmt. Einen Wink von Ihnen, und ich verschwinde jeden Moment in der Versenkung. Aber anderseits verstehe ich doch auch das Schillergedicht von dem Ritter und dem Handschuh nicht. Sie wissen doch: Er warf ihr den Handschuh ins Gesicht: ‚Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!' Dieser Ritter war ein Philister, Elise. Lassen Sie sich da nichts von Dichtern und Schulmeistern einreden. Die Tat war eine Beleidigung gegen das ganze weibliche Geschlecht. Wenn er ein Kerl gewesen wäre, so hätte er den Dank genommen und die stolze Dame im Verlauf einer Nacht so kirre gemacht, daß sie seither nicht mehr ohne ihn leben konnte."

„So habe ich das allerdings noch nie verstanden," sagte sie leise und nun doch wieder ängstlich. „Und ich verstehe auch nicht alles, was Sie da sagen. — Aber das ist auch nicht nötig. Jedenfalls sehe ich, daß es keinen Zweck hat, Ihnen die Sachen zu schicken, da Sie ja doch bloß Unfug damit treiben wollen."

Sie war ein bißchen traurig, und er beeilte sich, wieder alles gutzumachen.

„Elise," sagte er ernsthaft, „ich habe zwei

Digitized by Google

große Leidenschaften: die Kunst und die Frau. Meine größte Leidenschaft aber wird erst entstehen, wo ich einmal beides zusammen in einer schönen, lieben, reinen Gestalt antreffe. Und darum müssen Sie mir die Sachen schicken."

„Aber das ist ja nichts, was ich gemacht habe."

„Kind, du weißt weder, wer du bist, noch was du gemacht hast. Lege die Sachen heraus, damit mein Bote sie vorfindet."

Auf diesen Ton verstummte sie.

Die „Sachen" waren nun nicht bloß nett, sondern es steckte die ganze Elise Hermann drin mit aller Frische, geheimen Kühnheit, Sinnlichkeit und reinlichen Denkkraft. Er war durch den Maler auf Gutes vorbereitet gewesen, alle Fehler der Unerfahrenheit und der künstlerischen Mißverständnisse abgezogen, aber was er da zu sehen bekam, packte ihn sofort und nahm ihn so hin, daß er tagelang, Augen und Gefühl von der jungen Seele voll, herumging und nicht mit sich ins Klare kommen konnte. Aber nicht bloß das: auch auf ihn selber, rein auf sein persönliches Leben hatten diese Blätter einen ganz überraschenden Einfluß. Erstens beschämten sie ihn, und dann weckten sie Leidenschaften und Unerbittlichkeiten, die in ihm lagen, und die er seiner etwas läßlichen und liberalen Natur folgend immer wieder beschwichtigt hatte, so daß sie nun plötzlich in einer steilen Stichflamme aufbrannten. Dies stille Mädchen, das nichts hatte als seinen Wochenlohn, das davon noch seine Mutter erhielt, von der Bildung nur das besaß, was ein junges Genie im Flug erhascht, abgesehen von den paar Naseweisheiten der höhern Töchterschule: dies Geschöpf ging hin und machte ihm in aller Stille und Selbstaufopferung vor, wie man ins Reich der Kunst durchbricht. „Wie stehst du nun daneben mit deinem anspruchsvollen Gram, mit deinen untätigen Seufzern, mit deiner schönen Trauer, die du so gern bei guten Freunden entfaltest?" Und dazu war er ein Mann, begabt mit allen Vorteilen einer allseitigen Bildung, aufgewachsen in einer von Kultur, Geist, Geschichte und Tradition gesättigten Umwelt, in Wohlstand und Ansehen geboren: und was waren seine persönlichen Leistungen? Aber mit dem ersten Blick auf die klaren, mutigen und in gewisserWeise genialenBlätter wußte er, daß es jetzt ernst wurde mit ihm. Aufrichtig bewegt, mehr noch, geradezu erregt sah er dem Ausflug entgegen, den er brieflich — er schrieb ihr auf ihren Wunsch ins Geschäft — mit ihr verabredet hatte, um sich mit ihr auszusprechen.

Es war nun Herbst. Die Platanen im Garten der Kunsthalle, wo er regelmäßig seinen schwarzen Kaffee einnahm und mit den jungen Künstlern, Literaten und andern Menschen geistiger Richtung debattierte, färbten sich rot. Im Land war Weinlese, und Hans hatte vorgeschlagen, nach Rötteln zu fahren, erst die Ruine anzusehen und dann im dortigen Wirtshaus Trauben zu essen und Kaffee zu trinken. Elise kam mit leicht geröteten Wangen und mit einem geheimen Glanz in den Augen, sonst so rank, behende und zutraulich wie immer. Der Aufstieg nach der Burg eröffnete einen weiten, schönen, wehmütigen Blick über das Tal. Die Kirschbäume waren rot. In manchen Apfelbäumen glänzten noch scharlach- und rostfarbene Spätreifer. Die Wälder waren schon stark verfärbt. Über den leeren Feldern lag ein stilles, inniges, kühles Licht. Auch die Weinberge waren schon zum größten Teil geleert. In der starken alten Burgruine leuchtete wie Feuer die Jungfernrebe an den Mauern. Auf den Wiesen weidete läutend das Vieh. Die Hüterbuben sangen und lärmten, aber es klang alles ein wenig einsam. Hans hatte dem jungen Mädchen gleich im Zug einige Komplimente über ihre Blätter gemacht, aber sich das eigentliche Eingehen auf später verschoben, wenn sie allein sein würden.

Jetzt, als sie im Garten des Wirtshauses saßen und sich Trauben und Kaffee samt Strübli auftragen ließen, begann er zum erstenmal eingehender über sein eigenes Leben zu sprechen. Elise machte immer größere Augen. Sie hatte ihn für einen nicht bloß wohlsituierten, sondern auch zufriedenen und seiner Zukunft ganz gewissen Herrensohn angesehen, trotz gelegentlicher Spöttereien über seine Standesangehörigen und kurzer Unmutsausfälle gegen seine Tätigkeit, und daran sogar einen gewissen Halt und eine Beruhigung gefunden. Plötzlich riß er einen Abgrund vor ihren Füßen auf. Dieser immer zu Scherzen und zu geistreicher Medisance aufgelegte Mann mit dem zarten Sinn für alles Schöne war schwer mit seinem Vater zerfallen, seiner Mutter entfremdet, hatte einen stillen, aber um so tiefer eingefressenen zornvollen Ekel gegen die Geldverdienerei und Standesanbetung, die in seiner Sippe herrschte, und was ihm dort eine feine, ausgewählte alte Kulturtradition einerseits bot, das wurde ihm wieder vergällt und zerstört durch eine hochmütig sterile Ignoranz gegenüber allem Neuen, Jungen und unmittelbar Triebhaften, von dem sich gerade seine Gegenwart so unmittelbar heraus fühlte. Aber bei diesem Schreck hatte es für Elise noch nicht sein Bewenden. Es waren auch schon Taten geschehen. Nach einer jahrelang hinschlei-

Digitized by Google

chenden Krise war plötzlich der Bruch erfolgt, und das liebe und jetzt so stille Kind war der erste Mensch, der davon erfuhr. Mit immer bangeren Augen blickte sie in die herbstliche Landschaft hinaus. Sie hatte sich in eine so schöne, entsagende Sicherheit eingelebt, und jetzt stürzte ihr alles zusammen. Unerwartet stand statt eines traurig lieblichen Traumes ein Schicksal da, vor dem ihr das Herz in furchtsamem Schnelltakt zu schlagen begann, und hinter dem sie bereits mit der Witterung des jungen Tieres ein Etwas ahnte, das auch sie unmittelbar zu ergreifen bereit war. Das hörte sie am Ton, sah sie an seinem Blick, fühlte sie — sie wußte nicht, an welchen Zeichen.

In der Tiefe viel schärfer aufgewühlt, als er nach außen merken ließ, schlug er vor, sich noch ein wenig im Wald umzusehen, bevor man den Abstieg antrat. Sie hätte trachten müssen, es abzuwenden, aber bestürzt stimmte sie zu. Zuerst leichthin von andern Dingen redend — von der Schönheit dieser Landschaft und von ihrem Dichter Johann Peter Hebel — führte er sie die ihm so wohlbekannten Waldwege. Ab und zu tönte ein ferner Jäger- oder auch nur Freudenschuß in ihre versunkene Zweisamkeit. Hin und wieder trug der leise Wind wie Gespinst das Getöse von Herdenglocken zu ihnen herein. Sonst waren sie allein mit sich und mit dem, was jetzt ihre aufgeregten Herzen beschäftigte. Auf einmal kam er auf ihre Bilder und Zeichnungen zurück.

„Elise," sagte er mit so ernsten Augen, wie sie sie noch nie an ihm gesehen hatte: „Elise, Sie sind auch ein Menschenkind, das gegen übermächtige Verhältnisse und gegen tyrannische Menschen kämpft. Was ich Ihnen über Ihre Versuche sagte, war mit Absicht nicht alles. Sie haben sich darüber gefreut, aber die Sachen liegen ja viel tiefer und bedenklicher. Auch schöner, Gott sei Dank. Sie sind nach allem, was ich gesehen habe, eine junge Geniebegabung. Verstehen Sie das Wort richtig. Ich will's Ihnen erklären. Sehen Sie, wenn unsre jungen Damen zu malen anfangen, dann pinseln sie hinter den Italienern oder hinter Böcklin und Sandreuter her, seitdem es feststeht, daß die beiden keine Verrückten waren, sondern große Maler, die im Ausland ihren festen Namen haben. Im besten Fall nehmen sie einen jetztlebenden Lehrer, den sie ja bezahlen können, und malen so eine Etage weiter unten, wie die Jetztlebenden malen, versteht sich, unter Zutat ihres liebenswürdigen Mangels an jeder tieferen Ahnung. Das ist dann sehr reizend und sieht an den Wänden auch ganz nett aus. Bei Ihnen ist etwas anderes. Erstaunlich ist mir schon Ihr sicheres Formgefühl und Ihr Blick für die Verhältnisse. Da kommt kaum eine grobe Verzeichnung vor, und in der farblichen Perspektive stehen neben derben Mißverständnissen so überraschend feine und richtige und dabei ungewöhnliche Sachen, daß sich mancher Gestempelte gratulieren würde, wenn sie ihm einfielen.

„Sie müssen wissen, daß auch ich tüchtig dilettiert habe. Eine Zeitlang dachte ich, es steckte sogar ein Maler in mir, und andere sagten es mir, aber das ist fauler Zauber. Ich bin kein Maler. Ich habe überhaupt keine feste Begabung. Genau so kann ich auch ganz nett schreiben und bin sogar gelegentlicher Mitarbeiter an deutschen und französischen Revuen, aber alles ohne wirkliches Talent. Ich weiß ein bißchen mehr als manche andere, bringe schon eine ganze Menge aus meiner Kaste mit — ja, Kaste, Elise, wenn du auch noch so verwundert aufguckst — und sehe in einigen Dingen etwas schärfer als die meisten meiner Zeitgenossen. Daraus läßt sich schon etwas machen. Aber Begabung zum Schriftsteller ist das nicht. Ich bin ein Amateur, ein Liebhaber. Auch so was muß es geben; vielleicht haben Leute wie ich sogar immer eine richtige Mission gehabt. Die meisten gehen ja sang- und klanglos zugrunde, genau so, wie es mir mein lieber Vater prophezeit, aber die andern, die sich halten und zur Geltung kommen, leben der Welt wieder einmal das Beispiel vor, wie man ohne Spezialisierung und Geldjagd einfach eine Persönlichkeit ist und eine mehr oder weniger vollkommene Welt in sich aufbaut. Aber davon ein andermal. Du bist begabt und sogar sehr stark begabt. Etwas Derartiges habe ich immer hinter dir gespürt, und ich habe es auch mehrfach ausgesprochen, so daß ich nicht einmal so erstaunt bin, wie ich sein sollte. Der wahre Künstler kündet sich schon in seinem moralischen Habitus an, wie er geht und steht, spricht, die Augen braucht, zu hören versteht, fragt und antwortet usw. Es ist nämlich ein Schwindel, Elise, daß man zum Malen oder Dichten keine Moral brauche. So sprechen die Dirneriche und die dekadenten Kreaturen, die aus Verkommenheit oder bürgerlicher Unfähigkeit zu schmieren beginnen, die Gehirnstrolche und das ganze anwohnende Lumpengesindel. Laß dich mit diesen Leuten nie ein, Elise, mag dein Weg sonst eine Richtung nehmen, wie er will."

Er war zornig und lachte dazu, und in diesem kühnen, gutmütigen Spott hatte er jedesmal seine stärksten und männlich eindrucksvollsten Momente. Sie fand ihn unaussprechlich schön, aber dazu fand sie ihn stark und bedeutsam, auch wenn er nur ein Ama-

Digitized by Google

Johannisnacht. Gemälde von Franz Rumpler
(Wien, Sammlung Kestranek)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

teur war — sie verstand das Wort vollkommen — und sich als Maler unter sie stellte. Das schadete ihm in ihren Augen nicht nur nicht, sondern machte ihn noch großmütig und reich. Immer tiefer von Blut übergossen hörte sie ihm zu, wie er weiter auf ihre Versuche einging, und wie alles, was er über die Bilder sagte, auch zugleich unmittelbar auf sie als Persönlichkeit, als junges Weib und als hoffender und träumender Mensch Bezug hatte. Das Herz klopfte ihr jetzt nicht mehr ängstlich, sondern wurde ihr groß und weit, und die Bangigkeit erhielt Gewicht durch eine unendlich süße, zarte und zugleich seltsam wuchtige Glücksvorahnung. Jetzt traten sie aus dem Wald heraus, und wie sie plötzlich wieder das liebe und schöne Tal unter sich liegen sah, ging ihr die Welt als Bild auf mit einer innigen Gewalt, daß sich ein ungeduldiger Seufzer ihrer jungen Brust entrang und ihre Augen naß wurden. Schon lange gingen sie Hand in Hand wie Liebesleute, ohne daß sie einen Versuch gemacht hätte, sich zu befreien. Das mußte nun alles so sein. Er war der Mann, der ihr das Leben zeigte und die Freiheit zubrachte — und welches junge Herz bangt sich nicht nach ihr? — und er war der Mann, dem dies bangende Herz gehörte, und der zunächst über sie verfügen konnte. „Denn wer mich trägt, der hat mich auch!“ So ungefähr drückte sich das aus, was sie empfand. Aus der ängstlichen Spannung in ihrer Miene blühte nun immer mutiger ein stilles, glückliches Lächeln auf.

„Ja, und sieh nun, was plötzlich für eine Übereinstimmung in unserm Schicksal da ist,“ sagte er. „Du hast mir aus dem Gefängnis geholfen, und jetzt will ich dir aus deinem helfen. Wäre ich unabhängig, wie ich es war, bevor ich dich kannte, so würde ich einfach aufpacken und nach Paris fahren. Jetzt, nimm das ganz einfach, Elise, muß ich zuerst abwarten, wie es mit dir wird. Das ist doch etwas, was mich in dieser philiströsen Stadt interessiert. Ich will dir kurz sagen, was ich denke. Du sprichst mit deiner Mutter und kündigst deine Stelle. Wenn du willst, werde auch ich mit ihr reden, ja, das muß ich sogar. Ich ersetze ihr einstweilen den Ausfall, den sie durch deinen Abgang zur Kunst erleidet. Wenn du erst weiter bist, und du es wünschest, kann sie dann zu dir ziehen. Aber dann bist du längst in Paris, und ich sage dir: auf so was wie dich sind sie dort scharf. Sie haben die Nase, den Blick und dazu die Courtoisie, lauter Dinge, die den Deutschen und auch unsern lieben Landsleuten in dieser feinen und elastischen Zusammensetzung fehlen, aber vor allem die Courtoisie. Eine Künstlerin darf nicht in anderem Kulturgebiet leben. — So, das ist es, was ich dir für heute zu sagen habe. Noch einmal: nimm's ganz einfach und für deine Seite unverbindlich. Ich für meinen Teil fühle mich gebunden. Und jetzt laß mich hören, was du über all das denkst.“

Sie saßen jetzt beisammen auf einer Bank hoch über dem Tal. Drunten schimmerten die Dächer eines Dorfes. Ein Zug schlich behaglich dem Flußlauf nach aufwärts und ließ seine weiße Rauchfahne hinter sich. Köstlicher brannten die goldenen Tiefen der Wälder in der sinkenden Sonne auf, aber die Abgründe dunkelten violett, während hier sehr grün und licht die nahen Matten niederwärts sanken. Ein Weilchen schwieg das junge Menschenkind im Übermaß des Glücks. Dann ging ein leises Erzittern durch ihre Glieder, dessen Ausklang Hans in ihren zarten Fingern spürte. Und nachdem ihre lieben, mutigen Augen sozusagen einen letzten Überblick über den verehrten Mann genommen hatten, sagte sie einfach und jetzt offen liebend: „Auch ich fühle mich gebunden. So gemein und geizig werde ich nicht sein. — Ist das alles aber auch wirklich wahr? Es geht mir wirr im Kopf herum, und ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.“

„Und eigentlich brauchst du noch ein Zeichen, Elise?“ Sie wartete ein Momentchen. Dann nickte sie ihm still zu. Im nächsten Augenblick lag sie an seiner Brust, und er konnte sie nun küssen, wie er wollte, auf den erglühenden Mund, auf die Augen, die heißen Wangen, die Stirn, und auch auf das kühle, weiße Ohrläppchen. Sie dachte nicht daran, seine Hände auf den Rücken zu befehlen, und er machte liebreichen Gebrauch von ihnen, ohne daß sie ihm etwas zu wehren fand. Über ihnen im roten Laub einer großen Buche raschelte der Wind. Ein Eichhörnchen kam des Weges gehoppelt, setzte sich, als es das Paar entdeckte, erstaunt auf die Hinterbeine, bewitterte den Fall angelegentlich und machte sich aufgeregt davon.

Beim Abstieg sah man den Zug, mit dem man eigentlich zurück gewollt hatte, das Tal herunter wuseln, und Börmann lachte. Auch Elise lachte zuerst, aber dann wurde sie ernster, und es schien sie ein unerfreulicher Gedanke zu beschäftigen, während wieder der ängstliche Ausdruck in ihrem Mienenspiel das Vorfeld gewann. Am Ende fiel es Hans auf, und als er sie näher betrachtete, schien es ihm, daß er wieder die alltägliche Elise vor sich hätte. Das war ja auch nichts Furchtbares, aber es fehlte doch in dem Gesicht der Schimmer aus der andern Welt, der jetzt durch eine weite, suchende Traurigkeit ersetzt schien.

Digitized by Google

„Was ist dir, Liebling?“ fragte er besorgt. „Bist du müde? Oder ist dir nicht gut?“

Sie schüttelte langsam den Kopf. Dann sah sie ihn bekümmert an und sagte so unmittelbar und ehrlich, wie sie alles sagte: „Es kann doch nichts mit uns werden, Hans. Es ist schön gewesen und ich werde diesen Nachmittag nie, nie vergessen. Aber da ist etwas, über das ich, fürchte ich, nicht weg komme. Ach Hans, es ist doch schwerer, als es zuerst schien.“

„Und was ist dies Hindernis?“ forschte er. „Eine Sache? Ein Mensch? Sonst etwas?“

„Ach — ein Mensch, Hans. — Ich habe Kunze vergessen —!“

„Kunze? Der ewige Konservatorist? Der Klavierklimperer? Der Bildungsphilister?“ Sie nickte zu jedem Wort wie bestätigend, aber ohne zu lachen. „Ja, was hast du aber mit dem Menschen, Elise? Bist du ihm etwas schuldig? Bist du verlobt mit ihm?“

„Halb und halb, Hans.“

„Gott sei Dank. Sonst nichts? Nur halb und halb? Und wenn du ganz verlobt gewesen wärst: verlobt ist nicht verheiratet. Und wenn ihr verheiratet wärt: auch Ehen sind nicht aus Granit. Nicht alle wenigstens. Ja, nicht eine von tausend, was sag' ich: von zehntausend, von hunderttausend, Elise. Melde ihm, daß es aus ist, daß du nach Paris gehst, und daß er sich sauer einlegen soll. — Mir ist, wenn du so was sagst: ‚Halb und halb!' als wärst du mit einem Toten oder einem Gespenst halb und halb verlobt gewesen.“

„Eben!“ nickte sie. „Mit Menschen ist immer fertig zu werden, aber mit Toten und Gespenstern ist es schwer. Die lassen einen nicht los oder kommen einem nach.“

„Das letztere wird er schönstens bleiben lassen. Dafür stehe ich dir gut. Ich bin mit andern Gespenstern fertig geworden und habe nun eine gewisse Übung.“

„Was willst du denn machen, wenn er mir nach Paris nachkommt?“

„Mein Schatz, ihn bildlich oder auch nicht bildlich die Treppe hinunter werfen, sobald ich ihn bei dir treffe, daß er den Hals bricht.“

„Dann kommt er als Geist wieder. Und du hast dich zudem mit einem Totschlag belastet.“

„Ja — aber was für Vorstellungen sind denn das? — Jetzt ein offenes Wort, Elise: Welche Erlebnisse oder Beziehungen verbinden dich mit ihm? Alles ist menschlich und muß menschlich lösbar sein.“

„Mich — keine, als daß er auf mich Anspruch macht, Hans. Er übt sich zum Klavierlehrer aus und tut, als täte er das alles mir zu Gefallen, als erwartete ich es von ihm, ja, als zwänge ich ihn dazu. Und er liegt auf dem Diwan und bildet sich, und dazu sieht er mir immer nach mit Augen, die sagen: ‚Alles deinetwegen. Die ganze Plage und Qual, weil du es so willst.' Und so macht er Ansprüche an mich. — Auch muß ich dir sagen, Hans, daß du ihn nicht die Treppe hinunter werfen würdest, denn er ist viel stärker als du. So hoch und so breit. Und solche Arme. Eine Brust wie ein voller Weizensack. Und einen Bauch bekommt er auch schon. Dazu rotes Haar, Hans, und grüne Augen, mit denen er jeden vergiften kann, auf den er's abgesehen hat. Ach, Hans, ich fürchte mich jetzt sehr vor ihm. Es ist schon nicht gut, daß ich um einen Zug zu spät nach Hause komme. — Ich glaube auch nicht, daß er mich fortlassen wird.“

„Da bin ich aber gespannt, was er dagegen tun soll.“

„Er wird sich aufhängen, Hans. Mir zur Strafe und zur ewigen Verurteilung. Er hat es schon mehrere Male gesagt, und ich glaube es ihm. Um mich für mein Leben niederzuschlagen, ist er zu allem imstande. — Seitdem er merkt, daß ich etwas anderes habe, ist er überhaupt tückisch und gefährlich geworden. Ich fühle mich keine Nacht mehr recht sicher hinter meiner verschlossenen Tür. Er lähmt mich durch meine Mutter und schreckt meine Mutter durch mich.“

„Du armes Kind! Du armes Kind! Das ist ja ein ganz dämonischer Schweinehund. Aber weißt du, was? Den versetzen wir einfach. Eines Tages bist du eben auf und davon, und damit gut.“

„Ach, der erfährt alles. Der ist imstande und spannt meine Mutter auf die Folter, bis sie das letzte Wörtchen ausgehaucht hat, alles mit ganz ruhigen und unblutigen Mitteln. Er regt sich nie auf. Er ist immer gehalten und ernst und streng, wie eine saure Gurke. Und mit Spott über ihn mache ich nur alles schlimmer, weil ich dann ein schlechtes Gewissen und Angst bekomme.“

„Ja, aber nun verstehe ich eins nicht, Elise: wenn er doch so scharf auf dich ist, warum lauert er dir dann nicht auf Schritt und Tritt auf? Ich bin ihm noch nie abends begegnet, wenn ich dich erwartete.“

„Dazu ist er zu faul. Er ist furchtbar faul und gefräßig, Hans. Er frißt die ganze Pension meiner Mutter auf und dazu meinen halben Verdienst. Und er braucht sich auch nicht zu rühren. Er beherrscht alles vom Diwan aus, weil er alles gleich merkt und gegen alles Mittel aufzieht. Manchmal möchte ich anstatt nach Hause zu gehen einfach davonlaufen, und nur der Gedanke an meine Mutter, die er dann allein in den Klauen hat, zwingt

Digitized by Google

mich immer wieder zurück. Er sollte Methodistenprediger in Amerika sein oder so etwas. Wenigstens habe ich mir die Leute immer so vorgestellt, halb Wahnsinnige und halb Heilige, und noch halb Verbrecher, obwohl es drei Hälften nicht gibt. — Ach, Hans, es wird wohl nichts werden mit uns."

„Ich sehe immer noch nicht klar, was er eigentlich mit euch will."

„Daß alles so bleibt, wie es ist, daß er sich nie, nie mehr verändern muß, und daß wir fortfahren, ihn zu ernähren, und zwar gut und reichlich. Nebenher wird er dann wohl auch kleine Mädchen mit Klavierstunden quälen. Und er ist so unsauber —!"

Endlich glaubte Hans zu begreifen. Eine Zeitlang ging er ganz stumm und erschüttert neben seinem Schatz her und dachte angestrengt. Auch er glaubte schon, daß der Kerl zu einem Selbstmord imstande sein werde, um sich an Elise zu rächen, und das um so sicherer, je deutlicher es dem Burschen wurde, daß er es in Paris mit einem anderen Mann zu tun bekommen werde, der ihm vielleicht doch überlegen war. Verbarg man ihm aber das, so tauchte er mit Sicherheit dort auf, und nachdem er Unheil und Wirrwarr angerichtet hatte, hing er sich ebenfalls auf. In ihm stieg der Zorn auf, aber da er noch keinen Plan gegen das rothaarige und gefräßige Übel sah, in den er ihn hineinfahren lassen konnte, hielt er ihn noch zurück.

„Elischen, das sind alles Phantasien, wie sie manchmal aus den stagnierenden Gewässern der Heimat aufsteigen. Das gibt es überall. Kerls, die sich unbedingt aufhängen wollen, muß man nicht daran hindern wollen. Je eher sie es tun, um so besser."

„Aber ich werde nicht darüber hinwegkommen, Hans. Nie werde ich es. Ich weiß es. Es wird ein furchtbarer Skandal werden!"

„Du wirst darüber wegkommen, und es wird kein Skandal werden. Man soll nie ‚Nie' sagen, am wenigsten mit zwanzig Jahren. Alles ist ja eine Frage der Liebes- und Lebensfähigkeit. Wir müssen gegen dies Sumpffieber, gegen diese moralische Malaria einfach die Dosis der Liebe so lange verstärken, bis der ganze Körper mit Seele und Geist so voll Liebe und Kunst ist, daß die Heimatsmiasmen darin verbrennen. Gespenster vernichtet man nämlich im Blut des Patienten, der an ihnen leidet. Sage also nicht: ‚Nie!' und: ‚Niemals!' Nur das nicht, Liebes. Über alles andere müssen wir noch viel reden. Und zunächst gibst du mir noch den einen und den andern schönen und herzlichen Kuß. Das Leben über alles. Und die Liebe darin als das Licht, das die Welt schön macht, und das Feuer, das Wärme und Glück verbreitet. Komm, Kind, in der Liebe bist du Anfängerin und im Leben auch. Vergiß jetzt alles andere. Nur du und ich. Und unsre siegreiche, starke, mutige Liebe! Bist du mir gut, Elise?"

„Ja, Hans. Über alles."

„Und ich bin dein auf Leben und Tod. Nimm das Wort im ganzen Umfang. Du hast jetzt zwei, die bereit sind, für dich zu sterben. Soll ich mich mit ihm schießen?"

„O, du! Lieben sollst du mich jetzt. Laß nachher kommen, was will. Küß mich! Ich bin ja noch so jung! Und ich bin dir so gut!"

(Fortsetzung der Erzählung folgt)

Kleist. Von Paul Warncke

So hungerte kein Sterblicher, wie du.
Und warst so reich doch, Tausende zu laben,
Mit edlem Seelenbrot sie zu begaben,
Und alle Grazien lächelten dir zu.

Dir quoll die Dichtung, wie der Rheinstrom rinnt,
Gewaltig, über Felsen niederbrausend;
Nur wie von fern vernahmen es die Tausend —
Du warest sehend und die andern blind.

Du Himmelsstürmer, nah dem höchsten Glück,
Wie oft! das diese Erde kann verschwenden,
Schon griffst du nach dem Kranz mit kühnen Händen,
Da rissen mildische Mächte dich zurück.

So gingst du, dürstend nach des Ruhmes Trank
Und hungernd nach des Vaterlandes Größe;
Du hattest kaum, zu decken deine Blöße —
Vom Hunger ward dir Leib und Seele krank.

Des Geistes mächtige Glut, die dich verbrannt,
Noch glüht sie fort und fort, emporgehoben
Von Götterhand zu den Gestirnen droben,
Und leuchtet sterngleich über allem Land!

Digitized by Google

Neue Wege des Welt-Luftverkehrs

Von Otto Baschin

Seit vielen Jahrzehnten wird die Anteilnahme der Menschheit in zunehmendem Maße durch Fortschritte der Technik gefesselt, die sich häufig in so schnellem Tempo entwickeln, daß es dem Laien schier unmöglich ist, sich über die Bedeutung der einzelnen Ergebnisse für das praktische Leben Rechenschaft zu geben. Noch weniger ist der Nichtfachmann imstande, die wissenschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, die jeder technischen Neuerung zugrunde liegen, richtig zu würdigen. So erklärt sich die bekannte Tatsache, daß von der großen Masse des Volkes namentlich diejenigen Errungenschaften der Technik bewundert werden, die über ihr Begriffsvermögen hinausgehen, weil sie mit den bis dahin geltenden Anschauungen scheinbar in Widerspruch stehen. Ein besonders deutliches Beispiel dafür bietet neuerdings die „drahtlose" Übertragung elektrischer Energie auf weite Entfernungen hin durch die Luft.

Nur etwa vierzig Jahre liegt jene Zeit zurück, in welcher der Aufstieg eines schwer belasteten Luftballons noch wie ein Wunder angestaunt oder doch als sehenswürdiges Schaustück betrachtet wurde. Immerhin gewöhnte man sich schnell an die scheinbare Ausnahme von den Gesetzen der Schwere, weil der Ballon vielfach als Kinderspielzeug in kleinem Maßstabe Nachahmung findet und der physikalische Vorgang an die Gedankenarbeit des Laien keine hohen Anforderungen stellt. Ähnlich verhält es sich mit der weitern Ausbildung des Freiballons zum lenkbaren Luftschiff.

Dagegen bieten die dynamischen Flugmaschinen dem Verständnis weit größere Schwierigkeiten. Ich erinnere mich noch recht gut des bedenklichen Kopfschüttelns hervorragender Sachverständiger, als Otto Lilienthal im Berliner Verein zur Förderung der Luftschiffahrt vor mehr als 30 Jahren zum erstenmal auf Grund seiner Versuche behaupten konnte, daß ein leichtes Brett nicht zur Erde fällt, sondern im Gegenteil in die Höhe gedrückt wird, sofern man es nur mit genügender Geschwindigkeit in horizontaler Richtung durch die Luft bewegt. Das wissenschaftliche Grundprinzip der Flugmaschine war damit gefunden, und der Technik fiel nun die Aufgabe zu, praktisch brauchbare Apparate zu konstruieren und diesen durch geeignete, möglichst leichte Motoren die nötige große Geschwindigkeit zu verleihen. Ein harter Lehrmeister ist der Weltkrieg gewesen, dessen Anforderungen die Flugtechnik den hohen Stand zu verdanken hat, den sie gegenwärtig einnimmt. Schon jetzt betrachtet ja unsere heutige Jugend die Beherrschung der Luft durch den Menschen als eine ebensolche Selbstverständlichkeit, wie wir vor einem halben Jahrhundert die Eisenbahn, die auf unsere Voreltern noch den Eindruck eines unheimlichen Gefährts machte, dem man sein Leben nur ungern anvertraute.

Aber trotzdem der Luftverkehr diesen gewaltigen Aufschwung genommen hat, an den man früher kaum zu glauben wagte, und trotzdem die Erfolge einwandfrei und klar zutage liegen, kann man doch immer wieder die Beobachtung machen, daß bei vielen Menschen die, ihnen durch langjährige Gewohnheit vertrauten Vorstellungen auch dem neuen Verkehrsmittel gegenüber beibehalten werden. Nur wenige sind sich dessen bewußt, daß die Luftfahrt einen viel größeren Fortschritt darstellt, als die gesamte bisherige Entwicklung des Verkehrs, der mit dem Wandern des primitiven Menschen begann und sich bis zu Eisenbahn- und Dampfschiffahrten vervollkommnete. Das Wesentliche dieses Fortschritts besteht nämlich in der Loslösung des Menschen von der Oberfläche der Erdkugel, an die er bisher gefesselt war, und in der Erweiterung der Verkehrsfläche zum Verkehrsraum. Damit aber fallen nun eine ganze Reihe von Hemmungen fort, die der Entwicklung eines Weltverkehrs hindernd im Wege standen. Der menschliche Geist ist jedoch in so hohem Maße gewohnt, mit den seit Jahrzehnten gebräuchlichen und ihm vertraut gewordenen Verkehrsformen und Verkehrslinien zu rechnen, daß die Betonung der Notwendigkeit einer Umstellung unserer bisherigen Anschauungen immer noch auf Widerstand stößt.

Am deutlichsten wird dieses geistige Beharrungsvermögen darin erkennbar, daß die Einbeziehung der Nordpolarzone in das Luftverkehrsgebiet uns äußerst fremdartig anmutet, weil wir gewohnt sind, die Polarländer und das Eismeer als typische Vertreter verkehrsfeindlicher Regionen zu betrachten. Erst wenn wir uns klarmachen, daß diese Unzugänglichkeit nur für Schiffe und Schlitten besteht, daß es dagegen für ein Luftschiff keinen Unterschied macht, ob es über vergletscherte Felsen, zusammengepreßtes Scholleneis oder schwimmende Eisberge dahinzieht, verstehen wir, daß gerade in der Arktis jene Vorzüge der Luftfahrzeuge, die ihm eigentümlich sind, und durch die es sich von allen anderen Transportmitteln unterscheidet, besser zur Geltung kommen und ausgenutzt werden können als bei uns.

Einen weiteren Vorteil bildet im Sommerhalbjahr, das für den transarktischen Luftverkehr zunächst in Frage kommt, die dauernde, von keiner Nacht unterbrochene

Digitized by Google

Tageshelle in der Nähe des Nordpols. Schon im nördlichsten Spitzbergen sinkt die Sonne viereinhalb Monate lang nicht unter den Horizont, und am Pole selbst ist es 212 Tage lang ohne Unterbrechung hell.

Manchem dürfte die große Kälte in den Regionen des Eises als Schreckgespenst vor Augen stehen, aber die Strenge des zu erwartenden Frostes wird in der Regel beträchtlich überschätzt. Die bisherigen Erfahrungen deuten darauf hin, daß über dem Pol im Sommer keine erheblich niedrigeren Temperaturen zu erwarten sind, als solche, bei denen in unseren Gegenden bereits Luftfahrten stattgefunden haben. Der beste Kenner der physikalischen Verhältnisse in der zentralen Nordpolarregion, der Norweger Fridtjof Nansen, hält dieses Gebiet für durchaus geeignet zur Befahrung mit Luftschiffen und tritt mit großer Wärme für das Projekt des deutschen Hauptmanns Bruns ein, der bereits im Jahre 1919 die Einrichtung eines transarktischen Verkehrs durch die Luft von Europa nach den Küsten des Stillen Ozeans vorgeschlagen und dessen Möglichkeiten erörtert hat.

Auch über den zweckmäßigsten Reiseweg wird nunmehr eine Umstellung der landläufigen Anschauungen notwendig. Im Gegensatz zu Eisenbahnen und Dampfern, die in der Wahl ihres Weges an die Formen des Geländes, den Verlauf der Täler, sowie die Verteilung von Wasser und Land gebunden sind, können die Luftfahrzeuge jene sogenannte „Luftlinie", die wir als den kürzesten Weg zwischen zwei Orten auf unseren Landkarten ziehen, wirklich als Verkehrswege benutzen, ohne durch die Beschaffenheit der Erdoberfläche, von langgestreckten wirklichen Hochgebirgen abgesehen, wesentlich in ihrem Kurs beeinflußt zu werden.

Nehmen wir also eine Weltkarte in der üblichen Merkatorschen Projektion zur Hand und betrachten z. B. die von Neuyork nach Hongkong für die heutigen Verkehrsmittel in Betracht kommenden Wege, so sehen wir, daß man den letzteren Ort sowohl ostwärts wie westwärts reisend erreichen kann, wobei sich der westliche als der vorteilhaftere erweist, weil nur einmal ein Wechsel zwischen Eisenbahn und Schiff an der amerikanischen Westküste erforderlich und der Weg zudem etwas kürzer ist, als der östliche. Könnte man ein Luftschiff benutzen, so würde, im Hinblick auf die Windverhältnisse und den günstigeren Verlauf der Hochgebirge in Amerika die westliche Route, mit Rücksicht auf die häufigeren Landungsmöglichkeiten dagegen die längere östliche Route zu bevorzugen sein, und es bedürfte sorgfältiger Abwägungen der Vorteile und Nachteile jedes der beiden Wege, um die Wahl richtig zu treffen.

Die Erinnerung an unsern Schulunterricht in der Geographie läßt uns nun aber die Frage aufwerfen, ob denn jene geraden Linien, die wir mit dem Lineal auf unserer Weltkarte gezogen haben, auch wirklich die kürzesten Wege darstellen? Die Erde ist ja bekanntlich nicht jene ebene Fläche, als welche sie uns auf der Karte erscheint, sondern eine Kugel, und ihr richtiges verkleinertes Abbild ist daher nicht die Karte, sondern einzig und allein der Globus. Vergleicht man nun die scheinbar kürzeste Verbindungslinie zweier Orte auf der Weltkarte mit der wirklichen „Luftlinie" auf dem Globus, so findet man Abweichungen, die bei weiten Strecken ein geradezu erstaunliches Ausmaß erreichen. Bleiben wir bei dem eben genannten Beispiel des Weges von Neuyork nach Hongkong, so zeigt uns eine Ausmessung auf dem Globus, daß der nächste Weg von Neuyork aus zunächst in etwa nördlicher Richtung verläuft, über die bekannten Inseln des nordamerikanischen arktischen Archipels hinausgeht, die völlig unerforschten Teile des Nordpolarmeeres passiert, wobei er dem Nordpol selbst ziemlich nahe kommt, jenseits dessen er auf die Nordküste Sibiriens trifft, um nun über Land, das Chinesische Reich von Norden nach Süden durchziehend, sein Ziel Hongkong zu erreichen.

Auf der Weltkarte (Abb. S. 382) sind die erwähnten Routen eingetragen. Die Zeichnung läßt erkennen, daß der transarktische Luftweg auf einer solchen Karte in der üblichen Zylinderprojektion nicht darstellbar ist, daß man zu dessen Veranschaulichung vielmehr eine andere Projektion wählen muß (Abb. S. 383), auf welcher wir den Verlauf der Luftlinien, nicht nur zwischen Neuyork und Hongkong, sondern auch zwischen Panama und Schanghai und zwischen London und Tokio eingetragen haben.

Der kürzeste Weg vom Panama-Kanal nach der chinesischen Ostküste geht, wie nach den obigen Ausführungen nunmehr verständlich sein dürfte, nicht der üblichen Schiffahrts-Route folgend quer durch den Stillen Ozean an den Hawaii-Inseln vorbei, sondern zuerst nordwärts über den Golf von Mexiko und durch das westliche Mississippi-Gebiet, dann allmählich nach Westen umbiegend durch Alaska, über die Beringstraße nach Nordost-Sibirien und schließlich längs der Ostküste Asiens abwechselnd über Land und Meer südwestwärts. Diese Route ist, auf dem allein maßstabstreuen Globus gemessen, rund 2200 Kilometer kürzer als diejenige über Hawaii. Ein Luftschiff braucht also zur Ausführung der Reise nicht etwa die gewaltige Wasserwüste des Stillen Ozeans mit seinen außerordentlich spärlichen Landungsmöglichkeiten zu überqueren, sondern es kann, größtenteils über Land fliegend, in voller Sicherheit einen Schnellverkehr zwischen Amerika und Ostasien vermitteln.

Was den Weg von London nach Tokio anbetrifft, so hat man berechnet, daß der gewöhnliche Schiffahrtsweg durch das Mittelländische Meer und den Indischen Ozean 20 974 Kilometer lang ist, der kombinierte Land- und Seeweg über den Atlantischen Ozean, Kanada und den Stillen Ozean

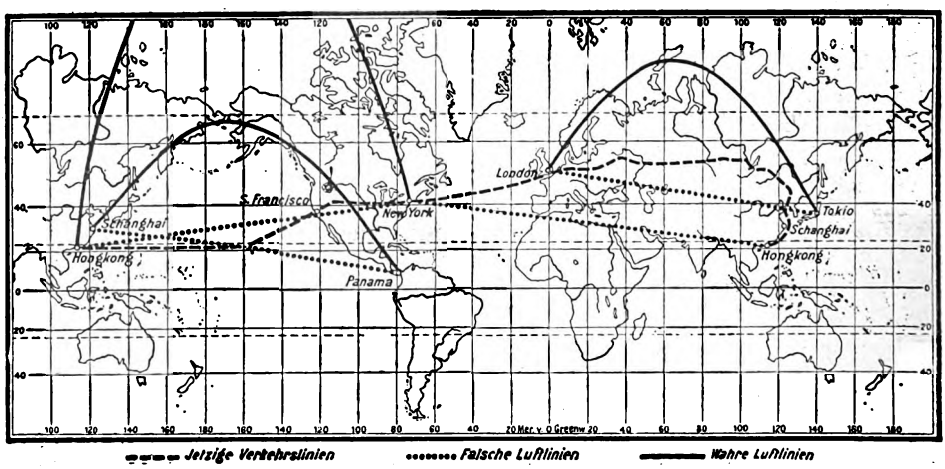
Digitized by Google

18 082, der Landweg auf der sibirischen Eisenbahn 13 771, der transarktische Luftweg über Nowaja-Zemlja und das sibirische Eismeer dagegen nur 10 139 Kilometer, also noch nicht einmal die Hälfte des gegenwärtig meistbenutzten Weges. Derartige Beispiele ließen sich noch beliebig vermehren.

Allerdings darf man nicht übersehen, daß es sich aus praktischen Gründen empfehlen wird, nicht immer genau den kürzesten Weg einzuschlagen, wie ja auch der Kurs der Seeschiffe aus ähnlichen Gründen meist nicht mit der direkten Verbindungslinie zwischen zwei Häfen übereinstimmt. Für solche Abweichungen können mancherlei Rücksichten maßgebend sein, unter denen diejenigen auf das Wetter an erster Stelle stehen. Daß die Kälte des Polargebiets kein wesentliches Hindernis darstellt, wurde schon erwähnt. Aber auch die durch Stürme und Nebel drohende Gefahr ist nicht so groß, wie gemeinhin angenommen wird, ja man kann das innere Nordpolarbecken fast als sturmfrei bezeichnen. Gerade in der letzten Zeit sind die meteorologischen Verhältnisse der zentralen Nordpolarregion auf Grund der bisher vorliegenden Beobachtungen untersucht worden, und es hat sich gezeigt, daß gewisse Jahreszeiten und bestimmte Wege besonders günstige Bedingungen bieten. Es ist daher verständlich, daß die ersten Pionierfahrten für die Frühlingsmonate geplant sind, die von Nebel und Stürmen am wenigsten heimgesucht werden. Für die Ausnutzung der günstigsten Wetterlage kommt dem Unternehmen noch ganz wesentlich zustatten, daß in den letzten Jahren mehrere Wetterstationen mit funkentelegraphischer Einrichtung am Rande des Nordpolarmeeres angelegt worden sind, durch welche ein Luftschiff während der Fahrt über die voraussichtliche Witterung längs seines Weges auf dem laufenden gehalten werden kann. Die heutige große Geschwindigkeit eines modernen Luftschiffes, die 100 Kilometer in der Stunde übertrifft, bietet ihm die Möglichkeit, etwaigen Stürmen aus dem Wege zu gehen, weil die Sturmzentren sich nur etwa mit der Hälfte dieser Geschwindigkeit vorwärts zu bewegen pflegen.

Eine weitere Abweichung von der kürzesten Route leitet sich aus dem Bestreben her, dem festen Lande doch immer möglichst nahe zu bleiben, um bei unvorherzusehenden Unfällen die Möglichkeit einer Notlandung zu haben. Man kann annehmen, daß rund 1000 Kilometer Entfernung von der nächsten Landungsmöglichkeit für ein modernes Luftschiff noch kein allzugroßes Risiko bedeuten. Nun beträgt die Entfernung von der Nordspitze des asiatischen Festlandes, Kap Tscheljuskin, über den Nordpol hinweg bis zur nächsten Küste der amerikanischen arktischen Inselwelt nur etwa 2000 Kilometer, so daß ein Luftfahrzeug auf diesem Wege fast stets weniger als 1000 Kilometer vom Lande entfernt ist. Auch hier zeigt uns erst die Polarkarte, wie weit sich die Alte und die Neue Welt in der Arktis nahekommen.

Zweckmäßig wird es natürlich immerhin sein, im voraus geeignete Plätze für etwaige Notlandungen auszuwählen und dort vor allem Betriebsstoff zu deponieren. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen selbst die kleinsten und einsamsten Inseln im eiserfüllten Polarmeere eine hervorragende Bedeutung für den künftigen Weltverkehr, und die Suche nach solchen Stützpunkten erklärt den sonst unverständlichen Eifer, mit dem jetzt manche Großmächte die Besitzergreifung abgelegener polarer Inseln betreiben. Hat doch erst im August 1924 ein bewaffnetes russisches Transportschiff die amerikanischen Kolonisten von der Wrangel-Insel vertrieben und dort die rote Sowjetflagge gehißt. Der Wettlauf der Nationen erstreckt sich sogar auf noch nicht entdeckte, sondern nur vermutete Länder, wie folgender Vorgang beweist. Der amerikanische Geophysiker, Professor Harris, hat aus dem Verlauf von Ebbe und Flut im Nordpolarmeer gefolgert, daß zwischen Alaska und dem Nordpol ein Land-

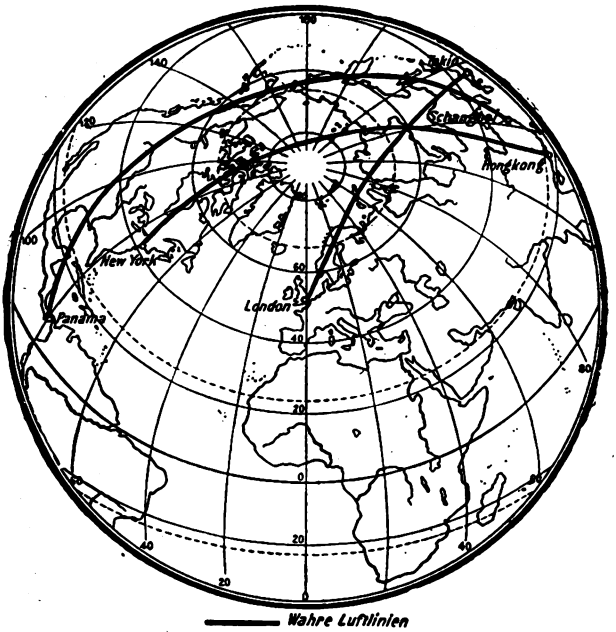


Digitized by Google

gebiet liegen müsse, dessen Form und Größe er durch Rechnung ermittelte. Nach seinen Angaben würde es sich um ein Land von trapezoidischer Form und etwa 1 300 000 Quadratkilometer Flächeninhalt handeln. Die Frage der Zugehörigkeit dieses hypothetischen, noch nie gesehenen Landes hat nun bereits zu einem diplomatischen Notenwechsel zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten

werden in hohen Breiten überaus unzuverlässig.

Der erstere versagt deshalb, weil die horizontale Richtkraft des Erdmagnetismus mit der Annäherung an den magnetischen Nordpol immer geringer wird, so daß die Magnetnadel am Magnetpol selbst eine vertikale Stellung annimmt. Der Kreiselkompaß ist unbrauchbar, weil der Einfluß der



von Amerika geführt, indem letzteres das Vorrecht des Entdeckers und die Lage nördlich der amerikanischen Alaska-Küste ins Feld führt, während Kanada auf dem Standpunkt steht, daß alle bisher bekannten Inseln des arktischen Amerika britisch seien und daher auch weitere Entdeckungen in jener Gegend Kanada zufallen müßten.

Bei dieser Sachlage gewinnt die Frage, welcher Nation der erste transarktische Flug gelingen wird, eine hervorragende politische Bedeutung, und man darf damit rechnen, daß noch in diesem Jahre voraussichtlich ein Vorstoß in das Polargebiet unternommen werden wird, wenn es auch zweifelhaft ist, ob das Flugzeug oder das Luftschiff die erste Bresche in die Barriere schlagen wird, welche die Arktis bisher dem Weltverkehr entgegenstellte.

Natürlich sind noch eine ganze Reihe technischer Schwierigkeiten zu überwinden, die in den geophysikalischen Eigentümlichkeiten der Polarzone begründet sind. Wohl die wichtigste ist die Frage nach der Bestimmung des Kurses. Sowohl der Magnetkompaß, als auch der, auf eisernen Schiffen immer mehr zur Einführung gelangende Kreiselkompaß

Erdrotation auf die Richtung der Kreiselachse am geographischen Pol gleich Null wird. Bei klarem Wetter schadet das nichts, denn die viele Wochen lang nicht untergehende Sonne dient stets als beste und zuverlässigste Orientierungsmöglichkeit, wenn die Tageszeit genau bekannt ist, während man die Fahrtrichtung durch Beobachtung der Erdoberfläche feststellen kann. Die Sicht ist in der klaren Polarluft besonders gut, und wird meist dem theoretischen Betrage der sogenannten Aussichtsweite nahekommen, die sich aus 500 Metern Höhe zu 85 Kilometern, aus 1000 Metern zu 121 und aus 2000 Metern Höhe zu 171 Kilometern berechnet.

Im Nebel würden alle Methoden der Navigierung versagen, wenn das Luftfahrzeug auf sich allein angewiesen wäre. Die neue Methode der gerichteten Funksendung ermöglicht jedoch eine Anpeilung von zwei Landstationen aus, wodurch sich die jeweilige Position des Luftschiffes im Schnittpunkt der beiden Peilstrahlen und damit auch der zurückgelegte Weg feststellen läßt. Allerdings arbeitet diese Methode der sogenannten Funkortung nur bei Tageshelle einwandfrei,

Digitized by Google

während zur Nachtzeit Fehlweisungen von erheblichem Ausmaß eintreten können.

Fassen wir alles zusammen, so kann man wohl sagen, daß im Polarsommer, zu der Zeit ständiger Tageshelle, die Durchquerung der Polarzone mit Luftfahrzeugen keine Schwierigkeiten bietet, die bei dem heutigen Stande der Technik nicht ohne weiteres zu überwinden wären. Es handelt sich letzten Endes nur um die Beschaffung der erforderlichen Geldmittel. Für einen Luftverkehr in der Winternacht müßten dagegen erst noch weitere Erfahrungen gemacht werden, wenngleich auch hier die Hoffnung berechtigt ist, daß sich eine Ausdehnung der Fahrten über alle Jahreszeiten schließlich ermöglichen lassen wird.

Das Risiko eines transarktischen Flugverkehrs wird in erheblichem Maße herabgemindert durch die Möglichkeit der Aufrechterhaltung einer funkentelegraphischen Verständigung mit der Kulturwelt. Diese moderne Errungenschaft der Technik vermag dem Luftschiff nicht nur Wettertelegramme und die für Innehaltung des richtigen Kurses so überaus wichtigen Zeitsignale und Positionsbestimmungen zu übermitteln, sondern sie kann auch bei unvorhergesehenen Unglücksfällen einer Hilfsaktion den richtigen Weg weisen. Die damit gegebene Rettungsmöglichkeit durch schnelle Flugzeuge entlastet das Luftschiff bei der Durchquerung des unbekannten Eismeeres ganz erheblich von manchen Gefahren, mit denen frühere Expeditionen in den polaren Eiswüsten zu kämpfen hatten.

Zwei glücklich durchgeführte Unternehmungen können gewissermaßen als Vorbereitungen des kommenden transarktischen Luftverkehrs gelten.

Einmal waren es die Flüge des Junkers-Apparates „Eisvogel D 260" im Juli 1923 über Spitzbergen, wobei das Flugzeug in 6 Stunden und 40 Minuten einen Weg zurücklegte, dessen Länge etwa derjenigen von der Nordküste Spitzbergens bis zum Nordpol gleichkam. Dieser Flug verlief abwechselnd über vergletschertes Hochgebirge, Meeresbuchten, freies sowie eisbedecktes Meer und führte zum Teil in völlig unerforschte Gebiete. Er ließ die außerordentliche Klarheit der arktischen Atmosphäre erkennen und erlaubte Fernsichten in große, bisher noch unbekannte Weiten. Als besonders auffällig erwies sich die Ruhe der polaren Luft im Gegensatz zu den atmosphärischen Störungen in den Alpen, wo die Maschine im Sommer fast ausnahmslos heftig hin und her geschüttelt wird, während sie hier absolut ruhig in der Luft lag, auch wenn man ganz nahe über die Bergkämme flog.

Das zweite Unternehmen ist die Fahrt des Zeppelin-Luftschiffes im Oktober 1924 nach Amerika, deren Bedeutung vielfach nicht richtig eingeschätzt wird. Das Wesentliche ist nämlich nicht die Überfliegung des Atlantischen Ozeans, denn diese ist auch einem britischen Luftschiff sowie Flugzeugen bereits vor Jahren gelungen. Wichtiger war neben der sportlichen Leistung der Nachweis, daß Luftfahrzeuge solider deutscher Konstruktion selbst bei ungünstigen Witterungsverhältnissen imstande sind, schwierige verkehrstechnische Aufgaben zu lösen. Damit hat das Zeppelin-Luftschiff sich die Anerkennung als vollwertiges Verkehrsmittel bei allen Kulturnationen erobert.

Mit Stolz können wir auf diese beiden, für die weitere Ausgestaltung des Luftverkehrs so bedeutsamen Leistungen blicken, die in eine, gerade für die deutsche Luftfahrt besonders ungünstige Zeit fielen. Das Diktat von Versailles hat Deutschland die Möglichkeit genommen, sich auf dem Gebiete des Luftverkehrs in einer, seiner wissenschaftlichen Überlegenheit und seiner technischen Leistungsfähigkeit entsprechenden Weise zu betätigen. Um so erfreulicher ist es, wenn wir sehen, daß der, zuerst von Professor Hergesell verfochtene Gedanke, das Luftschiff in den Dienst der Polarforschung zu stellen, von deutscher Seite immer weiter ausgebaut wurde, und daß damit die Verwirklichung eines transarktischen Verkehrs durch deutsche Arbeit nunmehr in greifbare Nähe gerückt ist.

Kleine Nachtmusik. Von Manfred Hausmann

Wir lassen uns heimlich hören
Hier unten im silbernen Wind,
Wir wollen dein Herzlein betören,
Du stilles Menschenkind.

Und rings in den Gärtchen steigen
Die Rosenspaliere auf.
Wir flöten und zimbeln und geigen
Zu deinem Fenster hinauf.

Und einer aus unserer kleinen,
Melodischen Kumpanei
Sieht oben dein Lämpchen scheinen
Und atmet so ängstlich dabei.

Und wenn er gar so lieblich
Die Zimbelschläge tut,
So ist das nun einmal so üblich
Bei einem so jungen Blut.

Er will dich ja ganz umgeben
Mit lauter Inbrunst und Glück.
Wir klimpern und glitzern daneben
Mit unsrer verträumten Musik.

Und hat er Gnade gefunden
Vor dir, du holdselige Sonn',
So machen wir Vagabunden
Uns ganz vergnüglich davon.

Digitized by Google

Ulrich Hübner, von Fritz Stahl

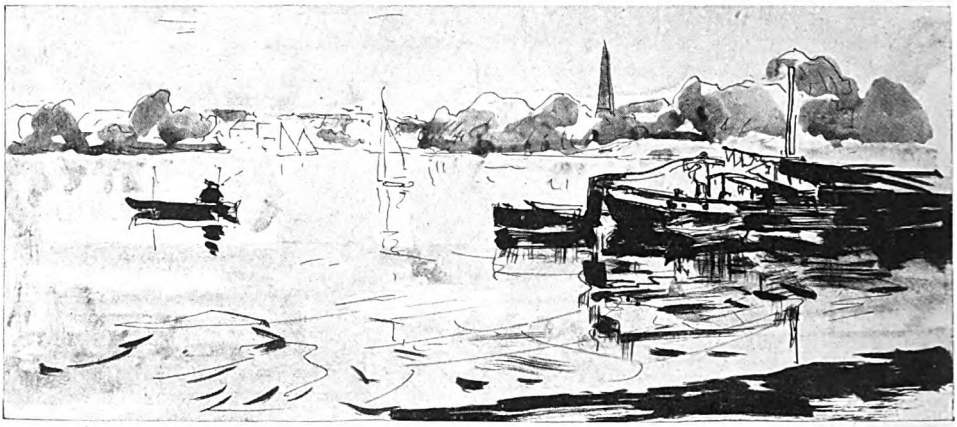
Man sagt und sagt es besonders oft und mit besonderer Betonung, seit eine junge Generation Erziehung und Arbeit in Mißkredit gebracht hat, daß der Künstler geboren wird. Das ist richtig und auch nicht richtig. Richtig, weil die Anlage niemals durch irgend welchen Unterricht ersetzt werden kann und auch die äußersten Grenzen der persönlichen Möglichkeit bestimmt. Unrichtig, weil mit der Geburt des Künstlers nicht auch schon seine Kunst geboren wird, weil Talent wie jedes andere Erbe erst erworben werden muß, wenn man es besitzen will, weil nur die Erfahrung der Arbeit dem Künstler zeigen kann, in welcher Richtung er seine Kunst finden möchte, und nur ein sehr intensiver Wille imstande ist, seine letzte Möglichkeit nun auch zu verwirklichen.

Es ist wirklich nicht übertrieben gewesen, wenn der alte Menzel verächtlich grollte: „Talent hat jeder!“ Er meinte natürlich, jeder, der Künstler wird. Und er konnte nicht ahnen, daß eine Zeit kommen würde, in der man eine Kunst ausgeknobelt hat, die auch im Bereich der Talentlosen liegt, weil sie nicht mehr Form verlangt, als Kind oder Naturmensch oder etwa Zirkel und Lineal geben können. Aber über diese Verirrung kann man wohl hinwegsehen. Und dann gilt es allgemein, daß jeder Talent hat, und daß es nur darauf ankommt, was die Zeit und er selbst damit anfangen. Die Größe alter Epochen beruht ganz wesentlich mit darauf, daß sie durch die Erziehung in der Werkstatt und durch die Ausschließung vager Originalitätssucht jedem Talent zu vollster Entwicklung halfen und so dem Ganzen ihrer Kunst dienstbar machten. Und so ist auch jede Periode des 19. Jahrhunderts mit danach zu beurteilen, was sie mit den Talenten ihrer Zeit anzufangen wußte.

Wenn man sie darauf hin betrachtet, — und das ist gerade heute, da sich nach dem Bankrott des Expressionismus die Frage: „Was nun?“ aufdrängt, durchaus zeitgemäß —, so zeigt sich, daß auch hierin die dann so viel geschmähte Periode des sogenannten Impressionismus sehr wohl bestehen kann. Das Fremdwort führt irre. Das Wesen dieser Kunst bestand darin, daß sie den Künstler wieder auf das hinwies, was die Grundlage aller Kunst von jeher gewesen ist, auf das eigene Erlebnis der Welt. Vorher war immer die Anwendung einer früheren

Segelschiffe am Wannsee

Digitized by Google



Wannseestudie

Kunstform Gesetz gewesen. Und natürlich hatte die Akademie die jeweils bevorzugte gelehrt. Zumeist recht gut gelehrt. Aber das, was da mit recht gepflegtem Können gegeben wurde, war eine Anordnung von Modellen und Requisiten und selbst der Landschaft nach vorgefaßten Formeln, meist aus ferner und fremder Kunst abgeleitet. Es fehlt der Hauch des Lebens, weil ein wichtiger Teil des Talentes durch diese Erziehung zerstört wurde. Die Kunst der letzten Zeit bildet den polaren Gegensatz. Ob sie alles auf das Erlebnis stellt, wie es der Expressionismus tat, oder ob sie das Erlebnis ganz ausschaltet und die abstrakte Form als Ziel setzt, wie es der Kubismus wollte, ließ sie Lehre und Arbeit als überflüssig erscheinen. Wodurch heute Hunderte von jungen Künstlern dastehen, die ihre Lehrjahre in einem unfruchtbaren Treiben versäumt haben. Es gibt keine Zeit, die mit ihren Talenten sinnloser umgegangen ist; sie hat sie gemordet. Der Impressionismus — man muß der Einfachheit wegen das Wort gebrauchen — wies auf das Erlebnis der Natur hin, und zwar nicht auf ein oberflächliches, sondern auf ein tiefes und feines Erlebnis. Und das war nicht auszudrücken, wenn man nicht das Auge geübt und die Hand geschmeidigt hatte. Das mußte jeder junge Künstler aus den Werken der Führer erkennen. Und mit dem Ziel war die Notwendigkeit strenger Arbeit gesetzt. Und stetiger Arbeit, denn hier war ja nicht das Mittel ein für alle Male erworben, sondern jedes einzelne Erlebnis stellte seine besonderen Aufgaben. Damit war die rechte Atmosphäre gegeben, in der das Talent gedeihen konnte, in allen seinen Teilen, als Empfindung und als Darstellung. Gedeihen konnte. Nicht jeder nahm es ernst, aber wer es ernst nahm, kam zu der Kunst, die seinen Gaben entsprach. Und das ist das Beste, was zu leisten ist. Denn alle künstlichen Stelzen und alle Genialitätsspielerei können doch nichts wirken. „Du bleibst doch immer, was du bist." Und so ist das Beste, nichts anderes sein zu wollen.

★

Die Frage, wer man sei, ist freilich nicht ganz einfach zu beantworten. Mancher erfährt es niemals. Und gerade die Kunst des 19. Jahrhunderts ist zum größten Teil von Menschen gemacht worden, die es nie erfuhren. Den Beweis erhalten wir jetzt, da bei der Durchforschung des Kunstbesitzes zutage kommt, was sie als Nebenwerke geschaffen haben, ohne sich erst das Kleid anzuziehen, das sie sich aus Fremdem zurechtgemacht hatten, und in dem sie das Publikum zu sehen gewohnt war. Die Galerien kauften die anderen Bilder, die man charakteristisch nannte, weil sie in diesem Kleid gemalt waren. Eine kuriose Umkehrung der Wahrheit, kurios, aber nicht überraschend. In Wirklichkeit waren natürlich die Nebenwerke charakteristisch, in denen sie sich gehen ließen. Was heute an Sammlungen entsteht, kann man geradezu als Galerien der Nebenwerke bezeichnen. Und während man früher vor der Monotonie gähnte, freut man sich jetzt der lebendigen Mannigfaltigkeit, während die Namen der Maler dieselben sind. Der Grund für die Erscheinung ist vorher schon dargelegt worden: die auf der alten Akademie erlernte Kunst verhinderte die von dieser Erziehung Betroffenen, sich selbst zu finden.

Ulrich Hübners Jugend fällt noch in die Zeit, in der die Akademielehre solcher Art das Selbstverständliche war. Nun gar in einer Familie von akademischem Adel, wie die seinige ist. Der Großvater war der bekannte Maler und Galeriedirektor in Dresden, bei dem man die Ferien verbrachte, die Großmutter eine Schwester des Düsseldorfer Historienmalers Eduard Bendemann, und dieser Großonkel ein Schwiegersohn von Gottfried Schadow. Wie hätte da der Vater, der bekannte klassische Philologe in Berlin, auf einen anderen Gedanken kommen können? Dieser Vater war übrigens, wie ich

Digitized by Google

als sein Schüler und Mitglied seiner „societas latina“ bezeugen kann, bei aller Gelehrsamkeit durchaus nicht professoral, sondern ein sehr temperamentvoller Herr, der eher etwas vom Künstler hatte. Aber er und die ganze Familie, deren sämtliche Glieder das Zeichnen von früh auf trieben, standen ja selbstverständlich in der Tradition, an der ihre Vorfahren so rühmlichen Anteil hatten.

Ulrich Hübner kam also im zwanzigsten Lebensjahre — es war das Jahr 1872 — nach Karlsruhe. Er rühmt auch jetzt noch seinen Lehrer Poetzelberger, von dem ich zufällig in demselben Jahr in der Münchener Ausstellung eine Landschaft gesehen habe, — ich glaube, es war eine fränkische —, die mir in Erinnerung geblieben ist (sollte es ein in die Ausstellung verirrtes Nebenwerk

Regatta in Travemünde

Digitized by Google

Digitized by Google

der durch Unterricht an Privatschulen weiterzukommen. Diese Schulen waren gewiß nicht besser als die Akademien, wohl

Potsdamer Havelbrücke

meistens sogar schlechter. Aber sie hatten doch den Vorteil einer nicht so festen Bindung. Die Sehnsucht nach Licht hatte damals gerade eine vorläufige und nur scheinbare Befriedigung in der sogenannten Freilichtmalerei gefunden. Wir sehen heute die Bilder, die durch diese Mode damals verdrängt wurden, lieber als die grauen, die sie selbst schuf. In den alten ist doch Farbe und ein Abglanz von Schönheit, die grauen haben mehr Wahrheit, aber eine platte Wahrheit, und die Reizlosigkeit eines Tages ohne Charakter, ohne Wetter, möchte man

Digitized by Google

An der Elbmündung

sagen: bedeckter Himmel, zerstreutes Licht; Bedingungen, die selbst die schönste Landschaft uninteressant machen, und vor denen die Künstler in allen anderen Zeiten geflohen sind.

Dieser Art waren die ersten Bilder von Hübner, deren ich mich erinnere. Doch bedeutete der Übergang für ihn wie für viele andere den ersten Schritt zur Freiheit, zu einem Sehen ohne die akademische Brille. Wichtiger aber wurde die Berührung mit Künstlern, die den Kern der modernen Bewegung erfaßt hatten, die damals durch die Welt ging. Es bildete sich eben der Kreis, aus dem später die Sezession hervorging. Man kann in diesem Zeitpunkt noch nicht von einem Einfluß des Impressionismus sprechen, es war überhaupt nicht so sehr eine bestimmte Bewegung wie Bewegung schlechtweg, Betonung der Persönlichkeit gegenüber jedem Dogma. Was stand bei den „Elf", die zuerst gemeinsam an die Öffentlichkeit traten, was stand in der Sezession alles nebeneinander: Liebermanns tiefe Wahrhaftigkeit, Leistikows Sehnsucht nach Stil, Skarbinas Beweglichkeit, Ludwig v. Hofmanns arkadische Träumerei, des blutjungen Baluschek grimmiger Wirklichkeitseifer! Und natürlich gab es erst recht keine Übereinstimmung im Ausdruck, hier war weder Galerieton noch Pleinair noch ihr Nebeneinander wie in anderen Ausstellungen, sondern jedem entstand ein besonderes Kolorit aus seinem Erlebnis und seinem Wollen.

Deutliche Lehre an den jungen Künstler, die auch in dem üblichen Atelier- und Kaffeehausgespräch in Worten immer und immer wieder ausgesprochen wurde: es nützt nichts, eine Art der Malerei zu erlernen, man muß zu einer eigenen gelangen. Das war der zweite Schritt zur Freiheit. Jetzt war auch die grundsätzliche Beschränkung auf grau abgetan. Dann kam der dritte Schritt durch die Bilder der Pariser Impressionisten. Nach der Natur malen, das hatte bisher geheißen: ein Stück Welt so geruhig abschildern wie ein Modell oder Stilleben im Atelier. Nun sah man, wie philiströs und unmöglich das war, wie dabei gerade der Spiritus zum Teufel ging. Wollte man das Leben, die ewige Bewegtheit, dann mußte man das Bild aus der Natur herausreißen. Und dazu gehörte nicht nur der Blick, sondern auch die leichte, sichere Hand und die lockere Malweise, wie sie die Impressionisten zeigten.

Der Name Ulrich Hübners ist mit Travemünde verknüpft. Aber das heißt doch, wie in vielen Fällen, die Bedeutung des Themas überschätzen. Ein paar Jahre früher hingekommen, hätte er Travemünde gemalt, wie er damals Warnemünde gemalt hat. Und jetzt wieder — im Jahre 1902 — hätte er auch jede andere Landschaft so gesehen, wie er jetzt Travemünde sah, farbig, lichtdurchflutet, voll von Bildern. Wahr ist vielmehr, daß er lernend, suchend, disputierend erfahren hatte, wer er sei, und damit zugleich dazu

Digitized by Google

gelangt war, dieses und nichts anderes mehr sein zu wollen.

Es hatte zehn Jahre gedauert. Und es ist gut, eine solche Entwicklung sich und anderen einmal in ihren Etappen klar zu machen. Dieser lange und schwierige Weg ist durchaus keine innere Notwendigkeit, er ist die Folge des Zustandes von Kunst und Kunstlehre, wie sie sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ausgebildet haben, in vollem Gegensatz zu dem alten Zustand, in dem jeder in der Werkstatt eines Meisters zu einem Meister ausgebildet wurde, und, wenn er ein Mensch von eigenem Wesen war, das fast ohne Bewußtsein und ohne Anstrengung gestalten konnte. Da gab es nicht dies Wegtun von Erlerntem, das unbrauchbar geworden war, das immer wieder erneute Ansetzenmüssen, das ewige Zweifeln, Fragen, Suchen, alle diese Dinge, mit denen die Künstler seither

Im Hafen von Hamburg

Digitized by Google

ihre besten Jahre verbringen. Von denen, die nicht bis zu Ende kommen, erst gar nicht zu reden.

★

Es muß der Irrtum ausgeschlossen werden, als sei dieses Zusichselbstkommen ein aktives Vorgehen, eine Sache bewußten Entschlusses. Das ist es nicht. Ja, der bewußte Entschluß kann es sogar aufhalten und selbst verhindern. Er führt leicht dazu, daß der Künstler sich vorzeitig festlegt, indem er ein Programm, das ihm zusagt, mit dem Gebot seines Wesens verwechselt. Gerade die jüngste Zeit ist reich an solchen Fällen. Suchen in dieser Sache heißt vielmehr arbeiten und verwerfen, was nicht befriedigt, heißt warten, bis kein Einfluß mehr stark genug ist, den eigenen Trieb zu beirren, bis die Frage, was und wie andere malen, ganz gleichgültig geworden ist. Dann ist eines Tages der Mut zu sich selbst da.

In einer natürlichen Entwicklung tritt er dann ein, wenn der Künstler, seines Handwerks sicher, auf den Gegenstand trifft, der alles enthält, was ihn reizt, was er bisher nur vereinzelt gefunden hat. In diesem Sinne war Travemünde für Ulrich Hübner wichtig. Er fand seine Landschaft. Es war nicht die Landschaft, die „man" damals malte. Weder mit der fein abtönenden, farbenauflösenden impressionistischen Weise, noch mit der stilisierenden, schon gar nicht mit der grau gefärbten festen älteren Art war ihr beizukommen.

Diese niederdeutsche Landschaft am Meer, auch die Städte gehören dazu, hat vor allen Dingen Farbe, bestimmte kräftige Farbe, wie sie die herrschende Mode damals scheute. Grundlage ist der charakteristische Dreiklang rot, grün, blau — Rot der Häuser, Grün der Vegetation, Blau des Himmels. Das sagt natürlich nicht viel, da man ja das Besondere, das diese Farben hier haben, nicht beschreiben kann. Wer das Land kennt, dem stehen die Töne immer vor Augen, ganz besonders das sehr bestimmte Ostseeblau, das Wasser und Himmel zeigen, und das jedes Bild beherrscht.

Der zweite Zug ist das allen Niederungen gemeinsame starke Hervortreten der Luft. Das Hochgebirge hat für das Auge gar keine, im Binnenland kann man sie, wenigstens bei trockenem Wetter, immer noch übersehen, deshalb sind helle Tage mit klarem Himmel hier unmalerisch, wie gerade die realistische Kunst des 19. Jahrhunderts zeigt, die entweder die Wirklichkeit gab und dann reizlos war oder aus alter Kunst den Reiz entlieh und dadurch unwahr wurde. Diese immer fühlbare Luftschicht macht die starken

Reede von Travemünde

Digitized by Google

Segelboote

Pastellstudie von Prof. Ulrich Hübner

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Farben erst kunstfähig. Sie stoßen nicht hart aufeinander, sondern fügen sich gedämpft, zu einer Harmonie zusammen. Es kommt etwas vom Celloton in ihren Klang.

Den letzten Zug bringt die starke Bewegtheit der Luft in die Landschaft, der Seewind von der Brise bis zur Bö. Nicht nur, daß er die Wolken jagt und zerreißt und das Wasser wogen macht. Das sind nur die gröberen Wirkungen. Er ändert die ganze Atmosphäre, macht das Spiel von Luft und Licht so lebhaft und wechselnd, daß kein ruhiger Moment mehr eintritt und am Ende alles, auch das Feste, wallend und fließend erscheint.

Diese drei Züge charakterisieren die Bilder, die Ulrich Hübner aus dieser Landschaft und später aus Hamburg, das ihr ja auch zugehört und doch wieder als Groß- und Hafenstadt einen eigenen Zug hat, in den nächsten Jahren herausholte.

Wenn ein Künstler zu einer Kunst gekommen ist, so stellt sich zumeist heraus, daß er alles für sie braucht, was er in dunklem Drang oder auch nur durch zufällige Berührung aufgenommen hat. Es wächst zusammen, was vorher einzeln und getrennt erschien, was in der Theorie sogar als Gegensatz erscheint.

Ohne die Befreiung durch den Impressionismus wäre der Künstler nicht einmal zu dem Erlebnis dieser bewegten Landschaft gekommen. Denn der Künstler erlebt nur, was er auch ausdrücken kann, wenigstens hoffen kann auszudrücken. In dieser Erkenntnis, die den Kunsthistorikern noch fehlt, liegt der Schlüssel zu der Tatsache der Kunstentwicklung überhaupt, im allgemeinen und im einzelnen. Jeder technische Fortschritt erweitert die Möglichkeiten des Erlebens. Aber der Impressionismus ist Heimatkunst der stillen Seinelandschaft. Seine Mittel reichten nicht. Die Auflockerung der Fläche mußte auf andere Weise erreicht werden, nicht durch das sogenannte Komma, sondern durch eine Umbildung der älteren Malweise ins Breite und Geschmeidige. Und der mit dieser Weise zugleich gepflegte Sinn für die Schönheit der Farbe, der ausgesprochenen Farbe, wurde ebenfalls gebraucht. Es war kein Raum für die alte Tonigkeit, aber doch für Ton. Es blieb nicht bei der Richtigkeit der Farbe, es kam zur Harmonie, zu einer neuen, eigenen, aus dieser Landschaft gezogenen. — Die deutsche Landschaftsmalerei bevorzugt die ernsten Stimmungen. Man darf so etwas nicht nur vom Charakter ableiten wollen. Sie schmiegen sich leichter in die malerische Form, diese Stimmungen der Dämmerung und des verhängten Himmels. Hübners Fähigkeit, helle und farbige Landschaften malerisch zusammenzuhalten, trieb ihn zu diesen.

Es ist ihm ganz persönliche Sache geworden, und er ist auch dort bei dieser Vorliebe geblieben, wo die Natur selten so anmutig lächelt, in der Havellandschaft und Potsdam, die nach Travemünde seine Heimat geworden ist. Hier sind wir alle auf einen stillen und schweren Ernst gefaßt, wenn wir hinauskommen, auf Kiefergrün unter eisengrauem Himmel, auf die Wendei, die uns dann durch alle Kultur hindurch noch anspricht. Wir lieben sie auch so. Aber wie ein Lächeln sonst ernster Menschen, so hat die seltene heitere Stimmung dieser Landschaft einen besonderen Reiz. Unter der rechten Sonne wird das bleigraue Wasser zu lichtblauer Seide, und wenn die weißen Segel darüber hinfliegen und ziehende Wolken ihr Schattenspiel auf der leuchtenden Fläche treiben, dann ist alles fröhliche Bewegung. Diese Stimmung ist es, die Hübner immer wieder reizt. Sie ist an keine Jahreszeit gebunden und gibt vom grünenden Frühjahr bis zum gilbenden Herbst immer neue Variationen der Farbe.

★

Keine Malerei braucht im Grunde so viel Zeichnung wie diese breite, freie Zeichnung unter der Farbe. Alle Maler sind verdorben, die sich durch den Schein der Leichtigkeit verführen ließen, das zu verkennen. Landschafter glauben ja ohnehin leicht, daß die zeichnerische Zucht für sie überflüssig sei, bestärkt durch den Umstand, daß man auf deutschen Schulen zum Nichtsalslandschafter ausgebildet werden kann, was nicht geschehen sollte. Es ist eine direkte Förderung des überall drohenden Dilettantismus. Hübners zeichnerische Schulung und fortwährende Betätigung, wie sie aus seinen Studien zu erkennen ist, ist als rühmenswerte Ausnahme festzustellen. Sie ist ihm eine notwendige Hilfe.

Und er ist gerade durch diese Einsicht ein vortrefflicher Lehrer geworden, seitdem er die Landschaftsklasse an der Berliner Akademie übernommen hat. Die Zeit drängt mehr auf Form. Und er hätte seine Schüler nicht zu einer selbständigen Arbeit in diesem Sinne erziehen können, wenn er ihnen nicht die zeichnerische Ausbildung hätte geben können. Sie ist die Grundlage jeder Freiheit in der Kunst. Das Wort wird mißbraucht, man verwechselt Willkür und Laune mit Freiheit. Wirklich frei sein kann nur der, der eigenes Erlebnis gestalten kann, und das ist unmöglich ohne Zeichnung, die immer das Skelett des Bildes schaffen muß. Eine ganze Anzahl begabter junger Maler ist aus seiner Schule gekommen. Sie loben ihren Meister dadurch, daß sie sich fähig zeigen zu einer selbständigen Entwicklung.

Digitized by Google

Etwas von Werden, Vergehen, Bleiben und Rassenhygiene. Von Agnes Bluhm

(Kaiser Wilhelm-Institut für Biologie, Berlin-Dahlem)

Wo und wann immer von Unsterblichkeit die Rede ist, stets gilt die stillschweigende Voraussetzung, daß es sich um Dinge handelt, die wir unter dem komplexen Begriff „Seele" zusammenzufassen pflegen. Und das ist begreiflich. Haben wir doch stündlich das Absterben und den Zerfall der lebenden Materie vor Augen und hat sich doch die Vorstellung von der naturgesetzlichen Unentrinnbarkeit des Todes für alles, was da lebt, seit langem zu Sprichwörtern verdichtet, die bereits dem Kinde als Binsenwahrheit erscheinen. Und doch gibt es in gewissem Sinne eine in der Natur weitverbreitete körperliche („irdische") Unsterblichkeit, und zwar nicht nur bei den niedrigsten Einzelligen, die sich durch einfache Teilung fortpflanzen und auf diese Weise sozusagen ein ewiges Leben führen, sondern auch, wenigstens eine teilweise, bei den zweigeschlechtigen höheren und höchsten Organismen, deren Fortpflanzung an den als Befruchtung bezeichneten Vorgang gebunden ist. Dieser Vorgang besteht darin, daß eine männliche Geschlechts- oder Keimzelle (Samenzelle) in eine weibliche Geschlechtszelle (Ei) eindringt und daß beide zu einer Zelle verschmelzen. Jede Zelle besteht bekanntlich aus einem Leib und einem Kern, in welch letzterem bei künstlicher Färbung stäbchen- oder schleifenförmige Gebilde (Kernstäbchen) zu erkennen sind, die man wegen ihrer besonderen Anziehungskraft für bestimmte Farbstoffe Chromosomen genannt hat. Jede Pflanzen- oder Tierart besitzt in jedem Kern ihrer sämtlichen Zellen eine ganz bestimmte, für die betreffende Art charakteristische Zahl von Kernstäbchen. Die Verschmelzung der männlichen und weiblichen Keimzelle (oder Gamete) findet nach heutiger Anschauung in der Weise statt, daß die beiden Zelleiber (bei der Samenzelle ist der Leib freilich nur von minimalem Umfang) sich innig durchdringen, während die aus der väterlichen und die aus der mütterlichen Gamete stammenden Kernstäbchen sich nur locker vereinigen, so daß die befruchtete Eizelle (oder Zygote) die doppelte Zahl von Kernstäbchen aufweist, wie die unbefruchtete oder die Samenzelle. Wir wollen die befruchtete Eizelle mit H. W. Siemens die „Ursprungszelle" nennen; denn aus ihr entspringt, indem sie sich vieltausendfach teilt, das neue Individuum. Bei dieser Zellteilung spalten sich zunächst die Kernstäbchen der Länge nach; die eine Hälfte wandert, geleitet durch ein Fadengerüst, das man „Kernspindel" nennt, an den einen, die andere an den entgegengesetzten Pol der Zelle; darauf findet in der Mitte zwischen ihnen die Durchteilung des Zelleibes statt. Aus der „Mutterzelle" sind zwei „Tochterzellen" hervorgegangen, welche jede die gleiche Kernstäbchenzahl besitzt wie die erstere. Der allergrößte Teil der so aus der Ursprungszelle entstandenen Zellen beginnt nun, inneren Gesetzen folgend, im Laufe der vorgeburtlichen (embryonalen) Entwicklung große Verschiedenheiten zu zeigen. Die Zellen „differenzieren sich" zu Lungen-, Leber-, Nieren-, Knochen-, Muskel-, Nerven- usw. Zellen und bauen die verschiedenen Organe und Systeme des Körpers auf. Ein geringer Teil bleibt relativ unverändert. Aus ihm gehen die Keim- oder Geschlechtszellen des betreffenden Individuums hervor, die dann wiederum nach der Vereinigung mit einer Keimzelle des anderen Geschlechts der folgenden Generation zum Ursprung dienen. Hier haben wir also eine irdische Teilunsterblichkeit vor uns: ein Stück unseres Körpers wird von Generation zu Generation weitergegeben, und zwar das bedeutsamste, was wir besitzen; denn es enthält ja die Erbmasse (das Keimplasma) d. h. die gesamten Anlagen des kommenden Geschlechtes. Der verstorbene Freiburger Zoologe Weismann hat diese von ihm aufgestellte und durch sehr mühevolle mikroskopische Untersuchungen namentlich von Boveri bestätigte Theorie die Lehre von der Kontinuität des Keimplasmas genannt. Man könnte sie ebensogut Lehre von der Unsterblichkeit der Erbmasse nennen. Wir haben demnach bei jedem höheren Organismus, und das ist für das Verständnis alles Folgenden von größter Bedeutung, streng zu unterscheiden zwischen dem, den Gesetzen des Alterns und Absterbens unterworfenen Körper im engeren Sinne und der diesen Gesetzen nicht unterstehenden Erbmasse. Zutreffend hat man den Körper als das vergängliche Kleid, das die unvergängliche Erbmasse sich webt, bezeichnet.

Wie haben wir uns nun den Vererbungsvorgang vorzustellen? Im 17. und bis tief ins 18. Jahrhundert hinein glaubte man, daß der ganze künftige Organismus im Keim, das hieß damals in der Samenzelle (die Entdeckung der Eizelle erfolgte erst im 19. Jahrhundert durch K. E. von Baer) en miniature vorgebildet sei. Diese sog. Präformationstheorie stellte 1759 C. F. Wolf als junger Doktorand die Epigenesis-Hypothese entgegen, welche namentlich nach der Entdeckung der tierischen Zelle sich die Hirne der Forscher gewann und in ihrem Grundgedanken auch heute noch in der Biologie Geltung hat. Sie besagt, daß der Keim eine einfache, d. h. noch nicht aus Organen zusammengesetzte Substanz ist, der aber die Kraft innewohnt, im Laufe der Entwicklung die einzelnen Organe

Digitized by Google

auszubilden. Auch heute stellen wir uns, wenn wir von einzelnen Erbanlagen (Erbfaktoren oder Gene) sprechen, z. B. die Anlagen für blaue Augen oder für schwarzes Haar, nicht als kleinste vorgebildete Elemente vor, sondern wir wissen, daß das, was vererbt wird, nur die Fähigkeit ist, unter bestimmten inneren und äußeren Bedingungen bestimmte Eigenschaften auszubilden. Das neugeborene Negerkind besitzt noch nicht die dunkle Hautfarbe seiner Eltern, es ist wesentlich blasser als diese; aber es bildet unter dem Einfluß der Tropensonne alsbald einen dunklen Farbstoff in seinen Hautzellen aus, während das unter der gleichen Sonne geborene und aufgewachsene Kind weißer Eltern weiß bleibt. Der Botaniker und Vererbungsforscher Erwin Baur hat diese „Vererbung der Reaktionsweise" durch einen hübschen Versuch veranschaulicht. Von der bekannten chinesischen Primel gibt es weißblühende und rotblühende Rassen, die „konstant" sind; d. h. die Nachkommen der weißen Rasse bleiben unter gewöhnlichen Verhältnissen stets weiß, diejenigen der roten stets rot. Nun hängt die Blütenfarbe nicht nur von der erblichen Anlage, sondern auch in hohem Grade von veränderlichen Außeneinflüssen z. B. von der Temperatur ab. Bringt man junge Pflanzen von der normalerweise rotblühenden Rasse in ein feuchtes, warmes Gewächshaus mit 30—35 Grad C Temperatur und stellt sie dort etwas in den Schatten und andere Exemplare der gleichen Rasse in ein Kalthaus mit 15—20 Grad C Temperatur, so beobachtet man, daß die Warmhauspflanzen nur weiß blühen wie die Primeln einer weißen Rasse, während die Kalthauspflanzen normale rote Blüten bilden. Versetzt man nun einen weißblütig gewordenen Primelstock wieder in ein kaltes Gewächshaus, so bleiben die vorhandenen und die sich in den nächsten Tagen öffnenden Blüten weiß, aber die sich späterhin entwickelnden sind wieder rot und ebenso blühen die aus dem Samen einer solchen weißen Warmhausblüte gezogenen Pflanzen unter gewöhnlicher Temperatur wieder rot. Es vererbt sich also bei der rotblühenden Rasse nicht die „rote Blütenfarbe"; denn unter bestimmten Bedingungen blühen die Pflanzen ja weiß, sondern was vererbt wird, ist die Fähigkeit, bei 15—20 Grad C rote und bei 30—35 Grad C weiße Blüten hervorzubringen, also die Art und Weise, auf bestimmte Temperatureinflüsse mit bestimmter Blütenfarbe zu reagieren.

Wenn nun auch keine vorgebildeten Anlagen für bestimmte Eigenschaften vererbt werden, so haben wir uns doch die Erbanlagen für die einzelnen Reaktionsweisen irgendwie körperlich gebunden vorzustellen. Wie aus einer Reihe von Untersuchungen, unter denen diejenigen des amerikanischen Experimentalzoologen Th. H. Morgan und seiner Schule an der Fruchtfliege Drosophila melanogaster obenanstehen, geschlossen werden darf, haben sie ihren Sitz der Hauptsache nach in den erwähnten Kernstäbchen der Keimzellen. Dem Zelleib kommt bei der Vererbung zwar wahrscheinlich auch eine gewisse Rolle zu; dieselbe ist aber noch nicht geklärt.

Wir sahen, daß jedes pflanzliche oder tierische Individuum in allen seinen Körperzellen die gleiche für seine Art charakteristische Anzahl von Kernstäbchen besitzt. Es ergibt sich dies aus dem Mechanismus der Zellteilung, bei welcher sich die Chromosomen der Länge nach spalten und die einen Hälften in die eine, die andere Hälfte in die andere Tochterzelle wandern. Auch die Keimzellen, die ja auf die gleiche Weise aus der Ursprungszelle entstehen wie die Körperzellen, haben zunächst die gleiche Kernstäbchenzahl (den gleichen Kernstäbchensatz) wie diese. Aber wenn sie zur Befruchtung reif werden, stoßen sie in der sogenannten Reduktionsteilung die Hälfte ihrer Kernstäbchen aus. Weshalb? Das ist leicht einzusehen. Wenn die reifen Keimzellen die ursprüngliche sogenannte diploide oder doppelte (warum man sie so nennt, wird aus dem Folgenden klar) beibehielten, so würde bei der Befruchtung d. h. bei der Verschmelzung der männlichen und weiblichen Keimzelle eine Ursprungszelle mit dem zweifachen Kernstäbchensatz entstehen. Die Körper- und Keimzellen des neuen Individuums würden doppelt soviel Kernstäbchen mitbekommen wie die Zellen der Eltern besaßen, diejenigen der Enkel das Vierfache von demjenigen der Großeltern usf. Das würde zu Mißbildungen, sogenannten Gigas- oder Riesenformen führen, wie die Experimente einiger Botaniker gezeigt haben. Es mußte deshalb die Reduktionsteilung der Keimzellen eingeführt werden, um die Beständigkeit der Chromosomenzahl zu sichern. Jeder einfache (haploide) Kernstäbchensatz der reifen Keimzellen enthält die gesamten Anlagen, die zur Entwicklung eines Individuums der betreffenden Art nötig sind. Daraus ergibt sich, daß in der befruchteten Eizelle, der Ursprungszelle, wie wir sie nannten, jede Anlage für ein bestimmtes Merkmal doppelt vorhanden ist. Das Kind erhält die Anlagen für seine gesamten Merkmale zwiefach, einmal vom Vater und einmal von der Mutter. Es erscheint naheliegend, daraus zu schließen, daß die Kinder in ihrem Erscheinungsbild eine Mischung, eine Zwischenstufe von Vater und Mutter darbieten müßten. Für eine Reihe von Eigenschaften trifft das auch zu. So blüht die aus einer Kreuzung der weißen und roten Wunderblume (Mirabilis Jalappa) gewonnene erste kindliche Generation durchweg rosa. Bezüglich der meisten Eigenschaften tritt aber bei den Kindern entweder die vom Vater oder die von der Mutter ererbte Anlage in die Erscheinung, und zwar nicht beliebig bald diese bald jene, sondern bestimmte Anlagen, z. B. diejenige für dunkle Haar- oder Augenfarbe, pflegen über den entgegengesetzten vom anderen Elter ererbten Paarling (in unserem Beispiel über den

Digitized by Google

für helle Haar- und Augenfarbe) „dominant“ zu sein; sie überdecken denselben und hindern ihn so an der Entfaltung. Im Gegensatz zu den dominanten, überdeckenden, nennen wir die überdeckten Merkmale rezessiv. Sie kommen nur dann zur Ausbildung, wenn die betreffende Anlage von beiden Eltern her in der Ursprungszelle zusammentrifft. Daß trotz der Dominanz der dunklen Haarfarbe bei schwarzhaarigem Vater und blonder Mutter (oder umgekehrt) gelegentlich auch blonde Kinder erzeugt werden, hängt damit zusammen, daß der (oder die) erstere nicht immer reinerbig schwarzhaarig ist, sondern in der Hälfte seiner (ihrer) Keimzellen die Anlage für helles Haar beherbergen kann, nämlich, wenn eines seiner (ihrer) Eltern blond war. Wir hörten, daß die aus der männlichen und weiblichen Keimzelle stammenden Anlageträger, die Kernstäbchen, in der Ursprungszelle nicht miteinander verschmelzen, sondern sich nur locker vereinigen. Bei der Keimzellbildung des neuen Individuums trennen sich die Anlagepaarlinge wieder voneinander, so daß in jede der zwei neuentstehenden Keimzellen nur je ein Erbfaktor (Gen) für die einzelnen Merkmale hineingelangt; in unserm Beispiel entweder der vom Vater stammende für dunkles oder der von der Mutter stammende für helles Haar. Man nennt solche Individuen heterogametisch (ungleichkeimzellig) in bezug auf irgendeine Anlage, während man diejenigen, die in sämtlichen Keimzellen die gleichartige Anlage für irgendein Merkmal besitzen, in bezug auf dieses homogametisch (gleichkeimzellig oder reinerbig) nennt. Die Trennung der Anlagepaarlinge bei der Keimzellbildung ist ein fundamentales Vererbungsgesetz. Man nennt es nach seinem Entdecker das Mendelsche Spaltungsgesetz. Dieses Gesetz macht uns auch die so häufig bei Menschen beobachtete auffallende Ähnlichkeit zwischen Enkeln und einem der Großeltern verständlich; ebenso die gleichfalls von Mendel entdeckte ziffernmäßige Gesetzmäßigkeit der Vererbung die sich aus einem entsprechenden Schema leicht errechnen läßt. Bei der Kleinheit der menschlichen Familie kommt die ziffernmäßige Vererbung natürlich nicht im Einzelfall zum Ausdruck. Es bedarf dazu sehr umfangreicher Stammbäume. So konnte der Leiter des schwedischen Staatsinstitutes für Rassenbiologie, Prof. Lundborg, an einem über 2000 Köpfe zählenden Bauerngeschlecht nachweisen, daß eine bestimmte Form der Epilepsie sich den Mendelschen Zahlenverhältnissen entsprechend vererbt.

Was wird nun vererbt? Alles, was an Anlagen in den beiden elterlichen Keimzellen, die sich zur Bildung des Kindes vereinigen, enthalten ist. Wenn einzelne Anlagen auch, wie wir sahen, durch ihren dominanten Paarling überdeckt werden und sich deshalb bei dem Kinde selbst nicht entfalten, so bleiben sie doch in einem Teil seiner Keimzellen und können in der folgenden Generation wieder in die Erscheinung treten. Es erhebt sich nun die weitere Frage: Enthalten die Keimzellen der Eltern nur solche Anlagen welche diese von ihren Eltern ererbt haben, oder können im Laufe des elterlichen Lebens neue Anlagen hinzukommen oder ererbte abgeändert werden? Wie wir an dem Primelbeispiel sahen, sind alle Lebewesen so wie sie sich unserm Auge darbieten oder wie man sagt in ihrem „Erscheinungsbild“ (Phänotypus) das Produkt von zweierlei Faktoren, nämlich der im Keimplasma liegenden ererbten Anlagen einerseits und der Einflüsse der Umwelt (des Milieus) im weitesten Sinne anderseits. Können solche durch äußere Einflüsse bewirkte Veränderungen des Erscheinungsbildes entsprechende Änderungen der Erbanlagen hervorrufen, die dann natürlich auf die folgenden Generationen vererbbar wären? Wir kommen damit zu der berühmt-berüchtigten Frage nach der „Vererbung erworbener Eigenschaften“, wie man sich recht mißverständlich auszudrücken pflegt. Noch vor einem halben Jahrhundert wurde diese Frage von der Mehrzahl der Naturforscher glattweg bejaht. Charles Darwin, der geniale Begründer der Abstammungslehre, welche besagt, daß die einzelnen Pflanzen- und Tierspezies nicht als solche erschaffen wurden, sondern daß sich die Lebewelt unseres Planeten in Jahrmillionen aus einfachen Urformen zu immer komplizierteren entwickelt hat, glaubte den Vorgang durch seine in ihren Grundzügen bis auf Hippokrates und seine Schule zurückreichenden sogenannten Pangenesistheorie erklären zu können. Er nahm an, daß jede der verschiedenen Körperzellen (Muskel-, Knochen-, Nerven-, Lungen-, Leber-, Nieren- usw. Zellen), allerkleinste Teilchen, die er Gemmulae (Knospen) oder Pangene nannte, auf dem Blutwege in die Keimzellen hineinsendet und daß letztere erst dadurch befähigt würden, die verschiedenen Organe aus sich heraus zu bilden. Es braucht nach dem oben Gesagten kaum erwähnt zu werden, daß die fortgeschrittene Zellforschung eine solche Vorstellung heute unmöglich gemacht hat. Der Glaube, daß die vom Körper oder Kleide, wie wir sagten, im Laufe des Lebens erworbenen Eigenschaften vererbbar sind, ist aber heute noch in Laienkreisen weitverbreitet und spielt sogar in der Politik eine Rolle. Man kann sagen, je „linker“ die Parteirichtung, desto fester der Glaube an das alleinseligmachende Milieu. Wenn man auch nicht mehr an der Vorstellung festhält, daß eine Maus, der man den Schwanz abgeschnitten hat, schwanzlose Mäuse zur Welt bringt, und daß die schwanzlosen Katzen- und Hunderassen z. B. die stummelschwänzige Katze der englischen Insel Man und das holländische Schipperke, einer zufälligen Schwanzverletzung eines Ahnen ihren Ursprung verdanken, so doch (außerhalb der Biologenkreise) noch ziemlich allgemein an zwei praktisch bedeutsamen großen Irrtümern. Der eine ist die Anschauung, daß

Digitized by Google

günstige gesundheitliche Lebensbedingungen der Eltern günstig einwirken nicht nur auf die körperliche Entwicklung der Kinder, sondern auch auf diejenigen der Enkel, Urenkel usw. und ungünstige natürlich umgekehrt, mit anderen Worten, daß Milieueinflüsse Erbänderungen bewirken. Und der andere ist der Annahme, daß die durch Übung erworbene Vervollkommnung eines Organes vererbbar sei.

In bezug auf ersteren Irrtum ist die folgende Erfahrung lehrreich. Die Körpergröße und das Gewicht eines Menschen sind abhängig einmal von einer erblichen Anlage und zweitens von der Lebensweise des Betreffenden. Jeder kennt unter den gleichen äußeren Verhältnissen lebende Familien, die sich voneinander durch eine recht verschiedene Körpergröße ihrer Mitglieder unterscheiden. In der einen Familie sind die Mitglieder trotz reichlicher Ernährung mager, in der anderen werden sie bei gleicher oder weniger reichlicher fett. Anderseits bleiben Menschen, die während der Kindheit und Jugend unter Hunger gelitten haben, klein. Unter der Arbeiterschaft der bekannten Liverpooler Sunlight-Seifenfabriken herrschte seinerzeit großes Elend. Die Männer erlagen infolge der Einatmung der Laugendämpfe vielfach der Tuberkulose und anderen Lungenübeln; die Kindersterblichkeit war groß, die Entwicklung der Kinder eine kümmerliche. Der Besitzer der Fabriken, der Großindustrielle Lever, der ein großer Philanthrop war, verlegte nun die Fabriken an die Küste und schuf die Arbeiter-Gartenstadt Port Sunlight, die den Kindern gesundeste Entwicklungsmöglichkeiten bot. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit zeigte sich, daß die Nachkommen der „verelendeten" Arbeiterschaft den gleichaltrigen Sprößlingen reicher englischer Familien (es wurden Schuluntersuchungen gemacht) an Körpergröße und -gewicht nicht nur gleichkamen, sondern dieselben oft sogar übertrafen. Die schlechten gesundheitlichen Verhältnisse, die sich an dem Körper der Eltern und Voreltern geltend gemacht, hatten also deren Erbmasse nicht zu schädigen vermocht. Das erworbene Siechtum war nicht erblich geworden.

Bei dem zweitgenannten weitverbreiteten Irrtum ist sicher vielfach der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Es ist gewiß eine verlockende Vorstellung, daß alles, was wir durch fleißige Übung erringen, unseren Nachkommen zugute kommt, namentlich hinsichtlich der geistigen und seelischen Fähigkeiten. Wie herrlich, wenn wir durch Denk- und künstlerische Übungen, durch rege Betätigung der Nächstenliebe usw. die intellektuellen, künstlerischen und moralischen Anlagen unserer Kinder und Kindeskinder steigern könnten. Die Leistungsfähigkeit des Individuums, sowohl die geistige als auch die körperliche, läßt sich durch Übung erhöhen, aber nur innerhalb der Grenzen seiner ererbten Veranlagung. Ebensowenig wie aus einem ererbtermaßen muskelschwachen Schneiderskind (denn dieses Kind ist nicht infolge der Berufsarbeit des Vaters muskelschwach geworden, sondern der Vater ist Schneider geworden, weil er von Anlage wegen muskelschwach war) jemals ein guter Grobschmied werden wird, kann man ein schwachbegabtes Kind durch vorzüglichen Unterricht zu einem hervorragenden Forscher erziehen.

Auch der erwähnte Baursche Primelversuch, in welchem die bei erhöhter Temperatur und Feuchtigkeit weißblühende rote Rasse nur rotblühende Nachkommen hervorbrachte, spricht gegen die landläufige Auffassung einer Vererbung erworbener Eigenschaften. Wie sind denn nun aber, so könnte jemand einwenden, die verschiedenen Pflanzen- und Tierarten und -rassen entstanden? Wenn sie nicht einzeln erschaffen worden sind, was heute wohl kein ernster Forscher mehr annimmt, müssen sie ihre abweichenden Eigenschaften doch irgendwann einmal erworben und dann vererbt haben. Das ist zweifellos richtig und in diesem allgemeinen Sinne ist die in Rede stehende Frage natürlich zu bejahen. Entschieden abzulehnen ist dagegen die damit gewöhnlich verknüpfte Vorstellung, daß vom Körper erworbene Eigenschaften auf irgendeinem geheimnisvollen Wege entsprechende Veränderungen der Erbmasse bewirken. Wenn durch Außeneinflüsse erbliche Veränderung hervorgerufen werden, so muß die Erbmasse direkt betroffen werden. Auf Grund unserer heutigen Kenntnisse müssen wir annehmen, daß die Entstehung der Arten auf plötzlichen Abänderungen der Erbmasse beruht. Man hat solche plötzlich auftretenden erblichen Änderungen oder Mutationen, wie der Biologe sagt, sowohl in der Natur als namentlich auch in Zuchten beobachtet. So Th. H. Morgan bei seinen Fruchtfliegen mehr als zweihundert und Erwin Baur bei seinem Löwenmäulchen gleichfalls eine beträchtliche Zahl. Im Experiment ist es bisher allerdings nur ganz vereinzelt geglückt, durch Beeinflussung der Erbmasse Mutationen zu erzeugen. Der Colorado- oder Kartoffelkäfer, der in Amerika großen Schaden anrichtet und auch unser Vaterland mehrmals bedroht hat, bisher aber glücklicherweise erfolgreich zurückgeschlagen wurde, ist gelbrot mit schwarzen Flecken und zeigt auf den Flügeln schwarze Streifen. In der Natur kommt äußerst selten eine Varietät vor, die sich durch Abschwächung der schwarzen Zeichnung auszeichnet und deshalb „pallida" genannt wird. Der amerikanische Zoologe Tower hat dieselbe durch Einwirkung höherer Temperatur (35 Grad C) künstlich erzeugt. Dabei zeigte sich, daß, wenn er die Larven des Käfers (die den Raupen des Schmetterlings entsprechen) der genannten Temperatur aussetzte, später aus den Puppen Pallida-Käfer ausschlüpften, deren Nachkommen aber wieder normal gefärbt waren. Setzte er dagegen die eben aus der Puppe ausgeschlüpften Käfer der erhöhten Tem-

Digitized by Google

peratur aus, so änderte sich deren Farbkleid nicht, aber bei der Weiterzucht zeigten nicht nur deren Kinder, sondern auch ihre Enkel, Urenkel usw. ohne selbst auf irgendeiner Entwicklungsstufe der veränderten Temperatur ausgesetzt zu sein, das Aussehen der Pallidaform. Die künstlich erzeugte Änderung konnte sich an dem bereits völlig ausgebildeten Farbkleid des Käfers nicht mehr geltend machen, wohl aber an dessen Keimzellen, in denen sie die Anlage abänderte, und damit wurde diese Änderung eine erbliche.

Für den Naturforscher sind von jeher jene Mutationen von besonderem Interesse gewesen, die sich als praktisch nützlich für die betreffende Art oder Rasse erwiesen haben, z. B. Erbänderungen des Felles bei Änderungen des Klimas, welch letztere sich im Laufe der Erdgeschichte ja öfters ereignet haben; oder Änderungen des Farbkleides bei Veränderung der Umgebung derart, daß das betreffende Tier sich schwer von dieser unterscheiden läßt und dadurch vor Angriff und Verfolgung geschützt ist. Ich erinnere an das weiße Fell vieler in der Eisregion heimischer Arten und an das gelbe Fell der Wüstentiere. Trotz zahlreicher Versuche ist die künstliche Erzeugung solcher erblichen „Anpassungen" bisher noch nicht gelungen. Denn bei den von Przibram und von Sumner bei Ratten und Mäusen erzielten Änderungen des Haarkleides — bei längerer Zucht unter erhöhter Temperatur wurde der Pelz bei den Versuchstieren und deren unbeeinflußten Nachkommen lockerer — steht die Erblichkeit noch nicht sicher fest.

Einiges Aufsehen erregten seinerzeit die Mitteilungen über angeblich geglückte, experimentelle Erzeugung erblicher Anpassungen von seiten Kammerers. Er experimentierte mit dem bekannten Feuersalamander, der eine stark in die Augen fallende schwarz und gelb gefleckte Hautfarbe besitzt. Dieser Salamander macht eine Verwandlung vom Kiemen- zum Lungentier durch. Nach Kammerer sollen junge, aber bereits verwandelte Tiere, wenn man sie auf gelber Lehmerde hält, immer größer werdende gelbe Flecken bekommen, während umgekehrt auf schwarzer Gartenerde das Schwarz auf Kosten des Gelb zunehmen soll; d. h. die Tiere passen sich mit ihrer Farbe derjenigen der Umgebung an und diese Anpassung soll auch bei den Nachkommen in die Erscheinung treten, wenn diese auf neutralfarbigem oder entgegengesetzt gefärbtem Boden aufgezogen werden; sie soll also erblich sein. Nun hat aber ein exakter Nachuntersucher, der Heidelberger Zoologe Herbst, an nach Kammerer behandelten jungen Tieren keine der von diesem beschriebenen Änderungen wahrnehmen können; nur an Larven, d. h. an noch nicht verwandelten Salamandern, mit denen Kammerer aber gar nicht experimentiert hat, konnte er ähnliches beobachten. Es kommt hinzu, daß auch die Kammererschen Abbildungen der Kritik nicht standhalten. Gerade solche Photographien, die von entscheidender Bedeutung gewesen wären, fehlen; in andere ist nachträglich hineingezeichnet worden. Bei solcher Unzuverlässigkeit muß man auch der Angabe über die Erblichkeit der angeblich erzielten Farb- und Zeichnungsänderungen durchaus skeptisch gegenüberstehen.

Eine Entstehung nützlicher Erbeigenschaften durch direkte Umweltwirkung ist also bisher völlig unbewiesen. Wie haben wir uns nun aber das Zustandekommen der „Anpassungen" in der Natur vorzustellen? Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft müssen wir annehmen, daß zufällige aus unbekannter Ursache auftretende Erbänderungen, die ja nicht ganz selten zu sein scheinen, sich bei veränderter Umwelt besonders nützlich erwiesen, d. h. den betroffenen Individuen ein gesichertes Dasein und damit eine stärkere Vermehrung ermöglicht haben, so daß die angepaßten schließlich die nichtangepaßten überwucherten. Der erwähnte amerikanische Zoologe Morgan beobachtete in seinen Fruchtfliegenzuchten das plötzliche Auftreten von erblichen Flügelverkümmerungen. Auch in der Natur kommen stummelflügelige Fliegen vor. Man sollte meinen, daß eine Fliege, die nicht fliegen kann, stark beeinträchtigt ist und früh zugrunde gehen muß. Zumeist wird das auch wohl so sein. Wir wissen aber, daß es auf den Kerguelen, einer Inselgruppe im südlichen Teil des Indischen Ozeans, nur flugunfähige Fliegen gibt. Das hängt mit den starken Stürmen zusammen, von denen diese Inseln fast ständig umtost sind. Eine normale Fliege kann gegen diese Stürme nicht an und geht unter. Es haben sich also von den in stilleren Zeiten dort einheimischen Fliegen bei der Änderung der Windverhältnisse nur solche Exemplare erhalten und fortpflanzen können, die infolge einer zufälligen Keimesänderung (Mutation) stummelflügelig waren und gar nicht in die Versuchung kamen, sich mit dem Wind in einen Kampf einzulassen.

*

Fassen wir das Voranstehende kurz zusammen, so lauten unsere Ergebnisse:

Unser Körper im engeren Sinne ist vergänglich; die Erbmasse, aus der er hervorgeht, ist in gewissem Sinne unsterblich.

Der einzelne Mensch, wie er sich im Laufe seines Lebens entwickelt, ist (wie auch alle übrigen Lebewesen) das Produkt aus zweierlei Faktoren, der von den Vorfahren überkommenen Erbanlagen einerseits und der Umweltswirkungen, denen er ausgesetzt ist, anderseits.

Die Umwelt ändert nur das Erscheinungsbild, das Kleid, und nicht die Erbmasse des Individuums, und ersteres auch nur innerhalb des durch die letztere begrenzten Spielraumes. Die Erbanlagen sind also das Maßgebende.

Sie können nicht willkürlich durch Abänderung der Umwelt von uns beeinflußt werden.

Die in der Natur vorkommenden Abände-

Digitized by Google

rungen der Erbmasse entziehen sich bezüglich ihrer Ursächlichkeit vorläufig noch unserer Erkenntnis.

★

Was lernen wir nun für unsere Lebensgestaltung daraus? In erster Linie, wenn ich es mit einem beliebten Paradoxon ausdrücken darf, daß niemand vorsichtig genug in der Wahl seiner Eltern sein kann; denn die elterliche Erbmasse ist bestimmend für das Geschick der Kinder. Nun sind wir, um im Bilde zu bleiben, im entscheidenden Moment noch nicht wahlmündig; wir müssen also wohl oder übel die Erbschaft antreten, die Vater und Mutter uns auf den Lebensweg mitgeben. Da ist es uns unter Umständen ein großer Trost, zu wissen, daß die Umwelt (das Wort im weitesten Sinne gebraucht) wenigstens unseren Körper zu modifizieren vermag. Wir müssen uns unserer körperlichen und geistigen Schwächen und Gebrechen, aber auch unserer Kräfte bewußt werden und versuchen, so weit als möglich unsere Umwelt so zu gestalten, daß die Entwicklung ungünstiger Anlagen gehemmt, diejenige günstiger gefördert wird. Dabei müssen wir stets eingedenk bleiben, daß der Entwicklung sowie der Hemmung individuelle, in der Erbanlage begründete Grenzen gesetzt sind. Solche Erkenntnis ist auch für die Erziehung der Kinder von größter Bedeutung. Vor allem aber müssen wir Vorsorge treffen, unseren Kindern ein bestmögliches seelisches und körperliches Erbgut zu sichern. Wir müssen ihnen nicht nur unsere Erbanlagen ungeschädigt durch die sogenannten Keimgifte, zu denen, um nur einige zu nennen, die Genußgifte Alkohol und Nikotin, die gewerblichen Gifte Blei, Quecksilber, Arsen usw. sowie bestimmte Krankheitsgifte gehören, übermitteln, sondern wir müssen uns bei der Eheschließung der Verantwortung bewußt sein, die wir mit der Weiterverbreitung unserer eigenen Erbanlagen und derjenigen unseres Ehepartners übernehmen. Sind wir ohnmächtig bezüglich der Wahl unserer Eltern, so sind wir es nicht bei der Gattenwahl. Jeder Mann trachte, daß seine Kinder die in jeder Hinsicht bestmögliche Mutter, jede Frau, daß sie den bestmöglichen Vater erhalten. Das ist kein phantastisches, sondern ein erreichbares Ziel. Man hat wohl eingewendet, über die Verbindung von Mann und Frau entscheide die sinnliche Liebe und die renne alle guten rassenhygienischen d. h. auf das Erbwohl der Nachkommenschaft gerichteten Vorsätze über den Haufen. Ganz abgesehen davon, daß in der Praxis die Mehrzahl der Ehen nicht aus Liebe, sondern aus ganz anderen Motiven, in erster Linie wirtschaftlichen, geschlossen wird, sind Rassenhygiene und Liebe durchaus vereinbar. Das weibliche bzw. männliche Ideal der Jugend ist in hohem Grade abhängig von der Erziehung. Man erziehe seine Kinder so, daß sie körperliche und seelische Gesundheit und Kraft einerseits und Schönheit andererseits nicht als Gegensätze, sondern als identisch empfinden. Das bedeutet kein Stallmagd- oder Fuhrknecht-Ideal; denn Gesundheit ist durchaus nicht mit Notwendigkeit mit schlechten Formen und groben Zügen vergesellschaftet; auch legt die Rassenhygiene besonderen Nachdruck auf geistige Begabung und seelische Schönheit, die nicht ohne Einfluß auf den Gesichtsausdruck und damit auf die Anziehungskraft des Gesichtes zu bleiben pflegen. Eine solche Erziehung bewahrt aber vor pathologischen Idealen, wie sie ihren Ausdruck wiederholt in hervorragenden Kunstwerken gefunden haben, deren künstlerischer Wert dadurch nicht gemindert wird, von denen aber in rassenhygienischer Hinsicht eine unheilvolle Wirkung ausgegangen ist.

Wenn man heute von Rassenhygiene spricht, so denkt die Mehrzahl der Hörer dabei an die Ausschaltung minderwertiger Erbanlagen von der Fortpflanzung. Gewiß kann diese insofern eine wichtige Rolle spielen, als sie der Verbreitung ungünstiger Erbanlagen den Boden entzieht. Aber abgesehen von ihrer beschränkten praktischen Durchführbarkeit, reicht diese „negative" Rassenhygiene auch sonst nicht aus, um die Existenz der Rasse zu sichern. Dazu ist „positive" Rassenhygiene nötig. Der Untergang der Kulturvölker ist kein naturgesetzlicher, wie die Mehrzahl der Menschen noch immer zu glauben scheint. Der Vergleich eines Volkes mit einem Einzelindividuum z. B. einem Baum, der wächst, blüht, Früchte trägt und abstirbt, ist biologisch unzulässig, da das Volk aus einer Geschlechterfolge besteht. Die Geschichte lehrt, daß der Zusammenbruch der antiken Kulturwelt auf die ungenügende Fortpflanzung der Aufgestiegenen d. h. der durchschnittlich mit besseren, namentlich besseren geistigen Erbqualitäten Ausgestatteten zurückzuführen ist.

Auch uns bedroht die schwere Gefahr des Aussterbens der höher begabten und auch sonst besonders tüchtigen Familien. Tragen wir Sorge, sie in ihrer Fortpflanzung so zu fördern, daß die Tüchtigen die Untüchtigen sozusagen überwuchern. Der Wege dazu gibt es viele. Wir müssen uns hier darauf beschränken, sie nur anzudeuten. (Wer sich dafür interessiert, dem empfehlen wir Schallmayers Vererbung und Auslese. 4. Aufl. Jena 1920 und Baur, Fischer, Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. II. Bd. 2. Aufl. München 1923.) Nur das wollen wir betonen, daß sie durchaus vereinbar sind mit unseren humanen Idealen. Ist doch die Rassenhygiene selbst, ihrem eigensten Wesen nach, indem sie die Fülle von Herzeleid, die der Menschheit aus der Unabänderlichkeit verhängnisvoller Erbanlagen erwächst, zu verhindern trachtet und die Rasse durch Begünstigung wertvollen Erbgutes zu veredeln sucht, höchste Humanität.

„Aufwärts geht unser Weg, von der Art hinüber zur Überart. Aber ein Grauen ist uns der entartende Sinn, welcher spricht: Alles für mich!"

Digitized by Google

Spiegelung der Liebe

Von Larry Brachvogel

Seit vielen Jahren speisten die drei Damen — die Fürstin, die Exzellenz und die Witwe des großen Staatsmanns — einmal wöchentlich, immer bei einer andern, ein kleines erlesenes Diner. Zuerst, Jahrzehnte zurück, als junge Frauen mit ihren Männern, die nicht nur freundschaftliche, sondern auch politische und kommerzielle Beziehungen verbunden hatten. Dann waren mit den Eltern junge Kinder gekommen, Verlobte von Söhnen und Töchtern — nun aber waren die drei allein. Die Gatten waren tot, die Kinder verheiratet oder im fernen Land — nur die trauliche Gewohnheit dieser allwöchentlichen, kleinen gemeinsamen Mahlzeit war geblieben. Voll Wehmut gedachte wohl jede des unvermeidlichen Tags, da nur mehr zwei da sein würden und dann nur mehr eine . . .

In Vorväterzeiten hätte man die drei Damen gewiß alt, wenn nicht gar „Greisinnen" geheißen. Um ihre von Zofenhänden geschickt und kunstvoll aufgesteckten Haare spann schon dichter Reif, und die feinen Hände wiesen leise Knitterfältchen. Dennoch wirkten diese Damen nicht alt. Wie sie jetzt, nach dem Mahl, in hohen Armstühlen um den Kamin saßen, mit den wohlfrisierten weißen Köpfen, den feingeknitterten Händen, den schillernden Seidenkleidern, um den Hals die Perlenkette mit dem goldenen Lorgnon der Weitsichtigkeit, waren sie wie ein anmutig-verblaßtes Bild aus einer vergessenen, liebenswürdigen Zeit . . .

Die Exzellenz sandte aus ihrer Zigarette blaue Rauchschwaden ins Gemach hinein, die Witwe des großen Staatsmanns nippte an ihrem Cordial Médoc, die Fürstin ließ das Schiffchen ihrer Occhiarbeit langsamer hin und her gleiten, und alle drei spürten, wie aus der frühen Dämmerung dieses trüben Novembernachmittags Scheinen der Vergangenheit auf sie zugeschlichen kamen.

Die Buchenklötze im Kamin prasselten geschäftig, als müßten sie sich außer Atem mühen, um dies weite Gemach des alten, fürstlichen Palastes (heute war der Tag der Fürstin) zu erwärmen. Ihr Prasseln war aber nur eitel Flunkerei, denn die unter den Fenstern verborgene Warmwasserheizung hatte den Buchenklötzen längst den Dienst abgenommen, und sie durften nur noch prasseln, weil die Fürstin sich eine Plauderstunde ohne Kaminfeuer nicht denken mochte.

Die Gedanken der drei Damen liefen in weit entfernte Zeiten zurück, und wie immer, wenn man der Vergangenheit gedenkt, drängte sich das Wort Glück auf die Lippen. Nicht vom Glück des Alltags sprachen sie, sondern von ungewöhnlichen, erlesenen Stunden, da sie ganz aufgelöst gewesen in einer Empfindung, die mit Gewöhnlichem nichts gemein hatte. Denn diese drei Frauen waren durch ein überreiches Leben geschritten und hatten Kronen getragen: Kronen der Schönheit, des Leides und des Ruhms. Darum konnten sie ungewöhnliche Erinnerungen heraufbeschwören, Vorgänge, die wohl auch andre geschaut hatten, die aber durch die besondere Art ihres Wesens zum gewaltigen Erlebnis geworden waren. Die Exzellenz sprach von dem überwältigenden Jubel, als ihr Mann nach dem Siebziger Krieg an der Spitze seines ruhmumrauschten Regiments eingezogen war, die Witwe des großen Staatsmanns von dem Tag, da das ganze Parlament atemlos auf ihren Gatten blickte und hörte, der bislang nur ein Politiker wie andre geschienen hatte.

Dann waren die beiden verstummt und auch die Fürstin schwieg. Das Elfenbeinschiffchen ruhte und die kleine Arbeit lag auf ihren Knien. Leise, als fürchte sie, die Schemen zu verscheuchen, die wie in dankbarer Liebkosung um die drei einsamen Frauen schwebten, sagte sie: „Fast scheue ich mich, mit meinem ganz persönlichen, an kein Volksschicksal geketteten Glückserlebnis zu kommen. Aber ich habe einmal, ich weiß nicht mehr wo, ein Wort gelesen, das ich nicht mehr vergessen konnte: ‚Es gibt im Leben eines Menschen zwei Höhepunkte, neben denen alles andre klein erscheint. Der eine — wenn er eine ihm unbekannte Menge mit sich fortreißt. Der andre — wenn er eine Seele bezwingt, die ihm widerstrebte'. Ihr beide habt von dem Glück der Fortgerissenheit gesprochen, so hört mir denn geduldig zu, wenn ich von dem zweiten Höhepunkt rede . . ."

Die Exzellenz meinte: „Liebe Freundin, nun kokettieren Sie, was sonst nicht Ihre Gewohnheit ist! Sie, die Bühnentriumphe genoß, wie kaum eine andre, Sie wissen wohl, was das Glück des Hinreißens ist."

Die Fürstin schüttelte den Kopf.

„Schweigen Sie von diesen billigen Triumphen, die ich so schnell vergaß, als der Fürst um mich warb. Triumphe, die jedem Liebhaber im blauen Seidentrikot, jeder Kehle mit einem hohen C oder Perlenkoloraturen, zuteil werden, stehen für mich nicht gar so hoch im Preis. Nein, ich habe *einmal* in meinem Leben das andre Glück erlebt, ein Glück, so zart, so diaphan, daß ich mich beinahe scheue, es mit Worten zu berühren. Denn das Wort ist harte Wirklichkeit, an der die diaphanen Köstlichkeiten der Seele zerbrechen. Auch diese Stunde des zartesten Glücks war wortlos und sie liegt weit zurück, in jener Zeit, da ich eben mein erstes großes Engagement angetreten hatte und begann, die Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Da studierten wir eines Tages das Drama eines jungen und schon berühmten Dichters

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ein. Sein Erstlingswerk hatte ihn hoch emporgetragen — nun fühlten sich die Bühnen verpflichtet, eilig jedes Stück aufzuführen, das er einreichte, mochte es sein, wie es wollte. Ich hatte in diesem Stück eine durchaus unsympathische Rolle, das heißt, eine Frauengestalt, die offenbar einen dem Dichter unsympathischen Typ darstellte: eine energische, von aller Weibchenhaftigkeit entfernte Natur, die obendrein einem Frauenverein mit fortschrittlichen Tendenzen angehört. Solche Erscheinungen nehmen wir heute als selbstverständlich und wohlberechtigt hin, aber ein Menschenalter zurück galten sie beinahe als verabscheuungswürdig und es wurde der Geigenspielerin, einer Rolle voll unwahrscheinlicher Sanftmut, Hingebung und (setzte die Fürstin lächelnd hinzu) Albernheit, nicht schwer, über mich zu siegen und den Mann zu fesseln, der in Verwirrung zuerst gemeint hatte, an meiner Seite müsse sein Glück blühen. So unsympathisch die Rolle auch gedacht war, so interessierte sie mich dennoch oder vielleicht gerade deshalb —"

„Jawohl, meine Liebe, gerade deshalb!" unterbrach sie die Exzellenz neckend. „Denn Sie selbst sind wohl in gewissem Sinn immer eine Widerspenstige gewesen, die zur Griseldis kein Talent hatte!"

Die Fürstin nickte bejahend.

„So ist es. Ich fühlte in der Rolle ein Stück meines eigenen Selbst. Aber auch der Dichter hatte das schnell herausgefunden und übertrug das Gefühl der Abneigung, aus dem heraus er meine Rolle geschaffen hatte, auf mich, das heißt, er witterte wohl in mir ein Wesen, das seinen Vorstellungen von wahrer Weiblichkeit oder Weibchenhaftigkeit nicht entsprach, und weil er ein temperamentvoller und auch wenig erzogener Mensch war, gab er sich kaum Mühe, seine Antipathie gegen mich zu verbergen. Er war natürlich nie unartig, fand anerkennende Worte für die scharfe Charakterisierung, die ich meiner Rolle lieh, aber weil Antipathie fast immer Antipathie erzeugt, standen wir uns bald mit einem Widerwillen gegenüber, der ebenso grundlos wie heftig war. Meine Kollegen sahen es, lachten, und der eine sagte einmal zu mir: ‚Das kann ich mir wohl denken, daß Sie einem Mann wie ihm auf die Nerven fallen! Der ist ein andres Genre gewöhnt! Wenn Sie seine Frau kennen würden, wäre Ihnen das ohne weiteres klar!'

‚Die unanständige Madonna!' sagte lachend ein zweiter, und ich erfuhr, daß der junge Dichter, kaum den Jünglingsjahren entwachsen, ein verrufenes aber wunderschönes Modell geheiratet hatte, dem ein Spottvogel ob seiner sanften Schönheit und seines ausschweifenden Wesens den Beinamen ‚die unanständige Madonna' aufgebracht hatte. Sie sprachen dann noch allerlei über dies ungleiche Paar; ich interessierte mich nicht weiter dafür, zudem jetzt der Dichter zu uns trat und in einem Ton, der anerkennend sein sollte und in dem doch unbeherrschte Abneigung klang, sagte: ‚Ich mache Ihnen mein Kompliment, gnädiges Fräulein! Sie machen aus der Rolle, die ich vielleicht ein wenig stiefmütterlich behandelt habe, eine so lebenswahre Gestalt, daß man beinahe meinen könnte, Sie spielten ein wenig sich selber!' Und da er fühlen mochte, wie unhöflich er gewesen, setzte er schnell hinzu: ‚So zu charakterisieren vermag nur eine große Künstlerin!'

Ich lächelte gezwungen, er verneigte sich ebenso und unser Gespräch auf dieser Probe war zu Ende. Wir führten ähnliche auf weiteren Proben und unsre gegenseitige Antipathie wuchs, je öfter wir miteinander sprachen. Denn das spürten wir wohl beide: wir standen uns nicht etwa als Herr Soundso und Fräulein Soundso feindlich gegenüber— nein, in uns prallten zwei Weltanschauungen aufeinander, die Frau, die sich dem Manne ebenbürtig fühlt, und der Mann, der sie noch im Bann der Geschlechtshörigkeit wissen will. Ich konnte wohl begreifen, daß der Gatte einer ‚unanständigen Madonna' den Typ der ihres Werts bewußten Frau nicht vertragen konnte, aber auch dies Verstehen brachte keinen Wandel in unsern gegenseitigen Gefühlen hervor, und wir blieben kratzbürstig wie in der ersten Stunde der ersten Probe.

Es gab einen großen Erfolg und nach der gelungenen Erstaufführung das übliche Souper, das ich aber sehr früh verlassen mußte, weil ich mich nicht wohl fühlte und auch zu Hause schon eine neue große Rolle für mich lag. Aber ich mußte fest versprechen, an der Schlittenpartie teilzunehmen, die alle Mitwirkenden auf Einladung des Dichters vereinen sollte. Heiß und erregt vom Erfolg rief er: ‚Gleich morgen soll sie sein! Morgen hält der Schnee noch — wer weiß, ob er nicht schmilzt, wenn wir länger warten! Ich bestelle in aller Herrgottsfrühe die Schlitten und wir fahren nachmittags nach Großhesselohe, trinken dort Kaffee, sind lustig, laufen im Wald herum oder setzen uns mit der Klampfen (Gitarre) ins warme Zimmer und spielen und singen und tanzen und genießen den Tag, der so schön nie wieder kommt! Dann essen wir zu Abend und in der Mondnacht fahren wir heim! Herrgott, wird das schön sein! Und alle müßt ihr mit! Keiner darf ‚nein' sagen oder ein bedenkliches Gesicht ziehen! Kinder, laßt uns die Stunde küssen — wer weiß, was die nächste bringt!'

Ich hatte ihn nie so gesehen. Klein, schmächtig, mit einem fahlen Gesicht, in das struppiges, dunkles Haar fiel und dessen unruhiges Mienenspiel mich stets nervös gemacht hatte, war er mir immer als ein ausgesprochen häßlicher Mann erschienen. Auch jetzt fand ich ihn nicht anders, nur lag etwas Rührendes über ihm, weil er so überschwemmt, so hilflos dastand im Rausch seines Erfolgs. Auch seine Frau sah ich an diesem Abend. Sie war ungewöhnlich schön, von einer wahrhaft madonnenhaften, blonden Schönheit, und ich begriff nicht, wieso sie, die still und ohne eine Spur von Gefallsucht, zwischen dem

Digitized by Google

Intendanten und dem Kritiker des größten Blattes saß, zu dem Beinamen ‚die unanständige Madonna' gekommen war. Eigentlich wirkte sie schüchtern, von einer Schüchternheit, die verriet, daß sie keine Dame der großen Welt war; aber keine Tochter aus gutem Hause hätte sich ruhiger benehmen können als sie. Sichtlich befangen sprach sie auch mit mir etliche Worte — offenbar hatte ihr Mann ein sehr unvorteilhaftes Bild von mir entworfen. Wie ich schon sagte, verließ ich das Fest bald, erkundigte mich auch nicht nach dem weiteren Verlauf, hörte nur nebenbei, daß man noch lange zusammen geblieben und recht animiert geworden sei . . .

Am nächsten Nachmittag konnten wir alle leichten Herzens die Schlitten besteigen, denn an diesem Tage war nur im Opernhaus Vorstellung, wir vom Schauspiel waren also frei und abgesehen von der üblichen Meldung, wo wir im Notfall zu finden wären, gehörten Abend und Nacht uns.

In dem alten, gemütlichen Gasthaus von Großhesselohe ging's bald lustig her. In acht Schlitten waren wohl an die vierzig Personen herausgekommen, Freunde des Dichters, die er kunterbunt geladen, kamen als Nachzügler mit der Bahn oder gar zu Fuß. In dem großen niedrigen Saal, der für uns geöffnet worden war, schwirrte es von Stimmen, Gelächter, gesummten oder gesungenen Liedern und vom Klang der Zupfgeigen. Einige junge Maler, die sozusagen als Zaungäste gekommen waren, hatten ihre ‚Klampfen', wie sie es nannten, mitgebracht und sangen ohne sonderlich viel Stimme, dafür aber voll Humor und Übermut Schnadahüpfln und kecke Chansons. Eine Harmonika gesellte sich ihnen und nun ging's zum Tanz. Jetzt sah ich die Frau des Dichters wieder; in der wirren Menge, in dem nur von Petroleumlampen erhellten Raum hatte sie sich für meinen Blick im Gewühl verloren. Sie sah verführerisch schön aus in einem Kleid, das zwar weder der Mode noch der Jahreszeit entsprach, denn es bestand eigentlich nur aus einem Stück blaßviolettem Stoff, den sie malerisch so um sich gewickelt hatte, daß seine Falten zwar verhüllten und dennoch zur Schau stellten und Arme, Hals und Nacken frei ließen. Ihr blondes Haar hatte sie mit einem jener feinausgesägten hohen Hornkämme aufgesteckt, wie unsere Urgroßmütter sie trugen, und um den Hals hing an einer nichtigen Kette irgendein wertloser Anhänger, ein dunkler Stein, der die Weiße ihrer Haut noch blendender machte. Wie ich sie so sah, begriff ich wohl, daß sie den Männern die Köpfe verdrehen und einen schwachen Mann auch zur Heirat bringen konnte ...

Der Tanz begann. Vier, fünf Männer drängten sich, um sie als erste zum Walzer zu holen. Sie lachte jedem zu, streckte wie hilflos die Arme aus, als wollte sie sagen: ‚Ich kann mich eurer ja nicht erwehren!' und glitt mit einem von ihnen im Tanze dahin. Ich tanzte nicht, denn es interessierte mich weit mehr, Beobachterin zu sein, als mit irgendeinem Kollegen oder Kritiker, der vielleicht auch noch außer Takt kam, hier herumzuhüpfen. Ich sah in das Gewühl der durcheinanderflutenden Paare, aus dem immer wieder der blonde Kopf mit dem hohen Hornkamm auftauchte. Sie tanzte — niemals habe ich eine Frau so tanzen sehen! Temperamentvoll, leidenschaftlich, bacchantisch — das alles sind nur Worte, die nicht an das heranreichen, was sie in ihrem Tanz war. Ein Symbol der Schamlosigkeit — das war ihr Tanz. O nicht, daß sie eine häßliche Geste machte, eine der heutzutage beliebten unanständigen Bewegungen fand, nein, aber wie sie dem Tänzer im Arm lag, ihn aus halbgeschlossenen Augen ansah und mit bebenden Lippen ihm irgend etwas zuflüsterte — das war, als ob sie inmitten dieser tanzenden Menge ihm ihr letztes Geheimnis preisgäbe ... War der Tanz zu Ende, verstummte die Ziehharmonika für eine Viertelstunde, dann bot die Blonde ein andres Bild. Dann lachte sie überlaut, kreischte, schrie, schlug nach den jungen Männern, die jetzt schon frech wurden, sich an sie drängten, wie unversehens ihre nackten Arme berührten, ihren Nacken streiften, ihr gefüllte Krüge und Gläser boten, aus denen sie ihnen zutrinken mußte, damit jeder Männermund gierig die Stelle suchen konnte, die ihre Lippen genetzt hatten. Einer von ihnen griff neckend nach dem Hornkamm, und als sie, scheinbar erschrocken, ihn abwehren wollte, zog er ihn lachend aus den blonden Wellen. Sie tat, als ob sie das Haar festhalten wollte, ich aber sah wohl, daß sie heimlich und blitzschnell die Nadeln herauszog, so daß es nun ungebunden niederfiel. Lachend, mit brennenden Augen griffen die Männer nach den lichten Strähnen, wickelten sie um die Finger, küßten sie und sahen die Frau mit Augen an, die sagten: ‚So küsse ich deinen süßen Mund!' Und sie lachte, kreischte, duldete, daß die Männer sich die blonden Strähnen um die Hand wickelten und die Frau an sich zogen ... Sie war berauscht — nicht von Bier oder Wein, sondern vom Tanz, von den flammenden Blicken der Männer und von der eigenen Schönheit . . . Gestern, an der Festtafel hatte sie die Maske getragen, die der gesellschaftliche Zwang ihr vorband, heute aber, wo sie sich gehen lassen konnte, heute sah ich ihre wahre Gestalt . . .

Ich stand, sah dem Treiben dieser schönen Schamlosen zu und bemerkte nicht, daß schon seit langem ein Mann neben mich getreten war — ihr Mann. Wir standen beide hart nebeneinander, scheinbar uns nicht erkennend, in Wahrheit gemeinsam gebannt, durch die Szene, die sich vor uns abspielte. Es war der Augenblick, in dem der junge Mensch den Kamm aus den Haaren der Frau zog und ihre Blondheit niederflutete . . . In diesem Augenblick vernahm ich neben mir einen Laut, als ob ein Mensch stöhnte, unwillkürlich sah ich in das Gesicht des Dichters und

Digitized by Google

Meister der Graphik: Teich. Radierung von Friedrich Stichling

Digitized by Google

senkte gleich wieder die Augen. Nie mehr habe ich in einem Antlitz soviel Zorn, Scham und Verzweiflung gesehen . . .

Nach Mitternacht fuhren wir in die Stadt zurück. Diesmal waren die Schlitten nicht so dicht besetzt, denn etliche der Gäste hatten erklärt, daß sie die Nacht durchzechen und morgens zur Ernüchterung heimgehen wollten, etliche andre wollten, der blauen Mondnacht zuliebe, den verschneiten Fußweg nehmen — kurz, in mehr denn einem Schlitten saßen nur drei oder auch zwei Leute. Wie es kam, weiß ich nicht mehr, habe es auch wohl nie recht gewußt, aber als es zur Abfahrt ging, saßen der Dichter und ich allein in einem Schlitten, der mit leisem Schellengeklingel in die Mondhelle hineinglitt. Ich war erstaunt, befangen, und wußte eine Sekunde lang nicht, wie ich mich in die seltsame Situation finden sollte, mutterseelenallein stundenlang Seite an Seite mit einem Manne dahinzufahren, der mir im Grunde ebenso zuwider war wie ich ihm. Aber das dauerte nur eine Sekunde — er legte sorgsam die Felldecke über meine Knie und die seinen — dahin flogen wir . . .

Und nun geschah das Seltsame, fast möchte ich sagen, das Spukhafte, wenn nicht an dem Worte ‚Spuk' immer die Vorstellung von Angst und Grauen hinge . . . An das Seltsame, das wir beide in diesen Stunden erlebten, rührte aber keine Angst, kein Grauen, überhaupt kein Gefühl, das sich mit einem scharf umrissenen Wort deuten ließe. Um uns die atemlose Stille der winterlichen Nacht — kälter noch als Schnee und Tannenreif starrt die blinkende Mondsichel. Hell, blau und totenhaft ist diese Nacht — nur die Schellen unsres Schlittens rufen mit leisen Stimmen in die blaue Leere hinein ...

Wir sitzen nebeneinander, in die Kissen gelehnt, meiden unsre Blicke wie vorhin im Saal, meiden sie beinahe eigensinnig, als fürchteten wir, daß sie enthüllen könnten, was niemand wissen sollte, ja, was wir selbst eigentlich nicht wußten . . . Wir regen uns nicht, nicht die leiseste unwillkürliche Berührung stört uns auf, und so fahren wir in blauer Nacht dahin, jeder scheinbar allein, scheinbar in sich versunken und weiß doch, daß im andern dieselbe Wirrnis ist, wie in ihm selbst . . . Wirrnis? Nein, das Wort lügt, wie eben alle Worte hier lügen oder zu hart, zu voll von Wirklichkeit sind. Denn es ist doch wie Spuk, was wir beide erleben — Spuk und Rausch einer blauen Winternacht. Lange fahren wir so dahin, Seite an Seite, ohne ein einziges Wort zu wechseln, ohne einen Blick zu tauschen, jede Berührung, jedes Zeichen der eigenen Anwesenheit meidend. Dann, langsam, wie unter einem Bann, wenden wir uns einander zu und unsere Augen treffen sich. Treffen sich stumm und lassen einander nicht mehr los. Immer noch sprechen wir kein Wort, meiden ängstlicher noch als vorher jede Berührung, aber unsre Augen enthüllen alles, was Menschen einander sagen und verschweigen können, und wie vorhin im Saal eine Schamlose im Tanz sich symbolisch entblößte, so enthüllen sich im Blick unsre Seelen, schmiegen sich ineinander, verstehen einander, ob sie gleich gestern noch wie Feindinnen voreinander standen. Blaue Winternacht . . . Mondsichel . . . und zwei Augenpaare, die einander das Tiefste und Reinste anvertrauen, dessen Menschen fähig sind. Liebe, jäh erwachte Liebe? Liebe, die in der Verkleidung der Abneigung schon lange umging und nur auf die günstige Stunde wartete, um sich zu entschleiern? Nichts von alledem. Es war nur, als ob mit einem Male vor uns ein streng verschlossenes Tor aufgesprungen wäre und wir wandelten in eine leuchtende Ätherferne hinein, in der es nichts Wesenhaftes gab, nur Licht, Wärme, Gefühl und eine traumhafte, unkörperhafte Empfindung des eigenen Seins . . . Wir saßen, ließen unsre Augen sprechen und rührten uns nicht. Ein-, zweimal zuckte wohl meine Hand oder die seine leise, als wollten sie sich fassen, aber immer wieder sanken sie scheu zurück. Nichts, gar nichts durfte diese wundersame Stunde trüben, die nur den befreiten Seelen und ihren Fürsprechern — den Augen — gehörte. Wir fuhren und fuhren und wurden nicht müde, unseren Augen zu lauschen, die immer glänzender wurden, immer liebereicher und doch nicht von Liebe redeten, wie Menschen sie sonst verstehen, sondern von einer diaphanen, die zerronnen wäre wie eine Erscheinung, wenn man sie mit Worten angeredet hätte . . .

Dann hielt der Schlitten vor meinem Haus. Der Dichter half mir heraus, hielt eine Sekunde lang meine Hand, ohne sie zu küssen oder auch nur mit festerem Druck zu umspannen — der Ätherflug dieser Nacht war zu Ende. Wenn wir uns an künftigen Tagen aus der Ferne sahen, wichen wir einander aus. Was wir erlebt hatten, konnte keine Fortsetzung und auch keinen Alltagsschluß finden . . .

Bald nachher verließ ich die Bühne, um die Frau des Fürsten zu werden. Von dem Dichter hörte ich lange nichts mehr, denn das Amt meines Mannes rief uns in ferne Länder. Später erfuhr ich, daß die Ehe mit der Blonden ihn völlig zerrüttet hatte, so daß er, als sie ihn mit einem Liebhaber verließ, dem Trunk anheimfiel und schließlich in einer Heilanstalt endete . . ."

Die Fürstin schwieg. Die drei Damen sahen nachdenklich in die rote Glut des Kamins. Die Exzellenz hörte aus weiter, weiter Ferne den brausenden Marschschritt siegreicher Regimenter, die Witwe des großen Staatsmanns die atemlose Stille, in der ihr Gatte die erste Staffel des Ruhms erklomm, die Fürstin sah eine starre Mondsichel in blauer Winternacht und zwei Männeraugen, die in Scham, Reue und tiefster Neigung zu ihr sprachen . . .

Über allen dreien schwebte in zartesten Farben ein Abglanz entschwundenen Glücks ...

Digitized by Google

Der Belcanto. Von Walter Dahms

1771 zum Karneval in Venedig! Drei Monate eines ununterbrochenen Festes; Tag und Nacht Musik und Gesang, auf den Plätzen und Straßen, in den Häusern und auf den Kanälen, in den Kirchen und Theatern. Ein Fremder, der nach Italien gekommen war, um die Geheimnisse des Belcanto in der Heimat des Kunstgesanges selbst zu ergründen, suchte in der Dunkelheit den Weg zu einem der vielen Theater, in denen allabendlich Oper gespielt wurde. Es war etwa zwei Stunden vor Beginn der Vorstellung, als er schon erwartungsvoll das berühmte Teatro Cassanio betrat. Gerade wurden dicht vor der Bühne zwei kümmerliche Lampen an Holzstangen befestigt. Das war die ganze Beleuchtung des Raumes, in dem der italienische Kunstgesang, der echte Belcanto, seine Wunder entfalten sollte! Hier und da brannte in einer der vielen Logen ein schwaches Licht. Der Fremde fand zu seinem Erstaunen schon eine Menge Leute im Theater vor, einige lagen auf den Holzbänken und schliefen, andere schwatzten und lachten. Es waren Dienstboten, die bereits am frühen Morgen gekommen waren, um für ihre Herrschaften Plätze zu reservieren; denn bei den Opernvorstellungen war der Andrang des Publikums so groß, daß die Logen für die vornehme Welt nicht ausreichten. Die Musiker nahmen unmittelbar vor der Bühne Platz; an ihren Pulten brannten qualmende Kerzen. Das Theater füllte sich. Händler riefen Erfrischungen aus; es war ein Betrieb wie auf einem Jahrmarkt. Endlich begann die Vorstellung mit einer jener Opern, die nur geschrieben waren, um die Sänger glänzen zu lassen. Dabei benahm man sich im Publikum wie auf der Bühne gleich unbekümmert. Die dunklen Logen waren Schauplatz der verwegensten Liebesabenteuer. Das große Publikum belachte die Witze, mit denen ungeschickte Schauspieler verhöhnt wurden. Die „goldene Jugend" aber machte sich den Spaß, mit Orangenschalen ins Parterre zu werfen. Nur bei den großen Arien herrschte einige Andacht; gefielen sie, so heulte man so lange, bis sie wiederholt wurden. Die Sänger standen auf der Bühne herum, schnupften Tabak, machten ihren Freunden Zeichen; hatten sie zu singen, dann schlugen sie mit Händen oder Füßen den Takt, denn es gab damals in der Oper noch keinen Dirigenten. Im Mittelpunkt aber stand die Primadonna oder einer jener Kastraten, die die Welt mit ihrem Ruhm erfüllten. Ihretwegen kam man ins Theater, um sich an dem Glanz einer märchenhaft schönen Stimme oder den Künsten einer blendenden Virtuosität zu begeistern. Alles andere war nur Staffage. Das war die Welt, in welcher der Belcanto erblühte. — Am andern Tag konnte der Fremde in die Marcuskirche gehen und hier in anderer Form das Wunder des Belcanto erleben. Fünf Stunden dauerte dort die große Messe. Für die vornehmen Besucher waren Tribünen aufgeschlagen. Sechs Orchester spielten, zwei große auf den Orgelempuren und an allen vier Seiten je ein kleines. Dazu kamen noch etwa 400 Sänger. Und über die Massen der Chöre und Orchester hinweg erhoben sich die herrlichsten Solostimmen: das waren die ausgewählten Zöglinge der berühmten venezianischen Musikschulen, die in San Marco ihre ersten Triumphe feierten. Auch hier war alle Musik nur ein Schwelgen in der Kunst des Belcanto.

Die Geschichte des Belcanto oder des Kunstgesanges fällt mit der Geschichte der italienischen Oper zusammen. Um das Jahr 1600 bemühten sich in Florenz hervorragende italienische Musiker und Dichter um die Wiedererweckung der griechischen Tragödie, die man sich schon damals durchaus als eine Art Musikdrama vorstellte. Man wollte die Musik aus den schweren Fesseln des polyphonen imitierenden Stils, der die Kirchen- und Kammermusik beherrschte, befreien und sie zu einer geschmeidigeren Interpretation des Worts fähig machen. Dies Ziel schien auf der Bühne am ehesten erreichbar. Aber während man die alte griechische Tragödie neu schaffen wollte, fand man — die Oper, das heißt etwas wesentlich anderes. Die ersten Schäferspiele und Musikdramen waren die Kunst des höfischen Menschen, des Aristokraten, der in reizvoller Weise von der Kunst unterhalten sein wollte. Die Hauptforderung war die, daß das gesungene Wort verständlich werden sollte. Um das zu erreichen, mußten die Komponisten zu einer Auflockerung des bisherigen Stils in der Musik schreiten. Damals entstand das, was wir allgemein Melodie und Harmonie zu nennen gewohnt sind; es wurde allmählich die Fähigkeit der Harmonien als Stufen entdeckt, Melodiebögen tragen zu können. Die Melodie wurde etwas Selbständiges, das von Harmonien „begleitet" wurde — ein Prinzip, auf dem drei Jahrhunderte lang die Entwicklung der Musik beruht hat. Die Melodie aber war Gesangsmelodie.

In der neuen Form der Oper dominierten die Singstimmen. Die Instrumente hatten nur die Begleitung auszuführen. Es ergab sich ganz von selbst, daß mit den neuen und größeren Anforderungen an die Singstimmen auch Methoden entstehen mußten, die dazu dienen konnten, die Stimmen daraufhin auszubilden. Die ersten Opernkomponisten waren auch zugleich die ersten modernen Gesangsmeister, die die Prinzipien für den Belcanto aufstellten. Ihr Ziel war, die menschliche Stimme zu einer immer größeren technischen Geschicklichkeit und zu einer immer vielseitigeren Ausdrucksfähigkeit zu erziehen. In

Digitized by Google

allen bedeutenderen italienischen Städten befanden oder bildeten sich große Gesangsschulen kirchlicher Art, die nun auch die Ausbildung der Theatersänger übernahmen. Der neue „Canto drammatico", der dramatische Gesang, erstrebte die Vereinheitlichung von Deklamation und Melodie; und das war nur durch die Methode des „Belcanto" zu erreichen, deren Kernproblem die vollkommene Verbindung von Wort und Ton ist. Es ist kein Zufall, daß die Heimat dieser Kunst Italien ist. Denn die italienische Sprache ist mehr als jede andere geeignet, die Forderung des Belcanto nach restloser Verschmelzung von Wort und Ton zu erfüllen.

Die Melodie, welche mit der Entstehung der italienischen Oper aufkam, war ein Mischungsprodukt aus dem bis dahin üblichen Solo-Madrigal und dem Volkslied. Gerade dadurch, daß das Volkslied in die sehr gelehrte und künstliche Kunstmusik befruchtend eindrang, gewann die neue Musik eine Kraft und Frische, die sie zu einer außerordentlich schnellen und großartigen Entwicklung befähigten. Die eigentliche Form des Kunstgesanges in der Oper aber wurde die Arie in ihren verschiedenen Abarten. Bald diente sie zu empfindsamem Gefühlserguß, bald war sie Ausdruck dramatischer Leidenschaften; in ihr kam das Komische ebenso wirkungsvoll zur Darstellung, wie sie sich zum virtuosen Effektstück von Stimmakrobaten aufputzen ließ.

Eine Kunstform, wie die Oper, die den Sänger so stark in den Vordergrund drängte, wurde in ihren Anforderungen an den Gesangskünstler immer anspruchsvoller. Aber die Belcantoschulen vervollkommneten ihre Methoden so schnell, daß sie alle Ansprüche des Komponisten und des Publikums erfüllen konnten. Entsprechend den verschiedenen Epochen der italienischen Oper bildeten sich auch die Gesangsschulen: nach der florentinischen eine römische, lombardische, venezianische und neapolitanische. Jede einzelne hatte ihre Bedeutung und ihre Eigenart. Da es sich um wirkliche „Schulen" handelte, konnten sie dank einer systematischen und sich durch Jahre erstreckenden allgemein-musikalischen Erziehung auch den Durchschnitt der Schüler auf eine hohe Stufe der Vollendung führen. Wenn man hört, wie etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts in der päpstlichen Sängerschule von Rom gearbeitet wurde, kann man sich einen Begriff davon machen, was damals Erziehung zum Belcanto genannt wurde. Vormittags eine Stunde lang Üben schwerer Passagen zur Schulung der Technik, eine Stunde Trillerübungen, eine weitere Intonationsübungen. Der Meister war immer zugegen und die Schüler mußten sich selbst beim Singen unausgesetzt im Spiegel beobachten. Dann kamen zwei Stunden Unterricht im Ausdruck und in der Literatur des Gesanges. Nachmittags wurden Übungen in der Akustik, in der Musiktheorie und Komposition getrieben, Klavier gespielt, in den Kirchen gesungen, oder die Schüler mußten sich darin üben, Urteile über gehörte Musik und namentlich über die Ausführung abzugeben. Bei solchen Studien, die oft sieben Jahre lang dauerten — auch heute noch werden von den verantwortungsvollen Lehrmeistern des Belcanto sieben Jahre als die normale Studiendauer bezeichnet — wurden ungeheure Ergebnisse erzielt. Man erzählt von dem Sänger Baldassare Ferri, „daß er eine Trillerkette von zwei vollen Oktaven chromatisch auf- und abwärts mit absoluter Reinheit eines jeden Tones in einem Atem habe durchlaufen können". Und solche Fertigkeiten waren durchaus nicht selten! Dazu waren die Sänger musikalisch so vorgebildet, daß sie außer ihrem riesigen technischen Können meist auch ein feines Gefühl in der Unterscheidung der verschiedenen Arten von Kirchen-, Kammer- und Bühnenstil besaßen, Grund genug, das 17. und 18. Jahrhundert die goldene Zeit des Belcanto zu nennen.

Zu den Zentralpunkten der Belcanto-Schulung gestalteten sich Venedig und Neapel aus. In Venedig bestanden vier große Schulen, „Pietà", "Mendicanti", „Incurabili" und „Ospedaletto", in denen je 50 bis 100 arme Mädchen im Spiel von Orchesterinstrumenten und vor allem im Gesang ausgebildet wurden. Die ersten Meister der damaligen Zeit waren Lehrer an diesen Instituten oder komponierten für sie, wie Hasse, Benedetto Marcello, Galuppi, Jomelli, Sarti, Lotti, Caldara und viele andere. Von Venedig gingen hauptsächlich Primadonnen aus, wie die berühmte Faustina Bordoni-Hasse und Rosana Scalfii. Neapel dagegen war die hohe Schule der Männerstimmen, und zwar besonders der Kastraten. Scarlatti und seine Nachfolger der neapolitanischen Schule brachten die Gesangskunst auf den Höhepunkt. Technik und Ausdruck der Stimme fanden sich hier in der Idealform des Belcanto. Die Entwicklung des Kastratenwesens brachte es mit sich, daß die Männerstimmen aus der tragischen Oper immer mehr verschwanden, während sie sich in der komischen Oper noch halten konnten. In der Opera seria wetteiferten die Kastraten mit den Primadonnen in der Darstellung weiblicher Rollen. Das gab zu tollen Auswüchsen Anlaß, und man kann in einer venezianischen Chronik lesen: Die Kastraten, die die Frauenrollen geben mußten, hielten die Taille in ein Mieder eingeschlossen, um sie graziös und gelenkig zu erhalten, rasierten sich zweimal am Tage und ihre Handtäschchen waren ein Arsenal von kleinen Sachen, Schönheitspflästerchen, roter Schminke, Pomaden, Parfüms und anderer Gegenstände weiblicher Toilettenkünste. Ihre Bewegungen waren geziert, sie waren hochmütig, ehrgeizig und eitel und verlangten, daß man sie „Illustrissimi" nannte. Aber es waren im Grunde doch arme Schächer, von hundert Kastraten hatte kaum einer wirklich großen Erfolg; denn eine perfekte Sopranstimme war äußerst selten. Die Stimme eines Kastraten

Digitized by Google

ließ im allgemeinen sehr schnell nach, und die meisten dieser Unglücksmenschen befanden sich schon im bittersten Elend, kaum daß sie ihre Karriere als Sänger begonnen hatten. Darum gestattete ihnen die Kirche auch vielfach, sich als Priester zu kleiden, trotzdem die „Decretali" verboten, jemanden zum Priester zu machen, der in seinen Gliedmaßen nicht vollständig sei. Aus der Masse der Kastraten aber erhoben sich einige Sterne, deren Ruhm damals über die Erde strahlte. Caffarelli, der größte der Soprane, der namentlich im Bravourgesang glänzte, erwarb sich in ein paar Jahren durch seinen Gesang eine jährliche Rente von 40 000 Pfund Sterling. Er baute sich in Neapel einen Palast, über dessen Eingangstor er die Worte setzte: „Amphion tebas ego domum". Die andere Richtung im Kastratengesang, die der Mezzosoprane oder Altisten, die den Gefühlsgesang pflegten, sah an ihrer Spitze Farinelli. Schon als Siebzehnjähriger siegte er in einem Wettstreit mit einem Trompeter, der gegen seine Fertigkeiten im Aushalten langer Töne, Triller und ähnlichen Effekten nicht im entferntesten mitkam. Dieser Farinelli feierte unerhörte Triumphe und war viele Jahre lang allmächtiger Günstling am Hofe Philipps V. in Madrid.

Alle Welt huldigte den Helden und Heldinnen des Belcanto. Eine schöne Stimme und eine Gesangskunst, die keine Schwierigkeiten in der Technik und im Ausdruck kannte, damit hatte man überall ein anbetendes und begeistertes Publikum zu Füßen. Die Komponisten hatten nichts anderes zu tun, als den Sängern Rollen auf den Leib zu schreiben; in den Arien brachte dann jeder Kehlvirtuose Verzierungen, Koloraturen, Triller, Läufe und Kadenzen nach seinem Geschmack an, und je reicher und blendender dieser Putz ausfiel, desto berauschter waren die Zuhörer. Jede Laune, jeder Übermut eines Gesangsvirtuosen wurde bereitwilligst hingenommen und entschuldigt, und selbst die absolutesten Fürsten stellten, wenn es die Prinzen und Prinzessinnen des Belcanto anging, das Gesetzbuch in den Schrank. Napoleon I. kapitulierte vor der Strategie einer Catalani und einer Marchesi, Friedrich der Große kämpfte verzweifelt mit dem Temperament der Mara und die allmächtige Katharina II. von Rußland mußte den Stolz einer Gabrielli fühlen. Die kapriziöse Gabrielli verlangte in Petersburg eine Gage von 10 000 Rubeln für das Jahr. Als Katharina den Einwand erhob, daß soviel nicht einmal ihre Feldmarschälle bekämen, riet ihr die Sängerin, sie solle nur ihre Feldmarschälle auch singen lassen, und verließ die russische Hauptstadt. Dieselbe Sängerin wurde einmal vom Vizekönig von Sizilien wegen ihrer nicht mehr zu bändigenden Launenhaftigkeit ins Gefängnis gesteckt. Sie parierte den Hieb, indem sie dort prächtige Konzerte und Festessen für ihre Mitgefangenen veranstaltete. Unerschöpflich ist das Kapitel der Herzensverwirrungen, die die Göttinnen des Belcanto anrichteten, und zwar nicht nur unter den Männern, sondern auch unter den Frauen. Es war durchaus keine Seltenheit, daß Mitglieder der höchsten aristokratischen Häuser die Diener in den Gasthäusern bestachen, um einmal eine Nacht in einem Zimmer zubringen zu können, das eine Primadonna bewohnt hatte. Aber anderseits hatte auch das Publikum, und namentlich in Italien, seine Launen. Dort verlangte man grundsätzlich in jeder Spielzeit neue Opern und neue Sänger, übrigens eine Sitte, die sich in den meisten italienischen Städten noch bis auf unsere Tage erhalten hat. Als der berühmte Mezzosopranist und Liebling Händels, Senesino, zum zweitenmal in Neapel auftrat, rief das Publikum: „Was ist das! Das ist ja ein Darsteller, den wir schon gesehen haben! Er singt im alten Stil!" Und ausgepfiffen werden und abreisen war eins. Selbstverständlich wurde das Publikum auch in Rivalitätsstreitigkeiten zwischen den Sängern hineingezogen. Von diesen oft sehr heftigen Parteikämpfen weiß die Geschichte der Oper viel zu erzählen.

Es war eine faszinierende Kunst, die in solchem Maße das Musikleben zweier Jahrhunderte beherrschen konnte. Der Belcanto bewährte sich als eine Macht, die den Sänger zu Höchstleistungen befähigte, deren Wirkung sich niemand entziehen konnte. Daß der Belcanto ein Mittel zum Zweck war, ein Fundament, auf dem sich die Gesangskunst nicht nur in technischer Vollendung, sondern auch in der äußersten seelischen Ausdrucksfähigkeit entfalten konnte, zeigt seine ungeheure Bedeutung für den Gesang. Solange man Kunstgesang treibt, wird man auf dem Belcanto fußen müssen. Die immer wieder auftauchende Frage nach dem Geheimnis des Belcanto, nach dem, was denn die Kunst des Belcanto eigentlich sei, kann vielleicht am besten eine Anekdote beleuchten. Als der berühmte französische Tenor Duprez, mit dessen Stimme es bereits nach verhältnismäßig kurzer Glanzzeit bergab ging, seinen großen italienischen Kollegen Rubini traf, der trotz viel längerer Karriere immer noch auf der Höhe seines Könnens war, fragte er ihn: „Du singst noch immer, und ich muß mich von der Bühne zurückziehen, weil meine Stimme versagt. Wie geht das zu?" — „Ja, mein Lieber," antwortete ihm Rubini, „du hast eben mit deinem Kapital gesungen und ich singe nur mit den Zinsen!"

Es steckt eine tiefe Lehre in diesen Worten: die von der Ökonomie der Kräfte, welche in der Kunst wie überall das letzte Geheimnis ist. Das Ziel der Lehre aller Belcanto-Schulen war stets, dem Schüler die Befähigung zur Ökonomie in der Ausnutzung seiner Stimmittel anzuerziehen. Diese Kraft ist immer das Ergebnis einer langen, harten Schulung gewesen; aber sie ist auch im gleichen Maße eine Sache der persönlichen Veranlagung. Da nicht nur die Stimmen, sondern auch die menschlichen Charaktere grund-

Digitized by Google

verschieden sind, muß auch die Methode, die der Lehrer des Belcanto anwendet, dehnbar sein. Sie war es auch stets bei allen großen Meistern. In der Blütezeit des Belcanto war es möglich, daß verschiedene Schüler desselben Meisters scheinbar nach gänzlich verschiedenen Methoden sangen; es war aber nur das Genie des Meisters, der für jeden Schüler eine individuelle Art des Singens, das heißt der Ausnützung seiner stimmlichen Fähigkeiten, gefunden hatte. Im Grundprinzip blieben sich die Methoden gleich. Der berühmte Garcia setzte zwei Stufen fest: die Entwicklung der Stimme durch Vokalisen und die Verbindung von Ton und Wort. Als Vorbedingung einer gesunden Stimme und ihrer Entwicklung verlangt der Belcanto einen gesunden Körper mit überschüssiger Kraft. Da der ungeschulte Mensch in allen seinen Betätigungen Kraft verschwendet und dadurch schließlich gezwungen ist, seine Kraftreserven aufzubrauchen und sich zu verausgaben, zielt alle Technik, auch die künstlerische, auf Kraftersparnis. Durch die richtige Anwendung und Ausnutzung des Atems bei möglichster Ausschaltung aller körperlichen Anstrengung versucht der Belcanto zunächst das Problem der mühelosen und freien Tonbildung zu lösen. Hier schon erkennt man, daß das Geheimnis des Belcanto kein rein mechanisches, technisches, sondern ein geistig-musikalisches ist. Dem ungeheuer schwierigen und langen Weg des Belcanto wird so oft die sogenannte „Naturstimme" entgegengehalten, die des Belcanto-Studiums nicht bedürfe, da sie alles schon von Natur habe. Demgegenüber beweist aber die Geschichte aller berühmten Sänger, daß der Sitz der Stimme, die Position, nicht angeboren ist. Es kann im einzelnen nur eine mehr oder weniger gute Anlage dafür vorhanden sein. Die Position als solche muß erst entwickelt werden, das heißt die Naturstimme muß erst „in Position gebracht" werden. Wieviel kann man nicht aus der Tatsache lernen, daß große Sänger allerersten Ranges während ihrer ganzen Laufbahn immer wieder im Augenblick des Affekts (namentlich in der Oper) die Position ein wenig verlieren und dann am nächsten Tage mit der Sorgfalt und Geduld, die nur dem wahrhaft bedeutenden Künstler eigen sind, ihre Übungen machen, um die Stimme wieder in die richtige Position zu bringen. Mit der Erlangung der richtigen Position für die Stimme ist aber erst ein Teil der Belcanto-Lehre erschöpft. Der zweite und vielleicht schwierigere ist, die vollkommene Verschmelzung von Gesangston und Wort herzustellen. Für den italienischen Belcanto stellt sich dieser Übergang nicht so problematisch und geradezu verhängnisvoll dar, wie in der Anwendung des Belcanto etwa auf die deutsche Sprache, die so viel konsonantenreicher und unsanglicher ist als die italienische. Die Frage ist also für die deutsche Gesangskunst die, eine richtige Einstellung zu den überlieferten und an sich unveränderlichen Prinzipien des Belcanto zu finden. Der in der Hervorbringung eines vollendet schönen Gesangstons noch so vortrefflich und sicher ausgebildete Schüler steht vor ganz neuen Problemen, einfach als Anfänger, wenn es gilt, moderne Vokalmusik zu interpretieren, sei dies ein Lied von Schubert oder Wolf, oder eine Opernpartie von Weber, Wagner oder Strauß. Es ist nicht der Belcanto, der hier versagt, wo die überwiegende Mehrheit aller Gesangsbeflissenen und Sänger scheitert, sondern nur der Mangel an Belcanto oder die Verkennung seiner Wirksamkeit und Grenzen.

Nicht alles am Belcanto ist der Erklärung zugänglich und lehrbar. Eine plötzliche Eingebung, ein „Wunder" nur kann manchmal über unüberwindliche Schwierigkeiten hinweghelfen. Oder wie soll man es nennen, daß die gefeierte Pasta nach zehnjährigem, verzweifelten und vergeblichen Bemühen eines Abends in der Pariser Oper zum ungeheuren Erstaunen ihrer Verehrer den Triller singen konnte, der ihr nie gelungen war? Und noch manches andere Wunder ist in der Gesangskunst geschehen.

In der großen Zeit des Belcanto waren die Komponisten zugleich Sänger. Sie wußten, welche Anforderungen die Stimme an eine Melodie und umgekehrt stellte. Mit der immer reicheren Entfaltung und der schließlich anbrechenden Vorherrschaft der Instrumentalmusik im 19. Jahrhundert wurden die Erfordernisse des vokalen Prinzips vernachlässigt. Damit ergab sich von selbst ein Nachlassen in der Kunst des Belcanto. Wir wollen hier nicht von einem „Verfall", sondern von einer anderen Einstellung und Änderung der Lage in der Musik sprechen. Das Gesangliche ist in der Musik der neuesten Zeit sehr zurückgedrängt worden. Aber nicht für immer. Der musikalische Instinkt, welcher dem Gesang als der ursprünglichsten Form musikalischer Betätigung treu geblieben ist, hat auch die große Tradition nicht verkümmern lassen. Bis auf unsere Tage haben bedeutende Sänger die Kunst des Belcanto erhalten, und eine Reihe glanzvoller Namen bezeichnet die lebendige Wirkung des Belcanto durch das ganze 19. bis in das 20. Jahrhundert. Ob sie durch den seelenvollen Vortrag einer Kantilene zu Tränen rühren, durch den echten dramatischen Akzent erschüttern, oder durch den Glanz einer üppigen Virtuosität blenden und begeistern — immer ist es die geheimnisvolle Kunst, ewig gültige Gesetze in lebendige Tat umsetzen zu können. Es ist nichts anderes als die Belebung und Beseelung im kleinen und im großen, was man als Artikulation im Belcanto wie im instrumentalen Spiel wie auch schließlich in der Komposition selber bezeichnet. Im Augenblick, wo es dem Künstler gelingt, die Töne „Sprache" werden zu lassen, hat er die höchste Stufe jenseits von Technik und allen anderen Vorbedingungen erreicht. Hierin liegt auch das Geheimnis und der Zauber des Belcanto.

Digitized by Google

ANNO SANTO

Von Univ.-Prof. D. Dr. Aufhauser

Welch eine Fülle historischer Erinnerungen für den Geschichtsfreund wie der schönsten Hoffnungen für die Römer und für alle Romfreunde birgt dies melodische Wort in sich! Wohl kennen wir Wallfahrten nach Rom und zu den heiligen Stätten Palästinas schon seit jenen Zeiten, da unter Konstantin dem Großen der christlichen Kirche und ihren Bekennern freie Religionsübung geschenkt war. Das „Itinerarium a Burdigala Hierusalem usque" aus dem Jahre 333, sowie die kultur- und liturgiegeschichtlich hochinteressante „Peregrinatio ad loca sancta", wahrscheinlich von einer spanischen Äbtissin Aetheria, welche zwischen 385 und 388 die heiligen Stätten besuchte, geben uns hiervon Kunde. Und je weiter sich das Christentum in Europa verbreitete, desto mehr hören wir dann vom frühen Mittelalter an von Wallfahrten besonders nach Rom. Indes erst zu Ausgang des Mittelalters wird uns die Kunde von Pilgerfahrten im großen Ausmaße. Das Papsttum stand damals auf der Höhe seiner politischen Macht, wenn auch schwere Kämpfe zwischen Sacerdotium und Imperium, französischem Königtum und römischem Adel das hohe Mittelalter noch durchtobten. Jetzt im Jahre 1300 verordnete Bonifatius VIII. durch die Bulle „Antiquorum habet fida relatio" vom 22. Februar, wer in dem mit Weihnachten 1299 begonnenen Jahre und ebenso in jedem hundertsten folgenden Jahre die Kirchen der beiden Hauptapostel Petrus und Paulus in Rom besuche und

Proklamation des Heiligen Jahres

Digitized by Google

wahrhaft reumütig beichte, solle vollen Nachlaß aller seiner Sünden und Sündenstrafen erhalten. Hier liegt also, soweit unsere historischen Quellen künden, der Anfang des „heiligen Jahres". Von einer Beziehung zum alttestamentlichen Jubeljahre weiß die erwähnte Bulle noch nichts. Diese wurde erst später in der Humanistenzeit von Klemens VI. (1343) zum erstenmal betont. Wir brauchen uns nicht zu wundern, daß der Beginn des heiligen Jahres auf den Weihnachtstag verlegt wurde, da ja seit dem späteren Mittelalter durch lange Zeit in Rom das Jahr mit dem Geburtsfeste des Heilandes, nicht mit dem 1. Januar begann.

Mündlichen Berichten zahlreicher Pilger, die 1300 aus allen Teilen der damaligen Welt nach Rom strömten, eines 107 jährigen Pilgers zumal zufolge hätten diese von ihren Vorfahren die Kunde ererbt, wer zur Jahrhundertwende die Gräber der Apostel in Rom besuche, würde von aller Sündenschuld und Strafe befreit. Diese Berichte bildeten also die Brücke zu einer vorgeschichtlichen, uns daher nicht näher historisch erkennbaren frühmittelalterlichen Übung. Bei der ersten Feier des heiligen Jahres war auch Dante zugegen, der hier vielleicht die Entsühnung des Einzelnen wie der Gesamtmenschheit als Grundgedanken seiner Divina Commedia besonders lebhaft empfunden hat. Seit den Zeiten des hohen Mittelalters wurde ja die Jahrhundertwende besonders feierlich begangen. Erwartete doch ein großer Teil der Christenheit gerade um diese Zeit vielfach das Kommen des Weltgerichtes. Sehnsüchtiges Verlangen nach Entsühnung und Buße beseelte die breitesten Massen des Volkes und führte jetzt nach der „kaiserlosen erschreckenden Zeit" besonders viele nach Rom, um dort leichter Entsündigung zu finden. Dürfen wir den alten Chroniken Glauben schenken, so waren meist 200 000 Fremde zu gleicher Zeit in der Hauptstadt der Christenheit. Die Ausstellung des Veronikabildes erschütterte sie, die von der christlichen Leidensmystik des 13. Jahrhunderts ohnehin zu tiefst ergriffen waren, in ihrem innersten Gemüte. Zwei Millionen Pilger sollen damals nach Rom gekommen sein. Wir verstehen, daß die engen, krummen Straßen der Stadt diese Mengen kaum zu fassen vermochten und viele im Gewühle erdrückt worden seien. Bonifatius VIII. und seine nächsten Nachfolger eröffneten das Jubeljahr mit der feierlichen Niederlegung der Verkündigungsbulle auf dem Papstaltar in der Laterankirche.

Im 14. Jahrhundert hatte das Papsttum, das damals leider vorübergehend in starke Abhängigkeit von Frankreich gekommen war, seinen Sitz nach Avignon verlegt. Religiöser Eifer wie auch die Sorge um die Vorrechte der heiligen Stadt mochten um die Mitte des Jahrhunderts manche römische Kreise, darunter auch Petrarca, Cola di Rienzi und die heilige Birgitta von Schweden zur Bitte an den Vater der Christenheit veranlaßt haben, wiederum ein Jubeljahr auszuschreiben und zu seiner Feier nach Rom zurückzukehren. Klemens VI. bewilligte diese Bitte und lud in seiner Bulle „Unigenitus" vom 27. Januar 1343 die Gläubigen zur Wallfahrt nach Rom für das Jahr 1350 ein. Zu den beiden Hauptbasiliken Peter und Paul wurde jetzt auch noch der Besuch der dem Apostel Johannes geweihten Laterankirche, die als „Mater omnium ecclesiarum" ob ihres hohen, gleichfalls noch in konstantinische Zeit zurückreichenden Alters besondere Verehrung genoß, vorgeschrieben. In dieser Bulle begegnet uns zum erstenmal auch der Hinweis auf das alttestamentliche Jubeljahr, das alle sieben mal sieben Jahre stattfinden und Zurückerstattung alles verlorenen Gutes, Nachlaß der Schulden sowie Befreiung der Gefangenen bringen sollte (vergl. Lev. 25, 8 bis 55). Wohl unter den furchtbar schrecklichen Eindrücken des schwarzen Todes, der seit 1343 als „großes Sterben" reiche Beute in Europa hielt, war die Zahl der gläubig frommen Pilger jetzt noch größer. 1 200 000 sollen gleichzeitig in Rom geweilt haben. Auch Petrarca und Birgitta von Schweden schaute man unter ihnen. Der Papst selbst scheint indes kein allzu großes Vertrauen in den französischen Adel gehabt zu haben und schickte den Cardinal Caetani zur Eröffnung des heiligen Jahres.

Digitized by Google

Der Papst öffnet am 24. Dezember 1924 die Porta Santa

Um die Zwischenzeit zwischen den einzelnen großen Jubiläen noch weiter abzukürzen, beschloß Urban VI. 1389 diese in Erinnerung an die Lebenszeit des Heilandes alle 33 Jahre den Gläubigen zu gewähren. Das nächste Jubeljahr sollte 1390 stattfinden. Dabei wurde noch der Besuch einer vierten Kirche, S. Maria Maggiore, der ersten Marienkirche

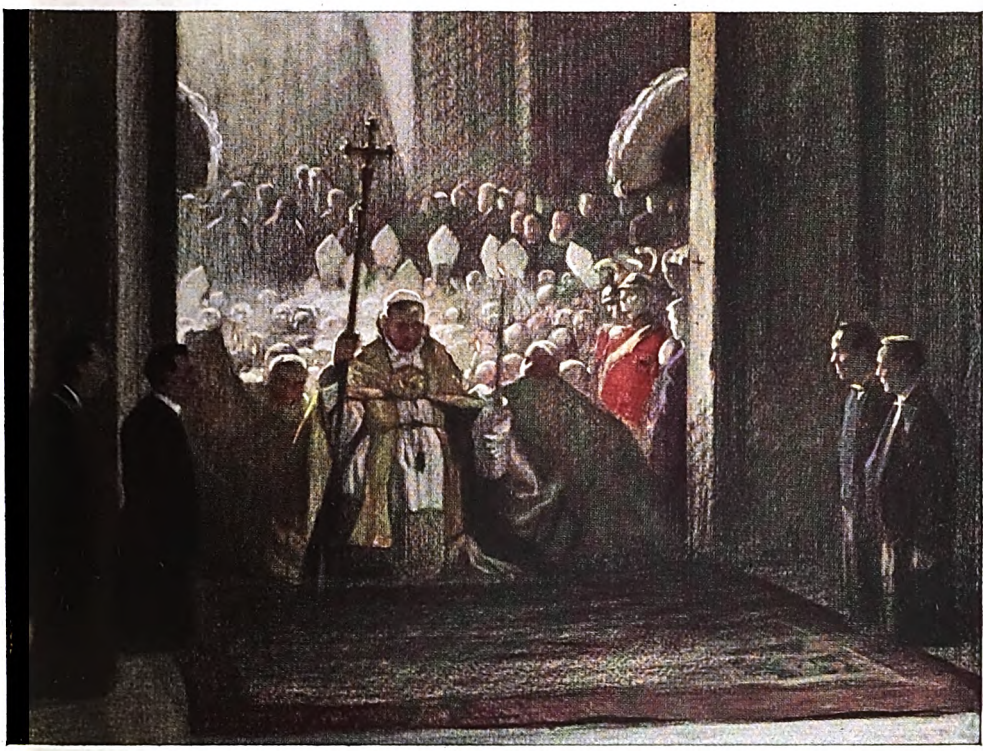
Digitized by Google

Italienische Pilgerscharen ziehen nach Rom

Roms, vorgeschrieben. Sein Nachfolger Bonifatius IX. eröffnete 1390 das heilige Jahr. Indes das damalige abendländische Schisma, in dem Robert von Genf als Klemens VII. in Avignon als Gegenpapst auftrat, ließ nur wenige Gläubige die beschwerliche Heiligtumsfahrt nach Rom antreten. Seit Bonifatius IX. erscheint auch die Zeremonie der Eröffnung einer sogenannten „heiligen Pforte" in S. Peter, allerdings zunächst ohne Beisein des Papstes selbst. Eben dieser Bonifaz gab dann aus besonderen Gründen einigen Städten, darunter auch München und Köln, ein Privileg, nach Ablauf des heiligen römischen Jahres unter Beachtung ähnlicher Vorschriften, wie sie für die Rompilger galten, auch fern von Rom die Gnaden des heiligen Jahres zu gewinnen.

Wohl ward vom Konzil von Konstanz der schwerzerrütteten abendländischen Kirche ihre innere Einheit wieder gegeben. Doch bleibt es fraglich, ob unter Martin V. das 1423 wiedertreffende heilige Jahr wirklich stattfand. Der Kampf der Anjou und Arragonesen um Neapel, der bis an die Tore Roms seine Wogen schlug, war jedenfalls hierfür wenig geeignet. Um so größer war der Besuch des fünften heiligen Jahres zur Halbjahrhundertfeier des 15. Säkulums unter Nikolaus V. Das Papsttum war wieder erstarkt, die Wirren des Schisma glücklich beendet, die Welt befriedet, Roms Herrlichkeit durch Prachtbauten aufs neue verschönt. Der Zustrom der Pilger scheint ungeheuer gewesen zu sein. Wir hören, daß die engen Straßen in St. Peter den Kommenden und Gehenden nicht Raum genug geben konnten. Im Gedränge der Massen sei ein Pfeiler der Engelsbrücke eingestürzt, zwanzig Menschen wären dabei ertrunken. Auch soll die Flucht eines Maultieres unter den Pilgern, die gerade St. Peter verließen, eine gewaltige Panik hervorgerufen haben, wobei 200 Menschen ihr Leben eingebüßt hätten. Zu allem Unglück hatte sich auch die Pest in die heilige Stadt eingeschlichen und dort gar viele Opfer gefordert. Die frommen Schenkungen der zahllosen Pilger gaben nun den Päpsten die Möglichkeit, den Vatikan mit wertvollen Sammlungen zu bereichern, ihre Residenzstadt durch weitere Bauten auszuschmücken. Vielleicht unter dem mächtigen Eindruck, den

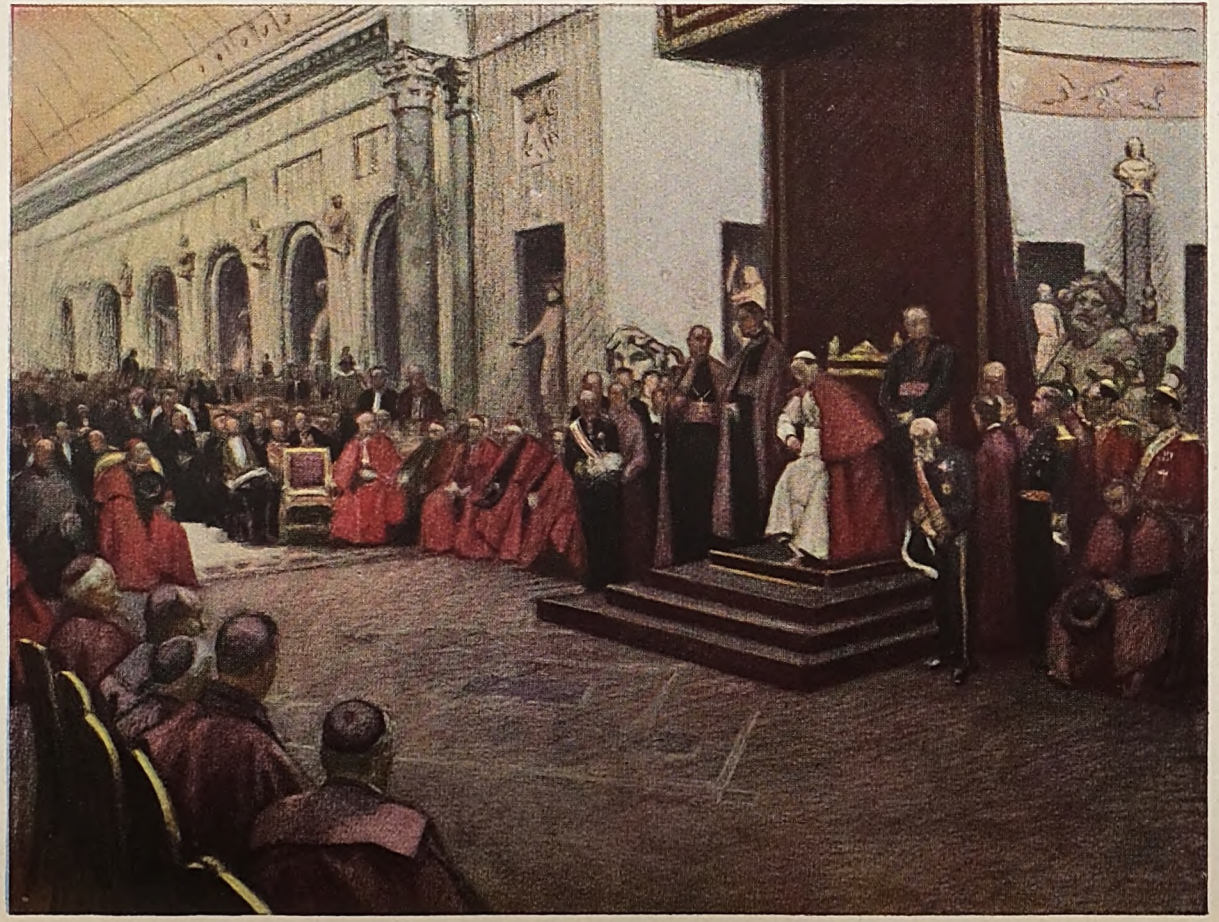
Digitized by Google



Der Papst überschreitet als erster die geöffnete hl. Pforte

diese gewaltigen Pilgerscharen des Jahres 1450 in Rom hinterlassen hatten, bestimmte Paul II. 1470, daß anfort das heilige Jahr alle 25 Jahre wiederkehren solle, eine Übung, die sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. Sein Nachfolger Sixtus IV. schrieb denn auch für 1475 das sechste Jubeljahr aus. Um den Zustrom zur vatikanischen Stadt zu erleichtern, hatte der Papst eine neue Brücke (Ponte Sisto) erbaut, auch verschiedenen frommen Bruderschaften die Unterbringung und Betreuung der Pilger anvertraut. Indes der Besuch blieb weit hinter den Erwartungen zurück. 1500 war es Alexander VI., dessen düstere Charaktereigenschaften sein Pontifikat stark trüben, der das siebente heilige Jahr unter starker Prunkentfaltung abhielt. Die von Bonifatius IX. 1390 geschlossene „heilige Pforte" konnte nicht mehr aufgefunden werden. Alexander VI. ließ deshalb eine eigene neue Türe von der Vorhalle in das Innere der vatikanischen Basilika schlagen, nahe der äußersten rechten Ecke, sie mit kostbarem Marmor umrahmen und für alle Zeiten als die heilige Pforte bestimmen. Durch sie strömen auch heute wieder die ungezählten Pilger ins Heiligtum, wie so oft seit dem Jahre 1500. Ein Austritt aus ihr wird jedoch von Carabinieri und Mitgliedern religiöser Bruderschaften, die ständig hier Wache halten, verwehrt. Sie soll das Symbol sein, daß in diesem Jahre die Gnaden der Kirche Christi reichlicher fließen und der Zugang zu ihnen weiter offen steht als zu sonstigen Zeiten. Von Alexander VI. stammt auch der heute noch übliche Ritus der Feierlichkeiten zu Beginn und zum Schluß des hl. Jahres, besonders die Zeremonie der Öffnung und Schließung einer „porta santa" in den vier genannten großen Basiliken. Bei den übrigen drei Jubelkirchen, deren Besuch den frommen Gläubigen zur Gewinnung des Ablasses noch vorgeschrieben ist, wird ja gleichfalls eine besondere heilige Pforte jedesmal durch

Digitized by Google



Eröffnung der Missionsausstellung im Braccio nuovo

Digitized by Google

Ein Gottesdienst in der Basilika von St. Peter.

Digitized by Google

eigene päpstliche Legaten zur gleichen Stunde wie in St. Peter eröffnet.

In den folgenden Jahrhunderten wurde regelmäßig alle 25 Jahre Öffnung und Schließung des heiligen Jahres mit der Zeremonie der Öffnung und Schließung der heiligen Pforte begangen. Wohl waren bisweilen Türkenkriege, die Wirren der Reformationszeit, spanisch-französische Kriege, der spanische Erbfolgekrieg, Pest usw. wenig günstige Zeiterscheinungen. Indes die Päpste und das gläubige Volk ließen sich die Jubeljahrfeier dadurch nicht trüben. Schuf Gregor XIII. 1575 anläßlich des damaligen heiligen Jahres die nach ihm benannte Universität, welche dem Jesuitenorden anvertraut heute in ihren drei Fakultäten, der theologischen, kirchenrechtlichen und philosophischen, mehr denn 1500 Studierende aus allen Teilen der heutigen Welt zählt und damit uns ein Bild gibt von dem Einfluß dieses Ordens auf die Heranbildung des jungen Klerus in allen Gebieten der Erde, so war das Jubeljahr 1600 von drei Millionen Gläubigen besucht. Der Großmeister der Malteser mit hundert Rittern, die Herzöge von Württemberg und Bayern, Erzherzog Ferdinand von Österreich befanden sich unter ihnen. Auch später hören wir von der Beteiligung von Fürstlichkeiten an den Heiligtumswallfahrten, so z. B. 1675 von Christine von Schweden, der Tochter des Königs Gustav Adolf, 1775 von Karl Theodor von der Pfalz, dem Kurfürsten von Köln, dem Markgrafen von Bayreuth usw. Das nächst treffende Jubeljahr 1800 konnte nicht gefeiert werden. Der päpstliche Stuhl war eben verwaist, der in napoleonischer Gefangenschaft zu Valence 1799 gestorbene Pius VI. erhielt erst am 14. März 1800 im Konklave auf der einsamen Lagunen-Insel S. Giorgio bei Venedig einen Nachfolger, der erst am 3. Juli als Pius VII. nach Rom kam. Die Hauptstadt der Christenheit war zudem von fremden Truppen besetzt. Wenig gefestigt waren die Zeitverhältnisse auch 1825, so daß das damalige Jubeljahr nur unter geringer Teilnahme stattfand. 25 Jahre später verweilte Pius IX. als Verbannter in Gaeta und konnte erst am 12. April 1850 in die heilige Stadt zurückkehren. Die Unsicherheit der Verhältnisse ließen an ein Jubeljahr nicht denken; auch 1875 mußten die äußeren Jubiläumsfeierlichkeiten in Rom wegen der Spannung zwischen Vatikan und Quirinal unterbleiben. Nur der Ablaß als solcher war verkündet. Mit um so größerer Prachtentfaltung konnte dann der greise Leo XIII., von seiner Mitwelt ob seiner weisen Diplomatie und gütigen Milde hoch verehrt, zur Wende des 20. Jahrhunderts das Jubeljahr feiern. Die gewaltigen Pilgermassen zeigten dem Papste als Entgelt für den Verlust der weltlichen Macht um so treuere Anhänglichkeit und Hingabe an die Kirche.

Wohl haben die Zeitverhältnisse mit den modernen Erfindungen von Lokomotive und Elektrizität den äußeren Charakter der Jubelwallfahrten zum heurigen 23. heiligen Jahre wesentlich geändert im Vergleich zu seinen Vorgängern. Geblieben ist indes als Vorbedingung eine würdige innere Vorbereitung der Selbstentsagung, des Opfers und der Selbstbesserung, die den Grundton einer wahren Pilgerstimmung bei dem für Fremde vorgeschriebenen dreimaligen Besuch der vier Patriarchalbasiliken abgeben muß. Überkommender Gepflogenheit getreu wird die Gewinnung des Jubelablasses nach Ablauf des heiligen Jahres auch für die übrige katholische Welt unter besonders vorgeschriebenen Bedingungen ermöglicht.

Wer gleich mir das Glück hatte, am vergangenen 24. Dezember der feierlichen Eröffnung des heiligen Jahres mit ihrer päpstlichen Prunkentfaltung beizuwohnen, wird dabei tiefe Eindrücke fürs Leben empfangen haben. Unter den 30 000 zur Teilnahme zugelassenen Personen befanden sich auch gegen 70 deutsche Pilger, welche mit Wallfahrern aus Argentinien die ersten waren, die zum Anno Santo 1925 zur ewigen Stadt gekommen waren. Hohe Prälaten, Welt- und Ordensgeistliche, letztere in allen möglichen Farben und Formen ihres Habites, Studierende der verschiedenen geistlichen Kollegien in Rom, darunter auch die Theologen unseres deutschen Nationalkollegs, des Germanikums, in ihren hellrot leuchtenden Ta-

Digitized by Google

Auszug der Pilgerzüge aus der Peterskirche

laren, waren in großer Zahl vertreten, daneben viele Schwestern der verschiedensten Kongregationen und Männer wie Frauen aus allen Erdteilen. Auch Andersgläubige, die in großer Zahl zugegen waren, haben wohl tiefe, fast märchenhafte Eindrücke von diesem Erlebnis mitempfunden.

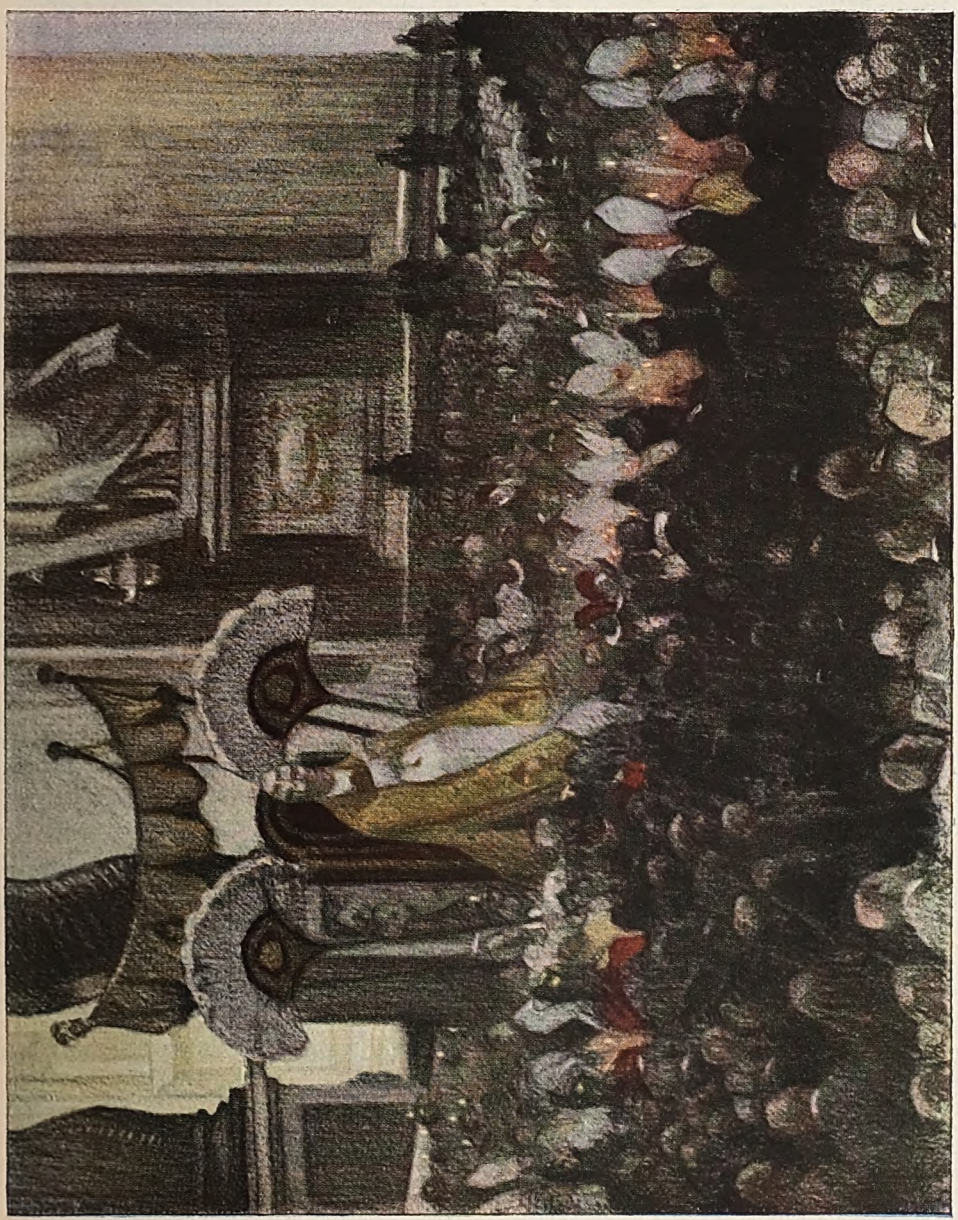
Unter den Gesängen des „Veni Creator" der sixtinischen Kapelle unter Leitung des Maestro Perosi wurde der heilige Vater, mit goldbestickten Pontifikalgewändern und Inful angetan, eine brennende Kerze in der Hand, auf der Sedia gestatoria von der Scala regia her zu dem für ihn errichteten Thron in der

Digitized by Google

mit Draperien und kostbaren Gobelins geschmückten Vorhalle von St. Peter getragen. Vor ihm schritten die Schweizer Landsknechte mit Harnisch, Sturmhaube und Hellebarde, sodann folgten die Ordensgenerale, die geheimen Kammerherren in ihrer spanischen Tracht mit Degen und Krause, Uditoren der Rota, Äbte, Bischöfe, Erzbischöfe, Patriarchen und die in Rom anwesenden Kardinäle, brennende Kerzen in ihren Händen, gleichfalls die Inful auf dem Haupte. In unmittelbarer Umgebung des Papstes schritt sein Hofstab und die Nobelgarde in Gala mit gezücktem Degen. Gegenüber dem päpstlichen Throne hatten sich auf Tribünen Angehörige des römischen Adels in schwarzer Hofkleidung und das diplomatische Korps in glänzender Uniform eingefunden. Auch die frühere Königin Olga von Griechenland mit den griechischen Prinzessinnen Alice, Irene, Margarete und Theodora und dem Prinzen Christof, wie die belgischen Prinzessinnen Josefine und Stephanie hatten hier Platz genommen. Ein ungemein farbenfrohes belebtes Bild, das die Prozession bot. Nach Beendigung des Gesanges schritt der heilige Vater mit brennender Kerze zur Porta santa. Diese war schon einige Tage zuvor aufgebrochen, ihr Ziegelsteinkern in Holzumschalung gefaßt worden, mittels Flaschenzug konnte er dann sofort in das Innere des Heiligtums zu Boden gesenkt und entfernt werden. Mit einem vom Episkopat der ganzen Erde gestifteten goldenen Hammer, den der einige Tage später rasch verstorbene Großpönitentiar Kardinal Giorgi dem Papste reichte, schlug dieser nun mit kräftiger Hand auf ein Metallkreuz auf der Verkleidung der heiligen Pforte. Vernehmlich klar erklang die Stimme des Oberhirten: „Aperite mihi portas justitiae", „Introibo in domum tuam", „Aperite portam, quoniam Dominus vobiscum". Stark hallte der Schlag durch das Atrium. Jubelnd brachen sich die Responsorien des Chores in der weiten Vorhalle. Beim dritten Schlage senkte sich die Mauer langsam ins Innere der Kirche zurück. Während der Papst wieder auf dem Throne Platz nimmt, wird die Mauer weggeführt, die Pönitentiare — Franziskanermönche aus den verschiedenen Nationen, welche als Beichtväter des Jubeljahres für St. Peter bestimmt sind — waschen mit Weihwasser die Schwelle der nunmehr offenstehenden heiligen Pforte. Das „Jubilate Deo" des Chores durchflutet vielstimmig die Vorhalle und bricht sich in vielgestaltetem Echo im Inneren der Basilika. Nach Absingung der offiziellen altehrwürdigen Eröffnungsgebete und Responsorien schreitet nunmehr der Papst, das Kreuz in der Rechten, die brennende Kerze in der Linken, mit der Inful auf dem Haupte als erster und allein über die heilige Schwelle und intoniert dabei das „Te deum". Chor und Volk fallen jubelnd in den Lobgesang, dessen vielstimmige Melodien von den Tausenden der Pilger durch die weiten Hallen getragen werden. In feierlicher Prozession wird nun der Papst wieder unter Vorantritt des oben erwähnten Gefolges auf hohem Throne mitten durch die Tausende der Zuschauer auf schrankenumwehrtem Wege, auf dem die Palatinwache mit präsentiertem Gewehr Spalier bildet, zur Confessio getragen. Jubelnd schwenkt die Menge ihre Tücher, „Evviva il Papa!" ertönt es tausendfach. Und als gar in der Mitte der Basilika ein breites Sonnenband, das von oben durch die Fenster des Heiligtums herniederstrahlt, das bunte Bild mit seiner Lichtfülle verklärt, will der Jubel und das Händeklatschen kein Ende nehmen. Die silbernen Posaunen, die vom Obergeschoß des Atriums ertönen, werden vom Jubel des Volkes fast erstickt. Beim Apostelgrab verlesen noch zwei Kardinäle zur Seite des Papstes den großen Ablaß. Der hohe Priester erteilt dann den Segen. In gleich feierlicher Weise erfolgt wiederum unter dem Jubel des Volkes die Rückkehr des Papstes in seine Gemächer. Doch trägt er jetzt nicht mehr die Inful, wie beim Eintritt durch die heilige Pforte als Büßer, jetzt ziert ihn als Herrscher die goldene Tiara.

Meist haben die Päpste dem Jubeljahr auch eine spezielle Grundidee gegeben. Das gegenwärtige heilige Jahr soll nach dem Willen Pius' XI. den Sieg des Glaubens und die Vereinigung in Christus darstellen.

Digitized by Google



Einzug des Papstes in St. Peter

Digitized by Google

Eröffnung der Porta Santa in San Paolo

In seinem Namen sollen die katholischen Christen aus allen Nationen als einzige Familie in der ewigen Stadt in brüderlicher Liebe zusammenströmen. So soll das heilige Jahr dem Frieden dienen und allen Völkern der Erde ein wahrhaft heiliges Jahr werden zur Reinigung, Erhebung, Heiligung des Lebens des einzelnen, im sozialen wie auch im Völkerleben. Getreu seiner Devise „Pax Christi in regno Christi" will der hohe Priester der Menschheit einen wahren Frieden geben. Weiß er doch nur allzugut, daß Verträge wie jene von Versailles, St. Germain, Trianon, Sèvres usw. keine Gerechtigkeit den Völkern gaben. Gerechtigkeit aber ist das Fundament im Völkerleben.

Il mondo è in marcia verso Roma! Tausende und Abertausende werden gerade auch aus deutschen Landen wie so oft in vergangenen Jahrhunderten von tiefer Sehnsucht geführt nach dem sonnigen Süden, nach Rom pilgern. Melden doch die Zeitungen bereits von 62 geplanten deutschen Pilgerzügen, eine Zahl, welche die der übrigen Nationen weit übertrifft. Ungezählte deutsche Scharen werden weiterhin in größeren und kleineren Privatgruppen zur ewigen Stadt kommen. Sie alle, mögen sie selbst Mitglieder der katholischen Kirche sein oder nicht, werden in den gewaltigen Ruinen des antiken Rom, in den Prachtbauten des mittelalterlichen Papstrom, in den Sammlungen des modernen Rom mit seinen einzigartigen Museen, Bibliotheken, Archiven wie in einem wundervollen Buch die gewaltigen Kulturepochen der abendländischen Menschheit mit den unvergänglichen Schöpfungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete der Kunst und Religion schauen und lesen. Und gar mancher, der vor dem hohen Priester, dem gütigen und gelehrten Papste der Gegenwart seine Ehrfurcht bezeugt, wird, wenn er auch nicht zu seinen Schäflein gehört, nicht bloß vatikanische Pracht und Macht bewundern, sondern auch etwas vom Geiste des Friedens und der Liebe verspüren, der in dieser Zentralstätte christlicher Kultur seine Heimstätte gefunden hat.

Durch die in den vatikanischen Gärten während des Jubeljahres gebotene Missionsschau über die Missionsvergangenheit und die

Digitized by Google

Pilger am Grabe Pius X.

Missionsgegenwart der Kirche auf dem weiten Erdenrunde will der heilige Vater in einem wahrhaft allen Nationen in gleicher Weise offenstehenden christlichen Kulturwerk gleichfalls die lebensvolle, immer weiter vorwärtsdrängende Kraft des christlichen Gedankens erweisen. Mögen wir Deutsche bei ihrer Besichtigung auch in schmerzlicher Weise an unsere verlorenen einstigen Kolonien erinnert werden, so bleibt uns doch der Trost, daß deutsche Missions- und Kulturarbeit dort warme Liebe und Anhänglichkeit der Eingeborenen an unser Vaterland und unsere Kirche zu wecken wußte. Das friedliche Missionswerk der einzelnen Nationen mag in uns die stille Hoffnung wecken, daß einst auch wir Deutsche wieder berufen sein mögen, unsere früheren Kolonialgebiete zurückzugewinnen.

Die farbenfrohen Schaustellungen aus dem chinesischen Kulturkreis mit den prächtigen Erzeugnissen der dortigen Bronze- und Emaillkunst, die reichen Sammlungen aus den noch heute lebenden primitiven Kulturen der Menschheit, die vielen Bilder und figurellen Darstellungen aus den nicht christlichen Religionen, die wissenschaftlich wertvollen Tabellen, geographische Sonderkarten versuchen dem Verständnis der großen Volksmassen wie auch den Erwartungen der gebildeten Kreise das Missionswerk mit seiner Umwelt wie seinem zivilisatorischen Einfluß auf andere Völker nahezubringen. Die Mitarbeit deutscher Gelehrter und Missionare sicherte wie in andren Abteilungen auch im Pavillon für Tropenhygiene und Medizin dem deutschen Namen einen ehrenvollen Platz.

Einer römischen Zeitung zufolge sind bisher an Pilgerzügen für das Jubiläumsjahr offiziell angemeldet aus Italien 9, Frankreich 10, Österreich 10, Tschechoslowakei 5, Portugal 4, Schweiz 3, Belgien 4, Polen 2, sonstige europäische Staaten 10, Asien 4, Afrika 3, Amerika 5, Australien 1, — Deutschland 65!

So wird das ewige Rom in Wahrheit ein Abbild der gesamten katholischen Welt, ihrer verschiedensten Menschheitsrassen und -Sprachen im Anno santo 1925.

Digitized by Google

Isa. Novelle von Editha Poßberg

Durch Storchschnabel und Sauerampfer der verwilderten Rasenplätze schritt der alte Mann, unsicheren Ganges, rief helle Worte im Dialekt der Suaheli und knackte mit dem Kindergewehr, das man ihm gelassen hatte. Süß und schwer duftete der Jasmin.

Ein Gärtner, der die Sense dengelte, legte nachlässig einen Finger an den verwitterten Strohhut.

„Morgen, Herr Graf."

Der Angeredete stutzte, blickte dann böse, fast verächtlich den Grüßenden an und ging weiter. Am Teich blieb er stehen, stützte die Hände auf das feingliedrige Eisengitter eines Steges und sah lange in das schwarze Wasser. Dann rief er durch die glühende Sommerstille mit seiner zerborstenen Stimme gegen das Haus: „Isa, Isa!"

Aber Isa kam nicht. Sie war oben im Ankleidezimmer ihrer Mutter, hatte die überschlanke, knabenhafte Gestalt in den blauen Sessel vor dem Stehspiegel gelehnt und sah zu, wie die Jungfer handgestrickte Batistkleider, Wäsche und Strümpfe in den flachen Koffer legte. Ein paar lindenfarbene Samtbänder hingen über einem Stuhl; Veilchengeruch strömte aus den geöffneten Schränken.

„Freuen Sie sich auf Westerland, Johanna, oder blieben Sie lieber hier, weil doch Ihr Bräutigam in Straupe ist?" plauderte sie.

„Ich gehe sehr gern mit, Frau Gräfin," sagte das Mädchen freundlich, „ich finde auch das Meer sehr schön, schöner als Baden-Baden und Oberhof."

Isa stand auf und strich mit behutsamer Zärtlichkeit über ein Kleid aus fließender Seide, das die Jungfer aus dem Schranke nahm.

„Wie weich, Johanna, fühlen Sie nur; ich kenne es nicht, Mama hat es noch nie getragen. Wie schön wird sie darin aussehen, Johanna."

„Frau Gräfin ist immer die Schönste, wohin sie auch kommt," sagte das Mädchen.

Isa ging zu der kleinen Bibliothek, die seitlich auf einem schmalen Schreibtisch stand.

„Da sind auch neue Bücher, Johanna. Nimmt Mama die alle mit? — Bana schreit im Garten," unterbrach sie sich, und horchte auf. „Ach Gott, es ist so heiß, ich gehe nicht hinunter; Hartmann kann ihm vorlesen." Sie warf die dunkeln Haare zurück, die kurz geschnitten das bräunliche Gesicht umhingen. Sie waren immer ein wenig wirr und wüst und würden leider nie die wundervolle weiche Fülle haben, die der große, im Nacken geflochtene Haarknoten der Gräfin aufwies.

„Mama sagt, sie würde mich schon dieses Jahr nach Sylt mitnehmen, aber Pastor Herterich will es nicht wegen der Einsegnung im Herbst, wissen Sie."

Johanna lächelte verschwiegen.

„Wollen Sie nicht hinuntergehen, Komtesse? Herr Graf ruft schon wieder."

„Mama kommt," rief Isa, und sprang auf. „Ich höre Hafis. Und da ist Onkel Georgs Stimme. Er bleibt sicher zum Frühstück, um Mama Lebewohl zu sagen!"

Sie stand am Fenster, rief und winkte.

Gabriele Randow kam die Treppe herauf. Leise klangen die silbernen Sporen. Selbst jetzt, wo sie müde und erhitzt war, hatte ihr schmales Gesicht seine vornehme Schönheit behalten. Es war nicht mehr jung, dazu war es zu klug und zu erfahren.

„Johanna, ist mein Bad fertig? Ich komme um vor Hitze," sagte sie freundlich. „Das blaue Kleid nachher, ja?"

Das Mädchen lief, um im Badezimmer das rauschende Wasser abzudrehen.

„Isa, geh bitte zu Onkel Georg hinunter — gib mir vorher noch das Kölnische Wasser vom Spiegeltisch — sage ihm, ich käme in zwanzig Minuten. Josef soll das Frühstück auf die Teichterrasse bringen."

Mit einem Seufzer ließ sich die Gräfin in einen Sessel fallen. Isa zögerte noch.

„Darf ich dir nicht helfen?" bat sie scheu. „Wie heiß du bist!"

Behutsam zog sie an der Hutnadel.

„Nein, Liebling," sagte die Gräfin etwas ungeduldig. „Johanna hilft mir schon. Geh lieber hinunter, sonst irrt Josef auf allen Gartenplätzen mit dem Frühstück herum."

Isa zog vor dem Spiegel ihr rötliches Kittelkleid zurecht und blickte mißbilligend auf ihre Füße, die in Sandalen steckten. Dann lief sie die Treppe hinunter. Vor der Tür zum Eßzimmer hielt sie inne und atmete einmal tief auf — eine plötzliche Blässe lief über ihr Gesicht; alles Kindliche war fort. Sie preßte die Fingernägel in die Handfläche und öffnete die Tür.

Das Zimmer war leer. Georg von Selewski wartete am Steingeländer der vorgebauten Terrasse. Seine hagere, etwas steife Gestalt hob sich scharf gegen eine riesige, silberweiße Gewitterwolke ab, die am Horizont sich emporballte.

Als er sich umwandte, sah Isa zum ersten-

Digitized by Google

mal, daß seine Schläfen anfingen, grau zu werden. Das paßte gut zu dem verarbeiteten Gesicht mit den merkwürdig fremden Augen.

„Guten Morgen, Isa," sagte er und suchte vergeblich ihre Augen. „Was tatest du heute, wie geht es dir?"

„Ich habe gearbeitet," erwiderte sie, „dann Johanna beim Kofferpacken geholfen." Nun sah sie ihn an. „Wo wart ihr? Es war sehr schwül, nicht wahr?"

„Sehr schwül," widerholte Selewski mechanisch. „Wo ist dein Vater?"

„Der Pfleger liest ihm im kleinen Teehaus vor. Willst du hinuntergehen?"

„Ja, wenn du mitkommst."

Sie schritten durch den Buchengang. Grüngoldenes Licht fiel durch die dichten Blätter.

„Ist dein Freund Curt in den Ferien hier geblieben?"

„Ja, wir arbeiten täglich zusammen. Aber Curt Herterich ist nicht mein ‚Freund'."

„So, warum nicht?"

„Es kann niemand nur deshalb mein Freund sein, weil ich täglich mit ihm zusammen bin."

„Das genügt nicht?"

Isa blieb plötzlich stehen. Zornröte stand in ihrem Gesicht, in den Augen schimmerte es feucht.

„Onkel Georg, warum behandelst du mich heute wie ein dummes Kind?" fragte sie.

Er griff erschrocken nach ihrer Hand.

„Tat ich das, Isa?" sagte er liebenswürdig. „Das war sehr unrecht von mir. Ich halte dich für ein großes, kluges Mädchen, nicht für ein dummes Kind."

Sie wurde unsicher.

„Du kannst so etwas sehr hübsch sagen, Onkel Georg — aber es bleibt doch ein Rest. Siehst du, es gibt ja auch kluge Menschen, die dumm sind, nicht wahr? Und nicht sehr kluge Menschen, die nie etwas Dummes tun oder sagen."

Selewski lächelte. „Sicherlich, aber an wen denkst du, Isa?"

„Weißt du, Curt Herterich ist sehr klug und wirklich gebildet; ohne jede Mühe ist er der Erste in der Prima des Stadtgymnasiums, und wenn wir zusammen arbeiten, komme ich mir lächerlich schwerfällig und unbegabt vor. Mademoiselle Péguin, die dabei sitzt, sagt dann mitleidig: Pas si vite, pas si vite, Monsieur Erterick — comprenez-vous tout, ma petite?"

Georg Selewski lachte hell auf. Um den blühenden Oleanderbaum vor dem kleinen Treibhaus summten die Bienen.

„Sieh," sagte er, „dieser Busch mit den champagnerfarbenen Sternen blüht sich förmlich tot."

„Es ist schön, daß man sich totblühen kann," erwiderte Isa leise, „— vielleicht ist es schöner als Frucht zu tragen — Früchte sind so nützlich."

„Früchte sind auch schön, Isa. Früchte sind Erfüllung und sind Zukunft."

Das Mädchen schwieg.

„Du sprachst von Curt Herterich," fuhr Selewski fort, „er ist klug, meinst du —"

„Ja, aber es gibt Dinge, die er nicht versteht, Onkel Georg. Einmal bekam ich von dir ein Buch mit japanischen Liedern. Sie sind wie ein Duft, ein Hauch nur, wie ein Stück Morgenhimmel im Frühling — Curt versteht nichts von diesen Versen, er weiß nur von Horazischen Oden. Wir zanken uns deshalb stundenlang. Denke dir, manchmal hasse ich ihn und sein ewiges Latein und sage es ihm. Dann ist er traurig und läuft nach Hause und schließt sich in sein Zimmer ein. Und Frau Pastor bekommt feindliche Augen, wenn sie mich sieht, und sagt: ‚Komtesse' statt ‚Isa'."

Da waren sie am Teehaus, einem alten Barocktempelchen mit steinernen Putten. Isa kehrte um. Der Irre saß in einem bequemen Korbstuhl, die übergroße Gestalt jämmerlich zusammengesunken, die welken Hände mit dem zu weit gewordenen Wappenring im Schoß. Der Pfleger las die Zeitung vor. Nicht einen von diesen Zeitungssätzen verstand der Kranke mehr, aber der Klang des gelesenen Wortes tat ihm irgendwie gut, und so hielt er auf diese Lesestunden.

Selewski begrüßte ihn, die gelblichen Züge strafften und spannten sich krampfhaft — ein Lächeln, fast gütig, stand um den leidensvollen Mund. Er erwiderte den Gruß, beurlaubte mit einer Handbewegung den Pfleger und lud Selewski zum Sitzen ein.

Einige Minuten gelang es Selewski, die Spannung zu halten; er bekam Antworten auf seine Fragen, dann begannen die armen Hände an dem wirren, grauen Barte zu reißen, — ein irres Lachen klang auf. Da erhob sich Selewski, winkte dem Pfleger, der in der Nähe gewartet, und verabschiedete sich. Er sah, daß die Gräfin auf der Terrasse wartete, und eilte durch den Park wieder zurück.

Gabriele Randow lockerte weiße Rosen in einem hohen Glase. Eine kühle Frische ging von ihr aus.

„Wie fanden Sie den Kranken heute, Herr von Selewski? Konnten Sie mit ihm sprechen?" fragte sie aufschauend. „In den letzten Tagen war er recht unruhig, aber heute meinte der Pfleger, eine Art Ermattung zeige sich, — er schlafe auch besser."

„Ich fand ihn wie immer," sagte Selewski kurz und nahm ihr gegenüber am Tisch Platz.

Digitized by Google

Isa stand am Geländer herum. Es war Mademoiselle Péguins alter Kummer, daß Isa immer herumstand und nie wußte, wie sie sich nützlich machen sollte; sie warf ja auch zu leicht etwas um mit ihren langen, ungeschickten Gliedern.

Sie sah, daß Selewskis Blick an ihrer Mutter hing. Ja, natürlich, Mama sah wundervoll in dem leichten blauen Kleide aus. Nichts von Abspannung war ihr anzumerken, nur die Augenlider waren schwer; aber das gehörte zu ihrem Gesicht, gab ihm den eigenartigen Reiz.

Der Diener brachte eisgekühlte Limonade, Brötchen und Erdbeeren. Zugleich mit ihm schlüpfte Mademoiselle Péguin durch die Glastür, ein kleines, nervöses Wesen mit einem Vogelgesicht, unendlich guten Augen und grauschwarzen Haaren, die wie verstaubt aussahen, weshalb Curt Herterich die Schweizerin „Aschermittwoch" getauft hatte. Sie grüßte steif und höflich Selewski und wandte sich dann an ihre Schülerin.

„C'est l'heure de votre leçon, chérie, venez donc," sagte sie bescheiden, kaum hörbar und hielt Isa ihre silberne Uhr entgegen.

Das Mädchen sah schnell und fragend zu ihrer Mutter hinüber, ob sie nicht ein Machtwort sprechen und die Stunde ein wenig hinausschieben würde, heute, wo man Abschied feierte.

Aber die Gräfin sagte nichts und Isa ging mit betrübten Augen. Eine Ranke der Crimson-Rambler hielt ihr Kleid zurück. Sie löste rasch und hastig den Stoff von den Dornen. Ein Blutstropfen blieb daran hängen.

Selewski stand auf.

„Ich sehe dich nicht mehr, Isa, ich muß gleich fort, leb' wohl, mein liebes Mädel. Aber da ist Blut an deiner Hand, was ist das, Kind?" fragte er erschrocken.

„Nichts," sagte Isa befangen. „Eine Rosenranke tat es. Leb' wohl, Onkel Georg. Wirst du einmal kommen, auch wenn Mama nicht hier ist, wirst du Bana und mich einmal besuchen?"

„Aber gewiß. Nächste Woche muß ich zu meinem Verleger nach Berlin. Aber sobald ich wieder da bin, suche ich euch auf."

Isa ging. Eine Minute fast war Schweigen zwischen den Zurückbleibenden, dann hob die Gräfin die schweren Lider und blickte Selewski an.

„Du verwöhnst sie, Georg. Sie ist doch noch ein Kind," sagte sie leise, „du behandelst sie zu sehr als Dame."

Sie beklagte sich über das Gegenteil.

„Nicht möglich! Mein häßliches, junges Entlein! Aber im Ernst gesprochen: Das Kind macht jetzt Schwierigkeiten. Ich finde sie ein wenig blaustrümpfig, menschenscheu und verschlossen. Ob der junge Herterich schuld ist? Die Péguin erzählte mir, Isa und Herterich unterhielten sich über das Latein in den Dramen der Roswitha von Gandersheim, um ein Beispiel zu nennen!"

Selewski lachte. „Das klingt mir mehr nach Herterich als nach Isa, im übrigen liegt es so, daß sein geistiger Einfluß doch wohl gänzlich belanglos für Isa ist. Sie hat ihr eigenes Gesetz, ist viel stärker als er. — Wie könnte es auch bei deiner Tochter anders sein!"

Ein dunkler, warmer Blick flog zu ihm herüber.

„Wie kommt es, daß du mich noch immer so überschätzest, Liebster?" fragte sie leise und ernst. Er zog ihre Hand an die Lippen und sagte nichts. Sein Auge flog grübelnd über die totenstille Fläche des Teiches.

„Schon als Junge hab' ich oft gedacht, niemand wüßte weniger voneinander, als Eltern und Kinder, selbst wenn sie sich sehr lieben," sagte er dann, „später in der Erinnerung sind doch wohl die besten Eltern die gewesen, die uns am wenigsten gestört haben, uns auch ihr Verstehen nicht aufdrängten, die uns nur hochachteten und ein wenig liebevolle Zärtlichkeit in die harten Stürme unserer Jugendjahre trugen, — die da waren, wenn wir uns irgendwie zurückgeschleudert in grauenhafte Einsamkeit fühlten, nur da waren, gütig, nicht fragend."

„Harte Stürme, Georg? Doch nicht immer! Sieh, Isa — —"

„Immer, Gabriele. Nicht an äußere Schwierigkeiten denke ich. Aber wie kurz ist die Zeit, in der man körperlich und seelisch den ungeheuren Weg zurücklegt vom Kind zum erwachsenen Menschen, jeder muß außer Atem kommen bei dieser rasenden Fahrt. Jeder muß an einem Abgrund taumeln und mühsam um sein Gleichgewicht kämpfen."

Ein Stallbursche führte Selewskis Pferd heran. Er stand auf.

„Auf Wiedersehen, Gräfin," sagte er, „ich sehe Sie heute auf der Station."

Als er die Mauer des Gemüsegartens, die die Chaussee nach Straupe ein gutes Stück begleitete, hinter sich ließ, war es ihm einen Augenblick lang, als schaue Isas Gesicht aus den Holunderdolden, die über die Steinwand ragten, ihm nach. Ja, er fühlte diesen eigentümlich gespannten Blick im Rücken, lange noch. ‚Sollte sie der Péguin entlaufen sein?' dachte er und lächelte.

*

Der Randowsche Wagen, der die Gräfin und Johanna zur Station gebracht hatte,

Digitized by Google

Aus deutschen Landen: Ernte. Künstlerische Aufnahme von Georg Gerndt

Digitized by Google

Digitized by Google

fuhr mit Isa heim. Weit und in leichtem Dunst lag die Ebene unter dem blutenden Abendhimmel. Mohn glühte an den Rändern des grünen Grabens, der die Landstraße von dem hohen, schon gebeugten Roggen trennte, — verstaubtes Löwenmaul und Labkraut wucherten um die weißen Chausseesteine.

Isa plauderte nicht mit dem alten Fricke wie sonst. Ihr Herz war schwer und einsam. Es war schrecklich, wenn Mama verreiste und sie mit Bana und der guten Péguin allein blieb. Dann schlichen alle Tage endlos und grau dahin; es war, als sei alles Leben im Schloß gestorben, alles Schöne, alles Festliche der Welt geflohen, dorthin, wo Mama nun war. Und wie war das? Vermißte sie Georg Selewski, der nun so selten und bloß aus Höflichkeit nach Groß-Ranitz kommen würde, nicht noch fast mehr als ihre Mutter? Nein, daran durfte sie jetzt nicht denken; es war gewiß sehr unrecht, jetzt, wo sie sobald eingesegnet wurde, immer wieder die Gedanken zu Georg zu schicken. ‚Aus deinem Herzen sollst du in dieser Zeit eine Kapelle machen, Isachen, mit dem Bilde Christi auf dem Altar', hörte sie Pastor Herterich. Ach, ihr Herz war leider sehr anders, als der Pfarrer dachte, — sie fühlte sich als Heuchlerin, als Lügnerin.

Zuerst, als Georg Selewski Besuch gemacht hatte, vor zwei Jahren war es gewesen, nachdem er Straupe übernommen hatte, — wie war sie da albern und kindisch gewesen! Nein, es war ihr keineswegs an Besuchen gelegen, und ehe sie gerufen werden konnte, war sie meistens verschwunden: ins Inspektorhaus, zu der damals verlobten Steffi Junghans, die ewig Namenszüge in Küchenwäsche stickte, oder in den letzten Winkel des Parks, wo er mit niedrigem Buschwerk in die sumpfigen Wiesen überging und tausend Verstecke bot. Später erst, als sie hörte, Selewski habe nur gezwungenermaßen das Gut des verstorbenen Bruders übernommen und sei eigentlich Schriftsteller, bekam er Interesse für sie. In der Buchhandlung der Kreisstadt lagen plötzlich seine Bücher aus, und die Gutsbesitzer der Umgegend kauften sie, teils aus Neugierde, teils aus Höflichkeit für den neuen Herrn auf Straupe. Im Grunde zuckten sie die Achseln über diese Art von Beschäftigung. Lächerlich, wenn ein Mann Romane schrieb; natürlich, der Inspektor tanzte ihm auf der Nase herum. Aber in Gabriele Randows großem verschlossenen Bücherschrank standen die Bände mit einer Widmung des Verfassers. Isa durfte sie nicht lesen. Kam am Mittag Kaffeebesuch von den umliegenden Gütern, geriet das Gespräch merkwürdig leicht auf Selewskis Bücher. Aber Mama saß mit ihrem fremden Lächeln dabei und sagte nichts, obgleich jeder wußte, sie kannte diese Bücher besser als irgend jemand sonst. Selewski war jede Woche einige Male zur Teestunde bei ihr und las aus seinen Manuskripten vor. Dann schlich Isa in den Nebenzimmern umher. Warum war sie noch so jung und so ungebildet!

Eines Tages brachte ihr Curt Herterich heimlich ein schwarz-gold gebundenes Buch: „Der Tod Astore Bagliones". Isa konnte sonst schlecht solche historischen Bücher lesen. Jenes finstere, kühle Condottieregeschlecht Perugias, das sich im Angesichte des Doms gegenseitig verriet und ermordete, das auf unzugänglichen Burgen in der Stadt hauste und aus dem nur, seltsam rührend, einige zarte, barmherzige Frauenbilder hervorwuchsen, — es bekam plötzlich Leben für Isa.

Sie lag die Nacht über wach und schickte ihre Phantasie in jene Jahrhunderte zurück, hörte das Schwertergeklirr blutiger Hochzeiten und sah, wie die Frommen den entweihten Dom mit Wein abwuschen, — bis ihr im Morgengrauen die Lider schwer wurden und sie das verbotene Buch in ihrem Bett versteckte.

Selewski erzählte wenig später zufällig von seinem langen Aufenthalt in Italien, von Perugia, von mühsamen Quellenstudien, und Gräfin Randow wunderte sich, daß Isa plötzlich Interesse für die Photographien aus Italien bekommen hatte, die so lange unberührt in den Schubfächern des Bücherschrankes gelegen.

Langsam war dies in Isa gewachsen: — dieses zitternde Glück, sobald Selewski im Hause war. Das unfaßbare Wunder geschah, daß er eine Stunde mit Isa durch Park und Wiesen ging, als er einmal auf ihre Mutter wartete, daß er scherzend ihre sehr mäßigen Literaturkenntnisse prüfte, ihren Geschmack lobte und ihr Bücher aus der Straupener Bibliothek versprach. Das Wunder geschah, daß er nach ihr fragte, wenn er bei Mama Tee trank, und sie einmal mitgenommen wurde, als ihre Mutter und er nach Berlin zur Oper fuhren. Das hatte Onkel Georgs Fürsprache erwirkt; denn natürlich war sie ja eigentlich noch zu jung für Fidelio.

Und nun sollte sie lange Wochen allein bleiben! Fräulein Bitterloh würde einen gewaltigen Hausputz veranstalten, aller Zauber von Mamas Teezimmer, das verschleierte Licht der Stehlampe, der eigentümlich süße Geruch von Mamas Zigaretten, die leichte Unordnung auf dem Schreibtisch zwischen neuen Büchern und Broschüren, — alles würde hinausgelüftet und geordnet

Digitized by Google

werden. Der Gärtner würde keine Blumen für das topasfarbene Glas bringen, das auf dem niederen Tisch am Kamin stand, er würde natürlich behaupten, es seien keine da. Bana aber, der arme Bana, würde rastlos ein paar Tage durch das ganze Haus irren im unbestimmten Gefühl, daß ihm etwas fehle, was er suchen müsse, bis er auch dieses Vermissen wieder vergaß. Ach, es würde ganz gespensterhaft sein, wenn Isa nach dem Abendbrot am Flügel dem armen Irren und dem grauen Péguinchen vorspielen würde, anstatt Mamas lebendigem Gefühl und immer wachem Verständnis. Aber sie war in letzter Zeit gar nicht mehr zufrieden mit Isas Spiel gewesen und hatte Professor Behrend gesagt, es sei etwas Sentimentales in ihren Anschlag und ihre Auffassung gekommen. Isa lachte, als ihr einfiel, welchen Todesschrecken der arme, verhungerte Musikprofessor ob dieses Tadels bekommen hatte. Er hatte in jeder weiteren Stunde gefleht: „Mehr Kraft in den Anschlag, Komtesse, kein träumerisches Arpeggio. Diese musikalische Unart ist das Stigma des Dilettanten." Und noch wenn er aufs Rad stieg, um in die Stadt zurückzufahren, hatte er gebeten, beim Üben alles Sentiment fortzulassen.

Es fiel Isa ein, sie könnte am Pfarrhaus vorüber fahren. Curt hatte sich Noten geliehen und Isa meinte, gerade heute abend müsse sie jene Romanze von Rubinstein spielen, jene dunkle, aufgewühlte, sehnsuchtsvolle Melodie; diese Stunde am Flügel würde die beste des ganzen Tages sein. Vielleicht war es zu erreichen, daß Péguinchen dann nicht in dem großen Sessel kauerte, demütig und ahnungslos, sondern nur Bana hinten am Fenster stand, ganz still und hingegeben. Merkwürdig, Bana störte nie. Er paßte zu allem, was traurig und verschlungen war, — er konnte so gut und leise und stumm über Isas Haar streichen, daß es schwer war, die Tränen zurück zu halten, Tränen des Mitleids und der Reue, weil man manchmal so achtlos und gleichgültig war und ihn vergeblich rufen ließ, oder sich keine Mühe gab, ein wenig mit ihm zu plaudern oder zu spielen.

Der Wagen hielt am Pfarrhaus. Isa zog den weißgestrichenen Draht, an dem die kleine, grelle Glocke hing, aber der Pfarrer hatte sie schon gesehen und öffnete selbst.

Es war ein untersetzter Mann mit einem derben Lutherkopf auf den breiten Schultern. Für alles Aristokratische hatte er eine große Vorliebe, hielt sehr auf gute Beziehungen zum Schloß und roch die Luft der Armeleutestuben nicht gern. In bitteren Stunden wußte er, daß er trotz all seiner Bemühungen für die Randows nicht mitzählte, in keiner Beziehung, und schob es auf die Hausbackenheit und Kleinbürgerlichkeit seiner Frau, die einen näheren Verkehr unmöglich machte. Er hatte sich angewöhnt, mit Buchkritiken und neuen Zeitschriften manchmal in der Dämmerstunde zu Gabriele Randow hinüberzugehen, ohne daß sie mit mehr als mit der üblichen Liebenswürdigkeit ihm für dieses Eingehen auf ihre Interessen gedankt hätte. Auch Isas Konfirmationsstunden hatten da nichts geändert. Herterich hatte leider bei sich feststellen müssen, daß kein großes Gewicht auf diesen Unterricht gelegt wurde. Isachen, das gute Kind, war keine bequeme Schülerin. „Wie konnte Gott diesen schrecklichen Tod Christi wollen, Herr Pfarrer? Nein, ich werde das nie verstehen. Hat er denn Freude an Grausamkeit und Blut, wie Moloch oder Astarte, diese finsteren, alten Götter? Fand er nichts anderes als dieses Blutopfer, um sich mit den Menschen zu versöhnen?" Konnte man solchen Fragen mit dem Rüstzeug der modernen Theologie beikommen? Bibelforschung, Symbol, — diesen gleichzeitig naiven und komplizierten Fragen? Nein, man konnte es nicht. Dafür war Isa noch zu jung, zu unreif. Man mußte ausweichen, beruhigen, ablenken und hoffen, daß Gott selbst dieses junge Herz erleuchte.

Es roch nach Obstmus durch das ganze Haus. Ein Huhn spazierte durch die offene Hoftür in den Hausflur; aus der Küchentür fuhr ein himbeerfarbener, triefender Arm mit einem Besen und scheuchte die neugierige Henne zurück. Lautes Schelten dröhnte.

„Elisabeth, wir haben Besuch!" rief der Pfarrer warnend. Dann schloß er ärgerlich und verlegen selbst nachdrücklich die Küchentür und führte Isa in sein Studierzimmer. Es ergab sich, daß Kurt mit dem Rade unterwegs war und sein Vater die gewünschten Noten nicht finden konnte, obgleich Isa und er den ganzen Notenschrank umräumten. Er versprach, sobald Curt nach Hause komme, ihn aufs Schloß zu schicken und begleitete Isa bis an die Tür, vor der der Wagen hielt.

Das Abendessen verlief schweigsam. Mademoiselle Péguin redete ab und zu behutsam und leise von dem, was man in den nächsten Tagen vornehmen würde, — es war Fräulein Bitterloh beim Einlegen der Pfirsiche zu helfen, die Kriewitze in Bossenhagen mußten zum Tee besucht werden, Küchenwäsche war zu zeichnen. Der Kranke aß stumm, mit feindselig verkniffenem Gesicht, was der Pfleger ihm vorschnitt. Isa kam plötzlich der Einfall, etwas Lautes und Furchtbares müßte geschehen, um diese lastende, leere Stille zu zerschneiden. Aber nichts geschah.

Digitized by Google

Als Joseph die Windlichter anzündete, um sie auf die Terrasse hinauszutragen, meldete er, Herr Curt Herterich sei gekommen und warte im Wohnzimmer.

„Bana, wir wollen aufstehen," mahnte Isa den Grafen, der teilnahmslos vor sich hinstarrte, — „magst du noch Musik hören?"

Sein Gesicht belebte sich. „Ja, mein Liebling, gern," sagte er im Ton des alten Kavaliers und hob die Tafel auf.

Isa ging zu dem jungen Herterich. „Curt, ich bin so enttäuscht," rief sie; „ich hatte mir ausgedacht, wir wollten nachher, wenn der Mond aufgegangen ist, auf dem Teich rudern, nun hast du dir deinen besten Anzug angezogen, statt deinen Radfahrdreß anzubehalten."

„Es war nicht meine Wahl, der alte Herr bestand darauf," sagte Curt lachend, „es wird mich aber gar nicht stören beim Rudern, es ist meinen Eltern ganz recht!"

Isa lachte auch. „Ach, wie gut, daß du kommst, — es ist heute schrecklich bei uns."

„Du bist heute sehr gnädig, Hoheit, mit deinem Sklaven. Müssen wir übrigens den ‚Aschermittwoch' zum Rudern mitnehmen?"

„Nein, das brauchen wir nicht tun; sie hilft der Bitterloh beim Schneidern."

„Zu tun," verbesserte Curt.

„Alter, kleinlicher Schulmeister!"

Er verbeugte sich resigniert.

Mademoiselle Péguin verschwand durch die Tür, die zu den Wirtschaftsräumen führte, — der Graf ging mit dem Pfleger auf der Terrasse auf und ab und ließ sich Bericht über die Abendzeitung geben, die Hartmann im Schreiten überflog. Isa schlug im Gartensaal den Flügel auf und packte die Notenrolle auf, die Curt mitgebracht hatte. Er saß, während sie spielte, auf einem kleinen Sessel, der zu kurz für seine langen Beine war, am Kamin, der kalt und tot im Dämmer der hinteren Wand lag. Von dort aus konnte er gegen das fahle Abendlicht der tiefen Fenster Isas schmale Silhouette sehen, und seine Augen, von der schwarzen Hornbrille befreit, hatten nichts mehr von Spott und Überheblichkeit, sondern hingen in weicher Verlorenheit an dem Bild der Spielenden.

‚Mein letzter Abend,' dachte er und biß die Zähne zusammen, ‚morgen um diese Zeit sitze ich mit Ritter und Weßlaff in Meinkes Bierstuben am Markt, und Ritter erzählt von seiner Liebschaft mit dem dicken Dienstmädchen seines Onkels und Weßlaff von seinen Tanzerfolgen in Swinemünde, und ich elender Feigling höre es mit an und schlage nicht auf den Tisch und sage dem einen nicht, wie schmutzig und widerlich ich seine Angelegenheit finde, dem andern nicht, daß er ein eitler Affe ist; was für ein jämmerlicher Kerl bin ich. Und wenn sie abends in die Rosengasse schleichen und mich auslachen: Der Herterich darf nicht mit, seine Prinzessin zu Hause erlaubt es nicht,' dann kann ich ihnen nicht sagen, wie himmelweit entfernt Isa davon ist, mir diesen Weg zu verbieten oder zu erlauben, weil sie solche Dinge nicht kennt.'

Und Isa spielte die Romanze von Rubinstein. Sie spielte sie nicht so, wie der Musiklehrer es wollte, sondern mit allen Unarten des Dilettanten.

Aber Bana fand keine Ruhe an seinem Fensterplatz; er fühlte, daß Gabriele fehlte, und hatte den Eindruck, sie suchen zu müssen. „Hartmann, vielleicht im Teezimmer oben," flüsterte er ratlos dem Pfleger zu und ging leise mit ihm hinauf.

Isa schloß den Flügel. Draußen hing ein riesiger, rötlicher Mond zwischen den Parkbäumen, in dunstiger Luft; klein und weiß standen die ersten Sterne im Zenith.

„Komm," sagte Isa, „Wilke kann uns das Boot in die Bucht schieben. Hörst du die Grillen in der Teichwiese? Wir wollen über den Rasenplatz gehen. Wenn Péguinchen den Kies des Weges knirschen hört, fährt ihr grauer Kopf aus Fräulein Bitterlohs Fenster, und sie fühlt sich verpflichtet mitzugehen."

„Nimm deinen Mantel, Isa, es wird kühl. Wird dein Vater dich nicht vermissen?"

Isa warf einen Blick zu den Parterrefenstern des Seitenflügels, die offen standen.

„Bana putzt sein Gewehr; er hat es ganz auseinandergenommen, bis er es wieder zusammengesetzt hat, denkt er an nichts anderes, nachher bringt ihn Hartmann zu Bett."

„Dann komm."

Der alte Pferdeknecht schob ihnen das Boot an den Rand des Wassers.

„Blühen hinten am Erlenbusch schon die Ranunkeln, Wilke?"

„Noch nicht, Komtesse."

Die Frösche schrien laut aus dem Uferschilf, ein Nachtvogel flatterte auf, als das Boot vorbeiglitt. Es war noch immer schwül. Isa warf ihren Mantel auf die schmale Bank.

„Du hast viel zu viel gearbeitet in diesen großen Ferien, Curt," sagte Isa tadelnd und hing ihren Arm über den Bootsrand, so daß ihre Hand durch das schwarze Wasser glitt.

„Dieses verfluchte Examen in vier Wochen! Man will doch nicht bloß so mit Hängen und Würgen durchkommen, sondern anständig."

„Aber das wäre mir gänzlich egal. Du bist ein Streber, das ist das Schlimme, Curt. Immer wirst du über Büchern sitzen und das Wesentliche darüber vergessen, es ist gar nicht bloß des Examens wegen."

Digitized by Google

„Das Wesentliche? Was ist das Wesentliche?“

Isa wischte ihre Hand am Lodenmantel ab, stützte die Ellenbogen auf die Knie und das Kinn in die Hand.

„Das Wesentliche? Ja, ich glaube, es ist das: Jeder Tag, den wir leben, muß für sich da sein und für unsere Zukunft, nicht nur für diese. Aber du kennst nichts Besseres, als über deinen Büchern zu sitzen für diese Zukunft.“

„Auch ich kenne Besseres,“ sagte der Junge leise.

Isa schwieg, fühlte plötzlich, es war irgendwie nicht gut, weiter zu fragen.

„Besseres ist, Isa, mit dir über nächtliches Wasser zu fahren,“ fuhr er fort und senkte den Blick.

Das Mädchen lachte etwas gezwungen auf.

„Wie bist du nur heute, Curt! Vormittag hast du gesagt, mein Aufsatz sei ‚romantisches Gefasel‘, ich könne ihn Doktor Enskirch so nicht übergeben, abends machst du mir in Abschiedsstimmung eine Art Liebeserklärung.“

Curt zog die Ruder ein und ließ das Boot langsam treiben.

„Ach Isa, wie wenig weißt du noch von solchen Dingen,“ sagte er leise und weich. „Und wenn ich deine Aufsätze eigentlich noch viel schlimmer benennen und dich väterlich zu Logik und richtigem Deutsch ermahnen muß, deshalb — — deshalb, Isa, bleibst du doch der einzige Mensch, dem gegenüber ich mir klein und jämmerlich vorkomme, — ja, — du wirst es kaum glauben, weil ich ja wohl auf alle den Eindruck eines eitlen und arroganten Burschen mache. — Sieh, du weißt nicht, wie es in solcher großen Stadt ist, — man ist doch jung. Schon von der Obersekunda an liefen einige Ältere, die immer Geld hatten, zu den Straßenmädchen und trieben sich die Nächte durch in Bars und sonstigen Lokalen herum. Schließlich imponierte es uns allen etwas. Wir haßten unsere Schuljungenexistenz und fanden alles verlockend, was im Gegensatz dazu stand.“ — Seine Stimme sank zum Flüstern. — „Nur weil es schon dunkel ist, Isa, kann ich dir das sagen. Daß ich nie mitgegangen bin, Isa, — obgleich ich durch die griechischen Nachhilfestunden genug Geld verdiente, — nein, es lag nicht daran, daß der alte Herr mich in sein Studio nahm und an meinem sechzehnten Geburtstage verlegen ermahnte, meine ‚herrliche Jugend‘ und meine Gesundheit nicht in ‚Lasterhöhlen‘ zu Schaden kommen zu lassen, es lag daran, daß ich immer, immer an d i c h denke, Isa . . .“

Das Mädchen wollte abwehren, aber die erhobene Hand sank zurück. Ach, es tat ja gut, — es nahm diese Einsamkeit fort, wenn die weichen Worte über sie hinrieselten. Sie schloß die Augen.

„Ich denke daran, wie du hier lebst, so rein und streng und dir selbst treu.“

„Nein, nein,“ fuhr sie auf, „jetzt darfst du nicht weiter sprechen. So bin ich nicht, wie du denkst, oder wie deine Eltern denken. Dein Vater wäre nicht zufrieden mit mir, wenn er mich kennte.“

„Du verstehst mich nicht. Was ich meine, hat mit meinem alten Herrn nicht das geringste zu tun, — natürlich kennt er dich nicht, das ist klar; was ich meine, hat nur mit m i r zu tun, mit d i r und m i r, kleine Isa. Und du brauchst mich auch noch gar nicht zu verstehen. Du brauchst nur da zu sein und so zu bleiben, wie du bist.“

„Aber das will ich doch gar nicht,“ sagte Isa ratlos, „ich müßte ja doch ganz, ganz anders sein!“ —

„Was weißt du von dir selbst, Isa? Ich glaube, noch gar nichts.“

„Wie redest du heute, Curt! Nein, das mag ich nicht. Nimm die Ruder, wir wollen in die Bucht fahren, wo die gelben Mummeln wachsen.“

Curt seufzte tief auf und griff zu den Rudern. Ein Fisch sprang hoch, silbern fielen die Tropfen zurück in den See, der Mond hing nun fern und kalt im schwarzen Weltenraum. In Isas Seele war Aufruhr und fremde Bangigkeit. Wie schwül und schwer war die Nacht!

Sie dachte an Georg Selewski. Curt stützte die Ruder ein und zog sein Taschenmesser, um die dicken, grüngelben Blüten der Mummeln abzuschneiden, die wie fahle Metallknöpfe auf dem Wasser standen.

Er legte den Rock ab und neigte sich tief über den Bootsrand.

„Lehne dich auf die andere Seite, Isa, damit der Kahn das Gleichgewicht nicht verliert, und halte meine linke Hand ganz fest.“

Als Isa die große, knochige Jungenhand ergriff, durchrieselte sie ein seltsames Gefühl. Aber hatte sie sie nicht schon hundertmal gehalten, beim Laufen, beim Reiten, beim Klettern? Heute abend war alles verwandelt, heute abend fühlte sie fremde Haut, fremden Körper an ihrer Haut, ihrem Körper. In herzklopfender Abwehr, — Abwehr.

„Nun zieh' meine Hand hinüber.“

Ein Bündel dicker, glitschiger Stiele flog auf Isas Schoß.

Curt saß wieder aufrecht und strich das Haar aus der Stirn.

„Danke schön,“ sagte Isa, und versuchte die Blumen zu ordnen.

Digitized by Google

„Sie sind wirklich nicht erstrebenswert oder irgendwie hübsch," meinte Curt, und zog den Rock über. Sieh, wie schlangenhaft diese Stiele sind, viel zu dick für die Blütenköpfe."

„Man will sie immer haben, weil sie aus der Tiefe kommen, die wir nicht kennen. Sie wachsen aus den Gärten der kleinen Seejungfrau herauf."

Am Ufer weit hinten kreiste plötzlich ein Feuerrad.

„Curt, was ist das?"

Er lachte. „Ich denke, die Stallaterne des alten Wilke. Der ‚Aschermittwoch' wird in Todesangst neben ihm stehen und ihn beschwören, uns aus Seenot zu retten. Ich werde ihnen auf meiner Pfeife Beruhigung hinübertrillern."

„Wir wollen heim," rief Isa in Curts grelle Signale.

Er drehte gehorsam um; das Boot flog mit einer leichten Strömung über die dunkle Fläche. Beide schwiegen.

Da fiel ganz nahe ein scharfer Schuß.

„Was ist das nur heute abend, alles ist wie verhext," rief Isa erschrocken.

„Ist es möglich, daß dein Vater . . .?"

„Ausgeschlossen. Seit dem Unglück mit dem Gärtnerjungen, — du weißt schon, bevor Bana in die Anstalt mußte, — steht der Gewehrschrank oben im Fremdenzimmer. Mama hat den Schlüssel zur Stubentür und zum Schrank."

Curt nickte. „Der Schuß kam übrigens aus der Gegend der Ställe," sagte er. „Vielleicht macht der Inspektor eine Mondscheinjagd auf einen Marder."

Péguinchen war halbtot vor ausgestandener Angst. Chérie durfte das nie wieder tun, jetzt besonders, wo Mama fort war und Péguinchen die ganze Verantwortung hatte. Mein Gott, wie hatte sie sich gesorgt! Curt lachte herzlos. Aber Isa tat das graue Geschöpfchen leid. Sie nahm die Erzieherin plötzlich übermütig auf ihre starken Arme.

„Ma petite mouche, comme je vous aime rief sie lachend und trug ihre Last ein Stück weit auf dem hellen Kiesweg des Parkes.

Péguinchen gab ihr Leben für solche liebevollen, kleinen Szenen und war trotz alles Protestes sofort versöhnt, das wußte Isa. Aber in ihren Übermut klang ein gequälter Ton; sie fühlte es selbst.

Der Schuß? hatte Péguinchen ihn gehört?

Ja, gewiß, — mit dem Schuß hatte es nichts auf sich, obgleich diese „bataille de nuit" keineswegs in der Ordnung war. Man erschrak doch, nicht wahr? Der Sohn des Inspektors wollte gerade heute nacht alle Raubzüge des Marders in den Hühnerstall rächen.

Nun, dann war ja alles gut. Sie gingen durch den Park zu der kleinen Mauerpforte.

Curt empfahl sich, morgen früh ging sein Zug. Wenn er wieder kam, hatte er hoffentlich das Examen bestanden. Isa gab ihm die Hand.

„Gute Reise, Curt," sagte sie leicht, „und Hals- und Beinbruch für die Prüfung."

Der Junge war tief verletzt, — nein, sie hatte gar nichts von dem verstanden, was er ihr auf dem Wasser gesagt hatte; sie war noch ein Kind, sonst wäre dieser Abschied ein wenig persönlicher und wärmer ausgefallen. Oder wollte sie ihn für jene Worte strafen? Aber so war Isa nicht.

„Danke," sagte er fast höhnisch. „Wenn ich wiederkomme, wird man dich in eine Pension stecken und du wirst dort werden wie alle andern Mädchen."

„Ja, wahrscheinlich," sagte Isa hochmütig und abweisend. Aber plötzlich mußte sie über Curts düsteres und vorwurfsvolles Gesicht lachen.

„Es wäre ja doch gut, wenn du auch dann noch ein wenig meine Logik und mein Deutsch betreuen wolltest."

„Du bist eine herzlose Spötterin; leb wohl, Isa."

Er verschwand im Schatten der Lindenallee, die ins Dorf führte.

Isa lag lange wach. Zuerst lauschte sie erschrocken und erstaunt in sich hinein, dann glitten ihre Gedanken, halb schon von Traum umfangen, auf gewohnte Bahnen, suchten Georg Selewski. Hatte er ihr nicht Bücher versprochen? Er würde es ja wohl vergessen, natürlich hatte er andere Dinge im Kopf. Ein neuer Roman sollte vor Weihnachten erscheinen. Er fuhr jetzt zu seinem Berliner Verleger. Lange, schmale Korrekturbogen hatten auf Mamas Schreibtisch gelegen. Ihre Ränder waren mit kleinen, rätselhaften Zeichen übersät worden. Mamas verschleierte Lampe hatte jede Nacht gebrannt. Wie schön müßte es sein, das Leben jenes Menschen mitzuleben, zu wissen, daß man nicht zu unreif und zu ungebildet dazu war. — Er hatte doch versprochen, noch einmal zu kommen, ehe er reiste, Bana und ihr Lebewohl zu sagen. Bana würde nur wenige Minuten dabei sein. Immer befiel ihn gleich jenes Zittern, den Ärmsten; Hartmann würde ihn herausführen und Isa allein mit Georg bleiben. Vielleicht ging er dann mit ihr auf und ab, wie er es gern tat, im Gleichschritt, legte den Arm um ihren Hals. Isa fühlte, wie ein jähes Glücksbewußtsein ihre

Digitized by Google

Glieder überrieselte, sie war plötzlich wieder ganz wach. Aller Traum war fort.

Sie kniete im Bett. Nein, nein, sie wollte nicht an so etwas denken.

*

Als die Erzieherin und Isa am nächsten Nachmittag aus Bossenhagen heimkehrten, stand der Selewskische Sandschneider an der Chaussee.

Weiter hinten an dem abgeernteten Feld vor dem Waldrand sah sie Selewski mit seinem Inspektor. Die Abendsonne lag blutrot auf den Kieferstämmen des Gehölzes. Ein kleiner Raubvogel stand regungslos im fahlen Blau des Himmels. Auf seinen Schwingen gleißte ein Strahl, sie leuchteten wie Metall.

Isa ließ halten und jodelte trotz Péguinchens Entsetzen einen sehr jungenhaften Pfiff hinüber an den Waldrand. Ein lebhaftes Winken kam als Antwort.

„Warten, warten," rief Selewski und turnte über das Stoppelfeld.

„Ich bin froh, dich noch zu sehen, Isa," rief er, „ich muß nämlich morgen schon abreisen, ja, es ist schneller gekommen, als ich dachte. Du grüßt den Vater von mir, nicht wahr? Sobald ich wieder komme, melde ich mich bei euch."

Alle Lichter erloschen in Isas Seele.

„Onkel Georg, du wolltest mir doch Bücher heraussuchen," sagte sie leise und enttäuscht.

„Das tu ich auch noch. Pfeifer bringt sie zu euch hinüber. Ich fahre erst mit dem Abendzug."

Aber er sah, daß noch nichts gebessert war.

„Oder reitest du morgen früh, Kleines? Dann komm bei Straupe vorüber und frühstücke mit mir, wir suchen dann die Bücher heraus. Ist das besser so?"

„Gut, ich komme gegen zehn Uhr, wenn ich darf, Onkel Georg."

*

Selewskis riesige, die hohen Wände des Herrenzimmers umziehende Bibliothek war das einzig wirklich Wertvolle in dem baufälligen und ungepflegten Straupener Herrenhause.

In diesem Zimmer war alles zusammengetragen, was sich an Behaglichem in den alten Mauern gefunden, in denen schon seit Jahrzehnten keine Hausfrau mehr geschaltet hatte. Denn auch Selewskis verstorbener Bruder war unverheiratet gewesen.

Eines Abends hatten zwei kluge, geschickte Frauenhände aus einigen alten Sesseln und einem Tisch, dessen Beine der alte Pfeifer mit der Säge verkürzen mußte, einen Winterplatz zum Teetrinken an dem großen, rissigen Kachelofen geschaffen mit dem Erfolg, daß das Eßzimmer nebenan völlig verödete und Pfeifer alle Mahlzeiten nun in der Bibliothek servieren mußte. Die Mamsell, die bequem und mürrisch war, öffnete kaum noch die Jalousien in den andern Zimmern.

Isa turnte auf einer Leiter herum, die an einer Eisenschiene unter der Zimmerdecke durch leichten Druck hin- und hergerollt werden konnte und Isa an das Schuhgeschäft der Kreisstadt erinnerte, wo die Verkäuferinnen ebenfalls auf solchen Leitern herumfuhren.

Selewski nahm ihr die Bände ab und legte sie auf die Erde. Denn auf keinem der Tische war sonst Platz.

Er mußte über sich selbst lächeln, so sehr fühlte er sich aus dem Konzept gebracht durch diesen Besuch, der, strahlend vor Eifer, in seinen geheiligten Büchern kramte und unaufhörlich plauderte, Kalidasa zu den Spaniern stellte, den ganzen Dostojewski einpacken wollte und sich von den Liedern des Tu-Fu nicht trennen konnte.

„Genug, genug, Isa!" sagte er lachend. „Wie soll dein kleiner Reitknecht das alles schleppen?"

Sie sah nach der Armbanduhr und stellte Lionardos „Traktat" zurück.

„Ja, du hast recht, Onkel Georg; ich muß auch nach Hause. Um zwölf kommt Professor Behrend."

Sie kletterte, beide Hände voll Bücher, vorsichtig von der hohen Leiter.

Aber sie hatte ihren Händen zu viel zugetraut. Leopardi drückte den kleinen Finger der rechten Hand beiseite und begann zu rutschen.

„Gib doch her, Kind!" Selewski griff eilig nach dem wankenden Bücherberg. Aber es war schon zu spät. In dem Bestreben, die Bände vor Absturz zu bewahren, verlor sie selbst das Gleichgewicht. Ihr Fuß fand die nächste Leitersprosse nicht mehr, glitt in den Zwischenraum, und das Schienbein schlug mit ganzer Wucht gegen das harte Holz. Sie biß die Zähne zusammen und wurde totenblaß. Aber alle Beherrschung half nichts. Die Knie knickten ein. Sie hörte noch das Gepolter fallender Bücher, dann sang etwas in ihren Ohren, immer lauter — lauter.

Selewskis Arme fingen sie auf.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf dem Bärenfell einer Chaiselongue in einem ihr unbekannten Raum. Es war wohl Selewskis Schlafzimmer.

Er rieb ihre Schläfen mit kölnischem Wasser, während die Mamsell behutsam den Stiefel von dem hochgestützten Fuß löste. Der helle Strumpf an dem schmerzenden, stark geschwollenen Bein zeigte ein blutiges Loch.

Digitized by Google

Sie besann sich im Augenblick auf alles Vorhergegangene.

„Wie ungeschickt war ich bloß, und welche Mühe mache ich dir, Onkel Georg," sagte sie verlegen.

„Sei still, Isa, es war ganz allein meine Schuld. Gott sei dank, daß du wieder wach bist. Schmerzt es sehr?"

„O, es geht, aber reiten werde ich nicht können, fürchte ich."

„Selbstverständlich fährt dich Pfeifer nach Hause und ich begleite dich."

„Ach nein, Onkel Georg, du reisest ja heute."

„Was schadet das, ich habe noch viel Zeit. Aber richte dich nicht auf."

Isas Blick fiel plötzlich auf ein Bild, das drüben neben dem Bett auf dem Nachttisch stand und das sie gut kannte. Es stellte ihre Mutter dar im Reitkleid, sehr schmal, die Augenlider halb gesenkt, ein zartes Pastellbild. Früher hatte es lange in Mamas Zimmer zu Hause gestanden. Und nun war es hier!

Der breite Rücken Mamsells verdeckte den Nachttisch wieder und Isas Gedanken waren noch nicht wach genug, um schon etwas festhalten zu können, — das Bild entglitt. Sie war plötzlich sehr müde.

„Es ist nur ein starker Bluterguß," sagte Selewski, „die kurze Ohnmacht kam durch den plötzlichen, scharfen Schmerz; ich kenne diese böse Stelle am Schienbein. Laß dir heute von Péguinchen kalte Umschläge machen und schone das Bein ein paar Tage, meine kleine Isa. Jetzt ruhst du hier noch eine halbe Stunde, nachher fahren wir dich mit dem Landauer nach Hause; das wird freilich noch etwas weh tun, aber in deinem Bett hast du es dann doch bequemer als hier. Ist es dir recht so?"

Isa nickte müde. Mamsell wurde fortgeschickt. Selewski blieb bei ihr sitzen. Seine Hand lag mitleidig und zärtlich auf ihrer Stirn, spielend glitten die Finger durch ihr Haar.

Wie schön war das, wie schön, wenn man die Augen schloß und gar nichts dachte, nur diese Hand fühlte und ein tiefes, rieselndes Glücksgefühl — nichts von Abwehr, nichts.

Mamsell störte, sie brachte Fleischbrühe und Brötchen, und es war eine Qual, essen zu müssen.

Dann kam eine schmerzvolle Stunde — die Treppen hinab, halb getragen, halb gestützt, das Sitzen im Landauer mit dem hochgelegten Bein, Péguinchens erschrockener und verzweifelter Wortschwall. Selewski trug sie die Treppen hinauf in ihr Schlafzimmer und wartete im Nebenraum, bis Péguinchens behutsame Hände sie ausgezogen hatten.

Endlich lag sie im Bett mit etwas heißen Backen und gespannten Zügen ob aller ausgestandenen Qual.

Selewski sprach mit Péguinchen; — wenn die Schmerzen bis zum Abend nicht besser würden, sollte zum Arzt geschickt werden. Die kleine Schweizerin wußte gut mit Kranken Bescheid und würde alles beachten. Wenn es möglich war, wollte Selewski auf dem Wege zur Station heute abend noch einmal vorbeikommen und nach Isa sehen, sonst den Diener schicken und sich Nachricht geben lassen.

„Komm selbst, Onkel Georg," bat Isa leise, als er sich zum Abschied über sie neigte.

„Möchtest du das gern, kleine Isa?" fragte er gerührt. „Bist du gar nicht böse, daß ich nicht schneller herzusprang?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf, ihre Augen schimmerten.

Er berührte mit seinen Lippen ihre Stirn.

„Leb wohl, Liebling."

*

Die Nachmittagsstunden strichen endlos langsam dahin. Nach dem Tee kam Bana herauf, aber er war heute völlig verwirrt und verstand garnichts.

„Ich habe dir immer gesagt, Isa, wie leicht bei solcher Jagd etwas passieren kann," redete er. „Auch Hartmann glaubt es nicht recht, er wird noch durch Schaden klug werden; — nun kannst du heute nicht Klavier spielen," fügte er plötzlich in anderem Tone hinzu.

Isa erzählte ihm, daß der Förster ein getretenes Reh gefunden habe und daß es in Straupe junge Fohlen gäbe.

„Was ist Straupe?" fragte er unwirsch.

Da gab Isa das Gespräch auf. Der Kranke ging wieder in sein Zimmer.

Péguinchen saß am Bett und strickte eine mühsame Decke. Wenn sie aufstand, um den Umschlag zu erneuern, fielen immer einige Maschen von der gebogenen Hornnadel, denn die Schweizerin hatte etwas hastige Bewegungen. Die Turmuhr vom Dorf schlug sechsmal. Isa dachte daran, daß gegen sieben Uhr der Zug von der Station abging, wenn Georg Selewski noch kam, mußte es in der nächsten Viertelstunde sein, sonst erreichte er den Bahnhof nicht rechtzeitig. Sie konnte nichts anderes mehr denken. Das Geplauder Péguinchens wurde unerträglich.

„Sei ein bißchen still, petite mouche," bat sie — „je suis bien fatiguée."

Das graue Geschöpfchen fuhr erschrokken auf.

„Vous voulez dormir, chérie, eh bien, je le dirai à Monsieur le Baron s'il viendra. Dormez donc, ma pauvre petite."

„Er kommt nicht mehr, es ist schon zu spät,"

Digitized by Google

sagte Isa und lauschte angestrengt. Aber kein Wagenrollen klang von der Landstraße herauf.

Wenige Minuten später klopfte das Hausmädchen, brachte einen Strauß roter Rosen und sagte, der Gärtner aus Straupe sei mit dem Rade unten und bäte um Bescheid, wie es Isa gehe. Herr Baron wolle noch auf die Station Nachricht haben.

Und während Péguinchen hinunterging, um den Mann selbst zu sprechen, schluchzte Isa fassungslos in ihr Kissen.

*

„Herr Pastor ist zum alten Mahenke gerufen worden," sagte der Küster und verzog sein graues Trinkergesicht zu devotem Grinsen, „der hat ja woll ein' Schlaganfall. Das kommt vom Saufen, Komtesse, ich hab' es ihm jeden Sonnabend gesagt bei Matthiesen, Mahenke, hab' ich gesagt, du warteſt darauf, daß deine Olle stirbt und du ihre Fuchtel los wirst, aber paß auf, du verrechnest dich, der Teufel holt dich eher als sie, der Wachholderteufel, Freundchen."

Isa lachte und hob behutsam das noch schmerzende Bein, das längeres Stehen verweigerte.

„Komtesse möchte im Studierzimmer warten, — es kann nicht lange dauern, — und sich auf das Sofa legen wegen des schlimmen Fußes."

Aber Isa fand es düster und kellerartig kühl in dem Nordzimmer, das die Linden vor der Tür mit grünem Licht füllten. Sie nahm nur schnell irgendein Buch von der tabakfarbenen Plüschdecke des ovalen Sofatisches und humpelte wieder hinaus in den Garten. An der Mauer stand ein Hollunderbaum, überklettert und fast erstickt von Waldrebe, die ganze Kaskaden weißer, duftender Blüten über einen kleinen, schlecht gehaltenen Gartenplatz warf, auf dem eine ausrangierte, brüchige Holzbank stand. Der stille Garten glühte in diesen Vormittagsstunden, Geranien und Studentenblumen standen wie gelbe und rote Flammen. Am Küchenfenster klapperte die alte Christine mit Holzgerät, Frau Pastor war mit dem Handwagen fortgefahren, um saure Kirschen von einem Bauerngut zu holen. Isa stützte das kranke Bein auf einen Holzbock, den sie sich herangeholt und der zum Scheitezerkleinern diente. Hunderte von Bienen summten über ihr in den Blüten der Waldrebe. Sie blätterte in dem Buch, fand, daß es eine Anthologie im Geschmack der achtziger Jahre und nicht recht lesbar für sie sei, und legte es beiseite; dann überflog sie ihre Ausarbeitung für die heutige Konfirmandenstunde. „Christus, ganz Mensch und Gott," hatte ihr Herterich vorige Woche als Thema gegeben und ihr angedeutet, daß es im Sinne seiner nächsten Sonntagspredigt zu beantworten sei, die über dieses schwere Problem Klarheit bringen würde. Und Isa hatte oben im geschnitzten Gestühl der Gutsherrschaft Stichworte nachgeschrieben und sich zu Hause gleich hingesetzt und den Inhalt der Predigt wiedergegeben. Sie wußte, Herterich würde außerordentlich zufrieden sein, aber ganz hatte sie sich doch nicht verleugnet, denn da stand am Schluß des ersten Teiles: „Aber ganz Mensch konnte er doch nicht sein, denn er hatte nie gesündigt und konnte deshalb das Gefühl der Schuld nicht kennen, das jeder Mensch kennt." Dieser Gedanke entsprang dem eigenen Schuldbewußtsein; sie fühlte sich unwahr und ihr Stolz bäumte sich dagegen auf. Glaubte nicht jeder der Ihrigen, glaubte nicht auch Herterich, sie sei ganz diesen religiösen Empfindungen hingegeben als Vorbereitung für die nahe Einsegnung? Und sie? Hatte sie an anderes in diesen Tagen gedacht, als an Onkel Georg? Hatte sie nicht jede Minute ihres kurzen Besuchs im Geiste wieder und wieder durchlebt, — war sie nicht glücklich über das aufgeschlagene Schienbein, weil er sie die Treppe hinaufgetragen, sich später über ihr Bett gebeugt und sie geküßt hatte? . . .

Sie schrak zusammen, eine tuschelnde Stimme war plötzlich ganz nahe; es mußte hinter der von Laub und Ästen fast versperrten Mauerluke sein, an der Isa saß. Dort führte die Landstraße vorüber, möglich, daß zwei Frauen dastanden und sich unterhielten.

„Die ist viel zu vorsichtig," klang es, „aber ich weiß, was ich weiß, — ewig sitzt er bei ihr, — auch die sind man bloß Menschen —"

Jetzt erkannte Isa Frau Pastors Stimme: „Nichts als eine richtige Liebschaft, ein Ehebruch ist das." Die Stimme wurde hämisch und aufgeregt. „Jawohl, das laß ich mir nicht ausreden."

„Na, das denkt jeder. Aber was sagt Ihr Mann dazu?" fragte die andere.

„Er will keinen Klatsch über das ‚schwergeprüfte Haus' hören. Er will nichts wahr haben. ‚Schwergeprüft,' ich bitte Sie . . ."

Isa stand so hastig auf, daß in dem kranken Bein eine Legion glühender Nadelstiche aufgeschreckt wurde. In einer wunderlichen angstvollen Spannung durchsuchten ihre Gedanken die Familien des Dorfes. Paßten jene Worte nicht auf einige? ‚Schwergeprüft?' Es gab soviel Unglück und Krankheit im Ort.

„Auch die sind bloß Menschen?"

Isa biß die Zähne zusammen. Brennen-

Digitized by Google

Allegretto. Gemälde von Walter Bertuch

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE

Digitized by Google

den Auges starrte sie lange auf die grellbesonnte Wand.

Dann ging sie mühsam ins Haus.

„Ich möchte doch lieber im Zimmer auf Herrn Pastor warten, Christine," sagte sie der herbeigeeilten Magd, „es ist zu heiß draußen."

Wenige Minuten später kam die Pastorin mit ihrem kleinen Handwagen, der zwei Kiepen voll Kirschen trug, durch das Hoftor. Isa mußte unverwandt dieses erhitzte, breite Gesicht durchs Fenster anstarren, das nicht schlecht und nicht gemein war, nur kleinlich und banal und töricht. Dieser Mund hatte an der Mauer die Worte gesprochen, die Isa ihr Leben lang nie mehr vergessen würde, — sie wußte es . . . „Nichts als eine richtige Liebschaft, ein Ehebruch." — Sie fühlte, wie ihre Knie zitterten. Ein Stein war herabgestürzt in ihr Herz.

Mama, so schön, so klug, so überlegen, — warum zerrten Klatschsucht und Neid an ihrem leuchtenden Bild? Was verstand jemand wie Frau Pastor von Mamas Freundschaft mit Onkel Georg? „Na, das denkt jeder . . ." tönte die andere Stimme, halb lüstern, halb befriedigt. Jeder? Klatschte man in der ganzen Umgegend über Mama? Und hatte Isa nie etwas davon gehört? Oder hatte sie es bisher nicht verstanden?

‚Wäre ich ein anständiger Mensch, ginge ich jetzt zu Frau Pastor und sagte ihr: Mama steht zu hoch für sie und die anderen, die über sie reden,' dachte Isa. ‚Warum gehe ich nicht, bin ich denn feige?' Irgend etwas lähmte sie, etwas Schweres, Entsetzliches, Unbewußtes. —

Aber wenn Mama zurückkam, würde Isa ihre dumme Scheu überwinden und ihr erzählen, was sie zufällig gehört, — sie war doch nun bald erwachsen, man konnte dann seiner Mutter Freundin sein, Isa hatte es gelesen, — man konnte ihr solche Dinge sagen, wenn es auch sicher schwer war. Aber man war es ihr schuldig. — Nein, sie konnte heute keine Konfirmationsstunde haben, sie wollte wieder nach Hause gehen, sie mußte über so vieles nachdenken, — wie eine Mauer, wie ein Gebirge türmte es sich vor ihr auf. Pastor Herterich würde es entschuldigen, wenn sie nicht länger auf ihn wartete, — morgen, morgen könnte die Stunde nachgeholt werden; da war sie wieder ruhig, da hatte sie ihre Gedanken beisammen. Nein, sie konnte heute nicht.

Als sie die Tür öffnete und dem Mädchen sagen wollte, sie gehe heim, stand Frau Pastor vor ihr, eine Schale Obst und ein Glas Himbeerwasser in den Händen.

„Gerade wollte ich zu dir, Isachen, Christine sagt mir, du wartest hier auf meinen Mann, — ich bringe dir eine kleine Erfrischung. Es war wohl in der Laube draußen zu stickig?"

„Ich saß nicht in der Laube, sondern an der Mauer unter dem Holunder . . ."

Die Pastorin stutzte einen Augenblick.

„Aber Kind, mit dem verletzten Bein auf der unbequemen, zerbrochenen Bank!" rief sie dann, und Argwohn und Verlegenheit standen in ihrem Gesicht. „Hast du denn lange dort gesessen?"

Isa schlug die Augen nieder.

„Nicht lange," sagte sie mühsam. „Aber ich möchte jetzt gehen, Mademoiselle Péguin erwartet mich um zwölf Uhr; — wenn es Herrn Pastor recht ist, komme ich morgen."

Und Isa neigte hochmütig den schmalen Kopf.

„Auf Wiedersehen, Frau Pastor," sagte sie, und während sie an ihr vorüberschritt, traf plötzlich ein voller Blick ihrer Augen die kleinen, grauen der Frau. Die stand noch, Obst und Glas in den Händen und sah das Mädchen durch die Haustür schreiten. Langsam stieg dunkle Röte in ihre Stirn. Die Tür fiel ins Schloß. —

„Der Curt soll sich nicht wegwerfen an dieses Pack," zischte sie.

*

Isa ging in der Dämmerstunde in ihrer Mutter Zimmer; — es war noch unversehrt, Fräulein Bitterlohs Eroberungszug hatte, aufgehalten durch Einkochpflichten, heute vor Mamas Tür im „Blauen Salon" haltgemacht. Isa wußte selbst nicht, was sie in dem großen, einsamen Zimmer suchte, — ihrer Mutter Reich, oder einen Hauch von Georg Selewski. Sie war unglücklich und ruhelos. Sie ging auf dem dunkeln Teppich auf und ab und plötzlich fiel ihr das Bild ihrer Mutter ein, das sie wenige Sekunden gesehen, als sie in Georg Selewskis Schlafzimmer aus ihrer Ohnmacht erwachte.

Ja, dort drüben an der Vitrine stand der kleine, eingelegte Tisch mit Dutzenden von Familienphotographien. Und lange, lange — hatte Mamas Bild im Reitkleid dort den Mittelplatz gehabt. Aber eines Tages, — waren es nicht vielleicht schon fast zwei Jahre her, — hatte Isa das Bild vermißt, als sie ins Zimmer kam. Sie wußte es noch wie heute. Ein herbstlicher Vormittag war es gewesen und Mama war allein im Zimmer und kniete vor dem Schrank, um Bana, der gerade aus der Anstalt gekommen war und fortwährend beschäftigt werden mußte, illustrierte Zeitschriften herauszusuchen; da hatte Isa gefragt, warum jenes Bild fehle. Und

Digitized by Google

Mama hatte gesagt, ohne sich umzudrehen oder sonst ihre Stellung zu ändern: „Ich habe es fortgeschlossen, die Pastellfarben verbleichen im Licht.“ — Aber es war nicht fortgeschlossen, es stand bei Georg Selewski in der Helle des großen Fensters. Warum hatte ihre Mutter gelogen? Man lügt, um etwas zu verbergen. Sie hatte gelogen, weil sie nicht sagen wollte, daß sie Onkel Georg jenes Bild gegeben. Aber Isa hätte sich vielleicht gar nicht darüber gewundert, daß er, der so befreundet mit Mama war, ein Bild von ihr zu besitzen wünschte. Warum war da eine Heimlichkeit? — Es mußte da doch noch etwas anderes sein, etwas, was Isa nicht wußte, und was Mamas Lüge nötig machte.

Péguinchen rief unten im Hausflur ihren Namen, Isa rührte sich nicht. Sie stand an die Vitrine gelehnt, beide Hände an den hämmernden Schläfen, und grübelte. Vielleicht war ihrer Mutter Antwort damit zu erklären, daß Isa ja damals noch ein Kind war, wenig über vierzehn Jahre alt; ihre Mutter hatte wohl gefürchtet, Isa könnte zufällig und ahnungslos, zu Personen, die gern klatschten, die überwollend waren, kurz, die so waren wie Frau Pastor, das verschenkte Bild erwähnen.

O nein, auch damals hätte Isa nie davon gesprochen, aber natürlich konnte Mama das nicht wissen, — ja gewiß mußte Mama derartige Befürchtungen hegen, Frau Pastor fragte ja immer gern nach allen möglichen Dingen und horchte besonders Isa aus, die so dumm und arglos und allzu offen war.

*

Die Tanten Viktoria und Clarissa von Hahn, die Kusinen des kranken Grafen, gaben einen ihrer Jugendkaffees. Sie wohnten in der Kreisstadt in einem alten, grauen Hause neben dem Landratsamt. Beide waren schwerhörig und immer in rührender Besorgnis, sie könnten anderen Menschen damit lästig fallen, weshalb ein verlegenes, um Verzeihung bittendes Lächeln stets auf ihren guten, verblaßten Gesichtern lag.

Die Tanten hatten in ihren alten Herzen eine tiefe Liebe für die Jugend bewahrt, und ab und zu schrieb Clarissa zierliche Kärtchen, auf deren Ecken Vögel oder Zwerge gemalt waren, und lud die jungen Töchter ihrer zahlreichen Bekannten vom nahen Land und aus der Stadt zum Kaffee ein. Jedesmal versicherte sie, man müsse fürlieb nehmen, es seien ja keine jungen Herren zur Unterhaltung da und jedesmal bekam sie lauter ehrlich freudige Zusagen. Sie fanden es alle bezaubernd in den altmodischen Stuben mit prünefarbenen Ripsmöbeln, wappenbestickten Ofenschirmen, Vitrinen voll Porzellan, Perltäschchen und etwas blindgewordenem Kristall, liebten die kleinen, spitzen Gläser voll süßem Ungarwein, den die alte Minna zum Heringssalat servierte, und konnten lachen und toben soviel sie wollten. Denn gleich nach dem Kaffee gingen die Tanten ins Nebenzimmer, um nicht zu stören, saßen bei Patience und Häkelei an ihrem gewohnten Platz, sahen nur ab und zu glückselig durch die offene Tür und nickten sich gegenseitig lächelnd zu. Das alte Klavier dröhnte dann von neuesten Tanzmelodien. Gerda Wenckstern sang aus den Berliner Revuen und Irmgard Löhr, die Tochter des Schuldirektors — ein Durchgänger voll übersprudelnder Laune — drapierte sich mit Kissen und Schals, um eine Filmdiva als indische Fürstin nachzuahmen. Oder sie veranstalteten Tischrücken und bemalten die Mahagoniplatte des ovalen Sofatisches mit Zahlen und Buchstaben. Auch tanzen konnte man auf den spiegelglatt gebohnten Dielen, obgleich dann in den geschliffenen Prismen des Kronleuchters ein leises Klingen und Singen begann ob der ungewohnten Erschütterung.

Isa war auch diesesmal weitaus die Jüngste des ganzen Kreises und fühlte gut genug, daß die Achtzehn- und Zwanzigjährigen sie keineswegs für voll nahmen. Sie konnte nicht recht mittun mit Lärmen und Ausgelassenheit, und es kam ihr vor, als lebten diese Mädchen in einer ihr völlig fremden Welt. Natürlich lag es daran, daß sie nie in eine öffentliche Schule gegangen und an den Verkehr mit Gleichaltrigen so gar nicht gewöhnt war. Es schien, Mama hatte wohl, wie immer, recht, und ein Pensionsjahr war ihr sehr nötig; denn es war ein wenig peinlich, so still und ahnungslos dabei zu sitzen.

Während Minna im Eßzimmer den Abendbrottisch deckte, schnitten draußen in der Küche die Tanten sorgsam Dutzende von zartbelegten Brötchen.

„Weißt du, wer mir doch von allen die Liebste ist?“ sagte gedämpft Clarissa in Viktorias Hörrohr: „Isachen!“

„Still, still, Cläre,“ wehrte Viktoria mit einem ängstlichen Blick auf die Tür ab, „sie sind doch alle so lieb und so harmlos vergnügt; du bist immer so kritisch, Liebste. Übrigens merkwürdig, wieviel Isachen doch von ihrem Vater hat, kaum etwas von Gabriele.“

„Das wollen wir hoffen.“

„O, du bist wieder ungerecht. Gabriele ist so schön und klug und dazu der kranke Mann, Cläre! Man muß doch nicht jeden Klatsch glauben, wenn sie ab und zu mit einigen allzu eleganten Kleidern in ein Bad

Digitized by Google

fährt, um nicht immer das häusliche Elend zu sehen . . ."

Minna kam mit dem Tablett, um die fertigen Schüsseln zu holen.

„Der Fricke mit dem Wagen aus Groß-Ranitz ist schon da und wartet unten," schrie sie den Damen zu. „Diese französische Gouvernante sitzt drin. Soll Adam sie heraufholen? — Sonst muß Isachen gleich gehen, sagt sie."

Einige Minuten später brachte Adam, der für heute ausgeborgte Diener, Péguinchen herauf. Sie hatte den Nachmittag über eine Freundin in der Stadt besucht und holte nun Isa ab. Ein wenig geniert, zupfte sie die schwarzseidene Bluse zurecht, zog die Stirnlöckchen unter dem Hut hervor und begrüßte die Tanten Hahn im Wohnzimmer mit einer anmutigen, etwas zu tiefen Verbeugung. Während sie bei ihnen saß und mit hochroten Backen eine zierliche Unterhaltung in ihrem gebrochenen Deutsch führte, glitt ihr prüfender Blick zu der lärmenden Gesellschaft in den Salon und sie stellte mit Befriedigung fest, daß Isa nicht zu diesen Unerzogenen und Lauten gehörte, sondern sich zurückhielt.

Die Laternen waren schon angesteckt, als Isa mit Péguinchen die Treppen hinabstieg. Der Himmel hing voll schwerer Wolken, die Luft war feucht und kühl; es regnete in kleinen, zerstäubenden Tropfen. Das Wagenverdeck war von beiden Seiten hochgeschlagen.

„Wie ungemütlich, Péguinchen," sagte Isa, als sie sich zu ihr auf die Polster setzte, „und wie schrecklich riecht es hier nach Kampfer!"

„O, c'est le vieux manteau de maman. Ich habe ihn mit große Mühe geholt aus die Winterkleiderschrank von Frau Gräfin, damit du dich nicht verkühlst, Kind, mit die lange Nachtfahrt. Ça ne fait rien, chérie, cette odeur —"

„O, Péguinchen, Sie lieber Angsthase, — mir ist ja so warm."

Aber es half gar nichts. Isa mußte über ihren Regenmantel noch den großen Fahrmantel ihrer Mutter ziehen.

Die spärlichen Laternen der Straßen warfen, während der Wagen über das elende Pflaster fuhr, ab und zu einen Flackerschein über die Polster; als sie die Landstraße gewannen und es stockfinster im Innern wurde, erbarmte sich Fricke, kletterte vom Bock und steckte eine kleine Messinglampe an, auf deren von ihm selbst erfundenen Montage über dem Rücksitz er sehr stolz war. Aber auch die trübe rötliche Helle konnte Péguinchens Schläfrigkeit nicht mehr besiegen. Ein paarmal noch ging Rede und Antwort hin und her, aber das Deutsch der kleinen Schweizerin wurde immer merkwürdiger und müder, Isa lachte sie aus, aber es war alles umsonst. Péguinchen schlief schließlich fest in der Ecke. Isa drückte sich in die andere und sah vor sich hin; sie war erregt und traurig, ohne zu wissen weshalb.

Kühl kam der Nachtwind durch die lockeren Scheiben. Da legte Isa den Überschlag des weiten Fahrmantels wie eine Reisedecke über Péguinchens Knie. Als das Futter aufschlug, sah sie am unteren pelzbesetzten Saum einen weißen Streifen, der sich vielleicht durch ein paar getrennte Stiche herausgedrängt hatte. Behutsam, um die Schlafende nicht zu wecken, griff sie danach, aber er ließ sich nur zurück-, nicht hinausschieben. Isa faßte die tiefe Innentasche des Mantels, fand den Riß, durch den das Papier wohl zwischen Oberstoff und Futter gefallen war, und zog es heraus. —

Es war ein Papierschnitzel, ein Nichts, vielleicht die untere Ecke eines zerrissenen Briefes.

Isa erkannte Selewskis Schrift, und ihre Hand, die das Blatt vernichten wollte, stockte.

Staub und Feuchtigkeit hatten die beiden Zeilen fast verwischt. Sie neigte sich vorsichtig in die Helle der kleinen Lampe.

„. . . Dir danken, solange ich lebe."

Vielleicht doch nur ein Stück Manuskript, eine Verszeile?

Nein, es gab keine Rettung mehr.

Vor wenigen Wochen noch hätte Isa achtlos, ahnungslos darüber hingelesen.

Sie fühlte, wie ihr Blut gefror. Dann sank sie mit einem mühsam unterdrückten Jammerlaut zurück in die Polster. Péguinchen rührte sich, blinzelte und schlief wieder ein. Diese Worte hatte Georg Selewski geschrieben. Ihrer Mutter! — Georg Selewski, der vor wenigen Tagen Isas Stirn geküßt, dessen Hand ihr Haar gestreichelt hatte. Wie sagte doch Frau Pastor: „Nichts als eine richtige Liebschaft, dazu noch ein Ehebruch ist das!" Es stimmte ja alles, die Pastorin hatte recht; es stimmte, nein, so dumm war Isa nicht mehr, daß sie diese Briefzeilen nicht verstand. Gab es eine Frau, die vornehmer und klüger und stolzer war, als ihre Mutter? Ihre Mutter hatte Komödie gespielt vor ihr und allen anderen Menschen, lange, lange Zeit schon. Ihr Gruß, ihr Lächeln, jedes Wort, das sie in Isas Gegenwart zu Georg Selewski gesprochen, war Lüge gewesen. Mamas ganzes Wesen würde auch in Zukunft Lüge sein und Isa würde es nicht eine Minute mehr vergessen können. Aber das Furchtbarste, das ganz Unerträgliche war ja doch, daß Onkel Georg es war, der bei dieser „ganz gemeinen Liebschaft",

Digitized by Google

diesem „Ehebruch“ beteiligt war. Er, um den es so merkwürdig einsam war, wie wohl um jeden Dichter; er, dem das Zarteste und Heiligste in Isas erwachendem Herzen gehörte! Isa fühlte, wie kalt und hart die Feindschaft gegen ihre Mutter in ihr aufstieg, — ach, es war ja wohl etwas wie Haß.

Das Bild in Isas Herzen hatte ihre Mutter vom Altar gestürzt; Georg Selewskis Bild. Wie sollte sie je diesen beiden Menschen wieder ins Auge sehen! —

Der Wagen fuhr durchs Dorf. Ein wenig abseits lag das Pfarrhaus mit erhellten Fenstern. ‚Jeder weiß es dort,‘ dachte Isa, ‚auch Curt wohl. Herr Pastor will es nicht wahr haben, aber im Grunde glaubt er daran, so gut wie die anderen. Wie soll ich ihm wieder unter die Augen treten?‘

Josef stand mit der Laterne oben an der Rampe des Schlosses. Mühsam suchte Péguinchens Fuß den Tritt des Wagens.

„Herr Graf hat sich geängstigt, weil niemand da war,“ sagte Josef. „Herr Graf war sehr unruhig und will nicht zu Bett gehen. Hartmann wollte ihm schon ein Schlafpulver geben.“

Isa legte den schweren Mantel in die Arme des Dieners. Ihre Hände zitterten.

„Ich gehe noch einmal hinüber zu Bana, Péguinchen.“

„Ja Kind, das mußt du tun.“

Es war das einzige, was Isa nach dieser Fahrt tun konnte, das einzige, was ein wenig Befreiung bringen konnte, — zu ihrem Vater zu gehen und seine welken Hände zu streicheln. Ihre Füße waren schwer, als sie den langen Korridor des Seitenflügels entlang ging.

Sie klopfte an der Wohnzimmertür des Grafen.

„Wie gut, daß Sie noch kommen, Komtesse,“ sagte Hartmann und ließ sie ein.

Isa sah sofort, daß ihr Vater eine seiner lichten Stunden hatte, die stets so schwer und leidensvoll für ihn waren, in denen er sein Traumland verließ und eine Ahnung von seiner furchtbaren Wirklichkeit hatte.

Er saß am Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, und hatte seine Aufzeichnungen vor, die er vor etwa zehn Jahren als Führer jener verunglückten Mittelafrikaexpedition gemacht. Hartmann zog sich zurück, als Isa zu dem Grafen trat.

„Ach Kind, da bist du,“ sagte er aufblickend, „wie schrecklich war dieser Nachmittag. Ihr habt mich so ganz allein gelassen, — ich suchte euch im ganzen Hause, Mama und dich. Denke doch, ich hatte die letzte Woche so viel zu tun, daß ich von Mamas Abreise nichts gemerkt habe. Erst Hartmann erzählte mir davon. Aber nicht wahr, auch du glaubst, daß sie wiederkommen wird, Isa? Wie könnten wir ohne sie sein, — so schön ist sie und so gut und so geduldig mit mir. Ich bin doch ein alter, kranker Mann. Siehst du, was ich hier geschrieben habe, verstehe ich nicht mehr, — es ist meinem Kopf zu schwer. Das ist schrecklich, nicht wahr?“ Er schluchzte auf.

Isa kniete an seinem Stuhl und legte den Arm um seinen Hals.

„Bana, lieber Bana,“ flüsterte sie mit fast versagender Stimme, „quäle dich nun nicht mit diesem Buche; ich will dir erzählen, wie es bei Tante Vicky und Tante Clärc war. Ich war bei ihnen eingeladen.“

„Ich kenne die Damen nicht,“ sagte der Kranke höflich.

„Doch, Bana, erinnnere dich mal ein wenig; du hast sie früher oft besucht, wenn du zur Stadt fuhrst. Die Bilder deiner Großeltern hängen an der Wand des Eßzimmers, — er mit vielen Ordenssternen auf der Brust, sie mit einem weißen Hündchen im Arm.“

„Ja, ja, jetzt weiß ich wieder.“ Bana lächelte froh. „Sahst du auch das andere Bild daneben, eine Photographie ist es?“ fragte er triumphierend.

„Ja, Bana, das bist du am Hofe des Kaisers von Abessinien, ich weiß, — es ist ein schönes Bild, ich sehe es mir immer an, wenn ich hinkomme.“

Der Graf sank wieder zusammen.

„Ja, Isachen, so war es einmal. Und was bin ich jetzt! Eine elende Ruine. Aber ihr seid alle sehr gut zu mir, und ich glaube fast, du hast mich ein bißchen lieb, trotz allem.“

„Sehr lieb habe ich dich, Bana, — am liebsten auf der Welt,“ flüsterte Isa leidenschaftlich. Sie dachte daran, daß der Arzt noch immer die Hoffnung auf eine Heilung nicht ganz aufgegeben.

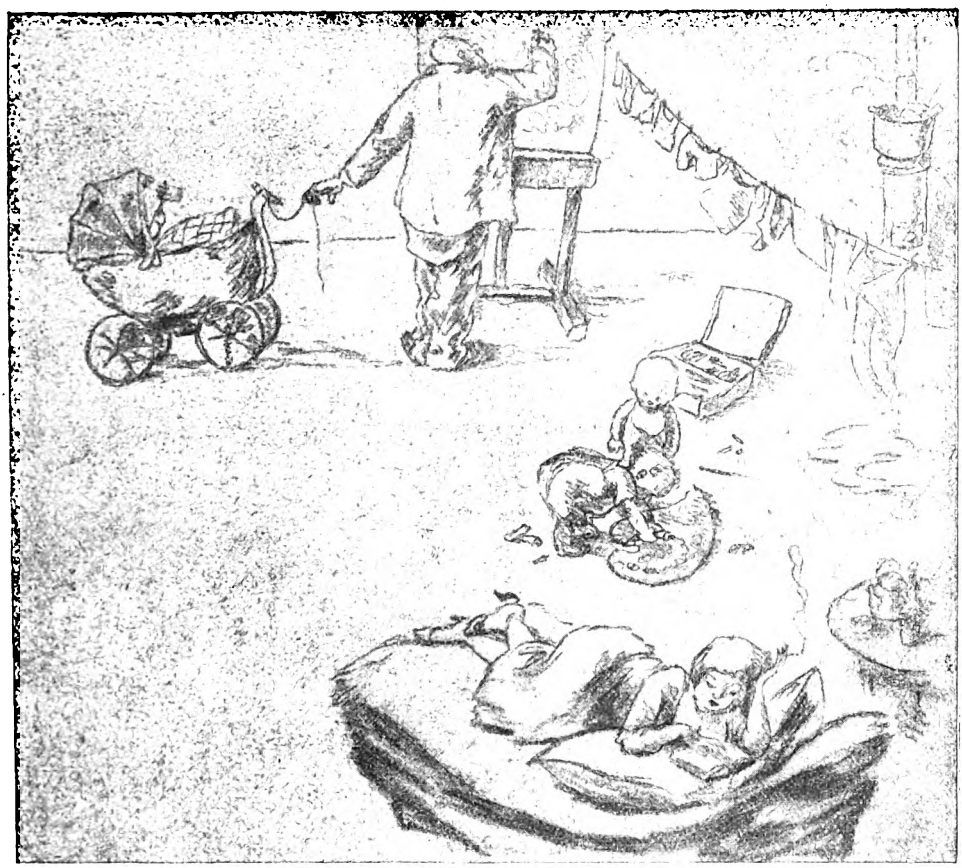
„Gabriele, nein, Gabriele liebt mich nicht mehr; wie könnte sie auch,“ fuhr er versonnen und schwermütig fort, „sie duldet mich nur, weil sie weiß, ich kann fern von euch nicht leben, — sie ist großmütig, sonst säße ich hinter den Mauern eines Irrenhauses; sie ist sehr großmütig. Aber, das ist furchtbar für mich, furchtbar, furchtbar.“ Seine Stimme brach in einem heiseren Schrei. Hartmann eilte besorgt aus dem Nebenzimmer herbei.

„Der Förster will morgen kommen und die kleinen Dachshunde bringen,“ plauderte Isa krampfhaft, — „ich werde dich dann rufen, du sollst sagen, welchen wir behalten und welche verkauft werden sollen.“

Eine große Müdigkeit zog über das Gesicht des Grafen.

„Aber erst muß ich schlafen, Isachen,“ er-

Digitized by Google



Meister der Graphik: Die Familie
Radierung von Willi Hollstein

Digitized by Google

widerte er freundlich, „du bist ja nun da, ich bin ganz ruhig, siehst du, — ja aber erst muß ich schlafen."

„Gute Nacht, Vater," sagte Isa und stand erleichtert auf. „Gewiß sollst du nun schlafen." Sie küßte seine Hände.

„Gute Nacht, mein Liebling."

*

Niemand war da, der in diesen Nachtstunden an Isas Bett hätte sitzen können, um ihre Hand zu halten und um mit ihr zu sprechen.

Es wäre viel zu sagen gewesen, was auch ein leidenschaftlicher und strenger junger Mensch schon verstanden hätte, was ihm geholfen hätte, wenn auch um den Preis seines blinden Menschenvertrauens, seiner Unbedingtheit. Selbst wenn man ihm diese stolze Krone vom Haupte genommen, ihm frühzeitig das traurige Wissen beigebracht hätte, daß keines Menschen Wege so gerade, so unanfechtbar sind, wie er uns vortäuschen möchte, selbst dann wären diese Worte weniger grausam gewesen als jene Nachtstunden.

Oder hätte in einem jungen Herzen ein Wort vielleicht doch schon Echo gefunden, das von einer großen, starken Liebe sprach, die über Gesetz und gesellschaftliche Schranken hinweg einem allzu harten Schicksal sich nicht beugte, sondern sich ihr Recht suchte? Hätte Isa vielleicht schon fühlen können: Es war Unnatur und Verbrechen, daß ihre Mutter, so wie sie war, an diesen Geisteskranken gebunden blieb, daß alles, was in Gabriele Randow danach verlangte, noch Frau und Geliebte zu sein, ungehört bleiben sollte? Und wenn auch das Heimliche, die Unwahrheiten häßlich waren, in die sich jeder verstricken mußte, der die proklamierten Gesetze seiner Gesellschaftsschicht verletzte und doch den Boykott eben dieser Schicht nicht auf sich und auf die Seinigen laden wollte, — wen hinterging Gabriele Randow außer dieser selbst so wurmstichigen, verlogenen, engherzigen Gesellschaft? Der Kranke schaltete aus, ihn betrog sie nicht, er war ja ausgeschieden aus der Welt der Lebendigen.

Ja, vielleicht hätte Isa in dieser Nacht aus tiefster Qual heraus den Weg zu der Milde, Erkenntnis und Freiheit viel späterer Lebensalter finden können, wenn ihr vorsichtige Güte den Weg gezeigt hätten.

Aber wäre dann nicht jenes andere Gefühl in ihr wach geblieben und vielleicht schmerzvoller aufgepeitscht worden, das *nicht* leidenschaftliche Enttäuschtheit und jugendliche Empörung war, sondern doch wohl schon bittere Eifersucht auf Georg Selewskis Liebe?

Alles was er Isa gegeben an Eingehen und Zärtlichkeit, alles dies, sie wußte es nun, war doch nur um ihrer Mutter willen geschehen.

Und das sollte nicht sein, nein, nein, so nicht, sie brauchte kein Almosen aus der Fülle der Überreichen.

Aber vielleicht hätte jene vorsichtige Güte auch hier noch helfen können: „Dein Leben liegt groß und wundervoll *vor* dir, willst du deiner Mutter nicht dieses karge, späte Glück gönnen, — für sie gibt es kein anderes mehr."

Aber niemand war da, der in diesen Nachtstunden an Isas Bett hätte sitzen können, um ihre Hand zu halten und um mit ihr zu sprechen. Aller Ratlosigkeit und Verzweiflung war sie wehrlos ausgeliefert.

Als sie mit schwerem, schmerzendem Kopf zum Frühstück herunterkam, musterte Péguinchen sie besorgt.

„Wie blaß du bist, Kind, fühlst du dich schlecht?"

„Nein, nein, gar nicht. Sorge dich nicht. Ah, da ist ein Brief von Mama."

Sie griff nach dem weißen Umschlag.

Das Wetter auf Sylt war kühl, der Seegang wundervoll. Wanderung zu den Lister Dünen. Segelfahrt. Einige Bekannte getroffen. Bunte Bauerngärten im Dorf Kampen. Und dann zum Schluß, kurz, wie etwas Belangloses: „Übrigens wird Onkel Georg mich morgen hier besuchen und etwa eine Woche bleiben."

Isa legte das Blatt aus der Hand. Vor ihren Augen tanzten die Buchstaben.

Natürlich war dieser Besuch vorher hier verabredet worden. Ach, diese beiden Menschen konnten nicht ein paar Tage ohne einander sein.

Sie stand auf.

„Ich gehe noch ein wenig mit Bana durch den Park; nachher komme ich zur Stunde. Ist es dir recht?"

„Mais vous n'avez rien mangé, mon enfant," rief die Schweizerin entsetzt.

„Après, peut-être! Excusez-moi!"

Nein, sie konnte es nicht aushalten, sie mußte allein sein.

Der Graf saß auf der vorderen Terrasse und sah dem Spiel des Airedaleterriers zu, der sein Temperament an einigen unreifen Falläpfeln ausließ.

Aber kein Lächeln stand auf dem alten, traurigen Gesicht, und als Isa ihn ansprach, traf sie ein Blick völliger Gestörtheit.

In des Parkes sonniger Morgenhelle wuchs die eisige Mauer letzter Einsamkeit vor ihr auf. Mit schleppendem Schritt stieg sie die Steinstufen der Terrasse hinab und

Digitized by Google

bog rückwärts in das tiefe sommerliche Grün der verwilderten Wege ein —

Der junge Förster schritt durch das Eingangstor des Wirtschaftshofes. Als er seinen verschwitzten, grünen Hut vor Fräulein Bitterloh lüftete, die Pfirsiche vom Spalier der Hausmauer pflückte, sahen ihn vom Küchenfenster aus die Mädchen; es gab Jubel und Gelächter, denn der Förster war ein hübscher und vergnügter Bursche. Aus dem Henkelkorb, den er am Arm trug, kam ein heiseres Gekläff. Er stellte sein Gewehr in die Ecke des Hausflurs, und während Fräulein Bitterloh in die vorderen Räume eilte, um den Grafen und Isa zu rufen, zogen Mamsell und die beiden Küchenmädchen ihn in die große Vorratsstube, und es gab viel Gelächter über die drolligen, kleinen Hunde.

Niemand sah, daß ein Schatten durch die offene Hintertür glitt, eine vor Erregung zitternde Hand nach dem Lederriemen des Gewehrs griff, daß der Irre ebenso schnell verschwand, wie er gekommen, und eiligst seinen Raub in Sicherheit brachte.

In seinen Augen flackerte ein Feuer.

Ohne daß ihn jemand bemerkte, — Fräulein Bitterloh suchte ihn auf der vorderen Terrasse, wo er gesessen, — erreichte er sein Schlafzimmer im Erdgeschoß.

Er streichelte den blanken Lauf, er prüfte Visier und Korn, schob spielend die Sicherung hin und her, sprach und lachte vor sich hin. Es war eine Ewigkeit her, seit er solchen Freund, solchen lieben, blanken Freund besessen. Er legte auf das Leopardenfell an, das vor seinem Bett lag, ließ zögernd die Waffe wieder sinken, durch die Reglosigkeit des ausgestopften Kopfes irgendwie gestört. Schwerfällig kniete er nieder, lehnte den Gewehrlauf hinter das Ohr des Tieres, sprang böse auf und schüttelte den Kopf. Dann nahm er die Waffe wieder hoch, rieb und streichelte sie.

Den Parkweg entlang kam Isa zurück. Ein offener besonnter Fensterflügel blendete plötzlich über ihr Gesicht. Sie sah ihren Vater dort stehen, groß aufgerichtet, und erkannte auch sofort, daß es nicht sein Spielzeuggewehr war, das er hielt, — die Hand am Abzug.

„Bana!“

Sie hätte zur Seite in die Gebüsche springen können. Aber etwas Schmerzliches, eine dunkle, zweite Stimme befahl ihr, es nicht zu tun, befahl ihr, dem Tode entgegen zu gehen mit ausgebreiteten Armen, langsam, den Kopf zurückgeworfen, ein Lächeln um den Mund, — als schritte sie auf jemanden zu, der Erlösung und tiefe Stille brächte, einen harrenden Freund.

Sie war wenige Meter vom Fenster entfernt.

„Schieß, Bana!“

Grauenvoll krachte der Schuß in die Morgenruhe des Parkes.

Die Kugel war mitten ins Herz gegangen.

Gegen das Wirkliche

Von Theodor Birt

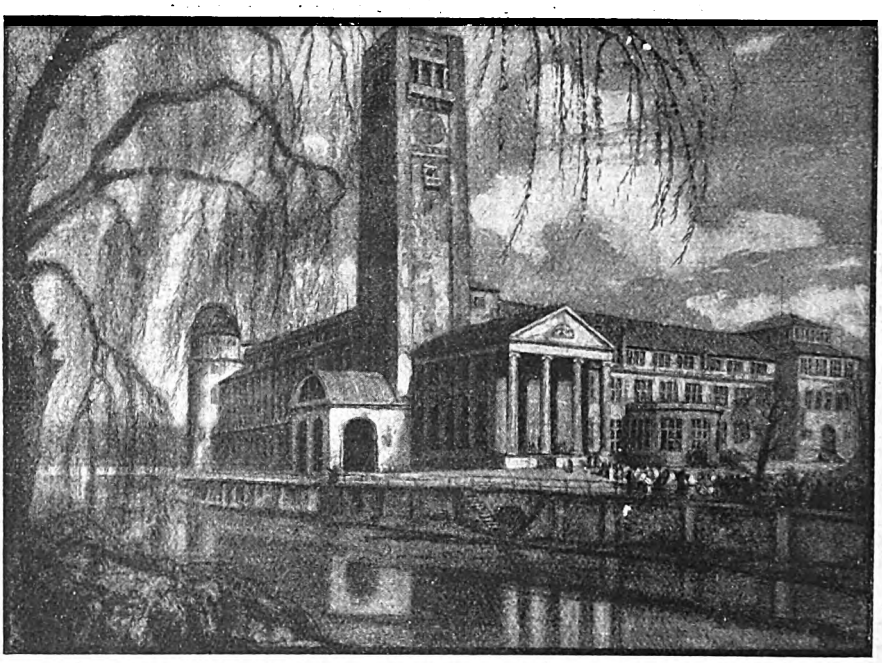
Ich traue meinen Augen nicht
Drum nahm ich eine Brille,
Die, wo versagt mein Augenlicht,
Mir meine Neugier stille.
Nun seh' ich alles zu genau
Und bin verstimmt, wohin ich schau.
Das Wirkliche ist Plage.
Fort, Kunstglas! Ich entsage.

Ich traue meinen Augen nicht,
Drum lieb' ich Phantasien.
Der Täuschung doppeltes Gesicht
Hat mir ein Gott verliehen.
Da strahlt die Anmut fleckenlos,
Und auch das Winzige wird groß,
Ein Funkeln und Verschönen
In tausend Farbentönen.

Ich traue meinen Augen nicht,
Doch meiner Lust zum Lachen.
So kann mir selbst der dümmste Wicht
Die größte Freude machen.
So hab' ich auch, was häßlich, gern.
Man muß es nur noch mehr verzerr'n,
Daß es sein Gift verliere,
In lustiger Satire.

Ich traue meinen Augen nicht,
Doch trau ich meiner Liebe.
Ich täte auf das Sein Verzicht,
Wenn nicht die Liebe bliebe.
Sie ist's, durch die, was mir verhaßt,
Ins Dunkel wegsinkt und verblaßt.
Sie lehrt mich das Verstehen,
Der Welt ins Herz zu sehen.

Digitized by Google



Das Deutsche Museum in München. Nach einer Zeichnung von Professor Oskar Graf

Das Deutsche Museum in München

Die Abteilung Chemie · Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Prandtl

Kaum eine zweite Wissenschaft ist in ihrer Entstehung und Entwicklung so sehr der Ausdruck des menschlichen Sehnens nach Reichtum und Macht, nach Gesundheit, Schönheit und ewig blühender Jugend, wie die Wissenschaft von der Materie, die Chemie. Werden und Vergehen alles Lebenden beruht auf Veränderungen der Materie, und wer den Stoffwechsel und seine Gesetze meistert, dem wird sich vielleicht das Rätsel des Lebens erschließen, der wird Herr über Leben und Tod werden, in seinen Händen wird sich jeder Stoff nach Wunsch wandeln, der wird aus unedlem Stoffe Gold machen können, der wird Macht und Reichtum besitzen. Das ist ein uraltes Sehnen und Wissen des Menschen, das ihn durch die Jahrhunderte und Jahrtausende zur Erforschung der Materie getrieben. Es ist kein Zufall, daß das Urbild des nach Höherem und Höchstem strebenden Menschen, Faust, ein Chemiker war oder vielmehr ein Philosoph, wie sich die Chemiker jener Zeit nannten.

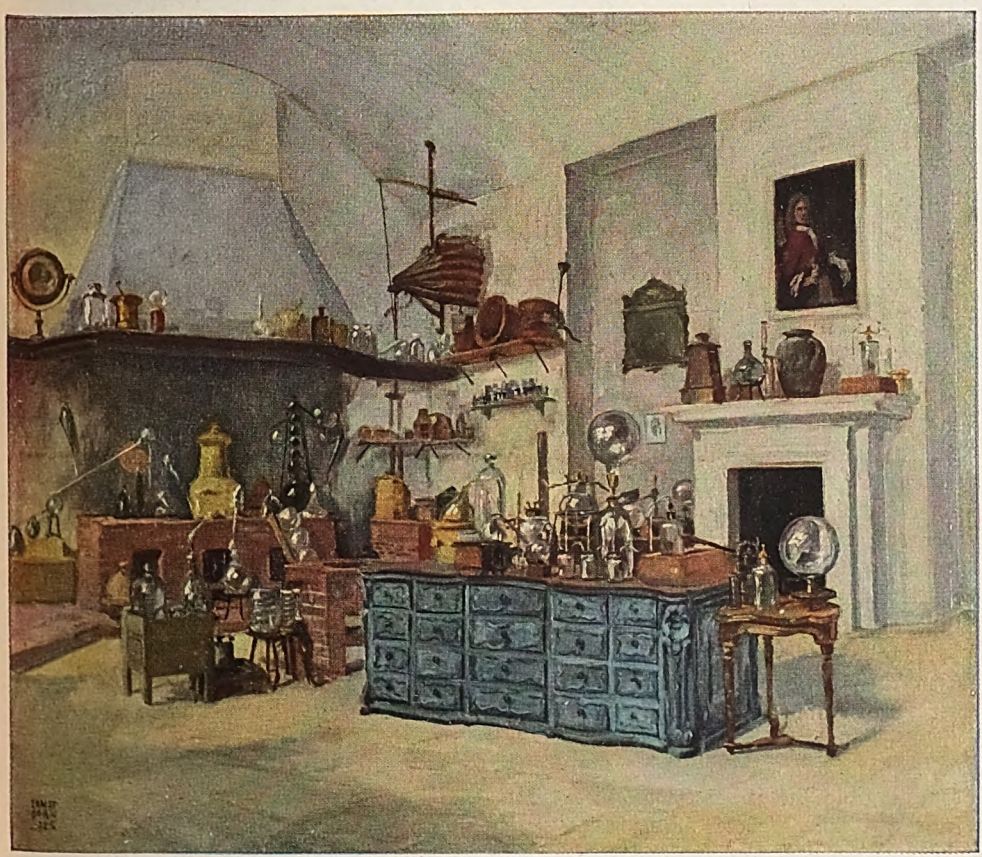
In jahrhundertelangem mühevollen Ringen mit dem Stoff, nach zahllosen Enttäuschungen und Mißerfolgen erarbeiteten sich die Chemiker allmählich ein sicheres Wissen, Entdeckung reihte sich an Entdeckung, eine mächtige Industrie erwuchs aus der chemischen Forschung und kündet weithin von ihren Erfolgen; tiefe Einblicke in das Wesen der Materie wurden gewonnen und alte, längst begrabene Hoffnungen werden wieder lebendig. So ist es nicht zu verwundern, daß heute die Allgemeinheit mehr denn je an der Frage interessiert ist, wie weit ist die Wissenschaft von der Materie gediehen, was kann sie leisten und was ist ihr versagt, was dürfen wir von ihr noch erhoffen? Die Abteilung „Chemie" des Deutschen Museums will Antwort auf diese Fragen geben, soweit dies überhaupt möglich ist. Ein Gang durch sie führt uns an der Hand von Belegstücken, wie sich die Menschheit um die Herrschaft über die Materie bemüht, welche Erfolge sie dabei errungen, auf welche Irrwege sie dabei

Digitized by Google

geraten und wo sie jetzt angelangt ist. Die führenden Geister dieser Bestrebungen erstehen vor unseren Augen, nicht nur das Äußere ihrer Persönlichkeit im Bilde, sondern vor allem die Ergebnisse ihres Schaffens; die Werkzeuge und die Forschungsmethoden, die sie erfunden oder deren sie sich bedient haben, werden uns gezeigt, die Ziele, die sie bei ihrer Arbeit vor Augen gehabt, und was sie schließlich erreicht.

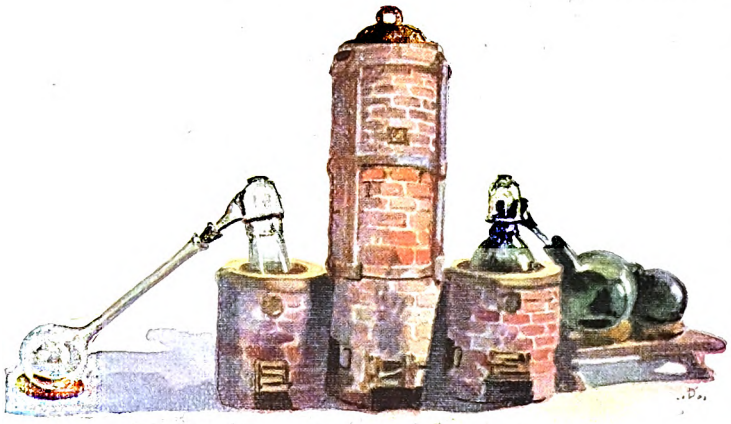
Chemische Kenntnisse besaß die Menschheit schon in grauer Vorzeit, von der uns keine Schrift berichtet und aus der nur noch spärliche Überbleibsel menschlicher Tätigkeit gefunden werden. Eine chemische Wissenschaft, d. h. eine zielbewußte Erforschung der Stoffe, scheint zuerst im alten Ägypten, wohl von Priestern, gepflegt worden zu sein; Ägypten gilt als Mutterland der Chemie, deren Name auch ägyptischen Ursprungs ist und vielleicht soviel bedeutet wie ägyptische Wissenschaft. Die Erzeugnisse des altägyptischen Kunstgewerbes, die uns in den Grabkammern erhalten blieben und unsere höchste Bewunderung erregen, lassen auf weitgehende Materialkenntnisse, insbesondere auf große Erfahrungen in der Erzeugung und Verarbeitung der wichtigsten Metalle, des Glases und zahlreicher Farbstoffe schließen; in ägyptischen Grabkammer wurden auch Sammlungen von chemischen Rezepten gefunden, wie der Leidener und Stockholmer Papyrus, die sich mit der Behandlung der Edelmetalle und im besonderen mit deren Nachahmung und Verfälschung, ferner mit der Färberei, namentlich mit der Purpurfärberei, beschäftigen. Im Deutschen Museum weisen, da andere Dokumente noch fehlen, jetzt lediglich einige Tafeln auf diese Anfänge der Chemie hin.

Von Ägypten aus haben sich chemische Kenntnisse und Lehren in der ganzen alten Kulturwelt, bei den Griechen und Römern, verbreitet. Die wichtigsten Metalle mit Aus-



Chemisches Laboratorium des 18. Jahrhunderts, Studiertisch. Ölgemälde von Ernst Dorn

Digitized by Google

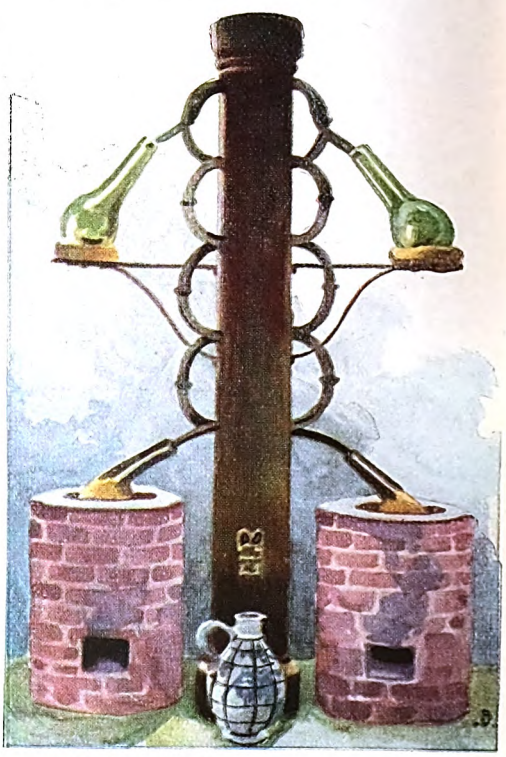


Athanor mit Seitenherden für Scheidewassergewinnung nach Ercker

nahme des Zinks waren im Altertum bekannt, ebenso die Legierungen Messing und Bronze. Die Veränderungen der reinen Metalle beim Legieren, vor allem die „Verwandlung" des Kupfers in das goldglänzende Messing bei der Behandlung mit Galmei, mögen wohl die Veranlassung gegeben haben zu dem Glauben, daß die Metalle in einander umgewandelt oder veredelt werden könnten. Die Veredlung der Metalle, in letzter Hinsicht ihre Verwandlung in Gold war das Hauptziel der Chemiker von den Zeiten der alten Ägypter bis ins 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung; diese Periode in der Entwicklung der Chemie wird als alchimistisches Zeitalter bezeichnet.

Im Abendland haben zuerst griechische Denker, wahrscheinlich vom Orient beeinflußt, versucht, die Mannigfaltigkeit stofflicher Veränderungen auf einfache und einheitliche Ursachen zurückzuführen. Die Naturlehre der griechischen Philosophen, vor allem die des Aristoteles, hat bis ins späte Mittelalter hinein die Naturbetrachtung richtunggebend beeinflußt; der experimentellen Erforschung der Materie ist sie aber nicht förderlich gewesen.

Nach dem Zusammenbruch der hellenischen Kultur in Ägypten durch den Einfall der Araber im 7. Jahrhundert, wobei viele für die Geschichte der Chemie wertvolle Werke durch Feuer vernichtet wurden, ging die Pflege der chemischen Wissenschaft an die Eroberer über. Namentlich nach der Unterwerfung des mineralreichen Spaniens zu Anfang des 8. Jahrhunderts entstanden in den arabischen Reichen, vor allem in Spanien, hohe Schulen, an denen die Medizin und die Naturwissenschaften und im besonderen die Chemie ihre Pflege fanden. An diese Zeit der arabischen Forscher erinnert jetzt noch nicht nur das aus dem ägyptischen Stammwort durch Vorsetzung des arabischen Artikels gebildete Wort Alchimie, sondern auch so mancher chemische Fachausdruck wie Alkohol, Alkali u. a. Von den zahlreichen arabischen Alchimisten stand auch im Abendlande in hohem Ansehen vor allen der sagenhafte Geber, unter dessen Namen gegen Ende des 13. Jahrhunderts lateinische Schriften eines unbekannten Autors erschienen, die wichtige Neuerungen enthalten. In diesen



Säulen-Destillierapparat nach Brunschwyck

Digitized by Google

Alchimistisches Laboratorium. Ölgemälde von Ernst Dorn

Schriften wird zum ersten Male die Darstellung der wichtigsten Mineralsäuren beschrieben, der Schwefelsäure durch trockene Destillation des Alauns und die der Salpetersäure durch Erhitzen eines Gemenges von Salpeter, Vitriol und Alaun. Es wird darin gelehrt, daß eine Lösung von Salmiak in Salpetersäure (Königswasser) imstande ist, den König der Metalle, das Gold, aufzulösen. Die schon früher bekannten chemischen Apparate und Arbeitsweisen werden verbessert und die Herstellung wichtiger neuer Präparate beschrieben, von Quecksilberoxyd, Sublimat, Silbernitrat, Arsenik, Bleiacetat u. a. Das Hauptziel der Chemiker bildete auch damals noch die Umwandlung unedler Metalle in edle, vor allem die künstliche Herstellung des Goldes. Man nahm an, daß alle Metalle aus den gleichen zwei Prinzipien „Quecksilber" und „Schwefel", allerdings in verschiedenen Mengenverhältnissen, bestehen und daß es nur darauf ankomme, dieses Mengenverhältnis zu verändern. Das vielgesuchte Reagens, das diese Veränderung bewirken sollte, wurde als lapis philosophorum — Stein der Weisen — oder als das große Elixier

Digitized by Google

bezeichnet. Die bedeutendsten abendländischen Gelehrten jener Zeit, Albertus Magnus, Roger von Baco und Thomas von Aquino waren von der Möglichkeit der Metallveredlung überzeugt. Diese Überzeugung beruhte zweifellos auf tatsächlichen, aber irrtümlich gedeuteten Beobachtungen bei der Gewinnung der Metalle aus ihren metallähnlichen Schwefelerzen, ferner auf der Veränderung der Metalle beim Legieren, dann wohl auch auf Vorgängen, die wir heute als galvanische oder elektrochemische bezeichnen. Im Museum sind zu sehen die Nachbildung eines großen Medaillons, das ein Alchimist in Gegenwart des Kaisers Leopold I. durch Eintauchen in eine Flüssigkeit aus Silber in Gold „verwandelt" hatte und dessen Original noch in Wien aufbewahrt wird, ferner eiserne Becher aus Ungarn, die durch Behandlung mit gewissen (kupferhaltigen) Lösungen oberflächlich verkupfert worden sind. Es ist darum nicht zu verwundern, daß bis ins 18. Jahrhundert hinein viele Fürsten mit großen Kosten alchimistische Laboratorien unterhielten, die ihren Bedarf an Gold decken sollten; es ist aber auch nicht zu verwundern, daß sie dabei häufig Betrügern in die Hände fielen.

Ein solches alchimistisches Laboratorium aus dem 16. Jahrhundert, also etwa aus der Zeit, in welcher der weitberühmte Zauberer und Schwarzkünstler Dr. Faust gelebt haben soll, stellt der erste Raum der Abteilung Chemie dar. Der „Philosoph" scheint eben seine Arbeit verlassen zu haben, und so können wir uns ungestört in dem düsteren, verräucherten, spitzgewölbten Raume umsehen. Im Eck zur Rechten sehen wir einen Kapellenherd mit Destillier- und Sublimiergeräten, gegenüber einen Probierofen zur Prüfung der Erzeugnisse auf Silber und Gold. Auf Wandbrettern befinden sich Retorten und Sammlungen von chemischen Präparaten, auf dem Studiertische liegt noch das aufgeschlagene Buch, nach dessen Vorschriften der Künstler gearbeitet. Von dem Gewölbe herab hängt ein ausgestopfter Haifisch, im Türbogen ein Krokodil, deren Eingeweide vielleicht zur Herstellung irgendwelcher Präparate gedient; denn im ganzen Bereiche der Natur suchte man nach den edlen Tinkturen und Elixieren, welche die Metallverwandlung oder auch die Verjüngung des menschlichen Körpers und die Verlängerung des Lebens bewirken sollten. Astrologie und Magie wurden nicht selten zu Hilfe gerufen, um die günstigste Zeit zur Ausführung des großen Werkes zu bestimmen.

Wenn auch die Versuche der Alchimisten, Gold zu machen oder das Leben zu verlängern, ergebnislos bleiben mußten, so führten sie doch zu einer immer besseren Erkenntnis der Stoffe, namentlich der Metalle und ihrer Verbindungen wie z. B. der Antimonverbindungen durch den sagenhaften Basilius Valentinus. Im 16. Jahrhundert entstanden die mustergültigen, jahrhundertelang benutzten Bücher des Georg Agricola und des Lazarus Ercker über Bergbau, Hüttenkunde und Probierkunst, nach deren Abbildungen verschiedene Öfen und Apparate im Museum rekonstruiert wurden.

Herd mit Füllturm nach Brunschwyck

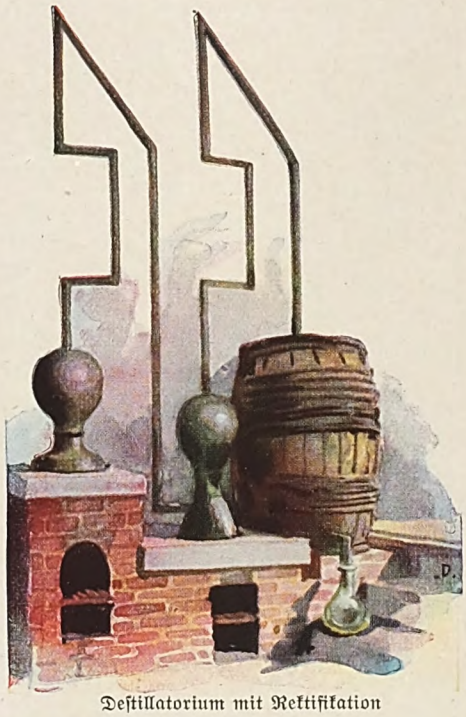
Seit uralten Zeiten stand die Chemie in enger Beziehung zur Medizin; das Bewußtsein, daß dem kranken Organismus durch Zufuhr bestimmter Stoffe geholfen werden kann, ist dem Menschen wohl ange-

Digitized by Google

Studierecke im alchimistischen Laboratorium. Ölgemälde von Ernst Dorn

boren. Die Suche nach Arzneimitteln und ihre Zubereitung ist eine Aufgabe des Chemikers, und schon in alten Zeiten waren die bedeutendsten Chemiker oft gleichzeitig Ärzte und umgekehrt. In dem Maße, als die Versuche zur Metallveredelung fehlschlugen, gleichzeitig aber zur Kenntnis zahlreicher neuer Stoffe führten, wandten sich die Chemiker wieder mehr der Bereitung von Heilmitteln zu, das alchimistische Zeitalter begann im 1. Viertel des 16. Jahrhunderts in das Zeitalter der medizinischen Chemie oder in das iatrochemische überzugehen. Man hatte zwar schon früher durch Destillation pflanzlicher Produkte, wie sie in den alten Kräuterbüchern und im besonderen in Brunschwycks berühmtem Destillierbuche (um 1500) gelehrt wurde, Heilmittel gewonnen und auch schon vereinzelt chemische Präparate, wie z. B. Basilius Valentinus seine Antimonpräparate, medizinisch verwendet, aber erst Theophrastus Bombastus Paracelsus (1493—1541) lehrte, der wahre Zweck der Chemie sei nicht, Gold zu machen, sondern Arzneimittel zu bereiten. Er stellte damit der chemischen Forschung ein neues Ziel, welches sie in innige Berührung mit der Medizin brachte und ihre Entwicklung bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts bestimmte. Paracelsus und fast alle bedeutenden Chemiker dieser Epoche waren Ärzte wie Andreas Libavius (Libau, gest. 1616), der unter dem Titel „Alchymia“ ein umfassendes Lehrbuch der Chemie schrieb, das lange Zeit als das vorzüglichste Werk über unsere Wissenschaft galt, Angelus Sala (in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts), der u. a. zeigte, daß die Fällung des Kupfers aus Kupfervitriollösung durch Eisen keine Metallverwandlung bedeute, Joh. Bapt. van Helmont (1577—1644), der vor allem wichtige Beobachtungen über Gase, besonders über die Kohlensäure machte, Daniel Sennert (1572—1637), Joh. Rud. Glauber (1604 bis 1668), der u. a. die Darstellung von

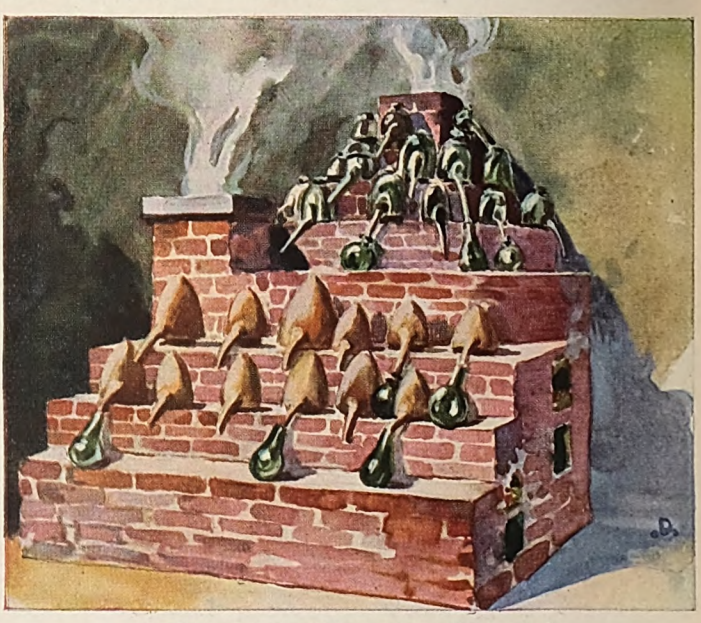
Digitized by Google



Destillatorium mit Rektifikation

Salzsäure aus Kochsalz und Schwefelsäure lehrte und durch das dabei entstehende „Glaubersalz" auch dem Laien bekannt geworden ist, Franz de le Boe Sylvius (1614 bis 1672), unter dem das iatrochemische System seinen Höhepunkt erreichte u. a. mehr. Im iatrochemischen Zeitalter, dem im Museum der Verbindungsgang zwischen dem alchimistischen und dem phlogistischen Laboratorium gewidmet ist, hat die Kenntnis chemischer und pharmazeutischer Präparate erheblich zugenommen; vor allem die Chemie der Mineralsäuren, der Alkalisalze und besonders die der Schwermetallverbindungen machte große Fortschritte, Quecksilber, Quecksilberoxyd, Sublimat, Kalomel, weißer Präzipitat, Silbernitrat, Arsenik und verschiedene Antimonpräparate gehören seit dieser Zeit dem Arzneischatze an. Aber auch einige neue organische Präparate wurden bekannt, weinsaure Salze, Bernsteinsäure, Äther u. a. Die Anfänge der qualitativen Analyse reichen in das iatrochemische Zeitalter zurück.

In ihrer ganzen bisher geschilderten Entwicklung wurde die Erforschung der Materie nicht um ihrer selbst willen betrieben, sie diente lediglich den Zwecken des Handwerks und der Technik, der Goldmacherei und der Medizin. Das große Verdienst, die Chemie aus dieser Abhängigkeit erlöst und zu einer unabhängigen Wissenschaft erhoben zu haben, die nur um ihrer selbst willen, d. h. in dem Streben nach Erkenntnis geübt wird, gebührt dem Engländer Robert Boyle (1627 bis 1691). Er erkannte als Hauptproblem der Chemie, die Zusammensetzung der Stoffe zu erforschen, und hat es auf Grund ausgezeichneter Versuche erfolgreich behandelt wie keiner vor ihm. Die nachweisbaren, nicht weiter zerlegbaren Bestandteile eines Stoffes bezeichnete Boyle als Elemente, als Verbindung die Vereinigung zweier Bestandteile zu einem neuen Stoff mit anderen Eigenschaften, als sie die Komponenten besaßen. Seine Versuche mit Luft und anderen Gasen führten ihn 1660 zu der denkwürdigen Entdeckung des nach ihm benannten Ge-



Destillierherd der Kräutergärten (Mittelalter)

Digitized by Google

Alte Apotheke. Ölgemälde von Ernst Dorn

setzes, daß die Gasvolumina dem auf ihnen lastenden Druck umgekehrt proportional sind. Mit Robert Boyle beginnt die Geschichte der neueren, wissenschaftlichen Chemie, deren erster Abschnitt als das phlogistische Zeitalter bezeichnet wird.

Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts die iatrochemischen Lehren durch ihre eigenen Übertreibungen in Verfall gerieten, beschäftigten sich die Chemiker hauptsächlich mit dem Studium der Verbrennungsvorgänge und der sog. „Verkalkung" (Oxydation) der Metalle. In Deutschland waren in jener Zeit die namhaftesten Chemiker Joh. Kunkel (1630—1702), Joh. Joachim Becher (1635 bis 1682) und Georg Ernst Stahl (1660 bis 1734), dessen Bildnis wir in dem phlogistischen Laboratorium über dem Arbeitskamin nach Priestley erblicken.

Becher nahm an, daß alle brennbaren Stoffe eine Feuermaterie enthalten, welche bei der Verbrennung bzw. bei der Verkalkung der Metalle entweiche, und welche von Stahl als Phlogiston bezeichnet wurde. Je heftiger ein Stoff verbrennt, um so reicher sollte er an Phlogiston sein; Kohle, die vollständig verbrennt, sei nahezu reines Phlogiston. Um aus den Verbrennungs-

Digitized by Google

produkten z. B. aus den Metallkalken wieder die ursprünglichen Stoffe zu erhalten, brauche man ihnen nur Phlogiston zuzuführen.

Trotz der im phlogistischen Zeitalter herrschenden irrigen Auffassung der Verbrennungsvorgänge war diese Zeit ungemein reich an hervorragenden Chemikern und wichtigen Entdeckungen sowohl von wissenschaftlicher wie auch von technischer Bedeutung. Aus der Zahl der Forscher seien noch hervorgehoben der Deutsche Andr. Sigism. Markgraf (1709—1782), der 1747 im Saft der Runkelrüben Rohrzucker entdeckte, die Engländer Jos. Black (1728—1799), der wichtige Untersuchungen über die Kohlensäure und ihre Verbindungen mit Alkalien und Erden ausführte, Heinr. Cavendish (1731 bis 1810), der zuerst nachwies, daß das Wasser aus Wasserstoff und Sauerstoff besteht, ferner daß die Luft ein konstant zusammengesetztes Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff ist, und Jos. Priestley (1733—1804), der vor allem die Chemie der Gase durch wichtige Entdeckungen bereicherte, die Schweden Torbern Bergmann (1735—1784), der Begründer der mineralogischen Chemie, der besonders die analytische Chemie förderte, und vor allen Karl Wilh. Scheele (1742—1786), einer der bedeutendsten Chemiker aller Zeiten, der durch ungemein zahlreiche wichtige Entdeckungen (Chlor, Sauerstoff, Stickstoff. Mangan, Baryterde u. a.) der anorganischen Chemie ganz neue Gebiete erschloß, aber auch die organische Chemie durch die Entdeckung vieler wichtiger Säuren sowie des Glyzerins bereicherte. Aus der großen Zahl der neu entdeckten Stoffe seien noch genannt: Phosphor und Phosphorsäure, Magnesia, Kobalt, Nickel, Platin, Molybdän- und Wolframsäure. Auf chemisch-technischem Gebiet seien hervorgehoben die Entdeckung des Porzellans — das Museum besitzt Proben von J. F. Böttgers Originalporzellan — die Anfänge der hüttenmännischen Zinkdestillation und der fabrikmäßigen Darstellung der Schwefelsäure in England, der rauchenden Schwefelsäure im Harz.

Die für die weitere Entwicklung der Chemie folgenreichste Entdeckung war aber die des Sauerstoffs durch Scheele und Priestley (1773—1774); sie führte im Verein mit den grundlegenden Untersuchungen Lavoisiers (1743—1794) über die Gewichtsverhältnisse bei der Verkalkung der Metalle zum Sturze der phlogistischen Lehre und zu Lavoisiers antiphlogistischer Verbrennungstheorie, welche besagt, daß die Verbrennung in einer Verbindung des brennbaren Stoffes mit Sauerstoff besteht und daß das Verbrennungsprodukt genau so viel wiegt, wie der unverbrannte Stoff und der verbrauchte Sauerstoff zusammen. Die berühmten Versuchsanordnungen Lavoisiers über die Bildung und Zersetzung des Quecksilberoxyds und über die Zerlegung des Wassers durch glühendes Eisen sind in dem phlogistischen

Destillatorium des 16. und 17. Jahrhunderts

Digitized by Google

Laboratorium aufgestellt. Lavoisiers größtes Verdienst ist die Einführung der Wage in das Laboratorium des Chemikers; damit begann das Zeitalter der quantitativen Untersuchungen, in dem die Chemie zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporblühte und das noch nicht abgeschlossen ist.

Diesen mächtigen Aufschwung in wissenschaftlicher und technischer Richtung zeigen die weiteren Räume. Da ist zunächst ein Saal den Männern gewidmet, die der chemischen Forschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Gepräge gegeben haben. J. J. Berzelius (1779—1848), Justus Liebig (1803 bis 1873), Friedr. Wöhler (1800—1882) und Robert Bunsen (1811—1899). Die eine Wand nehmen Digestorienherde nach Liebig ein, altertümliche Kühler und anderes Laboratoriumsgerät aus Liebigs Nachlaß, seine Apparate zur Elementaranalyse sind hier zu sehen, daneben Berzelius' Apparate zur Lötrohranalyse, eine Sammlung Bunsenscher Gasbrenner, ein Originalarbeitstisch für gasanalytische Versuche nach Bunsens Methoden. Tafeln an der Wand erinnern an die elektrochemische Theorie von Davy und Berzelius, an die Entdeckung des Faradayschen Gesetzes, die des Isomorphismus durch Mitscherlich, des Gesetzes von Dulong und Petit, an die Substitutionstheorie, an die Entdeckung der Isomerie, an die ersten Synthesen organischer Substanzen, so die der Blausäure durch Scheele (1783), der Oxalsäure und des Harnstoffs durch Wöhler (1824 bzw. 1828).

Der nächste Raum zeigt die Weiterentwicklung der experimentellen Forschung bis zur Gegenwart. Tafeln erläutern für den Laien die Prinzipien der qualitativen und quantitativen chemischen Analyse, die zur Gewichts- und Maßanalyse, zur Gas- und Elektroanalyse, zur organischen Elementar- und zur Mikroanalyse verwendeten Apparate werden gezeigt, ferner elektrische Öfen, Quarzglasgeräte und Apparate zur Hochvakuumdestillation. Die Synthese wichtiger organischer Verbindungen wird auf Wandtafeln beschrieben. Wir sehen Originalapparate berühmter Forscher, wie von Emil Fischer, und um dem Laien eine Vorstellung zu geben, wie weit in E. Fischers Händen die Kunst der organischen Synthese gediehen, ist das Modell eines Polypeptidmoleküls, des Leucyl-triglycyl-leucyl-tricyl-cil-leucyl-octaglycil-glycins $C_{48}H_{80}O_{19}N_{18}$ zu bestaunen.

Während die beiden eben geschilderten Räume die Fortschritte der experimentellen Forschung und der Laboratoriumstechnik im 19. Jahrhundert zeigen, gibt der nächste Saal, in dessen Mitte sich ein Gehäuse mit einer Sammlung aller bis jetzt bekannten chemischen Elemente befindet, einen Überblick über die Entwicklung unserer Kenntnisse vom Aufbau der Materie. Nachdem Jer. Benj. Richter, Jos. Ludw. Proust und John Dalton mit Hilfe der Wage die grundlegende Tatsache festgestellt hatten, daß die chemischen Reaktionen in ganz bestimmten, unveränderlichen Gewichtsverhältnissen zwischen den beteiligten Stoffen verlaufen, nahm Dalton an, daß die Elemente aus gleichartigen kleinsten Teilchen — Atomen — von unveränderlichem Gewicht bestehen und daß die chemischen Verbindungen durch Vereinigung von Atomen verschiedener Elemente in einfachen Zahlenverhältnissen sich bilden. Aus den Gewichtsverhältnissen, in denen sich die Elemente zu Verbindungen vereinigen und um deren Ermittlung sich zuerst besonders Berzelius, später J. S. Stas und J. C. Marignac verdient gemacht haben, suchte Dalton die relativen Atomgewichte abzuleiten. Die Untersuchungen Gay-Lussacs (seit 1805) über die einfachen Volumverhältnisse bei Reaktionen zwischen gasförmigen Stoffen führten im Verein mit der Annahme Avogadros (1811), daß gleiche Raumteile gasförmiger Stoffe bei gleichem Druck und gleicher Temperatur gleich viele kleinste Teilchen enthalten, allmählich zu einer schärferen Fassung des Begriffes „kleinste Teilchen" und deren Unterscheidung in „Atome", als die kleinsten in eine Verbindung eintretenden, nicht weiter zerlegbaren Teilchen eines Elementes, und „Moleküle", als die kleinsten, durch Vereinigung von Atomen gebildeten, für sich existierenden Teilchen eines Stoffes. Um die Ableitung der richtigen Atom- und Molekulargewichte aus den experimentellen Befunden und um deren einheitliche Zusammenfassung haben sich besonders Cannizzaro und Kekulé verdient gemacht.

Erst nachdem der Begriff des Moleküls gesichert war, konnte man erfolgreich an die Aufgabe herantreten, den Bau der Moleküle d. h. die Verkettung und räumliche Lagerung der Atome im Molekül festzustellen. Dank

Digitized by Google

der Arbeiten zahlreicher Forscher, von denen im Museum vor allen Pasteur, van 't Hoff, Adolf von Baeyer und Emil Fischer genannt sind, wurde im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts eine stereochemische Strukturlehre geschaffen, die den Bau auch recht komplizierter organischer Verbindungen durch Analyse und Synthese bis in alle Einzelheiten aufklärt. Riesige Modelle an der Decke des Saales stellen die Moleküle einfacher organischer Verbindungen wie Äthylalkohol und Methyläther dar, während die Struktur komplizierterer Verbindungen an kleineren Modellen gezeigt wird.

Die Forschung hat sich aber nicht mit der Aufklärung des Baues der Moleküle begnügt; die vor allem von Lothar Meyer (seit 1864) und Mendelejeff (1869) entdeckten Beziehungen zwischen dem chemischen Verhalten und den Atomgewichten der Elemente, die zu deren Ordnung im periodischen System führten, Beobachtungen bei elektrischen Vorgängen und besonders die Entdekkung der Röntgenstrahlen und der radioaktiven Stoffe führten zu der Überzeugung, daß die Atome nicht die letzten Bestandteile der Materie sind, sondern daß sie selbst wieder nach bestimmten Gesetzen aus positiv und negativ elektrischen Teilchen aufgebaut sind. Die Erforschung dieses Baues, die sich noch in ihren Anfängen befindet und zu einer Auflösung des Stofflichen in physikalische Vorgänge führt, ist aus den Händen der Chemiker in die der Physiker übergegangen und wird in die der Chemiker erst wieder zurückkehren, wenn es gelingen sollte, aus elektrischer Energie Atome aufzubauen. Dann wird man auch die Elemente ineinander umwandeln können und das alte Problem der Alchimisten wird gelöst werden.

Der steile Aufschwung, den die wissenschaftliche Erforschung der Materie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nahm, hatte die Entstehung einer neuen Industrie zur Folge, die aus bescheidenen Anfängen heraus im Laufe eines Jahrhunderts vor allem in Deutschland zu einer der wichtigsten Industrien überhaupt wurde. Die Entwicklung und Bedeutung der chemischen Industrie zeigen drei Räume des Museums, von denen je einer der anorganischen und der organischen Fabriksindustrie gewidmet ist, während der dritte als Ehrenraum der chemischen Industrie (zur Zeit noch nicht vollendet) das Gedächtnis bedeutender Männer der chemischen Technik festhalten und die volkswirtschaftliche Bedeutung ihrer Tätigkeit der Allgemeinheit vor Augen führen soll.

Die Grundlage der ganzen chemischen Industrie bildet die Fabrikation der starken anorganischen Säuren, der Schwefel-, der Salz- und der Salpetersäure, sowie die der Alkalien, vor allem der Soda und des Ätznatrons. Diese Industrie beginnt eigentlich mit der Entdeckung eines Verfahrens zur künstlichen Herstellung von Soda durch Nicolas Leblanc (1791); denn dieses Verfahren erforderte die Herstellung von Schwefelsäure und lieferte wichtige Nebenprodukte, vor allem Salzsäure, deren Verwertung neue Fabrikationszweige zeitigte. Das Leblanc-Sodaverfahren wurde zwar allmählich durch das Ammoniaksodaverfahren und durch die Elektrolyse der Alkalichloride verdrängt, dafür traten aber neue Verbraucher von Schwefelsäure auf den Plan, die vor allem auf Liebigs Forschungen hin entstehenden Fabriken zur Herstellung künstlicher Düngemittel (Superphosphat, Ammoniumsulfat) und die Teerfarbenfabriken, um nur die wichtigsten zu nennen. Die letzte große Errungenschaft der anorganischen Industrie, die Herstellung von Ammoniak und Salpetersäure aus Luft und Wasser, verdankt die Welt vor allem einem deutschen Forscher und der deutschen chemischen Industrie. Das Modell einer Ammoniakfabrik nach dem Verfahren von Haber und Bosch, das die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. dem Museum gestiftet hat, nimmt mit vollem Recht den Ehrenplatz im Saal der anorganischen Industrie ein.

Dieses Verfahren hat Deutschland unabhängig gemacht von der Einfuhr von Chilesalpeter und versorgt die deutsche Landwirtschaft mit allem nötigen Stickstoffdünger (Ammoniumsulfat, Ammoniumnitrat, Harnstoff).

Ein Wandgemälde zeigt das Ammoniakwerk Merseburg der Badischen Anilin- und Sodafabrik, ein anderes die imponierenden Fabrikanlagen der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Leverkusen a. Rh. Von der Ausnutzung der Wasserkraft bzw. der damit gewonnenen elektrischen Energie zur Herstellung chemischer Produkte zeugt der Luftsalpetersäureofen der Gebr. Pauling und der Calciumcarbidofen.

Digitized by Google

Ausschnitt aus einem Wandbild im Deutschen Museum in München

Im Saale der organischen Industrie, über deren Eingangstür wir das Bildnis des Entdeckers des Anilins, F. F. Runge (1794—1867), erblicken, fällt zunächst der Stammbaum der Steinkohlenprodukte ins Auge; er zeigt dem Laien, welche Fülle wertvoller Stoffe, vor allem Farbstoffe und Medikamente, die Zauberhand des Chemikers aus einem unscheinbaren Rohstoff herzustellen vermag. In einer großen Vitrine sehen wir zahlreiche Modelle von Fabrikanlagen zur Herstellung von Farbstoffen, im besonderen auch eine Anlage zur Herstellung des wertvollen Indigos. Es ist uns auch Gelegenheit geboten, die Produkte der chemischen Kunst mit den seit alten Zeiten bekannten und verwendeten natürlichen Farbstoffen zu vergleichen. Die chemische Verarbeitung der Braunkohle und des Petroleums wird ebenso wie die des Steinkohlenteers in Stammbäumen gezeigt; der Fetthärtung ist hier gedacht, die es ermöglicht, aus flüssigen Fetten durch katalytische Hydrierung feste Fette zu gewinnen. Der Industrie der natürlichen und künstlichen Riechstoffe und ihrer Geschichte ist eine besondere Abteilung des Saales gewidmet.

Den Abschluß der chemischen Abteilung des deutschen Museums bildet ein noch unvollendeter Saal, welcher über die Errungenschaften der Nahrungsmittelchemie belehren soll, und schließlich eine alte Apotheke, welche wohl zu den schönsten Räumen des Museums zu rechnen ist (siehe Abb. S. 447).

Wir sehen uns plötzlich in eine Offizin des 18. Jahrhunderts versetzt, deren Regale und Schränke in langen Reihen schöner alter Porzellan- und Glasgefäße eine seltene Sammlung oft recht merkwürdiger Heilmittel bergen. Hier finden wir nicht nur Animalia wie getrocknete Kröten, Mumie, Eberzähne, Menschenfett und Schlangenfett, sondern auch Preziosa wie Hyazinthen, Saphire, Smaragde und Topas, die unseren Vorfahren als Medikamente zugedacht waren. Im Gegensatz dazu enthält die Einhorn-Apotheke — so ist sie nach dem Symbol über der Tür und im Deckenbild wohl zu nennen — aber auch noch eine Sammlung moderner und modernster Heilmittel.

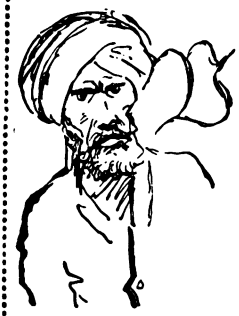
Unser Gang durch die chemische Abteilung ist nun beendet; der Besucher wird aber noch wichtige Gebiete der chemischen Technologie in anderen Abteilungen des Museums verstreut finden, so die Metallurgie, die Gewinnung des Steinsalzes und der Kalisalze, die Glas- und Tonwarenindustrie, das Gärungsgewerbe, die Holzverwertung u. a. Industrien, die sich mit der Gewinnung und Veredlung chemischer Stoffe befassen, aber älter sind als die eigentliche chemische Fabriksindustrie und deshalb schon seit langem ein selbständiges Dasein führen.

Digitized by Google

Die Kobra

Eine Kabarettszene von Fr. W. v. Oesteren

*



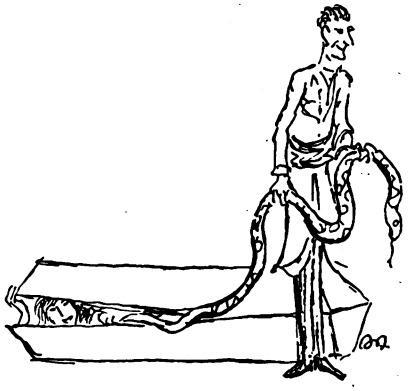
on neuem hat der Vorhang sich gehoben.
‚Die Kobra' kommt als nächste Nummer dran.
Ein grauer Sarg steht auf der Bühne oben.
Der Deckel hebt sich zögernd, und ein Mann,
Ganz in der Farbe seines Sargs gekleidet,
Die Haare grau und grau der Ton der Haut,
Sodaß sich Wange kaum vom Barte scheidet,
Entsteigt ihm, Ruck um Ruck, und schaut und schaut
Mit seinen schwarzen Augen ernst und stumm
In seine schmale, harte Liegestatt,
Aus der er eben sich erhoben hat,
Und wendet keinen Blick zum Publikum.
Jetzt aber blickt sein Auge in die Runde
Der Menschen, die da unten sprechen, zechen;
Es währt zwar nur ein Teilchen der Sekunde,
Doch es genügt, um einen Bann zu brechen,
Jäh schnellt ein platter, grauer Kopf empor,
Giftzähnig, geiferzüngig starrt ein Rachen.
Die Kobra möchte aus dem Sarg hervor.
Hier schreit ein Weib und dort verstummt ein Lachen.
Der Mann dort oben wirft mit raschem Griff
Den Deckel wieder übern Schlangenleib
Und setzt sich auf den Sarg. Ein schriller Pfiff,
Und er beginnt: „Ich liebte einst ein Weib,
In dem ich eine Taube ohne Arg erblickte,
Dieweil es eine Natter war, die mich umstrickte.
Aus jedem ihrer Küsse sog ich Gift,
Das mir die Glieder lähmte und Gedanken
Und in das Blut mir schrieb mit Feuerschrift:
‚So siechen Männer, die am Weibe kranken.'
Doch wurde erst nach manchem Jahr mir klar,
Daß ich in Saft und Mark vergiftet war.
Den letzten Willen, den ich noch besaß,
Erraffte ich zu einem letzten Handeln;
Was ich aus Fakirzeiten nicht vergaß:
Die Wundergabe, Mensch in Tier zu wandeln,
Rief ich herbei und — — — Pst, wer spricht denn dort?
Sie oder ich — wer hat jetzt hier das Wort?
Von diesem Tische kam der Schrei. Von hier.
Dort, dort die Frau, die schöne blonde Frau
— ein dicker, kahler Herr sitzt neben ihr —
Sie war's, sie schrie. Ich hörte es genau.
Die Dame will mit ihrem Freund schon gehn?
Nein, bleiben Sie, den Schlangenkampf zu sehn!
Sie werden — — —" Was geschah dem grauen Mann?
Und was im Saale dort der blonden Frau?
Sie stehen starr, sie sehn einander an,
Auch *ihre* Wangen deckt ein fahles Grau,
Und Blicke, Blicke sind in beider Augen,
Die jedes Stäubchen aus dem Herzen saugen.
Gellender Schrei. Und dort oben der Mann
Schüttelt von sich den erstarrenden Bann,
Reckt sich und duckt sich dann, springt wie ein Tier
Jäh in den Saal; und da steht er bei ihr,
Reißt sich den Schein, der sein Antlitz bedeckte,
Reißt sich die Maske mit Haaren und Haut,
Die wie ein Schleier die Wahrheit versteckte, ab.

Digitized by Google

Dem jungen Weibe graut,
Wenn auch die Züge, die sich nun enthüllen,
Die andren Frauen mit Begehr erfüllen.
Sie stammelt: „Also doch. Ich fühlte: das bist du!"
Sie wankt, sinkt auf den Sitz zurück. Doch ihr Begleiter
Ist aufgesprungen, stürzt nun auf den Grauen zu.
„Was unterstehn Sie sich? Nicht einen Schritt mehr weiter!
Sonst — — Überhaupt, das ist doch ein Skandal!
Wer schafft denn Ordnung hier in dem Lokal?
Ist man hier Narren ausgeliefert? Wirt!
He, Kellner!" — Allenthalben herrscht Erregung,
Ein Flüstern schwirrt, wird lauter, Glas erklirrt,
Von allen Seiten kommt es in Bewegung
Zum Tische hin, wo stumm der Graue steht
Und wo ein Weib in wilder Angst vergeht.
Man schreit, bedrängt den Mann, man packt ihn, droht.
Er reißt aus einer Tasche eine Waffe.
„Die ist's, mit der ich freie Hand mir schaffe.
Die Finger fort! Im Stahl hier sitzt der Tod."
Da weichen sie alle voll Bangen und schrei'n,
Und keiner mehr will ihn berühren.
Er lacht: „Keine Angst! Nur mit dieser allein
Hab' ich's zu Ende zu führen.
Ich krümme keinem Menschen sonst ein Haar
Als diesem Weib, das meine Kobra war.
Mit ihr allein nur hab ich abzurechnen heut.
Ich bitte, bleiben Sie! Ich halt', was ich verspreche.
Ich weiß, daß es nach kurzem jeden heimlich reut,
Wenn er jetzt geht, nicht miterlebt, wie ich r ä c h e."
Er spricht es, bückt sich, packt das blonde Weib,
Das auf dem Sitze kauert wie vernichtet
Und blaß und stumm auf Widerstand verzichtet;
Er schlingt die Arme eng um ihren Leib
Und zerrt sie wild empor. Ist es ein Bann,
Daß sie sich willenlos ergibt dem Mann,
Mit stummem Munde und mit Sklavenblick
Sich von ihm schleppen läßt in ihr Geschick?
Als wäre sie ein totes Reh, zur Strecke
Auf einer Jagd gebracht und frisch erlegt,
Wirft er sie über seine Schulter, trägt
Zu einer kleinen Tür sie in der Ecke,
Verschwindet mit der Beute dort im Lauf.
Jetzt trägt er sie zur Kobra dort hinauf —
Das weiß man wohl, doch keiner hält ihn auf.
Sie alle sind im Saale wie gebannt
Und sitzen wieder still an ihren Tischen.
Kein einz'ger ging und rührt jetzt Fuß und Hand
Und wagt, ins Furchtbare sich einzumischen.
Doch jeder ahnt, was kommt, und will es sehn.
Der dicke, kahle Herr hat, wie es scheint,
Sich ebenfalls gefügt, läßt wie versteint
Des Weibes Schicksal seine Wege gehn.
Er tut, als glaubte er dem Wort, das eben
Von seinen Lippen wie ein Lallen fiel:
„Wir sind im Kabarett. Was wir erleben,
Ist Spiel."

Digitized by Google

In Spiel? Dort oben auf der Bühne steht
Der Mann in grauer Tracht und lacht und lädt
Von seiner Schulter die lebend'ge Last,
Die halb entseelt schon ist in ihrer Starrheit,
Läßt sie zu Boden gleiten, wirft sie fast
Mit einer Roheit, die zu Tieren paßt,
Und lacht und lacht sein Lachen wilder Narrheit.
Zum Sarg. Ein Riß am Deckel und das Lachen.
Ins offne Lager beugt der Mann sich nieder.
Entgegen schnellt ihm rot der Schlangenrachen.
Ein Schlag der Faust. Das Tier verschwindet wieder.
Und während unten dort im Saal
Der oder die, vor Schrecken fahl,
Vor dem nun Kommenden erbebt,
Stürzt auf das Weib der Mann und hebt
Die starr Gestreckte, schleudert sie hinab
Zur Schlange in das sichre Grab.
Wer hat geschrien? Sie? Der Dicke unten dort.
Was war das? Ach, die Kobra zischte, pfiff.
„Schlaf wohl!" Das Lachen schallt. Ein rascher Griff
Läßt dröhnend auf den Sarg den Deckel fallen.
Der Mann in Grau hat sich darauf gesetzt,
Er spreizt die Beine, lacht und lacht, und jetzt
Hält er von neu'm die Waffe. „Ihnen allen
Zur Warnung! Keiner rühre sich vom Platz!
Wer nicht gehorcht, den muß ich niederknallen.
Ich wache scharf, ich hüte meinen Schatz."
Er senkt die Waffe und nun drückt er los
— grad auf den Deckel, drauf er selber sitzt.
Was soll das? Solch ein leises Knacken bloß?
Wo bleibt der Knall, der Rauch? Kein Flämmchen blitzt.
Er wirft die Waffe fort. „Zum Teufel! Nicht geladen.
So stirbst du eben von der Kobra Gnaden."
Ein Mann in Uniform, ein Polizist,
Tritt endlich, endlich jetzt aus den Kulissen.
Doch ob das Weib jetzt noch zu retten ist?
Rasch ist des Sarges Deckel aufgerissen;
Ein Griff; er hält die Kobra in der Hand.
Die Kobra? Wie? Die ist ja nur Papier!
Er grinst und spricht, zum grauen Mann gewandt:
„Ein Trick, du Schwindler, war dein Zaubertier."
Das Weib blickt aus dem Sarg mit Zähnefletschen
Und sagt zum Publikum: „Ja, ja, wir sketschen."



Digitized by Google

Peter Amerlings Brautfahrt

Novelle von Georg Engel

In der weitläufigen Katenstube saß Peter Amerling und schrieb. Mit beiden Armen, weit vorgebeugt, lehnte der von einem wilden schwarzen Haarbusch Umwallte über dem rohen Fichtentisch, und seine Feder kratzte unter der Bürde einer derben Fischerfaust so laut und gewalttätig über die langen gelben Bogen, als könnte sie mit ihrem heiseren Gekrächz den dröhnenden Sturm übertäuben, der in kurzen, immer wiederholten Stößen gegen die drei Fenster prallte. Fast hätte man glauben können, ein großer Hund bemühe sich, von draußen gegen die halbrunden Glasscheiben des Gemeindeamtes anzuspringen, um sich endlich Einlaß in den warmen, dämmernd erleuchteten Raum zu erzwingen. Allein dem war nicht so. Denn der einzige Hausgenosse des jungen Gemeindevorstehers lag in Gestalt eines mächtigen tiefschwarzen Leonbergers unter dem Tisch des Schreibenden, und zwar so, daß er wohl den gewaltigen Kopf zutraulich über den Stiefelspann seines Herrn gebettet hielt, gleichwohl jedoch mit seinen ruhigen, beobachtenden Wächteraugen den späten Gast mustern konnte, der aufrecht hinter dem Rücken seines Herrn die feine blaue Schiffermütze zwischen den Händen drehte, um so auf die Beendigung der Schreibarbeit zu harren.

Endlich mochte dieser Zeitpunkt herangenaht sein. Der junge Gemeindevorsteher spritzte ein paarmal die Feder über dem hohen hölzernen Tintenfaß ab und schüttete aus einem gesiebten Becher trockenen Sand über den Bogen. Ein veraltetes Verfahren, das sich nur noch in jenem Gemeindestübchen des Dorfes Trent erhalten konnte, weil die Fischergemeinschaft, eingeklemmt zwischen unergründlichen Föhrenwaldungen und den Fluten des Trenter Boddens, ein von den übrigen Ansiedlungen abgesprengtes und weit geschiedenes Dasein fristete. Auch die lauten Äußerungen des Menschentreibens, Krieg, Friede, Not, Zusammenbruch, sowie der Ruf Gutgesinnter zu Umkehr und Aufbau, sie schlugen über die dunkle Wand der Wälder kaum herüber, und ein Sturm oder eine jener still und heimtückisch heankriechenden Fluten, sie wischten für Trent die flüchtige Schrift der Geschichte rasch und vollständig von der Tafel.

Auch ein reichlicher Heringsfang konnte dies bewirken oder ein Tanz im Krug, wenn Miete Dübals das Röckchen ein wenig höher hob, als es sonst im Orte Sitte war.

Denn Miete Dübals galt als eine Schönheit.

Als Waise gehörte sie gewissermaßen der ganzen Gemeinde, speziell aber in die Verwaltung von Peter Amerling — und vor allen Dingen die Augen der jungen Seefahrer waren in der wüsten Zeit hungriger und schonungsloser geworden.

„Hier, Herr Hinrich Großklaus," damit erhob sich der junge Gemeindevorsteher von Trent, und jetzt entdeckte man erst, welch riesige Maße die Natur an diesen Küstensohn verschwendet hatte, da er fast um Haupteslänge seinen Besucher überragte, „hier, Herr Hinrich Großklaus," begann er, von der langen Mühe aufatmend, während er dem untersetzten seegebräunten Kapitän den gelben, eben gestempelten Bogen überreichte, „hier empfangen Sie also Abschrift aus unserem Grund- und Katasterbuch, wonach Ihre Fischereihandlung die zwei Ruten Seewiesen direkt neben der Mole für die Anlage eines Lagerschuppens gekauft hat."

Er strich sich über das glattrasierte und doch schon etwas faltige Gesicht, und seine tiefliegenden braunen Augen richteten sich auf eines der gebuckelten Fenster, als könnte er durch Nacht und Finsternis hindurch jenen Ort erkennen, über den hier verhandelt wurde. Dann trat er dichter an die Fensterruten heran, beugte den immer etwas geduckten Nacken, und während er die eine seiner umfangreichen Schifferfäuste in die Seitentasche des fellbraunen Wollflausches versenkte, streichelte er mit der anderen über das Haupt des großen Hundes, der ihm gefolgt war, um jetzt seinen Behang schmeichelnd an dem hohen Transtiefel seines Herrn zu scheuern. „Es soll Ihnen also auch gestattet sein, Herr Großklaus," fuhr Peter Amerling bestimmt und überlegt fort, „einen Wassersteg zu errichten, damit Ihr neuer Dampfer dort anlegen kann. Ja, ja, schon wieder ein neues Fahrzeug. Es geht gut bei Ihnen. Wie soll das neue Schiff wohl heißen?"

„Hm," der Gefragte verzog wie gestört seinen wohlgeformten, vollblütigen Mund, und indem er seinen Blick nicht von der weißen Diele löste, entgegnete er beinahe widerwillig: „Ja, wie? — Ich wollt's Ding eigentlich ‚Krabbe' nennen."

Es mußte etwas Weckendes in jener harmlosen Bezeichnung liegen, denn der Riese hob den schweren Kopf, und obwohl er sein Tier

Digitized by Google

noch immer liebkoste, ließ er seine dunklen Augen lange und prüfend auf dem stattlichen Seemann ruhen. Gewichtig stritten sich Ernst und Heiterkeit in den ruhigen Zügen.

„Krabbe?“ wiederholte er endlich mehr verwundert, als betroffen, „wissen Sie auch, Herr Großklaus, so wurd' ja hier Miete Dübals immer genannt?“

Der andere drehte noch immer an seiner goldbetreßten Mütze. „Ja,“ entgegnete er kurz.

Darauf steckte er mit einer raschen, unvorbereiteten Bewegung den Stempelbogen in sein blaues Wams und knöpfte an dem dunklen Mantel, zum Zeichen, daß nun sein Aufbruch unmittelbar bevorstehe.

Allein durch einen unwillkürlichen Schritt verhinderte der lang aufgeschossene Fischer die Absicht seines Gastes. Schwerfällig reckte er sich empor, und als er nun auf gespreizten Beinen, beide Hände in die Weichen gestemmt, vor dem nur ungern noch Verweilenden aufragte, da webte zwischen den beiden Männern etwas Dumpfes, Unausgesprochenes in der Luft, das nach Ausbruch und Entladung drängte.

Bei dem Riesen meldete es sich zwar zuvörderst nur als ein ganz fernes, unbestimmtes Wölkchen kommender Schwärze. Noch suchte er nach Worten, ja ein ungeschicktes Lächeln nistete sich sogar in die breiten Querfalten seines Mundes.

„Miete Dübals,“ suchte er das Gespräch auf den graden Weg zu lenken, „ja nach ihr wollt' ich fragen. Es is nu bald acht Wochen her, Herr Hinrich Großklaus, daß ich die Dirn zu Ihnen ins Haus gegeben. Zu Ihrer Mutter in den Dienst,“ erklärte er deutlicher. „Wie schickt sich die Dirn?“

Auf diese klare Frage wäre gewiß eine eindeutige Antwort zu verlangen gewesen. Indessen, sie blieb aus. Finster, in sich versunken, ja verlegen und bedrückt, starrte der junge Dampferführer in die düsterste Ecke, bis er abermals die niedrige Ausgangstür ins Auge faßte, als ob dort jenseits der Schwelle seine einzige Rettung wohne.

Inzwischen fing der Riese die Sonderbarkeit jenes Verstummens auf. Abschätzend und wie zu seiner Beruhigung strich er mit der flachen Hand ein paarmal über seine breite, unter der braunen Strickjacke sich hebende Brust.

„Was is mit Miete Dübals?“ forschte er drängender.

„Was soll sein?“ antwortete der andere mürrisch, ohne sich jedoch zu mehr entschließen zu können, „sie is — —“

„Was?“ rang sich Peter Amerling ab und rückte wieder etwas näher. Diesmal klang es beinahe schon wie eine Drohung. Und auch der große Hund ließ ein Knurren vernehmen. „Herr Großklaus,“ griff der Fischer noch einmal mit aller Selbstbeherrschung nach, „nehmen's nich übel, es geht um mein Mündel.“

„Meinetwegen,“ zuckte der Seemann die Achsel. Und plötzlich stampfte er mit dem Fuß, und während er die Faust ballte, brach es unter seinem gesenkten Haupt, halb gegen seinen Willen hervor: „Sie is fort.“

Der Riese verstand ihn nicht. Ohne volles Begreifen wandte er den langen Hals unter dem blauen Wollschal hin und her, und in den ruhigen braunen Augen des Fischers wohnte eine rührende Hilflosigkeit, als er fast bittend murmelte: „Lassen Sie mir ein bißchen Zeit. Sprechen Sie von Miete Dübals, Herr Großklaus?“

Von dem begüterten jungen Menschen aber war der Seelenriegel gesprengt, Reue, Wut, Verzweiflung und Trotz wirbelten jetzt gemeinsam hervor. Ein hochmütiger, gehässiger Ausdruck der Gegnerschaft entstellte sein hübsches, schmales Gesicht, als er es nun gegen seinen plumpen Bedränger erhob. Es war ganz deutlich, ungern nur fügte sich der Wohlhabende dem Zwang, vor dem Ärmeren Rechenschaft ablegen zu sollen. Es wurde eine Beschuldigung daraus.

„Fortgelaufen is sie,“ befreite er sich voller Anklage, „heute morgen fanden wir ihr Bett leer. Die Dirn' hat's wahrhaftig gut bei uns gehabt. Nicht nur meine Mutter hatte einen wahren Narren an der hübschen Larve gefressen, auch sonst — —“

„Was? — Wer noch?“

Der andere knöpfte wieder an seinem Mantel herum, allein er hatte sich schon zu weit vorgewagt. Er konnte nicht mehr zurück. Und er wollte es auch nicht. Irgend jemanden mußte er finden, gegen den er die verfluchte, niederträchtige Last abschütteln könnte. Und dazu war ja dieser hölzerne Fischerknecht, der außer seinem Boot und seinen langweiligen Stempelbogen nichts Schönes auf der Welt kannte, vielleicht gerade der Rechte.

„Sie war eben verflucht hübsch mit ihren blonden Haaren und den schwarzen Augen,“ wühlte er in seiner schuldhaften Erinnerung umher und knirschte mit den kräftigen Zähnen. So überhörte er es auch völlig, daß sein Wirt ganz zerbrochen und verloren vor sich hinsprach: „Wahr — wahr! Augen, wie weicher Samt.“

„Wahrhaftig ja, und der Gang! Der wiegende, federnde Gang. Anders, als bei anderen Weibern. Ich weiß auch nicht, es lag etwas Sündhaftes darin, deshalb is es

Digitized by Google

Digitized by Google

dann auch geschehen. Weiß der Kuckuck, ich hab's nich beabsichtigt — —"

Von diesem einen Wort jedoch war Peter Amerling erwacht. Und als er jetzt die Hand auf die Schulter des Beichtenden sinken ließ, ähnelte es beinahe einem Schlag. Alle Rücksicht, jeder Respekt vor dem Angehörigen der angesehenen, begüterten Familie war vor der geahnten Untat verflogen.

„Du bist ihr doch nich zu nahe gekommen?" grollte es gefährlich und rachegierig aus der arbeitenden Brust, und man konnte nicht mehr unterscheiden, ob das stoßweise Keuchen der schwarzen vierbeinigen Bestie oder dem, um seinen Halt gebrachten, Riesen entstamme.

„Du — du, Hinrich Großklaus, du hast dich doch nich etwa an ihr vergriffen?"

Was war das? Den feinen, zarten Kapitän überrieselte ein Schauer. Erst jetzt, da die ruhigen Augen des Fischers sich unvermutet wie mit flackerndem Pech erfüllten, um ihren sengenden Brand immer näher und zielsicherer in seine schuldigen Züge zu schleudern, da — da überfiel den Schwächeren die schreckhafte Erkenntnis, wie er hier vielleicht gleichfalls einem Beraubten gegenüberstehe, der von derselben Leidenschaft ergriffen wäre, wie er selbst, ja, wie dieser Qualbeladene am Ende wähnen könnte, zu einem Rächeramt berufen zu sein.

Nur das nicht.

Der ganze Schrecken des Überfallenen, wehrlos in einen Hinterhalt Gelockten packte ihn. Dazu erkannte seine herumspringende Angst die langstielige Axt neben dem Türpfosten. Und im gleichen Moment meinte seine herumgeschleuderte Phantasie, eine rote Lache aus den weißen sandbestreuten Dielen herausquillen zu sehen. Tropfen um Tropfen.

Flucht — Entweichen — um Gottes Barmherzigkeit willen sich wehren gegen diese ungeheuerlichen Fäuste, das war das letzte, was der Gepeinigte noch klar zu denken vermochte. Daneben aber schrie in dem, von den Folgen seiner Tat Gefolterten noch immer die zehrende Sucht, durch Wahrheit und Bekenntnis sich reinzuwaschen.

Blitzschnell duckte er sich, immer von der Gewißheit überwältigt, daß die nächste Sekunde den ungleichen Kampf bringen müsse.

Da fühlte er sich auch bereits von ein Paar Pranken angesprungen, ein harter Hundebiß fuhr ihm in die Weiche, so daß der Schmerzzerrissene jetzt laut aufschrie: „Nicht wahr — alles nicht wahr — hör' es doch, Peter Amerling, die Dirn' hat sich gewehrt — und da — da bin ich noch zu rechter Zeit zur Vernunft gekommen. — Was kann ich dafür, daß sie sich's später so zu Herzen nahm?"

Wieder ein Biß — zugleich aber ein Aufbrüllen des menschlichen Rächers, und ein taumelndes Herumsuchen in dem niedrigen, weiten Raum.

Wie lange noch, und die Schneide des Beils würde, getroffen von den roten Funken der Hängelampe, in der erhitzten Luft schwanken.

Um alles in der Welt nicht, anklammern an das Leben, gerade weil es so toll und unberechenbar alle Sinne mit der Peitsche schlug. Nicht das Hirn zu weichem Brei zerhämmern lassen, solange es noch so köstliche Dinge begreifen und aufbewahren konnte.

Und der verwöhnte reiche Genießer mußte an die weißen, straffen Arme von Miete Dübals denken, als sie das Mädchen mit versagender Kraft gegen seine Brust gestemmt hielt.

Voll trotzigen Ringens um den winzigen Lebensfunken stieß er der wieder anspringenden Bestie die Faust mitten in den Rachen.

Ein wildes, tierisches Geheul, ein Übereinanderstürzen im Knäuel von Mensch und Vieh, und dann das besinnungslose Benutzen des Bruchteils von einem fliegenden Zeitatom, das den gehetzten Menschenleib, wie durch ein Wunder, ungehemmt zur Tür trug.

Dort noch ein Griff, ein scharfes Zuschlagen, und draußen im Freien stürzte sich der Gerettete kopfüber, sinnberaubt in die schützenden Arme der Nacht.

*

In seinem altväterischen Lehnstuhl, den schwarzwelligen Kopf eng gegen die Hauptstütze gepreßt, so saß Peter Amerling mit in den Schoß verschränkten Händen und obwohl er seine Augen fest verschlossen hielt, so fühlte er dennoch den gelben Schein der Hängelampe durch seine Lider dringen, ja manchmal glaubte er ganz bestimmt die schwarzen Umrisse der Axt in dem tanzenden Lichtnebel schaukeln zu sehen.

O Gott Lob und Dank — und er bezwang mit Gewalt das wilde Stampfen des Herzens — o Gott Lob und Preis dafür, weil ihn seine irre Tobsucht planlos im Kreise herumgetrieben, bevor seine Faust nach der mörderischen Waffe greifen konnte.

Jetzt begann sich seine ruhige Besonnenheit wieder zu regen, um derentwillen ihm seine Mitbürger das verantwortungsvolle Ehrenamt des Dorfoberhauptes trotz seiner verhältnismäßig jungen Jahre übertragen hatten.

War er denn — er, der stille, arbeitsame, einsiedlerische Gemeindevorsteher von Trent, wirklich der bestellte Richter dafür, sobald es zwei Menschen in Sturm und Wellenschlag zueinander trieb? Was wußte er davon,

Digitized by Google

wie es in einem Mädchenkopf aussah, wenn dieser durch Schmeichelei, Wohlleben und Versprechungen berückt wurde? Und wurden die Wünsche jenes schönen Kopfes etwa dadurch schlechter oder unberechtigter, weil solch geheimnisvoller nicht zu enträtselnder Zug dem Oberhaupt von Trent nicht gefiel? Oder gar weil in der Gemeinde abfällig über derartig heiße, ungewohnte Dinge geurteilt wurde? Nein, nein, was hatte doch der neunzigjährige Prokow, der älteste und weitaus klügste Gemeindevertreter von Trent, einmal in seinem lallenden Singsang geäußert: „Laßt man, Kinnings — laßt man, in unserem Peter Amerling seine Brust, da steigen zwei Wagschalen auf und nieder. Für alles hat der seine eigenen Gewichte. Den laßt man, der wird schon jedem sein Teil zuerkennen!“

Jetzt, in dieser Stunde der Selbstprüfung, da zitterte die Wage in seinem Innern und stieg und fiel. Langsam ließ der tief Versponnene seinen Kopf in beide Hände sinken, und während er die Ellenbogen auf die von bauschigem Leder bedeckten Knie stützte, da wütete seine Unbestechlichkeit grausam gegen sich selbst.

„Ne, laß man, laß man, weder Miete Dübals noch Hinrich Großklaus tragen die Schuld, weil ich selbst in Stummheit, aber auch in Begehrlichkeit meine Gedanken dahin schicke, wo sie nichts zu suchen haben. Was kümmert sich solch blühender Apfelzweig darum, wer grad unter ihm steht und auf seine weiße Pracht heraufschielt? Ne, ne, so einer schwanken Gerte mag es ja auch lieber sein, von einer sauberen, wohlgepflegten Hand gepflückt zu werden, als von solch schwarzgekerbten, arbeitszerrissenen Fingern, die alle Augenblicke in Teer wühlen müssen, wenn sie nicht grad von Tinte bespritzt sind.“

Damit spreizte er seine riesigen Hände flach vor sich aus, und seine dunklen Augen kehrten noch einsamer und scheuer in ihre Höhlen zurück, als bisher. Ein schwerer, leidbeladener Seufzer entrang sich der gequälten Brust. Denn wieder konnte der Ringende nicht hindern, daß sich seine erregte Vorstellung zu jenen Zärtlichkeiten verlor, von denen das schöne Mädchen in dem wohlhabenden Hause in der Stadt bedroht gewesen. Was mochte sie erlitten haben, da sie vor ihren eigenen Erinnerungen entfloh wie ein geprügelter Hund? Und dazu dieses heitere, ewig zu Scherz und Frohsinn aufgelegte Geschöpf. Mußte sie sich nicht unabwendbar mit Schande belastet glauben, wenn sie es vorzog, in Finsternis und Namenlosigkeit zu verschwinden?

Müde, zermürbt von den wirren Bildern, die er nicht meistern konnte, senkte Peter Amerling allmählich das Haupt in beide Hände und wühlte seinen buschigen Schopf gemeinsam mit seinem heimlichen Gram in diese gehöhlten Schaufeln ein.

Draußen winselte der Sturm, aus den Kronen der beiden Pappeln vor dem Hause fiel ein ewiges Weinen und Seufzen herab, und dazwischen hallte es vom Meer herüber dumpf und polternd, gleich beständigem Einsturz und Niederbruch.

Unter dem Tisch kroch plötzlich der schwarze Hund hervor, und nachdem er sich stattlich aufgerichtet, hob das Tier aufmerksam den Kopf und begann leise und bewillkommnend mit der Rute zu wedeln. Ohne einen weiteren Laut schritt der Wächter darauf bis zur Tür, schnupperte dort heftig an der Ritze herum und führte dann seine breite Pranke kratzend über das Holz.

„Packan,“ ermahnte ihn der aufgeschreckte Fischer, aber noch im Sitzen rief er laut und mißtrauisch hinterher: „Is da wer?“

Nichts antwortete, nur durch die Strohschütten des Daches stäubte der Wind vernehmlicher, und irgendwo in der Ferne heulte ein Nebelhorn über die leere Fläche.

Der Hund aber stieß jetzt ein lautes, begrüßendes Gebell aus und strebte mit Ungestüm an der Tür empor.

Da raffte auch der so lange gefesselte Riese seine halb entschlummerten Glieder in neuer Wirrnis aus dem Ruhesitz. Allein während er noch bewegungslos verharrte, wagte er es doch noch immer nicht, die dünne Scheidewand der Tür zwischen sich und der einen Möglichkeit, nach der seine Seele bangte, in den Angeln zu drehen.

Wie, wenn der seidene Hoffnungsfaden abermals riß, und sein scheuer Glaube von neuem in den Staub stürzte?

Weit vorgebeugt starrte der Zweifelnde durch die runden Buckelscheiben, und während seine seegewohnten Augen vergeblich mit der Dunkelheit rangen, schlug ihm eine heiße Blutwelle bis weit in die Stirn.

Indessen das Tier tat, was der Mensch in furchtsamer Entschlußlosigkeit bisher unterlassen. Lauter und immer wilder kläffend, sprang der Schwarze noch einmal an dem Holze empor, und diesmal wurde die Klinke von seiner schweren Tatze getroffen. Durch den Sturm zurückgeworfen, flog die Tür auf, und in einem einzigen, weiten Satz fuhr Packan in die regenkalte Nacht hinaus.

*

Sofort verstummte das Gebell. In der hellen Lichtbahn, die weit hinaus bis auf die durchweichte Landstraße geworfen wurde, stand eine unerkennbare Gestalt. Das Haupt

Digitized by Google

hatte sie durch ein kurzes wollenes Tuch vermummt und die durchnäßten Oberkleider hielt sie verkrampft über der Brust zusammen, als einzigen Schutz gegen Kälte, Regen und Wind.

Bei dem Anblick quoll Peter Amerling das Herz bis in die Kehle. Noch wagte er nicht, an die bündige Antwort zu glauben, die ihm wider alles Erwarten von der Nacht auf all seine stummen Fragen erteilt wurde.

„Miete — Miete Dübals?" rief er heiser und gewaltsam, als ob ihm seine gewollte Rauheit am leichtesten den entwichenen Mut ersetzen könnte: „Sag' — bist du's? Bist du's wirklich?"

Nichts regte sich, man hörte nur das Ziehen des Windes und das freudige Winseln des Hundes.

Aber nun hatte sich der Fischer in seinen schweren Stiefeln herausgeschleppt, und da die verlorene Gestalt zu eng in ihre nassen Kleider und Tücher verschnürt war, als daß er eine ihrer Hände erreichen konnte, so drängte der Hilfsbegierige das noch immer widerstrebende Geschöpf Schritt vor Schritt bis in das stille, dämmernd erleuchtete Asyl. Kaum hatte er jedoch die Tür hinter sich geschlossen, so nahm der Atemlose wahr, wie das versprengte Weib, angeweht von der warmen Luft des Ofens, in ein ärgeres Frösteln als bisher verfiel, und nachdem Miete das Tuch von den wirren blonden Haaren gelöst, griff sie hastig nach der Lehne des Großvaterstuhls, weil ihr wohl die Füße den Dienst verweigerten.

Gott allein konnte wissen, welch weiten, unergründlichen Weg sie zurückgelegt haben mochte. Gleich darauf freilich flog ein widerspruchsvolles, leeres Lächeln über ihr schmales, wohlgebildetes, jetzt aber von Totenblässe erfülltes Antlitz. Scham und Verlegenheit verliehen den früher so schönen Zügen eine eigene Starrheit und verwandelten die ehemals funkelnden Augen zu Stein. Da packte der Gemeindevorsteher die Willenlose ohne weitere Umstände um den Leib und drückte sie in die weichen Polster des Sitzes. Dann beugte er sich herab, schnürte ihr die verquollenen, kotbespritzten Stiefel auf, und bald hatte er der noch immer Sprachberaubten seine eigenen filzgefütterten Holzschuhe aufgestreift. Alles ohne Wort noch Zeichen, als wenn es sich um das Allerselbstverständlichste handele.

Das Mädchen indessen fuhr fort, ihr unveränderlich bleiernes Lächeln zu zeigen.

Erst als Peter Amerling an die Ofenröhre geeilt war, um der Sitzenden nunmehr eine Tasse voll heißen Kaffees in die Hand zu drücken, da geriet zum erstenmal Leben in die gelähmten Glieder. Ungestüm, begierig führte sie die Schale an ihre Lippen, und ihr hastiges Schlucken verriet, wie lange die Entlaufene Speise und Trank entbehrt haben mochte. Sofort schnitt ihr Schützer auch noch eine derbe Scheibe Landbrotes ab, bestrich sie dick mit Butter, und nachdem er der Hungrigen auch diese Labe zwischen die willfährigen Finger geschoben, zog er sich einen strohgeflochtenen Holzstuhl ganz dicht neben die Zehrende und nahm ihr nun hilfreich die Tasse ab. Willig ließ sie alles geschehen. So dicht hockten sie zusammen, daß sich fast ihre Knie berührten. Der Riese aber nahm die eine der schlaff herabhängenden Mädchenhände zwischen seine beiden unförmigen Schaufeln und begann die vereisten Finger zu wärmen.

Abermals huschte über Wangen und Lippen der Heimgekehrten jenes geisterhafte, erfrorene Lächeln.

„Miete Dübals," weckte sie der Hausherr, so zart er vermochte, „was ist dir? Willst du mir's nicht anvertrauen?"

Wiederum bannte sie das nichtssagende und gerade deshalb erschütternde Lächeln auf ihre Lippen, womit sie andeuten wollte, daß es ihr gut ginge.

Der Fischer jedoch faßte ihre Hand stärker. „Wo kommst du her, Miete?" forschte er eindringlich weiter und beugte sich noch näher.

Davon erschreckt, verkroch sich das Mädchen noch tiefer in ihren Stuhl, und über ihre schwarzen Augen flog ein Ausdruck, als ob sie das allzu nahe Beieinander mit einem Manne jetzt nicht vertragen könne. Auch war ihr noch immer die Gabe der Mitteilung versagt.

„Miete," drängte Peter Amerling so nachsichtig und schonend, als er nur irgend vermochte, und dabei streichelte er unwillkürlich über die kleine weiße Hand, „willst du mir es nicht sagen? Wo warst du die zwei Tage über? Denn so lange bist du doch schon aus deinem Dienst fort."

Da zuckte endlich ein Strahl des Verständnisses über das verstörte Jungfrauenantlitz, ein tiefer Atemzug löste sich von ihr, und sie begriff, wie dem kundigen Gemeindevorsteher von Trent, der so viele Schicksale betreute, auch ihr Erlebnis bereits nichts Fremdes mehr wäre.

Merkwürdig, sie sprach. Aber statt ihrer hellen, silbernen Stimme entstiegen ihr fremde, gepreßte Laute, die sie selbst nicht als ihre eigenen anerkennen mochte.

„Wo ich war?" wiederholte sie, indem sie sich gewaltsam straffte, obwohl die entsetzliche Müdigkeit noch immer ihr eisernes Band um sie geschlagen hielt. Und wieder wanderte das gezwungene, unnatürliche Lächeln um den kleinen Mund. Dann versuchte sie, in gespiel-

Digitized by Google

ter Leichtfertigkeit die Achseln zu zucken. „Überall und nirgends," warf sie hin. Es sollte weit erhaben über ihr eigenes Schicksal klingen, wurde aber nur zu einem Bekenntnis ihrer Verlassenheit.

Der Fischer tat, wie wenn er es nicht bemerke.

„So — so," murmelte er ruhig. „Und deine Sachen?"

Sie schüttelte verwundert das Haupt zum Zeichen dafür, daß ihre Bedrängnis keine Zeit gefunden, an so Unwichtiges zu denken.

„Und dein Lohn?" erkundigte sich ihr Beschützer noch eingehender.

Und als ihm auch darauf keine Antwort wurde, äußerte er ruhig und entschlossen: „Nun gut, dann werd' ich mich darum kümmern!"

Damit erhob sich die riesige Gestalt und wanderte ein paarmal in Grübelei und Nachdenken durchs Zimmer. Sein großer Hund ging mit ihm. Bis der Gemeindevorsteher an den rohen Fichtentisch gelangt war, wo er sich im Stehen über seine Akten bückte, um von dort rein sachlich über die Schulter hinzuwerfen: „Und nun, Miete Dübals? Was willst du nun?"

„Nun will ich von dir neue Papiere."

„Wozu?"

„Damit ich bald wieder unter andere Leut' komme. Recht weit weg."

Eine Weile blieb es still zwischen den beiden, nur die breiten gelben Blätter raschelten trocken zwischen den plumpen Fingern des Fischers. Nach langem Besinnen jedoch hatte Peter Amerling allmählich den nötigen Mut auf sich zusammengerafft. Schweren Schrittes stampfte er wieder an den Großvaterstuhl, legte seinem Gast gewichtig eine seiner derben Hände auf die Haare, und während er mit der anderen das Kinn des Mädchens emporhob, senkte der einfache Mann suchend und forschend, so wie es sein Amt mit sich brachte, den ruhigen, erkennenden Blick bis in die Gründe ihrer Seele.

Heimlich zitterte dabei sein eigenes Herz vor Unruhe und Pein.

Aber als er in den jetzt so wilden schwarzen Sternen nichts als die ungeheure Demütigung einer ehemals Stolzen und Unnahbaren zu finden meinte, daneben aber die Empörung und die brennende Scham darüber, weil sie von unsauberer Hand aus einem reinen Himmel gestürzt sei, da befreite er sich durch einen fast pfeifenden Atemzug, und ganz gegen seine Gewohnheit verlegte sich der eigenwillige, plumpe Geselle auf Handeln und Feilschen.

„Wozu in die Fremde, mein Döchting?" suchte er sie zu seinen Plänen zu bekehren, indem er sie leicht an der Schulter rüttelte, „meinst wohl, die dort draußen werden freundlicher mit dir umgehen?"

„Nein, nein," gab die Blonde kleinlaut zu und schlug die Augen nieder, „ich weiß schon, wer nicht ganz häßlich ist —"

Für so was finden sich überall Netze und Angeln, wollte der Fischer ergänzen. Laut aber brachte er ungeschickt und doch voll ehrlicher Absicht hervor: „Kuck, ich wüßt' in der Nähe einen Fleck für dich. Sieh dich um, Miete Dübals," und er zeigte auf seinen Hausrat, der ungeordnet und schmucklos den weiten Raum füllte. „Ich brauch' hier schon längst jemanden, der auf das Meine paßt, und ich — da darfst du dich nicht fürchten — ich werd' dir nichts antun."

Da sprang ein Hoffnungsschimmer über das blasse Antlitz, mit einem leisen Ruf fuhr sie von ihrem Sitz empor.

„Ist das dein Ernst, Peter Amerling?" forschte sie ungläubig, aber schon schweifte ihr musternder Blick über die alte Birkenkommode mit den blinkenden Schlössern, sowie nach dem mächtigen Eckschrank hinüber, wo auf dem Stellbrett Akten, Kochgeschirr und Netze wirr übereinander gestapelt lagen. „Ist das wirklich dein Ernst?"

„Warum nicht, mein Döchting?" nickte der unbeholfene Mann. Und einschränkend fügte er hinzu: „Du magst bleiben, bis du was Besseres gefunden."

Sie reichten sich entschlossen die Hände.

Allein plötzlich sprang Miete Dübals von ihm weg, zog die Hängelampe herunter und begann eifrig an dem verkohlten Docht zu schrauben, damit es heller in dem Zimmer würde.

Es war ihre erste Dienstverrichtung in dem Gemeindeamte von Trent.

*

Und es wurde hell in dem kahlen Junggesellenraum. Immer heller und lichter. Von Tag zu Tag merkte der Hausherr, wie auffällig sich sein einsames, lautloses Heim zu verändern beginne, seitdem ein leichter Frauenfuß über die sandbestreuten Dielen huschte.

Gott allein mochte es wissen, aber es tönte wirklich eine ganz sonderbare, fröhliche Musik unter den hübschen Lederabsätzen hervor, sobald Miete Dübals mit ihrem wiegenden Gang das Zimmer durchmaß. Oft wenn der Fischer durchnäßt und halb erfroren vom Netzeauslegen heimgekehrt war, dann lehnte er nach kurzer Rast in seiner braunen Strickjacke hinter dem Fichtentisch in der Nähe des Ofens, und heimlich mischte sich das Puffen und Fauchen der brennenden Buchenklötze mit dem ablenkenden Klappen von Mietes Holz-

Digitized by Google

pantoffeln. Merkwürdig, ganz merkwürdig, selbst auf jenen ungefügen Klötzen schwebte das zierliche Geschöpf dahin, als ob sie auf seidenen Tanzschuhen flöge; und wenn sie ihm dann lachend und ermunternd seine Tasse voll heißer Suppe reichte, dann schüttelte der Hinbrütende verwundert das Haupt, denn er begriff nicht, woher so viel Reiz in jene ganz einfache Bewegung gelegt werden könnte. Längst hantierte die Dirn schon wieder am Fenster, um die Buckelscheiben mit ihrem Wischtuch blank zu putzen, und während der Gemeindevorsteher ihrem kecken Liedchen folgte oder das Spannen und Recken ihrer Glieder beobachtete, da hielt er seinen Federhalter an und grübelte ernsthaft über das Hexenwesen nach, das ihn augenscheinlich bereits umsponnen hielt.

Sachte, sachte, was begab sich hier? Sollte das Weib wirklich, wie Hinrich Großklaus es im Zorn behauptet hatte, über allerlei Zaubergaben verfügen, die anderen Frauen unerreichbar blieben? Und war es angemessen und gut, sich einfach so widerstandslos berücken und umspinnen zu lassen?

Kaum hatte sich dabei der Nachdenkliche des frechen Patrons erinnert, des beutegierigen Lüstlings, vor dessen Angriff das Mädchen ursprünglich bis in das stille Anwesen des Dorfoberhauptes geflohen war, da krochen ihm wieder die stechenden Zweifel ins Hirn und seine aufgeschreckte Einbildungskraft malte sich flammende Geschehnisse aus, deren peinigende Gegenständlichkeit der Ringende nicht ertragen zu können wähnte. Nebelhaft, verwirrend wölkte sich die unklare Vergangenheit vor die leuchtende Gegenwart, und hinter ihren düsteren Gespinsten erstarb sogar der kecke Gesang und das neckische Klappen der Holzschuhe.

Am schlimmsten aber wurde es, sobald Peter Amerling in solcher Bedrängnis eine scheue, hingestotterte Frage an seine Gefährtin selbst zu richten wagte, um seine herumgeschleuderte, verschmachtende Neugier wenigstens einigermaßen zu sättigen.

„Miete, du nimmst es mich nich übel, aber wie und wo —?“

Noch hatte der Ungeduldige solche Andeutung nicht halb hervorgebracht, sofort vertrocknete das eben noch lebensprühende Jungfrauenantlitz zu sprödem Holz, die atmende Brust schien einzusinken, als hätte man schwere Steine auf sie gewälzt, und nur die feurigen schwarzen Augen kehrten sich völlig von ihrer gewohnten Umgebung ab und funkelten voller Verstörung weit durch ihren erschreckten Beschützer hindurch, einer ganz bestimmten Stätte zu, von wo es auf Stunden kein Entrinnen gab.

Was nützte es dem reumütigen Riesen, wenn er gleich darauf durch allerlei Aufträge und listig herbeigeraffte Wünsche das düstere, beklemmte Schweigen zu brechen suchte? Vergebens! Das von ihren schlimmen Gedanken entführte Mädchen blieb verschlossen, ablehnend, unbeteiligt, ein fremder Vogel, der nur durch einen Windstoß in diese gleichgültige Hütte verschlagen war.

Erst nach Stunden taute sie auf, und indem sie mit einem tiefen Seufzer die einfangende Erinnerung gewaltsam sprengte, strich sie sich die goldenen Haare zurück, und langsam gelangte in ihren schlanken Körper wieder jenes Gleiten und Schweben, das den schwerfälligen Beschauer so sehr bezauberte.

Aber, du liebe Not — schmerzend, gleich einem lastenden Gewicht, drückte dennoch auf den sinnenden Mann die Frage nach den letzten Gründen, wodurch die Blonde ursprünglich in seine Gewalt gebracht worden war.

*

Ein düsterer Novembernachmittag ging zur Rüste, zusammengeschrumpft, wie ein trüber umwölkter Mond sank das Tagesgestirn hinter dem schwarzen Strich des Boddens zur Tiefe, und doppelt kantig und drohend stiegen die dunklen Wälder jenseits der Seewiesen zur Höhe. Noch war in der Gemeindestube die Hängelampe nicht entzündet, denn der Fischer steuerte noch sein Boot über See, ohne gewiß etwas davon zu ahnen, wie derweil in seinem Heim schon wieder ein altes hilfloses Menschenkind nach Rat und Unterstützung verlangte.

Dem war aber so.

Dicht neben dem Ofen kauerte seit geraumer Zeit ein völlig verschrumpeltes Mütterchen, das der Stadtförster bei unberechtigtem Reisiglesen betroffen. Da gab es nur einen Ausweg, Peter Amerling mußte für die stocktaube Greisin eintreten, das hatte die siebzigjährige Dörthe Jakobs nach ihrer Meinung unbedingt zu verlangen.

„Nun muß er aber bald kommen,“ tröstete Miete Dübals den zähen Besuch und wies zur Erklärung gegen die Wand auf die große Schlagwerkuhr, obwohl das Zifferblatt längst von Dunkelheit umhüllt war. „Bald — bald,“ wiederholte sie und spitzte die Lippen.

„Recht,“ nickte die Alte, obgleich sie kein Wort verstanden und nur das Rauschen vor ihren Ohren auffing, das sie auch jetzt noch nach jahrelanger Gewohnheit für das Toben der See hielt, dann sprach sie mit der Zähigkeit der Tauben ruhig weiter: „Blassing sühst du aus, mein Döchting — sehr, sehr blassing. Wo fehlt's?“

Miete Dübals horchte auf.

Digitized by Google

Dunkel war's ringsum, so finster, daß sie nichts mehr von ihrer Umgebung unterschied. Nur eins blieb sicher, das alte zahnlose Weib dort in der Ecke, es konnte niemals etwas von dem ausplaudern, was man ihm etwa anvertrauen würde, denn für die Taube blieb es ungesprochen.

Finsternis hüllte alles ein, und sobald die Beladene redete, dann würde es sein, als wenn ihre Stimme körperlos aus der Erde dringe. Übermächtig verstärkte sich der Wunsch, das schlimme Gift, das unausgesetzt an ihren Kräften zehrte, endlich einmal von sich zu speien.

Schwankend und doch schon halb entschlossen, preßte sich die Einsame beide Hände gegen die Brust.

Derweil tönte es wieder aus der Ecke, ruhig und gleichmäßig: „Schlimm, schlimm — aber man kennt das ja — wo fehlt's?"

„Dörthe," flüsterte das Mädchen, „verstehst du mich?"

Nichts regte sich.

„Dörthe, weißt du, wie das ist, wenn einem die Sünde gezeigt wird und man sie von sich stößt mit beiden Händen, und hinterher dann die Reue kommt, und man sich danach sehnt, was man fortgeworfen? Sag' mir, geht es der Jugend überall so? Oder bin ich allein so schlecht?"

Ein röchelndes Atmen folgte, bald darauf aber ein dumpfer Schlag, als ob eine Menschenstirn unsanft auf die Tischplatte gebettet würde.

Die Alte rührte sich nicht. Erst nach geraumer Zeit hüstelte sie tonlos und trocken und scharrte mit ihrem Stock auf dem Estrich herum.

„Woll, woll, einmal greift das Leben nach jedem. Für den einen ist's der Förster, de schändliche Kirl, für den nächsten ein anderer, wie's so kommt."

Da wurde von draußen die Tür geöffnet, ein kalter Luftzug strömte herein, und über dem Arm ein paar stark duftende Netze, so betrat der Gemeindevorsteher sein Anwesen.

„Wer ist hier?" fragte er in die Dunkelheit starrend.

Sofort sprang Miete Dübals, wie von einem Schuß getroffen, in die Höhe, und während sie eilfertig die Lampe anzündete, begann sie verworren und offenbar auf Täuschung berechnet, ein paar heitere Strophen zu trällern. Der Heimgekehrte jedoch maß sie mit einem langen, prüfenden Blick. Ob er das Gezwungene und Absichtliche ihres Betragens wohl enträtselte? Äußerlich wenigstens verriet er nichts von dieser Erkenntnis, denn ernsthaft, wie immer, pflanzte er sich sogleich hinter seinen Fichtentisch auf, um dort seine ganze Aufmerksamkeit auf die Erzählung der Bittstellerin zu richten. Mit ein paar tröstenden Worten, sowie nicht minder erquickt durch einige Scheine aus seiner Notkasse, entließ er die humpelnde Alte. Keuchend und unverständliche Dankesworte vor sich hinmurmelnd, verschwand die Greisin in der Finsternis.

Die beiden Hausgefährten blieben allein. Wieder konnte sich der Fischer von der Betrachtung nicht losreißen, wie gewandt und zierlich die Blonde ihre gemeinschaftliche Abendmahlzeit bestellte. Krug und Teller, Tischtuch und Besteck, alles blitzte unter ihren Händen, ja die Geräte strahlten in ihrer Anordnung geradezu ein eigenes Leben aus. Sonderbar, heute bemühte sich Miete Dübals sogar aufs angelegentlichste, ihren Beschützer aufzuheitern oder doch zu unterhalten.

„Wo warst du so lange, Peter Amerling?" erkundigte sie sich eifrig und dabei beugte sie sich scheinbar gespannt aus ihrem Großvaterstuhl vor, denn der Fischer selbst nahm das schwarze Glanzledersofa hinter dem Tische ein, „du mußt heut weit draußen gewesen sein?"

„Ja," räumte der Riese nicht ohne Zurückhaltung ein, und doch umspielte seine Lippen dabei der Schein eines Lächelns, das sich bei dem Grübler sonst nur äußerst selten einstellte, „weit draußen — in Stralsund."

„Im Ernst? Was hatt'st du dort zu suchen?"

„Je," und abermals meldete sich die gutmütige Überlegenheit, „ich hab' da was geangelt."

„Nicht doch — du spaß'st woll, man. Was kann denn das gewesen sein?"

„O, was sehr Kleines, Feines, Zierliches. Hier ist es. Kuck es dir eins an, Mieting, und dann sag', ob es dir gefällt?"

„Gefällt?" echote die Blonde, indem es in ihren schwarzen Augen hell aufglimmte. „Mir?"

Unterdes hatte der Riese aus seiner Westentasche ein winzig kleines, in Seidenpapier gehülltes Päckchen hervorgenestelt, jetzt, während er um den Tisch auf seine gleichfalls aufgesprungene Gefährtin zuschritt, packte er den geheimnisvollen Gegenstand mit spitzen Fingern.

„Hier."

Er faltete das Papier umständlich auseinander und neigte befriedigt das plumpe Haupt, als er den lauten Schrei der Hingerissenen auffing.

„Herr Jesus, ein goldener Ring, mit einem so wunderschönen grünen Stein!"

„Na ja," sagte der Riese unbeholfen und begann ein wenig zu stottern, „wenn er dir

Digitized by Google

gefällt, so — könnt'st du ihn wohl auch behalten, mein Kind."

„O, o — den Ring — den wunderschönen Ring!" jauchzte Miete Dübals, und all ihre Beschwerden waren für einen Augenblick vergessen. Stürmisch streifte sie den Reif auf den Finger, hob den Arm und ließ das Gold im Lampenlichte gleißen und funkeln.

Begeistert sprang sie auf den Spender zu und bettete in ihrer verspielten Torheit beide Hände auf seine breiten Schultern.

Allein, kaum spürte der Zusammenzuckende die Wärme ihrer Berührung, da wurden die leichten Mädchenhände unvermittelt schwerer und schwerer, bis sie endlich schlaff an seiner Brust herabsanken. Die eben noch so blitzenden Augen umflorten sich mit einem düsteren Schleier, und die ganze Gestalt der Blonden krümmte sich wie unter einer zermalmenden Anklage.

„Was is dir, Miete Dübals?" rief ihr Schützer betroffen.

„Nein, nein," wehrte die Zusammengesunkene dumpf und tonlos ab, und die ganze Trostlosigkeit ihres inneren Zwiespaltes griff nach ihr, „du — du darfst nicht so gut zu mir sein, Peter Amerling. Ich verdien's nicht."

„Dirn', sieh zu deinen Worten," schrie der Fischer voller Entsetzen, denn jetzt glaubte er rückhaltlos die Bestätigung seiner trüben Ahnungen in Händen zu halten. „Miete Dübals, wirf ab, was du trägst. Sag's mir — sag's mir, weshalb verdienst du es nicht?"

Sie zitterte, sie schwankte, denn aufreizend schoß noch einmal die Sehnsucht in der Bedrückten empor, die brennende Qual, von der trotz äußerer Unschuld ihr Innenleben verzehrt wurde, durch ein freimütiges Geständnis zu löschen oder doch zu dämpfen.

Schon griff sie nach der Lehne des Großvaterstuhls, um sich bei dem schweren Versuch zu stützen, schon wollten sich die ersten Worte auf ihre Lippen formen — da — da heulte draußen von der Mündung her ein dumpfes, durch Mark und Bein wühlendes Sirenensignal in die stille Stube, und in dem grauenvollen Geisterruf ging der schüchterne Laut des Bekenntnisses unter.

Die Knie zitterten dem Mädchen, als es blaß und verängstigt, ja, wie um sich zu retten, hervorstotterte: „Wer? — Wer ist das?"

Statt einer Antwort öffnete der Gemeindevorsteher das einzige, breite Hinterfenster, und nachdem er sich eine Weile spähend in den kalten schwarzen Qualm hinausgelehnt hatte, da wandte er sich erst zurück, als ihn der blendend weiße Lichtstreifen eines Scheinwerfers getroffen hatte. Von dem vorbeigleitenden Fahrzeug aus mußte die einsame Hütte offenbar abgesucht worden sein.

Aber auch unter der braunen Färbung des Seemannes waren die Wangen erbleicht, und die vielen Falten in seinem Antlitz sprangen und zuckten, da er schwer und anschuldigend entgegnete: „Hinrich Großklaus ist's. Er macht seinen neuen Dampfer, ‚die Krabbe', jetzt bei Ludwigsburg fest. Und um Mitternacht sticht er in See. Nach Schweden."

Die beiden einsamen Menschen maßen sich prüfend und abschätzend. Ihre Blicke verstrickten sich und rangen miteinander in langem, aufreibendem Kampf.

Dann aber senkte Miete Dübals besiegt das Haupt, streifte sich den Ring vom Finger und schob ihn weit von sich über den Tisch.

*

Es wurde später und später. Anstatt, daß sich Miete Dübals, so wie sie es sonst gewohnt war, frühzeitig in ihre Kammer zurückzog, strich sie vielmehr ruhelos in den niedrigen Räumen der Hütte umher, immer darauf bedacht, irgendeine neue unnötige Arbeit für sich zu ersinnen. Unrastig griff sie nach dem und jenem, stellte es aber sofort verwundert wieder an seinen Platz, sobald sie den Gegenstand in der Hand hielt, um darauf abermals dicht an dem Hinterfenster vorüberzustreifen, wohin sie durch eine bannende Macht gezogen wurde.

Ob sich nicht doch noch einmal der erschütternde Drohruf wiederholen würde, der ihr mit seinem erzenen Wühlen alle guten Vorsätze zermürbt und niedergeworfen hatte?

Dort draußen befahl und forderte der Verführer. Sie hörte es ganz gut, sie fühlte es, so widerwillig sie sich auch vor seinem Locken versteckte. Es half nichts, hohnlachend überschrie er ihr Sträuben, er drängte, er trieb sie ohne Gnade aus dem Hause heraus, wo sie Schutz gefunden, denn er weilte ja nur noch bis Mitternacht in ihrer Nähe. Bis dahin mußte sie sich entschieden haben.

Entschieden? — Wofür?

Unschlüssig griff sie sich an die Schläfen. Besaß der wilde Mensch wirklich ein Recht auf sie, nachdem sie sich doch seiner zügellosen Begier in heftigem Widerstand entzogen? Dann konnte es doch nur diese Begier selbst sein, die stärker war, als alle Abwehr, indem die Schaudernde durch sie in jene mitleidslosen Arme zurückgeworfen wurde, die doch sicher alles Gute in ihr erstickten.

Warum? Warum in aller Welt? Gab es nirgends eine Hilfe dagegen? Wurde sie von niemandem beschützt?

Gott erbarme es sich, zu welchem Zweck brauste und tobte ihr Blut wohl so ungehemmt in seinen Adern?

Digitized by Google

Sobald sie sich Mühe gab, die Angst vor dem Verfolger, der sich ihrer doch bereits heimlich bemächtigt hatte, nicht laut hinaus zu schreien, dann blieb ihr flehender Blick an dem mächtigen Riesen haften, wie er weit über seinen Tisch lehnte und scheinbar unberührt seine Akten durchstöberte. Deutlich spürte sie seine Feder knistern, beim Umwenden rauschten die großen gelben Bogen unter seinen Fäusten, und dicht vor dem Versenkten lag der zierliche Goldreif, den er offenbar nicht mehr im mindesten beachtete.

Verriet denn diesem redlichen, sonst nur für andere bemühten Menschen kein leises Zeichen etwas von der jagenden Verzweiflung, durch die dicht neben ihm ein irrendes Geschöpf gefoltert wurde?

Nichts.

Unveränderlich und emsig schrieb der Riese weiter. Und doch, seine Gefährtin war nur zu unerfahren, um die eigentliche Gedankenarbeit ihres Wirtes zu durchschauen. In Wahrheit beschäftigte sich Peter Amerling mit nichts anderem, als mit dem Aufruhr, von dem bereits sein ganzen Anwesen erfüllt war. Unablässig stieg und fiel die unsichtbare Wage in seiner Brust. Unter unhörbarem Stöhnen wog er und maß und verglich. Bis zur Qual gerecht, stellte er sein eigenes schweigsames Verlangen als Ankläger wider den wilden Trieb dieses aufgescheuchten Zugvogels. Und zu seiner Zerknirschung kam er immer bedingungsloser zu dem Richterspruch: „Dasselbe, das mich zu ihr reißt, das reißt sie von mir fort zu dem anderen. Was kann sie dafür? Was kann ich dafür? Und gibt es für einen Zweiten irgendeinen billigen Grund, einen solch heißen Wunsch verächtlich zu machen oder ihn gar zu vereiteln? Gott hilf mir, und wenn es auch noch so schwer fällt, darauf darf sich ein Redlicher nicht einlassen. Denn is es auch nicht grad' Totschlag an einer glühenden Seel', so is es doch Raub an einem Schatz, der Pfennig für Pfennig an einen Fremden verschrieben ist."

Drüben vor dem Fenster warf sich Miete Dübals ein Tuch um die Schultern und ließ es wieder fallen, als wüßte sie nicht mehr, welcher Gewalt sie folgen sollte. Dann blickte die Verstörte auf die Wanduhr. Der Zeiger wies ein Viertel nach elf.

Was tun? Wohin sich wenden?

Plötzlich schütterte der Erdboden, der Tisch wurde zurückgeschoben, und als sich das Mädchen bestürzt umwandte, da gewahrte es, wie der Gemeindevorsteher schwerfällig auf sie zuschritt. Auffordernd wies er mit der Hand auf das Tuch zu ihren Füßen.

„Pack' dich ein," ermahnte er einsilbig, „es is draußen kalt."

Sie wagte ihn nicht anzusehen, und während sie sich bückte, fragte sie nur unterdrückt: „Wohin soll's gehn?"

„Dorthin, wohin du willst."

Da zuckte die schon Vermummte schmerzlich zusammen und senkte abermals schuldbewußt das Haupt.

*

Plätschernd zog das Boot durch die stille Nebelnacht. Ein Licht lief glitzernd vor ihm her über die graue, atmende Flut, denn der Fischer hatte die unförmige, verbeulte Laterne an den Mast gehängt. Sonst störte kein Laut die ungeheure Schweigsamkeit über der unwegsamen Öde, und unter dem schwarzen, wandernden Wolkendach lauerte es, wie ein angestrengtes Lauschen, was Nebel und Qualm wohl aus sich formen würden.

Ganz von fern stachen zwei rote blutige Augen durch die leere Einsamkeit. Das waren die Signallichter eines sonst in Dunkelheit gehüllten Schiffsrumpfes, der vor dem winzigen Hafen von Ludwigsburg festgemacht hatte.

Ja, diese zuckenden, feurigen Augen, in denen es ab und zu wie von Blut aufspritzte, die schielten und blinzelten zu dem eng verhüllten Weib auf der Seitenbank des Bootes hinüber, sie zwinkerten ihm zu, frech, vertraulich, gönnerhaft, ja sie lachten wohl heimlich im stolzen Bewußtsein ihrer Überlegenheit über die für immer Geknechtete.

Bald, bald würde derselbe Strahl des unangefochtenen Besitzes auch in ein paar anderen Sternen aufleuchten, und in Demut würde man sich von jetzt ab einem fremden Willen zu fügen haben, nachdem man sich gleich einem geschlagenen Hündchen wieder zu seinem Herrn zurückgefunden.

Merkwürdig, gar nicht zu begreifen, daß solch rechtlich denkender Mann, wie Peter Amerling, seine Schutzbefohlene fast mit Gewalt einem derartigen Schicksal entgegenführte. Tat er dies nur aus Verachtung gegen ihre Schwäche, oder glaubte er wirklich, irgendeine Pflicht zu erfüllen? Aber gegen wen? Gegen wen? Er mußte doch wissen, wie elend dies alles enden würde.

Ihrer selbst nicht mächtig, schauderte Miete zusammen, da sie den Anblick der immer näher rückenden Blutaugen nicht länger ertragen konnte.

Nein, sie mußte eine Menschenstimme hören. Hastig warf sie sich herum, so daß sie jetzt die mächtige Gestalt am Steuer wenigstens in ihren Umrissen erkennen konnte.

„Wie spät ist's?" holte sie halb besinnungslos aus sich hervor, denn von der auftauchenden Küste glaubte sie bereits den Dampfatem des Fischkutters aufzufangen.

Digitized by Google

Abendstimmung. Zeichnung von Hans Looschen

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Heiß und begierig wurde er ausgestoßen, gleichwie aus einer lechzenden Brust.

„In Trent hat die Kirchturmuhr dreiviertel zwölf geschlagen," entgegnete die tiefe, ruhige Stimme ihres Fährmanns.

Nein, sie konnte ihn nicht freigeben, er mußte weiter zu ihr reden in dieser tödlichen Stille.

„Wie lange fahren wir noch?"

„Wir sind da. Du kommst zurecht."

„Hm, sag' mir — ich möchte wissen, bringst du mich denn gern hin?"

Eine Weile regte sich nichts, dann aber entgegnete aus der Dunkelheit wieder die ruhige, gefaßte Stimme: „Auf mich kommt's nicht an."

Zugleich griff die Schifferfaust kräftiger in die Zugleine des Segels, der Bug des Fahrzeuges hob sich, wie die Brust eines Renners, der Atem schöpft, und die Wasser drängten sich klatschend gegen das Schwert des Bootes.

Ganz in der Nähe flackerten schon die zwei beutegierigen roten Augen und wurden größer und erwartungsvoller. Allmählich hörte man Ketten klirren und verworrene Stimmen.

Träumend, wie im Taumel, erhob sich die Entführte. Noch einmal blickte sie sich in der Runde um, ob sie nicht die wahnwitzige Traummacht der schweren Nebel irgendwo durchbrechen könnte.

Und dann nahte ihr die Rettung.

Hoch aufgerichtet, gejagt von einem ihr selbst unerklärlichen Entschluß, klammerte sich Miete Dübals an den Mast und drehte mit aller Kraft die Rahe, an welcher die Laterne hing, nach der entgegengesetzten Richtung. Sogleich verlor sich die Glitzerbahn vor dem Schifflein, und der Rückweg beleuchtete sich.

„Kehr' um, Peter Amerling!" schrie sie aus stürmender Herzensangst.

Da ließ der Riese wie erstarrt das Segel fallen.

„Warum?" keuchte er. „Warum hast du dich besonnen, Miete Dübals?"

„Weil — weil — —"

Schwankend war sie auf ihn zugeglitten, jetzt sank sie in sich zusammen, und während der fröstelnde Mädchenleib auf seinem Knie lehnte, murmelte sie mit geschlossenen Augen: „Das versteh' ich nicht. Ich weiß nur, daß ich Furcht hab'. Vor der Freiheit, oder vor meinem Willen. Ich will nur noch eins."

„Was, Mieting, was?"

Und ganz verdämmert löste es sich von ihren Lippen: „Den Ring. Den schönen Ring mit dem grünen Stein. Den muß ich wieder haben. Da sitzt gewiß irgendein Zauber drin. Und Ruhe und Frieden. Den Ring, Peter Amerling, den Ring."

Dann sank sie zurück in Traum und Erschöpfung.

Aber ein Männerarm umfing sie, sie erriet noch, wie das Segel herumgerissen wurde, und dann rollte sich ein breites Lichtband über die graue wogende Ebene. Von fernher leuchtete die Turmuhr von Trent. Mitternacht oder einen neuen Tag.

Dies war Peter Amerlings Brautfahrt.

Brautlied des Bräutigams. Von Hans Benzmann

Wird Leben aus Traum.
Wie dies Schößlein vom Baum,
Lös ich dich von hier
Und gebe dich mir —
Und weihe das Wort:
Daß nichts verdorrt!
Und verbinde mit Bast
Den leis blutenden Ast.
Und es schauert der Baum.
Wird Schicksal aus Traum.

Und nun bringt mir das Korn
Im geheiligten Horn!
Und, ihr Männer, nun gießt,
Daß es strömet und fließt,
Korn über sie aus!
Gott segne dein Haus! . . .
Summt Wiegenlied leis,
Sinnt Märchenweis:
Aus Leben wird Traum . . .

Und nun bringt mir den Met
Im heil'gen Gerät!
Wie er schäumt und gerinnt!
Ihr Frauen, geschwind
Hebt der Schale Rund
Der Braut an den Mund,
Auf daß sie bei Zeit
Ertrage das Leid
Der Mütter und Fraun.
Aus Liebe wird Traum . . .

Sie aber steht ganz
In der Liebe Glanz!
Und nur schwebend und stumm
Tanzt um sie herum —
Und nun mit Gesang,
Nun mit Zimbelklang —
Singt jubelnd, singt laut:
O Tag der Braut!
Gebt Raum! gebt Raum!
Wird Leben aus Traum! . . .

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Lebenserinnerungen von Gabriele Reuter

Hermann Levi und Otto Erich Hartleben

Zu der Zeit, als ein jäher, junger Ruhm viele Männer und Frauen von Bedeutung in mein bescheidenes Münchner Heim in der Seestraße führte, besuchte mich eines Tages der Hofkapellmeister Hermann Levi mit seiner Frau, der vormaligen Witwe des Kunstmäzens Fiedler. Die beiden kamen aber nicht, um die Verfasserin der vielumstrittenen ‚Tochter aus guter Familie' kennen zu lernen. Sie hatten eine kurze, sonst unbeachtet gebliebene Novelle: ‚Treue' gelesen, die, wie sie mir sagten, ganz eigne Akkorde ihres Lebens zum Schwingen gebracht habe. So gab es sich natürlich, daß wir gleich miteinander auf einen Ton kamen, welcher mehr dem alter Freunde als neuer Bekanntschaft glich. Das Wesen des Musikers, in dem sich Geist und Herzlichkeit zu einer seltenen Harmonie verbanden, zog mich lebhaft an, und ich begrüßte es mit Freude, als ich für einen der nächsten Tage zum Frühstück zu ihnen gebeten wurde.

Die helle Sonne eines herb-klaren Märztages durchströmte die hohen Räume, von deren Wänden die herrlichsten Kunstwerke zur Betrachtung begeisterten. Da war die entzückende ‚Ruhe auf der Flucht', die jetzt ihren Platz im Kaiser Friedrich-Museum gefunden hat, da grüßte das vornehme Bildnis der Hausfrau in ganzer, daherwandelnder Figur von Böcklin und andere frühe Bilder des Meisters. Und dann die edlen Jünglingsgestalten Marées', der, wie man weiß, vor allen andern Freund und Schützling Fiedlers gewesen war.

Ohne irgendeine Affektation führte Anschauen und Plaudern über diese große und ernste Kunst von der Trivialität konventioneller Unterhaltung in eine gehobenere Sphäre. Es war die liebenswürdige Fähigkeit Levis, bei eigner Lebendigkeit auch das Beste aus den Gästen, die sich zwanglos versammelten, hervorzulocken und zu angeregtester Wechselwirkung zu bringen. Wir waren übrigens nur ein kleiner Kreis, der sich um den Frühstückstisch versammelte: Außer den Wirten der geistreiche Rechtsanwalt Bernstein, dessen Frau, die Schriftstellerin Ernst Rosmer, sich wegen Krankheit entschuldigen ließ, Peter Behrens, im Feuer des Kampfes um ein erneutes Kunstgewerbe mitten drin stehend, und Otto Erich Hartleben. Der letztere war mir seit Jahren gut bekannt, wir hatten so manches Diner zu Ehren des Goethetages in Weimar gemeinsam verzehrt, unten an der Tafel, an der Ecke der Spötter sitzend und ferne den großen Bonzen. Goethe war uns mehr eine persönliche Angelegenheit als ein Gegenstand feierlichen Götzendienstes. Der Frühstückstisch bei Levis war mit köstlichen Dingen besetzt — er war ein altes, eigenartig gebautes Möbel, seine Mitte, von einer Spitzendecke verhüllt, ließ sich drehen, und so konnte sich jeder Gast mit allem, was ihm erwünscht schien, selbst versorgen, ohne Dienerschaft oder den Nachbar zu bemühen. Peter Behrens begeisterte sich über die originelle Idee, die er später auch bei eignen Schöpfungen mehrfach verwendet hat. Die kleine Gesellschaft war auf einen Ton gestimmt, hatte genügend gemeinsame Beziehungen, um nicht lange nach Stoffen tasten zu müssen, und entbehrte doch nicht den Reiz des Fremden — da jeder in einer andern Provinz der Kunst sich heimatberechtigt fühlte.

Es waren alles in allem entzückende Stunden, die wir um den beweglichen Tisch und später beim schwarzen Kaffee im hohen Salon unter dem Schutze von Böcklin und Marées verplauderten. Man sagte Otto Erich nach, daß er nur witzig sein könne und sich als einzigen deutschen Humoristen beweise, wenn bedeutende Mengen von Alkohol und tiefnächtliche Stunden seinen Geist beflügelten — ich möchte dem energisch widersprechen. War er betrunken, so bekam sein Humor etwas Stereotypes, er spielte dann gewissermaßen sich selbst, den berühmten Zecher und humorvollen Otto Erich.

Hier aber, bei wenigen Gläsern kostbaren Weines, in einer Umgebung voll Harmonie und Schönheit, unter Menschen, die er unmöglich zu den Philistern zählen konnte und die ihm sympathisch waren, hier erwachte der feinsinnige, der tiefgebildete, ästhetische Mensch in dem Dichter, der wohl im gemeinen Alltag selten so recht sein Genügen fand. Nie sah ich unsern guten Otto Erich liebenswürdiger, froher, funkelnder von Geist, vom Wissen um das Wesentliche in Kunst und Leben, als an jenem Tage.

Er bekannte mir, wie wir alle ja wußten, daß ihn nur das märzliche Salvatorbräu jedes Jahr, und so auch diesmal nach München gezogen habe — er entwarf eine so köstliche Schilderung von den heiligen Hallen auf dem Nockherberge und daß sich ihm dort erst das wahre Menschentum enthülle, daß Levi spontan ausrief: seine Frau habe noch niemals jene Gebiete wahren Menschentums betreten — er wette, auch ich kenne sie nicht, und er schlage vor, am nächsten Morgen einen

Digitized by Google

gemeinsamen Ausflug nach dem Rockherberge zu unternehmen, natürlich nur unter Führung Hartlebens. Der Vorschlag wurde von uns mit dem größten Vergnügen ergriffen und als wir am späten Nachmittag auseinandergingen, freute sich wohl ein jeder auf das Wiedersehen am nächsten Morgen. Mir war gesagt worden, daß Frau Fiedler, ehe sie Frau Levi wurde, eine ganz unzugängliche Dame gewesen sei, in kostbar-geschmackvollen Gewändern auf Ruhebetten geschmiegt, hochmütig und interesselos über die Welt hinschauend. Ich spürte mit Rührung, wie ihr jetziger Gatte in der zartesten Weise strebte, sie aus dem Dunstkreis erstarrender Ästhetik zum blutvollen Leben zu erlösen, und wie sie ihm still und willig folgte, ohne viel Elan, aber mit dem Lächeln des Einverständnisses.

Ein Mietwagen führte uns am andern Tage, gegen Mittag, zu dem berühmten Salvatorkeller. Und es war freilich ein Anblick von einer überwältigenden und grotesken Großartigkeit in diesem hölzernen, mit grünen Ranken, Masken und Fahnen barbarisch ausgeschmückten Riesensaal etwa zweitausend Menschen jedes Standes, jedes Alters und Geschlechtes beisammen zu sehen, die alle bereits mehr oder weniger „angesäuselt" waren. Wie eine Urweltsfestlichkeit mutete es an — diese ungeheuere Opferung an den Gott des Rausches und Taumels! Seine Geister schwebten aus den gewaltigen Fässern und den grauen Maßkrügen wie ein Nebel von feuchtem Malz- und Gerstendampf um die Köpfe der Zechenden. Schalen von Rettichen, von Weißwürsten und anderen Anregungsmitteln lagen auf dem schmierigen Boden — es hätten ebenso gut die abgenagten Knochen erschlagener und gebratener Feinde sein können, so ferne schien jede erworbene, anerzogene Kultur dieser Menge.

Hier habe ich Lachen gehört und gesehen wie sonst nicht wieder, und ekstatische Freude unter jungen Kerls, Studenten und Kunstschülern, welche in dieser tollen Urwüchsigkeit selten von Frauenaugen geschaut wird. Zwischen ihnen jene stillen Zecher, die ganz in den Genuß ihres braunen Bräus versunken, selig vor sich hin träumten und weltverloren lächelten, wie ein altes Ehepärchen, ein Nachbild von Baucis und Philemon, das uns erzählte, es käme miteinander in der Salvatorzeit jeden Morgen herauf, sobald der Keller geöffnet werde, und verließe ihn erst beim Schluß des Abends. Es hätte ja das ganze übrige Jahr, um den Rausch auszuschlafen.

Nach einem Rundgang versammelte sich unsere kleine Gesellschaft um einen Tisch, der Hofkapellmeister schlug sogleich vor, noch einige Damen zur Vervollständigung der Runde herbeizuholen. Hartleben leistete uns inzwischen Gesellschaft, da er es vom Übel erklärte, sich an diesem Orte allzuviel zu bewegen. Bernstein und Behrens kehrten bald zurück und meinten, sie hätten nichts Geeignetes gefunden, worüber sie von Levi weidlich verspottet wurden. Denn er, als der Älteste, schon Graubärtige, führte am Arm ein allerliebstes, junges Weibchen ein, die er ihrem Manne entführt habe, mit dem sie sich auf der Hochzeitsreise befinde. In der Tat hatte er einen guten Fund getan, die muntere Kleinstädterin ging auf alle Scherze in der unbefangensten Weise ein.

Inzwischen hatte sich unter den Studenten die Nachricht verbreitet, Otto Erich, der geliebte Dichter des ‚Abgerissenen Knopfes', der köstlichen ‚Lore', sei wieder eingetroffen. Es erschien eine zahlreiche Abordnung der Musensöhne lärmend und mit parodistischer Feierlichkeit vor unserm Tische, hinter dem Hartleben zwischen Frau Levi und mir thronte, gleich einem umfangreichen, behäbigen Pascha. Der Führer des Zuges hielt eine etwas konfuse, vom Geiste Salvators zugleich befeuerte und umnebelte Ansprache an den Dichter, die dieser schmunzelnd anhörte, mit dem olympischen Haupte schweigend seinen Verehrern zunickend. Die baten, ihm zum Zeichen der Huldigung die Hand küssen zu dürfen, und nun folgte eine ebenso groteske wie unvergeßliche Szene. Hartleben streckte seine beiden weißen, fetten, schöngeformten und sehr gepflegten Hände ernsthaft über die Tischplatte und wie St. Peters Fuß von den Gläubigen geküßt wird, trat nun jeder der jungen Leute herzu, des Dichters Hände mit einem andächtigen Kusse zu feiern. In vollendeter Würde nahm Otto Erich die Huldigung entgegen. Der Anführer wandte sich darauf zu mir und erklärte, man müsse nun auch die verehrte Dichterin von ‚Drei' und ‚Dämmerung', Frau Ernst Rosmer, feiern. Bescheiden errötend erklärte ich, nicht Ernst Rosmer zu sein.

Aber nur ein ungläubiges Gelächter wurde mir zur Antwort.

„Sie können sich nicht verleugnen — da sitzt ja der Herr Gemahl — und das Madonnengesichtel stimmt auch!"

Leider mußte trotz dieser verblüffenden Beweise der Jüngling von seinem Irrtum überführt werden. Durch den ganzen Vorgang kam man in eine sonderbar romantische Stimmung. Die kleine Hochzeitsreisende strahlte mit glührоten Bäckchen und blitzenden Augen. „Ja, da bin ich gar unter berühmte Leut' geraten?"

„Gewiß!" bestätigte Levi fröhlich und entwarf seiner Dame eine kurze, lustige Schilderung unserer aller Verdienste um die deutsche Literatur und Kunst. Sie war völlig benommen, sich in einem so illustren Kreis zu befinden, meinte indessen: „Bücher hab' ich ja nun nit viel gelesen, aber in der Musik kenn' ich mich aus und wissen's, wem ich am allerliebsten in München begegnen möcht'? Das wär' der Hofkapellmeister Levi!"

„Der sitzt neben Ihnen!" antwortete ihr Nachbar.

Da warf sich das Weibchen im Stuhl zurück und brach in ein lautes Gelächter aus: „Gelt — Sie können aber lügen!"

Digitized by Google

Der Musiker wandte sich zu der kleinen Frau, ein halb ironisches, halb schmerzliches Lächeln überflog sein geistvolles Gesicht, als er ihr antwortete: „Glauben Sie wirklich, jemand würde lügen, er heiße Levi — wenn er nicht wirklich Levi hieße?“

Nun war ihre Freude groß und sie sprang auf und schrie: „Jetzt muß ich aber meinen Mann holen!“ Der, ein junger Kaufmann aus einem bayrischen Städtchen, war in der Nähe herumgestrichen und mochte sich über die Ereignisse an diesem sonderbaren Tische wohl nicht wenig verwundert haben. Wir mußten denn noch zur Bestätigung unsrer Bedeutung alle unsre Namen dem Ehepaar in ihr Reisenotizbuch schreiben, und sicher ist auch ihnen der Morgen im Salvatorbräu unvergeßlich geblieben.

Ehe die Bierfröhlichkeit sich allzu zügellos auswuchs, verließen wir den Gambrinusberg und begaben uns zu unsern Gastfreunden zurück, wo wir bei einem späten Imbiß in erhöhter Stimmung noch lange beisammen blieben.

Man sollte meinen, ein lebhafter freundschaftlicher Verkehr würde sich fortgesetzt haben — doch durch allerlei Zufälle und einschneidende Lebenswendungen verhindert, habe ich das liebenswürdige Ehepaar Levi niemals wiedergesehen.

Auch Otto Erich Hartleben bin ich erst manches Jahr später unter sehr veränderten Verhältnissen noch einmal begegnet.

Er war inzwischen ein erfolgreicher Bühnendichter geworden, hatte schwere gesundheitliche Krisen erlitten und saß nun mit einer neuen Frau im eignen Hause zu Salò am Gardasee. Ich verbrachte einige Wochen in Gardone und schwankte, ob ich ihn aufsuchen solle, als ich ihn bei Gelegenheit eines Ausflugs auf dem Schiffe traf. In alter Herzlichkeit lud er mich ein, wir verabredeten einen Tag, an dem er und seine junge Frau, die ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, mich zum Mittagessen erwarten würden.

Ich machte mich denn zur verabredeten Zeit mit meinem Töchterchen auf den Weg und suchte in der mir beschriebenen Straße nach der Villa ‚Halkyone‘, wie er sein Heim benannt hatte.

In einem Garten sah ich eine gelb-weiße Fahne flattern, die mir einen unbekannten und exotischen Eindruck machte, auch deutete kein Schild auf einen Eigentümer und ich suchte daher weiter. Dicht bei dem schönen Hause lag eine schmutzige, halb verfallene, echt italienische Spelunke und hier fand ich zu meinem äußersten Erstaunen, neben einer rostigen, höchst primitiven Klingel eine weiße Marmortafel, welche in großen, feierlichen Goldbuchstaben den Namen: Otto Erich Hartleben trug. Mich befiel ein peinlicher Schrecken. Sollte der arme Kerl trotz seiner guten Theatertantiemen so heruntergekommen sein, um in dieser Ruine zu hausen?

Etwas zaghaft zog ich die Klingel, auf deren gelles Scheppern ein altes Weib erschien. „O — il Signor Hartleben,“ sagte sie einverstanden und zeigte auf das Haus mit der gelb-weißen Fahne. „Dort wohnt er, nicht hier.“

So war es denn auch und lachend empfing mich der Schelm. „Sie haben natürlich auch nebenan geläutet? — Ja, sehen Sie, auf diese Weise pflege ich mir neugierige, unwillkommene Gäste vom Halse zu halten. Der deutsche Spießbürger, der meinen Namen an der ruppigen Baracke liest, der macht entsetzt kehrt, und nur die besseren Menschen gehen der Sache auf den Grund. — Darum lasse ich auch die Flagge meiner hannoverischen Heimat über mir flattern, die von den meisten Leuten nicht als ‚was Deutsches‘ erkannt wird!“

Dies war der Auftakt zu einem Tage voll Sonne und Heiterkeit. Hartlebens Heim war einfach aber mit künstlerischem Geschmack eingerichtet. Besonders behagte mir das Eßzimmer, das aus der früheren Küche mit ihrem ungeheueren Rauchfang hergestellt und mit blinkendem italienischen Kupfergeschirr reich garniert war. Frau Ellen hatte ein kleines, auserlesen gutes Mahl hergerichtet, zu dem Hartleben nur Selterwasser genoß. Er sagte mir, daß er seit der Krankheit auf Abstinenz gesetzt sei und seine liebe Frau auch mit Strenge darauf hielt, daß das Gebot des Arztes nicht übertreten werde. Wir plauderten von den schönen Stunden in München und er meinte, wenn es mehr solcher Menschen, solcher Unterhaltungen gäbe, dann wäre das Leben wahrhaft lebenswert. Ich mußte im Garten seine originelle Akademie der erlesenen Geister bewundern — ein Halbrund riesiger weißer Marmorsessel am Ufer des blauen Sees, die er für die von ihm am höchsten geschätzten deutschen Dichter errichtet hatte, mit denen er hier nach Platos Vorbild erhabene und liebliche Gespräche zu führen dachte.

Die rosig blühende blonde Frau Ellen hatte sich inzwischen meines Töchterchens angenommen und die beiden kamen mit einem Kätzchen an, das sie vor ein silbernes Wägelchen geschirrt hatten, eine zierliche Nippsache, die aber dem Tierchen nicht wenig Unbehagen zu verursachen schien. Anfangs versuchte es damit zu spielen, wendete und drehte sich, schlug mit den Pfötchen nach dem Anhängsel und machte die nettesten Kapriolen, über die wir alle lachen mußten. Allmählich wurde ihm die Sache unheimlich, es bemühte sich heftiger und heftiger um Befreiung und raste schließlich fauchend, wild und toll durch die Stube, sprang über Tisch und Stühle und es wurde Frau Ellen schwer, das geängstete Tier nur wieder einzufangen. Hartleben hatte, in einem Stuhle zurückgelehnt, den Verlauf interessiert beobachtet.

„So ist der Mensch und sein Schicksal,“ sagte er in jener sonderbaren Feierlichkeit, mit der er seine humoristischen Bemerkungen zu machen pflegte. Und dabei fiel mir etwas von Schwermut in seiner Stimme auf, die ich sonst nie darin bemerkt hatte.

Digitized by Google

Er war im übrigen heiter angeregt, sprach viel und gut über Dichtkunst und fragte, ob ich die Briefe der Bettina Brentano kenne und wisse, was für eine famose Dichterin sie gewesen, trotzdem sie keine Verse geschrieben habe. Er hatte ganze Stellen aus den Goethe-Briefen nach Fortlassung einiger Worte und Sätze in freie Rhythmen gebracht, die er nun vorlas und die so allerdings einen wundervollen Klang und dichterischen Schwung besaßen.

Später, als es kühler geworden, begaben wir uns wieder in den Garten, der von Blumen- und Heuduft erfüllt war. Es gab ein reizendes Bild, wie die üppig-blonde Frau — ein Abbild dieses blühenden Sommertages — sich mit dem schlanken, übermütigen Kinde in den Heuhaufen auf der Wiese versteckte, bald das goldlockige Köpfchen des kleinen Mädchens, bald das weiße Gewand der Frau herausschauten und ihr frohes Lachen zu uns Gesetzteren herüberklang.

— Plötzlich erschien noch ein Besuch, ein Herr, den Hartleben gut zu kennen schien — ich habe weder seinen Namen noch Stand mehr in Erinnerung. Er war auf der Durchreise nach Venedig und fragte Hartleben im Laufe des Gespräches, ob er nicht Lust habe, ihn für ein paar Tage zu begleiten. Er fügte dann noch einige banale und oberflächliche Äußerungen hinzu, wie, daß ein Dichter die Pflicht habe, sich von den Menschen nicht zurückzuziehen, daß er Anregung brauche und dergleichen.

Obwohl Hartleben mir nun eben noch das stille Glück in Halkyone gepriesen, schien jetzt das Zureden dieses in keiner Weise hervorragenden Mannes nicht ohne Eindruck auf ihn zu bleiben. Er zeigte sich durchaus geneigt, den Ausflug nach Venedig zu unternehmen. Frau Ellen, deren Heiterkeit völlig verschwunden war, widersprach heftig und scharf, was den Gast nur zu eindringlicherem Zureden veranlaßte. Das Ehepaar entfernte sich, man sah es auf den Gartenwegen in leisem, aber erregtem Zwiegespräch hin und her gehen.

Ich erlaubte mir dem Fremden gegenüber die Bemerkung, es sei wohl nicht geraten, Hartleben zu einer Reise zu veranlassen, da er sich seiner Gesundheit wegen zurückhalten müsse, doch wie Menschen oft ahnungslos ein Unheil betreiben, dessen Umfang sie keineswegs übersehen, meinte der Mann: Die Frau halte den Dichter ja wie in einem Gefängnis — Hartleben klage selbst darüber — ein Poet brauche Freiheit und dergleichen mehr.

Diese Freiheit schien sich denn Otto Erich auch auf dem grünen Gartenwege erkämpft zu haben. Er kam zurück, entschuldigte sich bei mir, Frau Ellen holte ihm eine Reisetasche und die beiden Herren verabschiedeten sich.

Frau Ellen aber brach in heftiges Weinen aus.

„Nun ist alles umsonst," klagte sie, „alle Sorgfalt und Aufsicht und alle Hoffnung, ihn zu retten!"

Leider traf ihre düstere Prophezeiung ein. Seit dieser Reise gewann sein Dämon wieder Gewalt über den armen Otto Erich und zerstörte allzu früh ein Leben, das geschaffen war für Schönheit, Harmonie und Dichtkunst.

Afrikanische Ballade

Von Max Bittrich

„Angefaßt!"
Müde Füße nach kurzem Stocken
Durchwaten Glutsand mit schwarzer Last.

„Hungerst du, Bruder? Hier, letzte Brocken!"
„Hunger, was ist das? Hunger ist Spaß.
Doch der Puls verschmachtet, die Adern sind trocken."

„Hast recht; ein paar Hälmchen frisches Gras
Hätten uns reichlich mit Leben getränkt.
Jetzt bleiben wir alle der Steppe zum Fraß."

„Aber wir haben die Bahn gesprengt.
Hurra, den nimmersatten Quallen
Ist unser Afrika nicht geschenkt."

„Hurra, und Glück war bei uns allen;
Nur zwei Askari packte das Leid.
Nichts Labendes. Wunden. Fieberlallen."

Nacht im Dornbusch. Das Raubzeug schreit.
Dürstend schleppt sich ein Elendzug.
Kilimandscharo, wie bist du weit!

Morgen und Abend. Verschmachtend trug
Treue auch den verlorenen Kranken,
Knöchern und bleich wie Geisterspuk.

Aber als wieder die Sterne sanken,
Hob der Askari schwächster die Hände:
„Will euch zum Abschied grüßen und danken!

Meine Wandrung geht heut zu Ende;
Schenkt mein Restchen Leben dem Sand,
Daß sich kein zweites daran verschwende.

Euch meine Freunde ruft euer Land.
Fort mit der Last! Auf leichteren Sohlen
Kommt ihr doch noch zum rettenden Strand."

Leichter — wie auf glühenden Kohlen —
Marschierte die Trauer. „Bruder, nur heiter!"
Und wischte die brennenden Augen verstohlen.

In einsamer Wüste ein stiller Streiter
Hörte das Raubtier zum letzten Male.
Sein tapferes Herz, das lebt immer weiter.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gustav Frenssen: Lütte Witt (Roman) und Briefe aus Amerika (Berlin 1925) — Frank Thieß: Der Leibhaftige (Stuttgart 1924) — Arthur Schnitzler: Fräulein Else (Wien 1924) — Tim Klein: Stern und Unstern (München 1925) — Friedrich Castelle: Heilige Erde (Breslau 1924)

Wenn man die Kunst und Literatur unserer Tage überblickt, erhält man einen ähnlichen Eindruck, wie wenn man durch die Straßen geht, ein Geschäft betritt oder einen Besuch macht: äußerlich scheint die furchtbare Katastrophe Deutschlands überwunden und man denkt wohl an des alten Thibut Trostworte im Prolog der „Jungfrau“: Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt, der neue Lenz bringt neue Saaten mit.

Leider ist das nur Schein und Trug. Wie schwer Deutschland gelitten, moralisch, wirtschaftlich und politisch, wie dürftig die Hoffnungen sind, es in absehbarer Zeit wieder zu Ansehn und Wohlstand zu bringen, das erkennt man, ohne besonders tief unter die Oberfläche gucken zu müssen. Dem sorgsamen Beobachter wird es nicht entgehen, daß diese Tatsache, gewollt und ungewollt, auch in der Literatur hervortritt. Meist ungewollt, denn die größte Mehrzahl unserer Autoren, namentlich der Erzähler, hält sich an die alte Lehre, im Hause des Gehenkten nicht vom Strick zu sprechen — man spürt bei ihnen eine nicht ganz natürlich anmutende Heiterkeit, jähe Lust am Abenteuer, an exotischen und geschichtlichen Stoffen, kurzum den Drang: abzulenken von unserer Sorge und Not.

Heute aber wollen wir von zwei Romandichtern sprechen, die gerade diese Not und Sorge nicht losläßt, die sich gerufen und berufen fühlen, ein Menetekel an die Wand zu schreiben, damit aus der Erkenntnis die Besserung komme. Zuerst ist natürlich Gustav Frenssen auf dem Plan, wie immer, wenn irgendwo das Wort Not ertönt, wenn es in seinem Volk etwas zu weisen und zu helfen gibt. Er mag es von seinen Voreltern im Blut haben: jederzeit als treuer Deichhüter bereit zu sein und den Spaten an Bett oder Tisch zu lehnen, wenn es am Damm stürmt und der Ruf „Hilfe!“ zu erwarten ist.

Diesmal hörte er den Hilferuf von der Ruhr her. Und ohne Besinnen eilt der alte Nothelfer an die Stelle, wo der Ruf erscholl. Da trifft er einen kleinen Weißkopf, einen Knaben von zehn Jahren, der muß ihm seine Geschichte erzählen. Der Vater ist im Kriege gefallen, sein älterer Bruder war in Marokko in grausamer Gefangenschaft und kehrt von dort fast erblindet und gänzlich gebrochen zurück, ein halber Mensch nur noch, der, heillos erbittert, an nichts Gutes mehr glaubt. Die Schwester endlich hat ihren Bräutigam im Kriege verloren. Eng schließt sich in diesen schweren Jahren Lütte Witt an seine Mutter, deren Liebling er ist. Alle Abende fast, wenn die beiden während des Krieges und nachher im Dunkel saßen, um das Licht zu sparen, hat seine „Mui“, so nennt er sie, ihm erzählt, was nur immer ihren alten Kopf beschäftigt. Am liebsten von ihrer Heimat hoch oben im Schleswig-Holsteinschen, wo immer Wind ist, der steif vom Meer über die grünen Wehren der Deiche weht, wo die einsamen Höfe, von hohen Bäumen umschirmt, aus der ebenen Marsch aufragen und die Menschen so herb und verschlossen ihr Tagewerk tun. So oft hat die Mutter dem kleinen Weißkopf davon erzählt, daß er sie schon altklug verbessert, wenn sie einmal etwas ausläßt, oder weiter hilft, wenn sie stockt. Lütte Witt selber ist nicht von reinem Friesenblut, sein Vater war ein froher Rheinländer, so rollt ihm eine gute Mischung in den Adern, die ihn bei allen Menschen beliebt macht und nicht zuletzt beim Leser, denn selten hat ein Dichter einen so prächtigen kleinen Kerl geschaffen.

Als seine Mui stirbt, weiß Lütte Witt, daß er nun für die Familie sorgen muß. Er verdient in schulfreien Stunden als „Kutscher“ eines Hundewagens ein wenig Münze und schafft den Geschwistern einen helfenden Freund ins Haus. Aber eine noch schwerere Pflicht hat der kleine Held auf dem Herzen, sie zu erfüllen, kommt ihm wie eine heimliche Schuld gegen seine Mutter vor. Die ist in ihrer Jugend nämlich, früh verwaist, von ihrer älteren Schwester erzogen worden und gegen deren Willen ihrem Liebsten ins Rheinland und in die Ehe gefolgt. Das hat die beiden Schwestern für immer getrennt, und auf dem Totenbette noch war es der „Mui“ schwerste Sorge, daß sie dies Unrecht gegen die Schwester nicht gesühnt. Lütte Witt muß das nun besorgen, er hat den bestimmten inneren Auftrag. Mit einem jener Kinderzüge, die damals von der Ruhr zu uns kamen, fährt er ins Land der Friesen, unerkannt von seiner harten Tante kommt er in ihr Haus und — weiß sie zu versöhnen, wenn es auch eine Weile dauert. Mit der Gewißheit, daß sie den armen Geschwistern helfen wird, reist er in die Heimat zurück und findet dort durch die Kugel eines tückischen Marokkaners ein jähes Ende. Wie ein tapferer kleiner Soldat ist er so im Lebenskampf ge-

Digitized by Google

fallen und ein geheimnisvolles Lächeln liegt auf dem schönen trotzigen Mund des Toten.

Deutlicher als sonst bei Frenssen merkt man zu Anfang des Romans seine technische Anlage, man erkennt die Grundrißlinien seines Bauplanes etwa an dem dramatisch gespitzten Zusammentreffen wichtiger Ereignisse und manchem anderen. Aber diese kluge Inszenierung des Stoffes ist die eines Dichters und er nimmt sie nur als Kanevas für die Seidenstickerei seiner Arbeit, die kunstvolle Darstellung seiner Menschen und ihrer Umwelt. Und da ist er wieder der alte Meister, zumal in der Schilderung seiner nordischen Heimat, die mit unendlicher Liebe gesehen ist, und gleich im ersten Kapitel, in der Erzählung der Mutter, oder vielmehr in dem Zwiegespräch mit ihrem Kleinen greisbar vor einem steht. Merkwürdige Zwiegespräche kommen überhaupt in diesem Roman öfter vor, auch zwischen leblosen Dingen, so zwischen dem Glöcklein der alten Ruhr-Kirche und der französischen Militärmusik, später zwischen einer Tanne und dem Erblindeten, endlich und hauptsächlich zwischen Lütte Witt und seiner toten Mutter, die immer bei ihm ist in seinem kurzen Leben. Altklug erzählt er einem freundlichen Gönner, daß er glaube, seine Schwester werde den Lehrer heiraten, „Mui meint es auch", setzt er hinzu. „Deine Mutter? ich denke, sie ist tot?" Lütte Witts Gesicht bekommt bei dieser Frage den etwas unsicheren, scheuen Ausdruck, den es annimmt, wenn er von seiner Mutter spricht: „Ja," sagt er zögernd und leise, „sie ist tot. Aber sie ist noch nicht so weit weggegangen; ich kann noch mit ihr sprechen."

Man sieht: tiefe Verinnerlichung ist auch hier wieder, im Verein mit schlichter volkstümlicher Anschaulichkeit, der Vorzug dieses abseits stehenden Erzählers. Das Meisterstück seines Werkes aber ist Schwester Inge und ihre Welt. Sie wird in allen Erzählungen der Weltliteratur ihren Platz behaupten, dies eigenwüchsige Friesenweib konnte nur ein Dichter schaffen, der von Kindheit an mit tiefster Liebe und reifstem Verstehen an seiner charakteristischen Heimat hängt. Gleich die erste Begegnung mit ihr im Regen des Herbstabends ist eine Köstlichkeit: „Auf dem lehmigen nassen Weg hielt im Dämmern ein schweres braunes Pferd mit weißen Füßen, und darauf saß im dunklen nassen Regenrock, im niedrigen Männersattel, eine grauhaarige, lange Frau." Mit einem alten Knecht und einer alten Magd hauft „der Wachtmeister", wie Inge in der Umgebung heißt, einsam auf ihrem Gehöft. Alles scheint erstarrt und eingerostet an ihr, sogar die Stimme, und leicht hat es der kleine Junge nicht, in ihrem Herzen das Eis aufzutauen. Denn wenn man dem alten Knecht glauben darf, hat es sogar der liebe Gott nicht leicht mit Frau Inge. „Ick segg man," meint er, „dat uns Herrgott een harten Stand mit ehr hett. Du kannst gläuwen: se schenkt em nix."

Das ganze Buch ist ein echter Frenssen. Vielleicht nicht jedermanns Geschmack in seiner schweren unerbittlichen Bestimmtheit — er fühlt das ja selber, indem er seinem kleinen Weißkopf einen Schuß leichten rheinischen Bluts zum Ausgleich gibt — wer aber in dieser herben verschlossenen Art die Seele zu finden weiß, der ist „belohnt genung".

Frenssen mußte seine vom Schicksal Deutschlands schwer bedrückte Seele wohl in einem solchen Werk erleichtern. Wir merkten es schon in seinen Briefen aus Amerika, die von Zorn, Trauer und Schmerz, aber schließlich doch auch von starkem Glauben an Deutschlands Wiederaufleben erfüllt sind. Wie schwer ringt er da mit seinem Groll und sucht ihn nur mit Mühe zu besänftigen, wenn er der Entente ins Gesicht sagt, daß sie Deutschland „geschändet" habe schon vor dem Kriege und während des Krieges „durch ihre Lügen ... Danach haben sie das deutsche Volk zum Frieden von Versailles gezwungen, so wie Räuber im Wald den Ermattenden, Sterbenden mit Knüppeln zwingen, daß er alles hergibt, was er in den Taschen hat, dazu einen Schein, daß er der Schuldige war." Ist das nicht die Wahrheit?

Von ganz anderer Seite gelangt Frank Thieß in seinem Roman Der Leibhaftige an das mehr innerlich als äußerlich zu spürende Elend unserer Zeit, an ihre Grundübel: die Seelenlosigkeit, das Haften an der Oberfläche, die ethische Verwahrlosung. Sein „Held" Kaspar Müller ist ein gleichgültiger Durchschnittsmensch — in höchst seltsamer Übereinstimmung mit Thomas Manns Hauptfigur im „Zauberberg", die freilich mehr sympathische Züge hat und von besserem Kern ist — nicht ohne Begabung, aber hemmunglos den Strömungen und Wirbeln der Nachkriegszeit ausgeliefert.

Gleich zu Anfang tritt er seinem Vater, dem Oberstudienrat, mit jener hochmütigen Geringschätzung entgegen, die im zwanzigsten Jahrhunderte, nicht etwa erst seit dem Kriege, zum guten Ton der Pennäler, Füchse und windelfeuchten Poeten gehört. Dem Kaspar Müller gefällt das trockene Studium ganz und gar nicht, und sein Vater ist ein alter Esel, wenn er nicht einsehen will, daß man als Schauspieler viel schneller und angenehmer zu Ruhm und Gage gelangt. Daß es dabei nicht ganz ohne Talent abgeht, muß auch Herr Müller junior erfahren, immerhin weiß er durch Vettermichelei und aalglatte Gewandtheit es wenigstens zu einigem Ansehn als Rezitator zu bringen und, was wichtiger für ihn, will sagen: für seine Lebenseinstellung ist, zum Verkehr mit schönen und berühmten Schauspielerinnen. So öffnet sich bei seinem Ehrgeiz eine glatte Bahn, auf der es nun, zuerst langsam, dann schneller und schließlich mit Rodelgeschwindigkeit bergab geht. Er gerät in den Journalismus, in Parteiumtriebe, von da in Spekulantentum und Schieberschwindel. Er

Digitized by Google

glaubt zu schieben, doch er wird geschoben. Ein unlauteres Mittel vorwärts zu kommen hakt sich wie bei einer Kette in das andere, und diese Kette zieht ihn immer tiefer, so daß er am Schluß des Romans als internationaler Mädchenhändler im Dienst der Industrialisierung erotischer Triebe auf dem schwanken Boden eines Ozeandampfers unserem Auge entschwindet.

Künstlerisch am höchsten steht der erste Teil des Romans, namentlich das Treiben der Thespiskärrner, des leichten Künstlervölkchens ist mit eigenem und humorvollem Auge gesehen. Später wird der D-Zug-Leser vielleicht lebhaftere Freude an dem Roman haben, weil mehr Spannung, Aufregung und äußerliches Geschehen die Seiten füllt, aber schließlich wird es doch ein bißchen viel des Guten, oder vielmehr des Bösen, ganze Strecken unterscheiden sich von dem beliebten modernen Abenteurer-, um nicht zu sagen Kolportage-Roman nur durch die höhere Kultur des Verfassers, und wenn man die 570 Seiten gelesen hat (übrigens ohne zu ermüden) so gewinnt man den Eindruck: es könnte noch ein paar hundert Seiten so weitererzählt werden, es würde aber auch nicht schaden, wenn die letzten vierhundert um ein gutes Stück verkürzt wären.

Das wird der feinsinnige Dichter der „Angelika ten Swaarten" wohl selber in einer stillen Stunde der Selbstkritik zugestehen, aber er sagt ja, daß er in diesem Leibhaftigen „alle Teufeleien der Zeit wie in einem Hohlspiegel sammeln" wollte, und das ist ihm offenbar gut gelungen. Eine fast unübersehbare Menge von Gestalten, Szenen, Ereignissen zieht in klarer Wirklichkeitszeichnung vorüber, eine wahre Höllenprozession, nur daß die Teufel Menschen unserer Zeit sind. Aber es spricht für den Dichter, daß man am Schluß trotz des wenig Erfreulichen dieses (nicht für höhere Töchter geschriebenen) Buchs mit seinen in fieberndem Rhythmus dahinstürmenden Geschehnissen, die Hoffnung doch nicht sinken läßt auf eine Jugend, die wieder ihrer eigenen Kraft und einem reinen Willen vertraut, und damit auf einen „Silberstreifen am Horizont".

Auch Arthur Schnitzler behandelt in seiner neuen Erzählung Fräulein Else die Fäulnis einer zersetzenden Zeit, aber ohne den Glauben: „er könnte was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren", vielmehr mit rein künstlerischen Absichten. Ja, das Artistische überwiegt diesmal so sehr, daß die Begebenheiten selbst beinahe in den Hintergrund treten vor dem mit Geist unternommenen Versuch, die erzählende Kunstform umzugestalten — ein Versuch, der, um es gleich vorweg zu sagen, mir mißlungen scheint, trotz der Reize dieser „Novelle" (von 136 Seiten).

Eine Wiener junge Dame, Fräulein Else, ist von einer Verwandten in ein Weltbad mitgenommen worden, wohl um sie aus der augenblicklich etwas brenzlichen Luftschicht ihrer Familie zu entfernen. Ihr Vater, ein berühmter Rechtsanwalt und leidenschaftlicher Spieler, hat wieder einmal große Verluste gehabt, aber diesmal ist die Sache gefährlich, denn, um zunächst eine Deckung zu haben und wohl in der Hoffnung auf Wiedergewinn, hat er Mündelgelder unterschlagen. Nur wenige Tage noch, und seine Tat muß ans Licht kommen. In ihrer Angst schreibt und telegraphiert seine Frau an ihre Tochter Else. Sie allein kann Rettung bringen, wenn sie von einem Bekannten des Vaters, der ebenfalls in jenem Bade weilt, einem Herrn von Dorsday, die Summe erbitte. Nach qualvollen Kämpfen entschließt sie sich dazu. Aber der alte Zyniker stellt eine niederträchtige Bedingung: die hübsche Else soll sich nackt vor ihm zeigen. Natürlich verabscheut sie diese Zumutung. Aber ein dringendes Telegramm ihrer Mutter, die Gewißheit, daß ihr Vater in drei Tagen verhaftet sein wird, läßt sie einen Ausweg ersinnen. Ja, sie will seine erniedrigende Forderung erfüllen, aber — um jede Intimität mit dem „alten Roué" auszuschließen: vor aller Welt. Sie erscheint abends wie Monna Vanna nur mit einem Mantel bekleidet im Musikzimmer und läßt die Hülle dann in conspectu omnium fallen. Allgemeiner Tumult, sie mimt eine Ohnmacht, läßt sich als schwerkrank zu Bett bringen und nimmt dort eine zureichende Dosis Veronal.

Das Eigentümliche dieser Novelle ist nun die bis zum Selbstgespräch erweiterte Ichform. Else erzählt nicht, sie denkt und fühlt, aber alle ihre inneren Regungen werden gleichsam automatisch, wie von einem verfeinerten Seismographen, aufgezeichnet. Aber die anderen Akteure? Ihre Rollen werden aufs äußerste verkürzt und dies Wenige wird durch das Schriftbild hervorgehoben. Als Beispiel sei die Begegnung mit Dorsday hierhergesetzt, wobei man sich die in Anführungsstriche gesetzten Worte in schräger Schrift vorstellen möge:

„Guten Abend, Fräulein Else." Um Gotteswillen, er ist es. Ich sage nichts von Papa. Kein Wort. Erst nach dem Essen. Oder ich reise morgen nach Wien. Ich gehe persönlich zum Gläubiger. Warum ist mir das nicht gleich eingefallen? Ich wende mich um mit einem Gesicht, als wüßte ich nicht, wer hinter mir steht. A, Herr von Dorsday! — „Sie wollen noch einen Spaziergang machen Fräulein Else?" usw.

Es ist wahr, eine Weile hält diese Form den Leser fester als die sonst gebräuchliche. Aber dann ist es auch aus. Die ewigen kurzen Sätze, das Atemlose aller Geschehnisse wäre wohl auf der Bühne erträglich oder gar anziehend, im Buch macht es unruhig und „fällt auf die Nerven". Die Konzentration auf ein einziges Ich, das Sich-Drehen des Kreisels auf immer der einen Spitze ermüdet und stumpft ab; die immerfort umherflatternden Einfälle und Gedanken des geängsteten Mädchens verwirren das Gefühl, man sehnt sich

Digitized by Google

Tanz in der Schwalm. Gemälde von Wolfgang Zeller

(Ausstellung ‚Die Welle', Prien a. Ch.)

Digitized by Google

Digitized by Google

nach dem ruhigen Tonfall des Erzählers, nach rhapsodischer Sicherheit.

Und schließlich führt diese Form in eine Sackgasse. Man höre den Schluß. Nachdem Else das Gift genommen, phantasiert sie — dichterisch sehr schön und eigen — und gelangt schließlich zu dem Eindruck des Fliegens:

„Ich fliege ... fliege ... fliege ... schlafe und träume ... und fliege ... nicht wecken ... morgen früh ...

„El ...“

Ich fliege ... ich träume ... ich schlafe ... ich träu ... träu — ich flie ...

Ende.

Sehr wahrscheinlich, daß bei einem Tode durch schmerzloses Gift die letzten Gedanken und Empfindungen der Sterbenden dieser Art sind, aber wie kann der Sterbende das erzählen? Schnitzler wird diese Frage sich natürlich selbst gestellt haben und seine Antwort wird vermutlich etwa so lauten: ist nicht jede Form, die erzählende, wie die dramatische eine Täuschung? Wie kommt denn der Epiker dazu, alle Einzelheiten der Geschehnisse und der Umwelt, so zu erzählen, als ob er sie selber gesehen und erlebt hätte? Es ist doch eine Täuschung, — von der anderen, im Rampenlicht gar nicht zu reden! Was schadet es da, wenn die Täuschung am Schluß nicht mehr aufrecht erhalten wird?“ Es schadet viel. Der Reiz der Täuschung verfliegt, sobald der Dichter sie unbedenklich preisgibt, und wandelt sich in Mißbehagen. Es ist, wie wenn die Schauspieler in der letzten Szene, kurz bevor der Vorhang fällt, ihre Masken abreißen würden. — Immerhin ein geistvoller Versuch. Aber ich meine, wir bleiben lieber bei der alten Erzählungsform.

In dieser bewährten Form zu unterhalten, aber ohne die Unzuverlässigkeit der Erfindung und das Ausschweifende der Phantasie, — ist der Zweck einer Bücherserie, die Tim Klein herausgibt. Unter dem Titel Stern und Unstern vereinigt er eine Sammlung von Einzeldarstellungen merkwürdiger Schicksale und Abenteuer bedeutender oder auch nur seltsamer Menschen in guter Erzählungsform, aber ohne romanhafte Zutaten, nur nach den unverfälschten Quellen. Das Unternehmen ist durchaus vernünftig und gesund; wenn es mit Umsicht und Folgerichtigkeit durchgeführt wird, wofür der Name des Herausgebers bürgt, wird es ohne Frage eine anziehende Bereicherung unsres kulturgeschichtlichen Schrifttums bedeuten. Schon Schiller erkannte, daß gerade die wirklichen Ereignisse merkwürdiger Art die wertvollsten psychologischen Aufschlüsse geben, als er, nach dem Vorbilde des französischen Pitaval, eine Reihe Kriminalgeschichten bearbeitete und herausgab, Wilibald Alexis wandelte in den gleichen Spuren, als er mit Hitzig um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen „Neuen Pitaval“ herausgab. Von der Sammlung Tim Kleins liegen bisher fünf Bände vor: Rasputin von Frhr. v. Taube, Struensee von Jos. M. Wehner, Andrea Doria von Frhr. v. Czibulka, Hans Waldmann von Jos. Bernhart und Karl Sand von K. A. v. Müller. Es ist nicht möglich, hier auf die einzelnen Erzählungen einzugehen, allgemein kann man sagen, daß sie ihren Zweck in jeder Hinsicht erfüllen, nach Form und Inhalt in Druck und Einband genügen sie nicht geringen Ansprüchen. Und sind obendrein preiswert.

★

Friedrich Castelle, bekannt als wissender und pietätvoller Literarhistoriker, ist in seinen Erzählungen kein abgefeimter Techniker, womit gegen die Technik nichts gesagt sein soll — er erzählt schlecht und recht, wie ihm ums Herz ist und läßt, da hier der Ton auf „ihm“ liegt, auch seine Menschen oft so sprechen, wie Schriftsteller schreiben, so etwa in seinem Roman Heilige Erde, S. 97 und 99, um nur das erste beste Beispiel herauszugreifen. Und doch wird einem beim Lesen dieses Romans wohlig und warm. Denn ein Aufrechter, der seine Heimat und seiner Heimat Menschen liebt, sich freudig zu dieser Liebe bekennt, führt hier das Wort und führt es mannhaft als ein inniges Bekenntnis zur Scholle. Probleme wie die Hermann Stehrs liegen ihm fern. Sein Chrißjan ist ein Bauernsohn von der roten Erde. Das Leben, seine Begabung, vor allem aber die Liebe zu einer Künstlerin, locken und reißen an ihm, sie drohen, ihn von mütterlichem Boden, von seiner Väter altem Besitz für immer zu trennen. In langem Kampf befreit er sich von allen unsichtbaren Stricken, die ihn an die Stadt und den Taumel eines bunten Daseins binden wollen, ist sich in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt, der zurückführt zu Elternhaus und Erbe, wo eine vertrauende Geliebte seiner harrt. Nicht nur die Eigenart der westfälischen Landschaft, auch die wurzelechte Knorrigkeit seiner Bewohner ist frisch und echt gezeichnet, man sieht sie greifbar vor sich, diese blinde und doch klarsehende Mutter, den halbgelähmten alten Schulte, die Mädchengestalten, den lustigen buckligen Ohm Lerchenbrinck und endlich Chrißjan selber, die Hauptgestalt, in ihrem stolzen, selbstsicheren und eigenwüchsigen Wesen. Wundervoll echt sind die einzelnen Ausschnitte aus dem Leben dieser abseitigen Menschen, so etwa der Feierabend am Kamin des alten Familiensaales, ergreifend die alte Mutter in ihrem entscheidenden Gespräch mit Wulfhild und in ihrer Todesstunde. Erd- und Heimatduft steigt aus den Blättern dieses Buches, als wären es die Furchen einer Scholle.

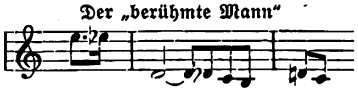
Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

In der Berliner Staatsoper erschien das neueste Werk von Richard Strauß. Aus der dürren Wüste des Berliner Theaterwinters trat man in eine Oase.

In dreizehn knappen szenischen Bildern führt uns das „Intermezzo“ die bürgerliche Komödie des Hofkapellmeisters Storch und seiner sehr gestrengen, temperamentvollen, von allen Freunden des Hausherrn sehr gefürchteten Frau Christine vor. Offenes Geheimnis, daß der Dichter-Komponist ins eigene Eheleben gegriffen und sich selbst und seine Gattin, sowie ein dramatisch zugespitztes Erlebnis, das sich auf einer Namensverwechselung aufbaute, auf die Bühne gestellt hat. Das kleine Abenteuer soll schon vor zwanzig Jahren gespielt haben, besitzt schon Patina und kann drum kaum mehr als Indiskretion angekreidet werden. Eine ähnliche Selbstporträtierung hat auch Mozart schon einmal in einer komischen Oper angewandt, im „Schauspieldirektor“. Und wenn das Original der uns gezeigten Frau Christine wirklich tief innerlich ähnelt, so wird es die liebenswürdige Persiflage gewiß gern hinnehmen; denn diese Hofkapellmeistersfrau kann zwar in Hausordnungsdingen eine rechte kleine „Wurzen“ sein, kratzbürstig und zankſüchtig, aber sie hat bei all' ihrer entzückenden Unlogik und verblüffenden Zerfahrenheit doch unendlich viel Charme, sie hat ein warmes Herz und ist im Grunde ein guter Kerl. — Der Bühnenvorhang öffnet sich dreizehnmal, aber stets nur für kurze Zeit. Den größten Teil des Abends sitzen wir bei verdunkeltem Haus vor der geschlossenen Gardine und lauschen der sinfonischen Durcharbeitung der soeben beendigten Szene, oder der Vorbereitung auf das nächste Bild. Und daß es gleich gesagt sei: Diese Intermezzi sind das Allerköstlichste von Richard Straußens „Intermezzo“, sind kammermusikalisch aufs feinste geschliffen, ein blitzender Edelstein am andern.

Der „berühmte Mann“



Theodor Scheidl als Hofkapellmeister Storch
Zeichnung von Professor E. Spiro

Zu Beginn erleben wir die Abreise des Hofkapellmeisters zu einem Gastspiel. Frau Christine hetzt und äschert und sorgt und schilt bis zur letzten Sekunde. Endlich ist sie allein — und schon wird ihr's bange nach „ihm“. Aber im nächsten Bild sehn wir sie vergnügt auf der Rodelbahn, sie macht die Bekanntschaft eines jungen

Digitized by Google

Maria Hussa als Frau Christine. Zeichnung von Professor E. Spiro

Barons, den sie in ihr Haus einführt. Ein späteres Bildchen zeigt uns das Paar dann auch im ländlichen Tanzsaal, wo flott geschuhplattelt wird. Der Baron geht seine eigenen Wege, hat sein G'spusi, aber die Gelegenheit, einen tüchtigen Pump anzulegen, möchte er sich nicht entgehen lassen — dafür nimmt er sogar die Langweile in Kauf, die ihm die ewige Begeisterung der Frau Christine für ihren „berühmten Mann" verursacht. Da gerät ein anscheinend für ihren Gatten bestimmtes Liebesbriefchen eines Fräuleins MiezeMeyer in Frau Christinens Hände. Sie explodiert.

Frau Christine träumt

Telegramm an den Gatten: „Du kennst Mieze Meyer; ich lasse mich scheiden!" Und sie taucht da nächstens auch wirklich im Büro des Notars auf, um die Scheidungsklage einzuleiten. Darauf packt sie im höchsten Zorn ihre Siebensachen. Und ihrem ganzen Schmerz gibt sie sich am Bettchen ihres Jungen hin. Den Kleinen will sie natürlich mitnehmen — aber der wehrt sich ganz energisch, er hält tapfer und zäh zum Papa. Die zweite Bilderfolge beginnt mit der Skatpartie, in deren Verlauf dem Hofkapellmeister die Depesche seiner Frau überbracht wird. Entsetzen, Ver-

Digitized by Google

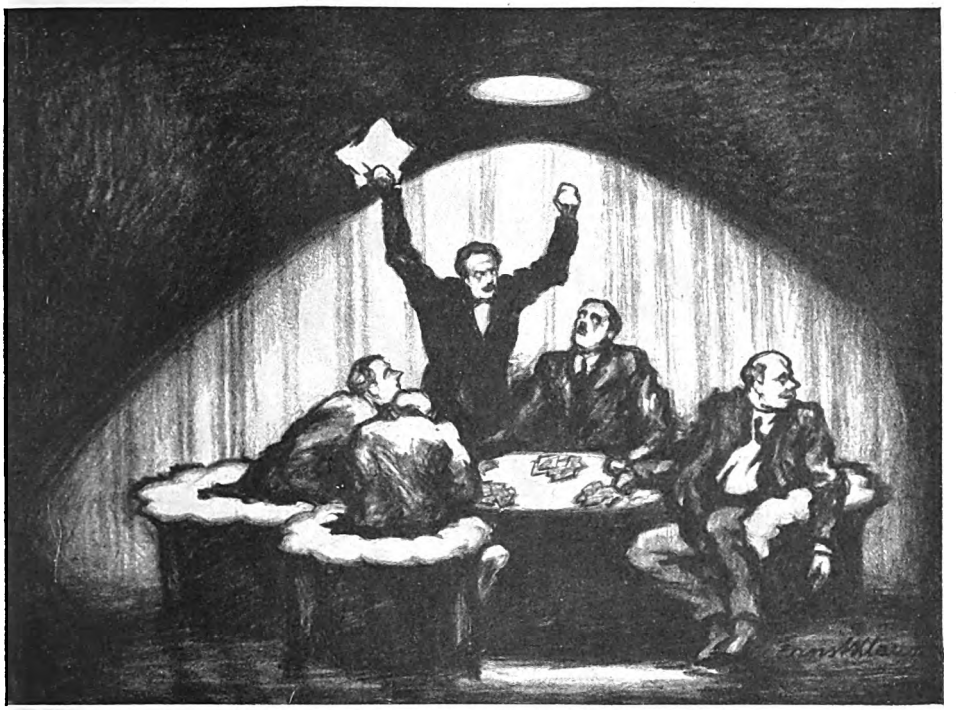
zweiflung des unschuldig Verdächtigten. Eine Szene im Wald, bei Unwetter, wo er sich zwecklos umhertreibt. Christine antwortet auf keinen Brief, kein Telegramm. Einer der Skatbrüder, der Kapellmeister Stroh, läuft ihm in den Wald nach und beichtet: an ihn war der bewußte Brief von Mieze Meyer gerichtet! Inzwischen hat Frau Christine den Bummelbaron für ihre Recherchen benutzen wollen; ohne Erfolg. Storch kehrt heim. Zum erstenmal in der Ehe kommt er seiner Frau, deren unbegründete Eifersucht ihn in solche Mißhelligkeiten gestoßen hat, sackfiedegrob. Und dieser „männliche" Ton imponiert Frau Christine. Es folgt Versöhnung, Sonne, Liebesduett ...

Ein Nichts an Handlung. Aber darauf kommt's in diesem entzückenden Musiklustspiel gar nicht an. Das magere Handlungsgerippe trägt eine Partitur von so viel Samt und Seide und Kostbarkeiten aller Art, daß man sich nur immer und immer wieder über den Farbenreichtum und das Gefunkel freuen kann. Der Dialog? Nun, er ist platteste Alltagssprache. Teils wird er gesprochen, teils gesungen. Das Orchester untermalt, charakterisiert, deutet dies und das um, spielt witzig an, ironisiert, behauptet zuweilen auch das Gegenteil von dem, was auf der Szene gesagt wird. Nirgends ist dem Sänger Gelegenheit zu arioser Breite gegeben. In winzigen Punkten nur darf er seine charakteristischen Bemerkungen auf den Kanevas der bunten Partitur tupfen. Unerhört schwierige Anforderungen werden an die Ausführenden gestellt. Einsätze, Takt, Rhythmus, Pausen, Tempo bedingen schon in ihrem jähen Wechsel die angespannteste Aufmerksamkeit. Aber von Spannung darf der Zuhörer und Zuschauer nichts merken. Ganz leicht und lustspielmäßig, wie in zwangloser Konversation, soll sich Szene um Szene abrollen. Und dabei bleibt die kontrapunktische Arbeit des Instrumentalkörpers in ununterbrochenem Fluß, es handelt sich nicht wie beim alten Rezitativ um größere oder kleinere Einwürfe des Orchesters mit beliebigen Fermaten. Ein ganz neuer Gesangsstil ist da angewendet worden. Undankbar, sollte man meinen, für den Sänger, der fast nie in seinen schönen hohen Tönen schwelgen kann. Aber das Ergebnis beweist: Der Hörer hat am Schluß des Abends von Umfang, Timbre, Kraft, Atem, Vortragskunst, Aussprache jedes einzelnen Sängers eine viel umfassendere und klarere Vorstellung als nach einer Oper alten Schlags. Diese neue Straußsche Lustspielkonversation ist ein untrüglicher Prüfstein für technisches Können, musikalische Anlage und Bildung aller Mitwirkenden — natürlich auch des Dirigenten und seiner Kammermusiker.

Genia Guszalewicz als Kammerzofe. Zeichnung von Professor E. Spiro

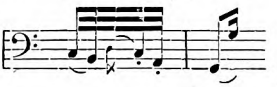
Denn trotz reicher Besetzung des Orchesters, in dem auch das Klavier nicht fehlt, ist es doch der Geist der Kammermusik, den die schwierige, unsagbar komplizierte Partitur atmet. Es scheint hier keine Füllstimmen zu geben. Man hört eigentlich nur lauter Solostimmen. Das macht die bis zu allerhöchstem Raffinement gesteigerte Technik von Meister Richard Strauß, seine Motive methodisch durchzuarbeiten, sie je nach der Situation in der Umkehrung, in der Verengung, der Verbreiterung anzuwenden. Was bei Richard Wagner den höchsten Gipfel der Orchestersprache bedeutete — die Partitur der „Meistersinger" — liegt weit

Digitized by Google



Skat-Quartett. Zeichnung von Ernst Klausz

zurück hinter dieser Filigranarbeit, in der es auch nicht einen Takt lang zu bequemen Gewohnheitsgriffen kommt:



hier zieht jedes Pult seine silbernen oder seidenen oder goldenen Wirkfäden in das tausendfältige Muster, es ist von einem unabsehbaren Reichtum. Die Motive sind, wie immer bei Strauß, nicht allzu überraschend. Aber sie prägen sich ein. So das herzenswarme Thema, das sich einstellt, wenn Storch seinen kleinen Zankteufel, die Frau Christine, vor sich, vor andern und schließlich vor ihr selber verteidigt. Und viele andere, die man liebgewinnt. An Glanzpunkten ist das Spiel dann am reichsten, wenn der Vorhang geschlossen ist. Die Vorbereitung der Rodel- und Ski-Fahrt rauscht und klingelt durch das Orchester — von einem Walzer geht's in einen Ländler über, zum Schuhplattler, und da hört man, ein bißchen „dorfquintig", nur Blechbläser und Pauke — das Streichquartett charakterisiert die vier Skatspieler — und schließlich wird das Kammerorchester zum Seelendeuter, es entkleidet den lächerlichen kleinen Ehezwist aller Alltäglichkeit und legt die Gefühle dieser beiden endlich einmal tüchtig durchgerüttelten Menschen bloß, innerste Gefühle, die selbst auszusprechen sie sich scheuen.

Und das ist der Adel dieses Musikluſtspiels: es steckt voll feinster Erotik und spielt doch nirgends mit Grobsinnlichem.

Ein Publikum, das Wedekinds „Mysterium" stürmt, um nackte Weiber zu sehn, das sich Sternheims Afterkunst in „Oskar Wilde" gefallen läßt, das die Soubrettenbeine in den zwanzig Berliner Operettenhäusern wirbeln sehen will, — ja, ob solch ein Publikum im „Intermezzo" auf seine Kosten kommt, das ist wohl sehr fraglich. Aber eine musikempfängliche Gemeinde, die sich an der Hand eines großen Könners in goldklare Heiterkeit des Herzens geleiten lassen will, genießt in diesem Werk Festtagsstunden, wie sie das gesamte deutsche Theater im abgelaufenen Winter sonst nie und nirgends geboten hat.

Der Berliner Aufführung an der Staatsoper sind Darbietungen des Werks in Dresden und anderwärts vorangegangen. Lotte Lehmann holte sich an der Dresdener Staatsoper mit ihrer Verkörperung der Kapellmeistersfrau einen vielbesprochenen Erfolg. Richard Strauß muß auch an der genialen Leistung von Maria Hussa seine helle Freude gehabt haben. Da saß jeder Ton, jeder Stimmungswechsel kam zur Geltung. Virtuos hatte sich diese Sopranistin, ohne je ins Operettenhafte zu verfallen, in alle Feinheiten der Partitur und des szenischen Spiels eingelebt. Man lachte über sie, man lächelte über sie, man empfand Mitleid mit ihr, man ärgerte sich über sie, man hätte sie gern einmal am Schlafittchen genommen, und man

Digitized by Google

Das G'spusi des Barons. Zeichnung von Professor E. Spiro

sprach das Schlußurteil im Sinne ihres Schöpfers: ein Prachtkerl! Welche Muster- und Meisterarbeit musikalischer Präzision, und welch' gesangliche Riesenarbeit, — denn die Frau Christine spielt ja in fast jeder Szene mit, und spielt da selbstverständlich die Hauptrolle, und während der Zwischenspiele hat sie sich auch noch sechs- bis siebenmal umzuziehn! Theodor Scheidl ist ein Heldenbariton von vornehmer musikalischer Kultur. Ein bißchen steif, ein bißchen gewichtig. Aber die geistige, musikalische, gesangliche, vor allem die sprachliche Leistung war bewundernswert. Von tausend Tönen und tausend Silben ging nicht ein einziger Bruchteil verloren. An der Konversationskultur dieses Opernsängers könnten sich die nuschelnden und näselnden Herrschaften der meisten Schauspielbühnen ein Muster nehmen. Vorzüglich in musikalischer und darstellerischer Hinsicht dann neben all den andern feinen, fleißigen Künstlern noch Genia Guszalewicz als Kammerjungfer, Leo Schützendorf als Kommerzienrat im Skatquartett. Ein großer Anteil an dem ungetrübten Genuß des Abends liegt in der Hand der Regie. Karl Holy hatte das Ineinanderspiel auf der Bühne ebenso präzise vorbereitet wie Georg Szell die unsagbar schwierige sinfonisch-dramatische Leistung des wundervoll folgenden Orchesters (Strauß gibt z. B. den Hörern kleine Teufeleien auf!) Der maschinelle Teil der zahlreichen Verwandlungen klappte unter der Leitung Georg Linnebachs vorzüglich, die szenischen Bilder waren hübsch, die Schneelandschaft vielleicht etwas zu kümmerlich.

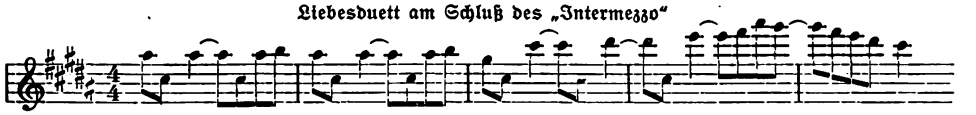
Unsinn, das „Intermezzo" mit dem „Rosenkavalier" oder der „Ariadne" vergleichen zu wollen. Es ist ein Ding ganz für sich. Vielleicht sogar eine neue Form musikdramatischer Kunst. Und sie erfüllt schon eine Kulturaufgabe, wenn sie dem Theaterbesucher beweist, wie trostlos dilettantisch doch der ganze Operettenkram ist, mit dem er sich jahraus jahrein füttern läßt, ohne Protest zu erheben.

★

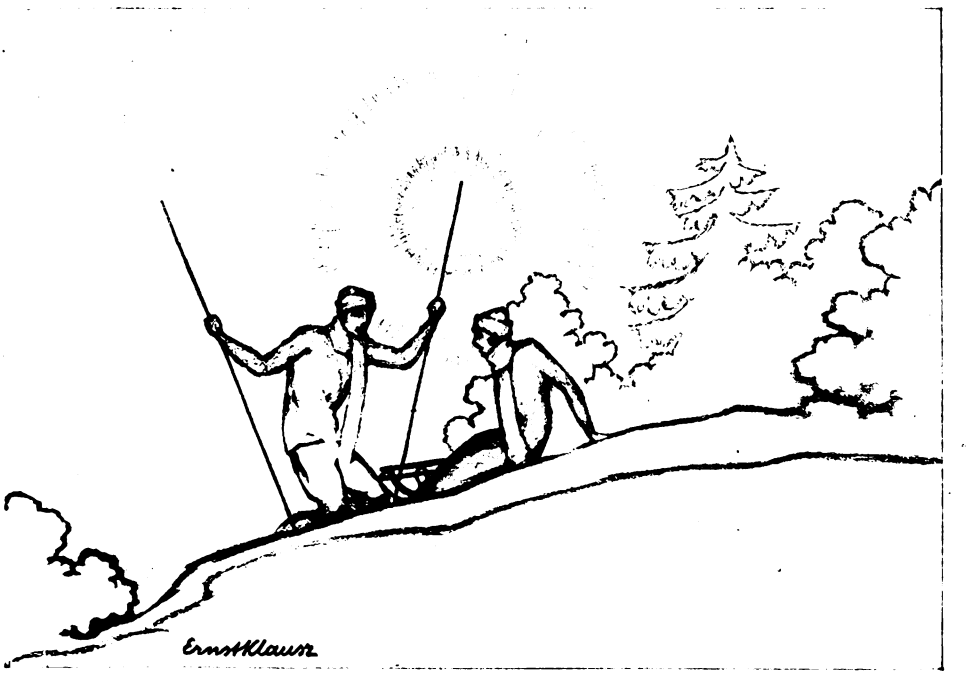
Neben den Schwankbühnen, deren Ehrgeiz befriedigt ist, wenn eine kesse Soubrette, ein frisch gestohlener Tanzschlager, ein nicht umzubringender Komiker oder ein paar Dutzend rosageschminkte Mädchenbeine ein geistig anspruchsloses, die halben Kassenpreise willig zahlendes Publikum ins Haus ziehen, gibt es tatsächlich auch Schauspielstätten in Berlin, an denen ernst gearbeitet wird. Zuweilen lohnt es sich sogar finanziell. Hat es doch im Deutschen Theater Shaws geistreiche und schlagfertige „Heilige Johanna" mit der genialen Elisabeth Bergner zu einem Saisonerfolg allererster Ordnung gebracht. Bühnen, die sich gelegentlich nun gar auch noch an deutsche Autoren wagen, sind u. a. die Volksbühne am Bülowplatz, das Staatstheater, das Lessingtheater, das Theater in der Königgrätzer Straße. Sie haben mit ihrer literarischen Wahl in diesem Winter freilich wenig Glück gehabt. Bis dieses Heft herauskommt, sind die Spuren, die ihre Erstaufführungen hinterließen, längst verweht. Über die allerletzten Versuche vor dem Osterfest nur noch ein paar Worte. — Am Gendarmenmarkt gab man Ernst Barlach, dem jungen, schweren, grüblerischen — oder ekstatischen — Bildhauer, dessen Holzbildwerke von besonders starkem Eindruck sind, Gelegenheit, sich in einer losen Folge von (leider recht verschwommenen) Szenen mit dem Gottbegriff, wie er ihn besitzt, auseinanderzusetzen: „Die Sündflut". Ernst Barlach ist neben Käte Kollwitz eine der tiefsten und zugleich mächtigsten Künstlernaturen, die wir in deutschen Landen haben. Verschiedene dramatische Versuche zeigten ihn als ernststrebenden Mann auch auf der Szene. Aber grade das, was ihn uns als Bildner wert macht, seine Kraft und Geschlossenheit, sein Vorwärtsdrängen, seinen starken Rhythmus,

Digitized by Google

Liebesduett am Schluß des „Intermezzo“



sein abwägendes Maß vermissen wir in seiner „Sündflut“. Da wogt es wohl und brodelt es, steht aber sogleich wieder ab und wird zur lauen, zähflüssigen Suppe. Mit Liebe hatte sich das Schauspielhaus der verlorenen Aufgabe gewidmet, aus einer gedankenbeschwerten Predigt ein Drama zu schürzen. — Carl Sternheim, als Regisseur am Deutschen Theater zugelassen, erließ uns nicht sein Drama „Oskar Wilde“. Wer Wilde nicht kennt — es wird viele gebildete Deutsche geben, die kaum mehr von ihm gelesen haben als den Roman „Dorian Gray's Bildnis“, — der bekommt aus diesem Stück kaum eine rechte Vorstellung davon, daß dieser ekelhafte, dünkelhafte, verweichlichte, feige, geputzte, widernatürlichem Laster ergebene Bursche, den Sternheim da auf die Bühne stellt, wirklich eine geniale Persönlichkeit gewesen ist. Die Zitate, die er ihm in den Mund legt, verpuffen, weil sie aus dem Zusammenhang gerissen sind. Kein Unbefangener glaubt daran, daß solch eine kümmerliche Drohne, wie der Autor sie uns schildert, in der englischen Gesellschaft je eine Rolle gespielt haben könne. Deshalb lassen ihn die Auswirkungen des Prozesses auch ziemlich kalt. Ein durch geheime Laster anrüchiges Subjekt kommt ins Zuchthaus und endet hernach im Ausland unter trüben Begleiterscheinungen. „Nu, wenn schon!“ (Um in Carl Sternheims Sprache zu reden.) Denn ob es ein Mr. Miller war oder Herr Schulze, ist doch nicht weiter aufregend. Dem Verfasser ist es eben gar nicht gelungen, dem „Helden“ seines Dramas höhere und stärkere Eigenschaften zu geben als die, die ihn für die männlichen Kokotten der Großstadt, wo sie am düstersten ist, bemerkenswert machen. Die heiklen Aufgaben ohne Lächerlichkeit durchzuführen gelang Rudolf Forster als Oskar Wilde und H. M. Böhmer und Hermann Vallentin als seinen Freunden. Der Regie war es auch gelungen, ein armes, anscheinend zwischengeschlechtliches Menschenkind für die Rolle, die in diesem üblen Kreis nicht fehlen durfte, auf die Bretter zu stellen. „Wie interessant!“ Im medizinischen Kolleg aber unbedingt besser am Platz. — Und endlich ist Frank Wedekinds „Franziska“ wieder einmal losgelassen worden. Eine klägliche Parodie auf Goethes „Faust“. Der mehrfach in Geschlechtsdingen schon erfahrene Backfisch Franziska sehnt sich nach dem höchsten Lebensgenuß, der Teufel erscheint in der Gestalt eines Versicherungsagenten, ein Pakt wird geschlossen, Franziska gibt sich in Männertracht dem Genußleben in wüsten Bars



Erste Begegnung der Frau Christine mit dem Baron. Zeichnung von Ernst Klausz

Digitized by Google

hin, erlebt am Hof eines degenerierten Großherzogs Parallelen zu der Kaiserszene in Fausts Zweitem Teil, wird der Pseudogatte einer jungen Adligen, wird die Geliebte eines Zirkuskünstlers, wird Mutter, ohne den Vater bestimmen zu können, gibt dem genasführten Versicherungsagenten den Abschied und heiratet — ein faustdicker Hohn auf den „guten Ausgang" der Marlittiaden — zum Schluß einen wadenbestrumpften Maler von treuherzigerUnterförstergemütsart. Das Theater in der Königgrätzer Straße hat unter Karl Heinz Martins geradezu meisterlicher Regie, mit der vielgewandten Tilla Durieux in der Hauptrolle, einen sensationellen Erfolg zu verzeichnen. Wedekind ist überlebt, er schlägt mit seinen Anklagen überall in die Luft, er war einer von denen, die nur stark waren, wo es anzugreifen galt. Und die Angriffsflächen existieren ja jetzt nicht mehr. Nun sieht man überrascht: daß Frank Wedekind eigentlich ein furchtbar ehrpußlicher Moralpauker gewesen ist, der stets nur das Gute wollte. Diesmal hat ihm die Zensur nichts gestrichen, das Auto des Großherzogs kommt mit ‚Tati-tata', die wunderhübsche junge Darstellerin der himmlischen Liebe darf sich — beinahe — unbekleidet zeigen (ach, das Familienbad und die Revuen hat ja der arme Wedekind nicht mehr miterlebt, sonst wäre ihm das gar nicht so wichtig erschienen), und der höllische Cancan in der Bar übertrifft fraglos die Kraft der Bilder, die den Provinzialen in dem berüchtigtsten Lokalen von Paris gezeigt werden. Natürlich wird die Kasse gestürmt. „Wenn nur nicht immer die langen Gespräche dazwischen wären!" meinte mein Vordermann. Für ihn hatten nur die Klamauszenen Existenzberechtigung.

P. O. H.

Die Köchin der Frau Hofkapellmeister
Zeichnung von E. Klausz

★

Für ein paar Hinweise auf die Kunstbeilagen und die Novellen hat mir P. O. H. gar keinen Platz mehr übriggelassen. Die Rundschau muß sich also aufs Allernotwendigste beschränken. Ein kurzer Nachtrag sei — ganz anderer Weise — dem Bild der „Oppa" auf Seite 707 unseres Februarheftes gewidmet: die Besitzerin dieser englischen Vollblutstute ist die Schulreiterin „Doppelstern", Frau v. Scheibe, die die „Oppa" selbst in hoher Schule dressiert hat. — Und auf verschiedene Anfragen sei darauf hingewiesen, daß die Lebenserinnerungen von Anselma Heim, — zur Feier ihres 70. Geburtstags haben wir im April den Abschnitt „Miterlebte Literaturgeschichte" veröffentlicht — demnächst im Verlag Gebr. Paetel in Berlin erscheinen werden.

H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
39. Jahrg. / Juli 1925 / 11. Heft

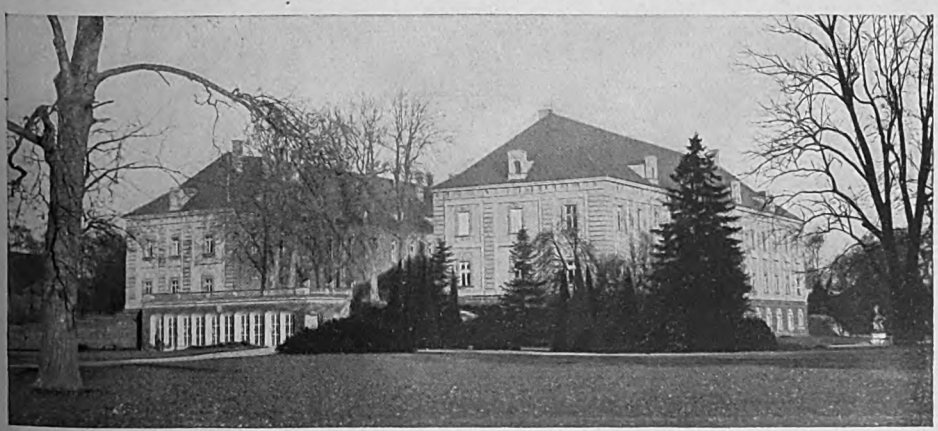
Schloß Sagan

Von Willy Norbert

Ein kurzer Weg durch die alten winkligen Gassen von Sagan, über kleine Plätze mit großen Barockhäusern, und plötzlich liegt Schloß Sagan vor den erstaunten Blicken. Man bleibt unwillkürlich stehen, so unvermutet ist der Anblick. Man war durch die kleine Kreisstadt geschlendert, die sich eigentlich nicht erheblich von der großen Schar ihrer Schwestern in deutschen Landen unterscheidet, und hatte alte Gebäude entdeckt, neben deren provinziale Ehrwürdigkeit sich aufdringlich das armselige Protzentum der Neubauten unserer Zeit drückte, — das übliche Bild der deutschen Kleinstadt. Nun ist dieser Eindruck mit einem Schlage verweht. Man sieht nur noch das Schloß; alles ringsum schwindet, versinkt, so überzeugend und so eindringlich ist das Bild da vorn, das fast ist wie eine Erscheinung aus der Welt der Phantasie. Vor dem dunklen Hintergrunde eines weit in alle Fernen strebenden Parks erhebt sich in leuchtendem Goldocker ein langgestreckter Bau, dessen feste, geschlossene Umrißlinie von der Faust eines eigensinnigen und feudalen Schwärmers an den Horizont geschrieben zu sein scheint. Eine Mischung von Macht und Anmut, Trotz und Sehnsucht, Ernst und Spiel. Ein Schloß, dem man den tiefen Burggraben nicht glaubt, mit dem es seine Grazie zu schützen denkt; ein Lustschloß, in dem man Tragödien wittert — ein zweifelhafter Bau, der sich an das grüne Ufer des Bober gelagert hat wie eine Sphinx und nun mit Rätselaugen in die weite Landschaft starrt. Umspielt ein Lächeln die Lippen? Schimmern Tränen in den starren Augen? Man grübelt umsonst. Und tritt zögernd näher, Tragödien und Schicksale ahnend, die sich hinter der strahlenden Fassade dieses Hauses abgespielt haben mögen . . .

★

Eine weite Halle. Links eine kleine Tür: „Zur Kastellanin". Ein Klingelknopf. Darunter ein Schlitz mit der Überschrift: „Boîte aux lettres". Merkwürdig — ein französischer Briefkasten mitten im Herzen Preußens, dicht an der Grenze Brandenburgs? Der ahnungslose Besucher reibt sich die Augen.



Schloß Sagan

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Gesandtensaal

Aber es stimmt. Es ist ein waschechter, französischer Briefkasten, eine Sehenswürdigkeit, denn seinesgleichen gibt's nicht wieder in deutschen Landen. Aber es sei gleich gesagt,

Schreibzimmer der Herzogin Dorothea

Digitized by Google

Bildnis der Herzogin Dorothea von Sagan

gleich beim Eintritt in dieses Schloß: der Schloßherr ist ein echter, rechter Landsmann der Herren Poincaré und Herriot. Es ist der fünfzehnjährige Howard de Talleyrand-Périgord, vierter „Duc de Sagan", preußischer Standesherr, französischer Schulknabe, und deutsche „Durchlaucht". Seine Vorfahren haben hier residiert, haben — als Franzosen — gewichtige Stimme gehabt in der schlesischen Landesvertretung, unbelästigt durch die Stürme der Zeit. Ob deutsch-französischer Krieg, ob Weltkrieg, ob Ruhr- und Rheinbesetzung, ob Vergewaltigung deutschen Besitzes, Mißhandlung deutscher Frauen, Männer und Kinder, — das Schloß, der Park, die Orangerie, der Marstall, das Prunkbett, die

Digitized by Google

Rechte des „Prince de Sagan“ blieben erhalten, geschützt durch altpreußisches Recht — il-y-a des juges à Berlin!

Und so kommt es, daß noch heute die „Boîte aux lettres“ friedlich ihr Dasein fristet, wie vor hundert Jahren. Alles blieb unberührt im Schlosse, seitdem der Vater des jungen Prinzen, Hély, dritter Herzog von Talleyrand, Sagan verlassen, um endgültig sein Domizil in der Avenue du Bois de Boulogne, Nr. 50, zu Paris aufzuschlagen. Von Zeit zu Zeit, auch noch nach dem Kriege, kam er wieder, schlief ein paar Nächte in dem Empire-Prunkbett seiner Urgroßmutter und kehrte aus der kleinen obskuren preußischen Provinzstadt in die große „Stadt des Lichts“ zurück. Denn wenn auch der Besitz und die Rechte der deutschen Standesherrschaft erhalten blieben, mit dem „residieren“ war es vorbei. Zwar hatte der gute Hély, von seinen Gläubigern chronisch bedrängt, zu Gunsten seines minderjährigen Sohnes auf das Fürstentum verzichten müssen, aber in Wirklichkeit blieb er in den Kulissen immer noch Herr zu Sagan. Dank dem Versailler Frieden und der ihm folgenden Zeit tiefster Bedrückung Deutschlands durch sein Vaterland waren aber schließlich die französischen Herzöge in Stadt und Kreis Sagan sehr unpopulär geworden. Und die Zukunft sieht nicht so aus, als ob jemals wieder in absehbarer Zeit die Volksmeinung sich in dieser Beziehung

Bildnis der Gräfin von Medem

Digitized by Google

ändern könnte. Die Tage scheinen endgültig vorüber, da der Vater Herzogs Hély, Boson de Talleyrand, von Groß und Klein freundlich gegrüßt, seine Pariser Eleganz durch die engen Gassen Sagans spazieren führen durfte. Kommt heute Besuch aus Paris, so hält er sich nur unter Wahrung strengsten Inkognitos in dem Schlosse auf, wagt kaum, durch den herrlichen Park zu schreiten, und begnügt sich meist mit dem prachtvollen Ausblick vom — Hinterfenster des Schlosses. Und so ist es denn auch zu verstehen, daß die Talleyrands heute den lebhaften Wunsch haben, dieses Herzogtum los zu werden, das ihnen nichts nützt, da sie ja doch nicht darin promenieren können. Allerdings wird von dem preußischen Verwalter, dem Vormund Howards, Major a. D. von Brünneck, ein so schwindelnd hoher Preis gefordert, daß sich schwerlich ein deutscher Käufer finden dürfte. Und ein ausländischer Liebhaber wird vom preußischen Staatsministerium abgelehnt, das gottlob in dieser Sache etwas zu sagen hat, gehört doch das Herzogtum zu den wenigen Thronlehen; und deren Aufsichtsrechte sind in der Republik auf das Staatsministerium übergegangen. So hat der deutsche Steuerzahler wenigstens die Genugtuung, daß die vielen Millionen Goldmark, die von den Talleyrands für das Schloß mit seinem an Kunstschätzen reichen Inhalt und die fast 100000 Morgen große Herrschaft gefordert werden, vorläufig noch in Deutschland bleiben werden. Bewerber sind genug vorhanden, ist es doch keine alltägliche Sache, ein ganzes Fürstentum zu kaufen. Aber bisher scheiterten alle Verhandlungen an dem gewaltigen Preise. Zwar wurde schon von den erst geforderten 42 Millionen auf 35 heruntergegangen, allein auch dieser Preis scheint heute für Deutsche unerschwingbar. Der ernsteste Reflektant war bisher der junge Herzog Albrecht Eugen von Württemberg. Sein Name steht im Besuchsbuch des Schlosses auf der Seite, die seit altersher für die fürstlichen Besucher reserviert ist. Er war im vorigen Jahre in Sagan, um sich den Besitz anzusehen. Unter seinem Namen stehen auch die einiger unbekannten Franzosen, die ihre völlig bourgeoisen Namen auf die Fürstenseite setzten, während für die gewöhnlichen Sterblichen der andere Teil des dicken Buches vorgeschrieben war. So kommt es, daß unter Kaisern, Königen und Fürsten plötzlich Monsieur Soundso auftaucht — irgendein kleiner Beamter oder Advokat aus Frankreich, der als echter Sohn der Grande Nation und eingefleischter Republikaner den sonderbaren Ehrgeiz hatte, seinen Bürgernamen in so

Der Lautenspieler. Gemälde von Velasquez

Digitized by Google

„erlauchte“ Gesellschaft zu bringen; wahrscheinlich auch, um zu dokumentieren, wer heute Herr in deutschen Landen ist ...

Nun, solche Betrachtungen sind nicht erbaulich. Sie passen auch so wenig in die reine und helle Atmosphäre der Kunst und des Geistes, die durch die weiten Räume des Schlosses weht. Hier, neben Ewigkeitswerten des Menschengeistes, neben großen Traditionen unsterblicher Genien, verblassen sie rasch. Nicht der leiseste Nachgeschmack ihrer Kleinlichkeit verbleibt, scheinen sie doch wie Eintagsfliegen, deren rascher Abend schon am Horizont herandämmert. —

Man wandert von Raum zu Raum, geführt von der alten Kastellanin, die ihre Lebensaufgabe darin suchte, die Geschichte der Zimmer, Möbel, Bilder und Bibelots zu erlernen, als deren Hüterin sie bestellt war. Dies ist der kleinen, beweglichen alten Dame denn auch nicht mißlungen. Sie ist Elsässerin französischen Einschlags und erzählt mit Stolz in der Sprache Voltaires von dem schönen Paris, wo sie als Gast ihres Bruders, des Küchenchefs irgendeines französischen Duc oder Marquis, geweilt hat. Trotzdem ist sie nicht unempfänglich für alle Neuigkeiten aus Stadt und Kreis Sagan. Über allem steht ihr jedoch „ihr“ Schloß, daß sie trotz Alters und Korpulenz mit großer Behendigkeit nimmermüde durchschwebt, bemüht, dem Besucher möglichst viele und ausführliche Erklärungen zu geben. Aber wie das so bei solchen Führungen mit Erklärungen zu sein pflegt: die laute Sprache des Führers läßt die stumme Sprache nicht zu Worte kommen, die überall in solch einem alten Schlosse zu empfindsamen Besuchern redet. Es gehört ein besonderes, nur durch lange Praxis zu erwerbendes Geschick dazu, beide Sprachen zu vernehmen, und die eine durch die andere ergänzen zu lassen.

Nun wäre es grundfalsch, die wohltuende und gedämpfte Pracht in den Räumen des Schlosses den Talleyrands zuzuschreiben, wenn auch manches ein wenig à la Fontainebleau oder Klein-Trianon aufgemacht scheint. Denn mit der Einrichtung des Schlosses hat weder der selige Boson noch der übergangene Hély viel zu tun. Sie haben nur etwas „arrangiert“, was ihre schöne Vorfahrin, die Prinzeß Dorothee, eingerichtet. Und so sind wir denn gleich mit einem Schlage bei ihr, der reizenden kleinen Herzogin von Dino, der „schönen Dorothee“, die unwidersprochen der eigentliche Geist dieses Schlosses ist. Alles, was wir fortan hier sehen werden an hübschen und kostbaren Dingen, werden wir immer irgendwie in Zusammenhang mit ihr bringen müssen, deren anmutige Hand einst auf all diesen Dingen geruht, sie ausgesucht, gestellt, geliebkost hat. Prinzeß Dorothee, aus altem kurländisch-deutschem Geschlecht, hatte einst sehr gegen ihren Willen Alexandre-Edmond von Talleyrand geheiratet, durch welche Tat sie Französin wurde und den großen, vielgewandten Staatsmann Talleyrand zum Oheim gewann, dessen Einfluß ausschlaggebend auf ihr Dasein wurde. Das eheliche Zusammenleben dauerte nicht lange. Alexandre-Edmond wurde nämlich ein ebenso leidenschaftlicher Spieler, wie er vorher ein passionierter Soldat gewesen, der mit Mut und Auszeichnung auf Napoleons Schlachtfeldern gekämpft hatte. Den Herzogtitel von Dino schenkte ihm sein großer Onkel, der ihn selbst vom König von Sizilien für politische Dienste zum Geschenk erhalten. Dorothees Gemahl, der Herr Herzog, saß oft gefangen in Schuldhaft wegen seiner irrsinnigen Spielerei. Schließlich ließ die Frau Herzogin ihn ruhig sitzen und zog sich gänzlich von ihm zurück. Aber auch sie hatte eine Leidenschaft gepackt, die ihr der Onkel eingehaucht: Die Politik, für die allein sie fortan lebte, mit der sie schließlich die Leere eines Herzens füllte, dem man den Jugendgeliebten einst durch schnödes Intrigenspiel ferngehalten. Und so passioniert Herzog Edmond immer wieder von neuem Kopf und Kragen im Jeu riskierte, so eifrig schmückte Herzogin Dorothee ihre liebliche Schönheit, suchte die sprödesten Herzen zu erobern, um in ihrem Spiel Partie auf Partie zu gewinnen. An der Hand des Meisters im politischen Ränkespiel, des zärtlich lächelnden Onkels, reiste sie von Hof zu Hof, schritt sie von Salon zu Salon, flog sie von Arm zu Arm, um ihrerseits ihre Leidenschaft stillen zu können. Erfolg folgte auf Erfolg, — die natürlich offiziell stets auf das Konto Talleyrands gebucht wurden. Dorothee, die Weltdame, blieb der Welt gegenüber immer im Hintergrunde. So gingen auch prompt alle Historiker dieser Zeit an dieser Frau vorüber, nicht ahnend, daß sie das treibende Moment hinter manchen Taten des größten Staatsmanns jener Jahre gewesen.

Es ist gut, seiner zu gedenken, hier im sogenannten „Familienzimmer“. Man wird später sehen, warum. An den Wänden hängen die Talleyrand-Périgords. Sie sind ganz unter sich — ein stummer, und doch so beredter Familienrat! Hier der alte Boson mit dem schneeweißen Haar und dem schwarzumränderten Einglas, das so kokett kontrastiert. Der echte Boulevardier, der typische „vieux flaneur“ vom Boulevard des Italiens. In Sagan entsinnt man sich nicht ungern des alten Schwerenöters. Dort hängt Hély, der jetzt 65jährige, in Jugendfrische. Er muß, wenn das Pariser Porträt der undankbaren Kunstzeit seiner Jugend nicht trügt, ein schmucker Kürassier gewesen sein. Werfen wir nun noch einen Blick auf die netten Bildnisse der hübschen jungen Damen dort oben, der Schwestern unserer Prinzeß Dorothee: Wilhelmine, Pauline, Johanna. Alle drei sind verschieden und doch haben sie etwas gemeinsam, das mehr ist als Familienähnlichkeit. Etwas, das eher im Ausdruck der Züge und Augen zu suchen ist, als in diesen selbst. Ihnen allen scheint deutlich gemeinsam die Art, das Auge aufzuschlagen,

Digitized by Google

Familiensaal

Digitized by Google

Deutsche Bibliothek

den Kopf zu halten; jenes ganze undefinierbare Etwas, das — an sich nicht unangenehm — allen jenen Frauen zu eigen ist, die viel geliebt wurden, ohne selbst viel geliebt zu haben. Und so ist es in der Tat. Man lese über sie in alten Memoiren oder Briefen aus der Zeit des Wiener Kongresses. Dort wird man manch begeistertes Lob dieser drei Grazien finden, das mit einem schelmischen Augenzwinkern niedergeschrieben zu sein scheint, und teils dankbarem, teils neidischem Herzen entsprang.

So, — nun können wir uns den beiden Hauptakteuren dieses Familienkreises zuwenden, Talleyrand selbst und Prinzeß Dorothee. Dort blickt sein lebensgroßes Porträt von der Wand, gemalt von der unfehlbaren Hand Meister Gérards. Klug und hell schauen die Augen herab; ein feines, sehr selbstbewußtes und ein wenig süffisantes Lächeln verklärt die Härte seines dünnlippigen, breiten Mundes, den die ironischen Falten des massigen Kinns umrahmen. Dieses Kinn steht mit seiner brutalen Wucht in seltsamem Kontrast zu der fast frauenhaft sanften oberen Partie dieses denkwürdigen Gesichtes, das irgendwie an Voltaire erinnert. Wie verstand dieser Mann seine Zeit! Ob Revolution und Schreckensherrschaft unter Robespierre, ob Diktatur, Direktoire oder Empire unter Bonaparte, ob Königreich unter dem dicken Bürgerkönig Ludwig — immer schwamm dieser politische Kork auf der Oberfläche, spielend gehoben und gesenkt von den stürmischen Wogen seiner Zeit, und immer ihr Meister. Sieghaft liegt seine schmale, nervöse Hand auf dem grünen Leder des Tisches aus Bois de Rhodes, auf dem er einst die Unterzeichnung des Wiener Kongresses erlistet, — mit Kulissenhilfe seiner schönen Nichte, der Schloßherrin von Sagan! Gerade unter dem großen Porträt steht das Original dieses in der Geschichte so berühmten Tisches. Herzogin Dorothee hat ihn dort plaziert. Mit schelmisch wissenden Augen blickt sie selbst von der Wand gegenüber, den lächelnden Blick gerichtet auf den Onkel und seinen Tisch. Und wer es bisher noch nicht gewußt, der mag, — hat er nur die geringste Witterung für Staatsintrigen und die gefährliche politische Macht schöner und kluger Frauen — ahnen, was d i e s e Nichte d i e s e m Onkel gewesen!

Ja, der alte Zauber dieser beiden Persönlichkeiten scheint auch heute noch ungebrochen, vertieft man sich in die beiden meisterlich gemalten Porträts. Nicht, daß Dorothee eine absolute Schönheit gewesen. Dazu entbehren ihre Züge zu sehr der Regelmäßigkeit. Aber gerade das Fehlen dieser klassischen Vorbedingung macht den Charme dieses zu schmalen Kinns, dieser ein wenig zu breit geratenen Backenknochen, zwischen die der mandelförmige Schnitt der dunklen Augen treffend paßt; er ist's auch, der die slawische Note in das Köpfchen bringt. Ach, könnten diese schmalen Lippen reden! . . . Aber schau, — die Grübchen der Mundwinkel ziehen sich schon ein wenig nach oben, zwischen dem

Digitized by Google

Bildnis von Adelheid von Savoyen

dunklen Rot der Lippen schimmert es weiß, die Augen erglänzen in feuchtem Schimmer, leise bebt das Perlmutter von Hals und Brust . . . Und Worte, geflüstert, gehaucht, entströmen den lieblichen Lippen, — die ganze Weisheit einer schönen, nicht nur auf dem Felde der Liebe erfolgreichen Frau in zwei Sätzen: „On n'attire que par la grâce — on n'attache que par le coeur!" („Nur durch die Anmut zieht man an, nur durch das Herz fesselt man!" — Der Herzogin eigene Worte.)

★

Und noch klingen diese Worte im Ohr bei der Wanderung von Saal zu Saal. Jeder Raum, jedes Möbel, jedes Buch, jedes Bibelot oder Andenken bekommt jetzt einen eigenen Wert. Dort, das kostbare Sèvres-Service, — Herzogin Dino reichte einst die zierlichen Teetassen lächelnd ihren Gästen. Humboldt hielt solch eine Schale, sein geliebter Preußenkönig, Metternich, Jean Paul und andere; das goldbronzene Mokkageschirr diente hier nach dem Diner. Ein historisches Geschirr: Sobieski erbeutete es einst im Zelt des Sultans. In den großen japanischen Truhen, deren bizarre Ornamentierung an die phantastische Fisch- und Vogelwelt der Ostasiaten erinnert, barg Dorothee ihre Pariser Wäsche. In der „kleinen kurländischen Galerie" hängt neben den pompösen Galakleidern Herzog Peters von Kurland, ihres Vaters, ein Abendmantel Dorothees, der von der zierlichen Schlankheit ihrer Figur erzählt. Im sogenannten „Kaiserzimmer" —

Digitized by Google

wie es später benannt wurde —, heute in ein pompöses Schlaf- und Toilettenzimmer für französische Gäste umgewandelt, hängt eine prachtvolle Zeichnung von Lenbach, dann ein Graffsches Bild Friedrichs des Großen, sind auch viele persönliche Gaben der Hohenzollern, und an der Hauptwand steht ein mächtiger und doch graziöser Schrank im Empirestil, von schönen weißen Porzellanfiguren gekrönt: eine Riesenspieluhr, deren Walzen ein Meter lang sind. Alte Offenbachsche Operettenweisen bergen diese Walzen, Opern, ein Liebeslied: „M'aimes — tu?" — heute verstaubt, zerbrochen, verklungen. Im „Gesandten-Saal" stehen die schönsten Gobelinmöbel, herrliche Cloissonnévasen; am Fenster Dorothees Schreibtisch mit dem pietätvoll bewahrten Kalender, der mit ihrem Todestage schließt. An den Wänden hängen Bilder der russischen Zaren, Gaben kaiserlicher Huld an Herzog Peter. Und überall in den vielen Sälen und Kabinetts trifft der Blick auf irgendein kleines Bibelot, ein Souvenir von einem der zahlreichen Freunde der Herzogin Dino. Unter ihnen fehlte kaum ein bedeutender oder bekannter Mann ihrer Epoche. Mit unvergleichlichem Geschick wußte sie gleichzeitig mehrere Verehrer und Bewunderer an sich zu fesseln, ohne daß diese sich untereinander verfeindeten. Friedrich Wilhelm IV. gehörte zu den treuesten Freunden der Herzogin. Zwischen Sanssouci und Schloß Sagan herrschte der regste Verkehr. War die Herzogin in Berlin, nahm sie sogar an den intimsten Abendgesellschaften des Königs teil. Humboldt, — selbst ein eifriger Verehrer der Prinzessin, meint mit leiser Anzüglichkeit, daß der König größere Schönheiten in Sagan fand als selbst in Windsor oder irgendeinem ähnlichen Ort in Österreich oder Rußland. Aber hier war es weder die Politik noch die Liebe, die König und Herzogin so lange Jahre miteinander verbunden. Es war eine rein geistige Freundschaft, jenes bei den Menschen so seltene und immer wieder verleumdete edle Band, das die beiden kunstbegeisterten Menschen umschlang. Die Herzogin folgte dem Kunstenthusiasten bei allen seinen Plänen, beriet ihn mit ihrem sicheren Geschmack, entflammte seine Ideale und half bei seinen zahlreichen Projekten. Sie war die Patin bei der Wiederherstellung der alten Burgen am Rhein, dem Weiterbau des Kölner Doms, zu dem sie selbst namhafte Summen gespendet und gesammelt. Beide fühlten sich innerlich verwandt. Einmal lieh der schwärmerische König diesem Gefühl Worte: „Sie leidend und liegend zu wissen, ist mir ein schmerzlicher Gedanke; und doch hat dieser Gedanke eine lichte Seite. Sie leiden, so glaube ich, an demselben Übel wie ich — an einem verwundeten Gemüt . . ."

Ja, König Friedrich Wilhelm hatte richtig erkannt: Dorothee litt in all ihrem Glanz und Glück, trotz aller Erfolge, aller Liebe, die sie entflammte, an einem tiefen Schmerz. In dem raschen Fluge der Ereignisse und Abenteuer ihres Lebens kam oftmals jene einsame Stunde, die nie wahrhaft tiefen Seelen erspart bleibt; jene Stunde, wo eine innere Stimme uns drängt, das Fazit unserer Taten zu ziehen, allein mit uns, allein mit einer höheren Macht, deren Größe uns ahnungsvoll aufdämmert. Solche Stunde der Einsamkeit in dem kleinen Boudoir zu Sagan wurde zur bitteren Qual. Vergebens richtete Dorothee ihre Augen nach oben — Gott wollte sich ihr nicht zeigen. Überall suchte sie ihn, bei Voltaire, bei Fénélon, in der Bibel, im Beichtstuhl des Peterdoms zu Rom, in den einfachen Worten des schlichten protestantischen Pfarrers der deutschen Kleinstadt. Nirgends ward ihr das Heil ihrer Seele. So schwankte sie, von einem reuvollen Gewissen gepeinigt, von einem Mittel zum anderen, doch keins brachte ihr die Ruhe des Herzens.

Nur in den Stunden, die allzu irdischer Liebe geweiht waren, fand sie reines Glück. Aber auch hier nie von Dauer. Beständigkeit war nicht ihre Sache. Rasch entflammt und schnell wieder enttäuscht, flog sie von Arm zu Arm. Ein wenig länger verweilte sie in dem des Fürsten Felix von Lichnowsky, dessen exzentrisch-bizarre Natur ihr manches Rätsel aufgab. Er war vielleicht der einzige in der bunten Kette der Begünstigten ihrer Huld, der sie den nie erreichten Jugendgeliebten vergessen ließ. Der Fürst starb in jugendlichem Alter als Opfer des Frankfurter Pöbels in der Revolution von 1848. Dorothee war als Erbin seines Vermögens eingesetzt. Sie eilte nach Frankfurt, um selbst dem Geliebten das letzte Lager zu bereiten. Sie wurde damals in der gehässigsten Weise durch die Presse gezogen. Ihr Geliebter figurierte dabei unter dem Titel, den Heine ihm in seinem Atta Troll gegeben hatte — Ritter Schnapphahnski. Es war die kritischste Zeit im Leben der Herzogin. Sie hielt aber den stärksten Angriffen stand und gewann rasch die verlorene Position in der Welt wieder. Bald füllte sich ihr Schloß zu Sagan mit den alten Freunden, zu denen neue kamen, unter denen auch hohe geistliche Würdenträger nicht fehlten. Beredt wissen von jener Zeit hunderte ergebener, zärtlicher, bewundernder Briefe zu erzählen, die noch heute in der kostbaren Autographensammlung im Schlosse Sagan ruhen.

Aber außer den Briefen eines Metternich, Jean Paul, Victor Hugo, Alexander von Humboldt, des Schriftstellers Prinz Georg von Preußen, der unter dem Pseudonym G. Conrad bekannt war, dem feinsinnigen Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, dem geistvollen Grafen Anton zu Stolberg-Wernigerode und vielen anderen, finden sich, gesammelt und geordnet von Dorothees Hand, Briefe anderer Großen, zu denen sie nur in flüchtige Beziehungen getreten war, oder deren Handschriften sie ihrer fast beispiellos wertvollen Sammlung einverleibte. Darunter ein schelmischer Brief Goethes —

Digitized by Google

Französische Bibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Milan 20. Prairial.

A Joséphine

Je devais partir le 5. depuis, tu devais partir le 11. tu n'étais pas parti le 14. ..... mon âme s'était ouverte à la joie, elle est remplie de douleur tous les soupirs arrivent dans mes portes de tes lettres, quand tu m'écris le peu de mots, ton style m'est j'amais celui d'un sentiment profond. tu m'as aimé par un léger caprice. tu devais déjà combien il serait ridicule qu'il aurait monsieur. il me paraît que tu as fait ton choix, depuis tu dois à qui t'a dicté pour me remplacer. je te souhaite bonheur — si l'on connaît jamais pendant obtenir, je me dis par la perfidie. tu n'as jamais aimé ... j'avais pressé mes opérations, je te calculais le 13. à Milan, et tu es encore à Paris. je rentre dans mon âme, j'étouffe un sentiment indigne de moi, et si la gloire ne suffit pas à mon bonheur, elle forme l'élément de la mienne de l'immortalité. quant à toi, que mon souvenir ne te voie pas ou deux — mon malheur est d'avoir peu connue, le tien, d'en avoir jugé comme les hommes qui t'environnent. monsieur ne devait jamais être médiocre. il n'était dévoué de l'amour. tu lui a inspiré une passion dans bornes, une ivresse qui le dégrade. ta pensée était dans mon âme au dessus de la nature entière. ton caprice était pour moi une loi sacrée. pouvoir te voir était mon souverain bonheur. tu es belle, gracieuse, ton âme douce et céleste, se peint sur ta physionomie. j'adorais tout en toi. plus naïve, plus jeune, je devais aimé moins. tout me plaisait jusqu'au souvenir de tes erreurs, et de la scène affligeante qui précéda de 15 jours notre mariage.

Brief Napoleons an Josephine

Ob sie wie gier'ge Raben sich heiser danach schrein! ..."

Ein Treppenwitz der Weltgeschichte, eine Ironie des Schicksals: das heilige Zornlied auf den alten Unterdrücker jenseits des Rheins in den Räumen dieses — französischen Schlosses! —

Die Liebesbriefe Napoleons stammen alle aus der Zeit seines italienischen Feldzuges, gerichtet an die „Citoyenne Beauharnais, Paris, Rue Chanteveue". Die Handschrift ist schwer zu entziffern. Man sieht beides den Briefen an: die große seelische Erregung ihres Schreibers über das Thema, das die Zeilen behandeln, und die Unruhe des Kriegslagers, des Schlachtfeldes, wo sie bei flackerndem Wachtfeuer auf einem Sattel oder einer Trommel verfaßt zu sein scheinen. Erschütternd der Inhalt. Während der große Eroberer sein ganzes Sinnen, seine ganze titanische Geisteskraft auf die gewaltige Aufgabe gerichtet hält, schreit sein Herz stürmisch nach jener Frau, von deren Niedrigkeit und Untreue er sich überzeugt halten muß. „Was nützt mir aller Ruhm, alle Größe, wenn ich Dich nicht habe!" — so klagt es aus den Briefen ... Das alte Lied! Wie sagt Nietzsche? — „Würdig schien mir dieser Mann und reif für den Sinn der Erde. Aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde ein Haus für Unsinnige!" Leuchtend flammt dieser Satz auf beim Lesen der unglücklichen, zerrissenen, gequälten Worte auf dem großen Briefbogen der Republik, deren Kopf die stolzen Worte in feinstem Kupferstich trägt: „Bonaparte, Général en Chef de l'Armée."

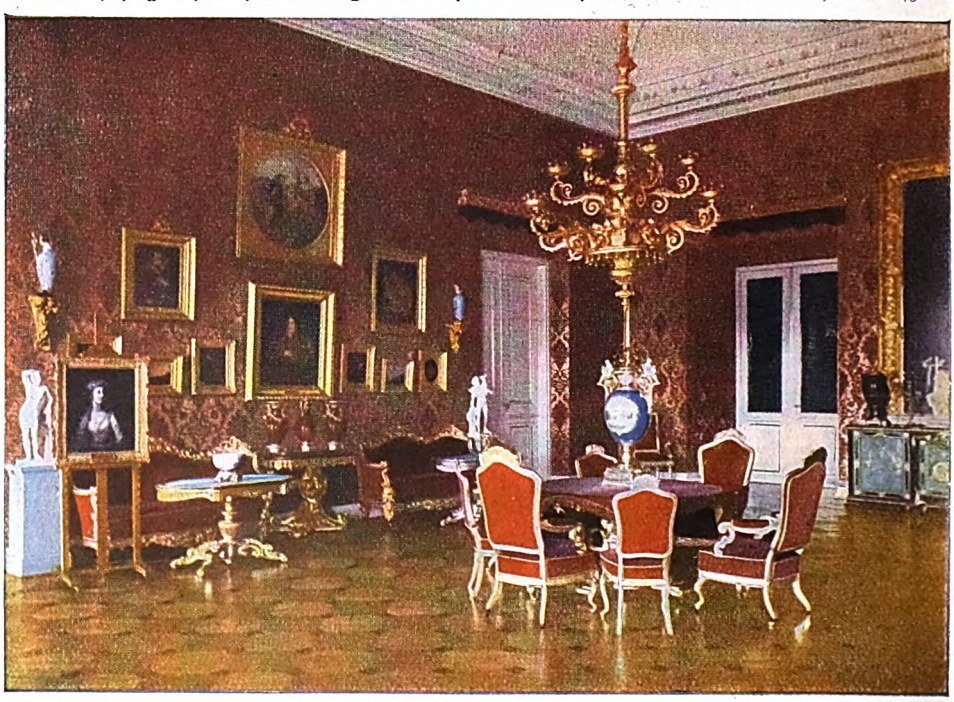
„... nie hast Du mich geliebt! Ich habe

Digitized by Google

meine Operationen beschleunigt, denn ich glaubte Dich in Mailand, und noch bist Du in Paris! Ich verkrieche mich in meine Seele, ich ersticke dies meiner unwerte Gefühl ... Meinem Herzen hast Du eine Leidenschaft eingeflößt ohne Grenzen, eine Trunkenheit, die es entwürdigt. Der Gedanke an Dich herrscht in meiner Seele selbst vor dem der Allnatur. Selbst Deine Laune war mir heiliges Gesetz. Dich zu sehen, war mir höchstes Glück auf Erden ... Grausame, weshalb flößtest Du mir eine Passion ein, die Du nie, nie teilen wirst? ... Tausend Dolche durchbohren mein Herz ... Adieu, mein Glück, mein Leben, mein Alles auf der Erde!!!" ...

Die Briefe entsinken der Hand. Abenddämmerung leuchtet durch die hohen Fenster der Saganer Schloßbibliothek, wo all die tausend Bände stehen, in denen Dorothee den Sinn des Lebens gesucht. Von den dunklen Rücken glänzen goldene Buchstaben auf, Namen derer, die, wie der große Napoleon vergeblich gesucht, sich mit dem Rätsel dieser widerspruchsvollen Schöpfung, ihrer bittersüßen Grausamkeit auseinandersetzen. Wie er sind sie dahingegangen, müde, zerschlagen, mit wundem Herzen; eine Stunde reinen Glücks mit Jahren der Qual und der Sehnsucht bezahlend — Byron, Shakespeare, Voltaire, Fénélon. Und in den hundert Schubfächern ruhen noch lebendigere, noch intimere Zeugen des uralten Kampfes mit dem unfaßbaren, undurchdringlichen Dunkel, in dem sich gleich Schmetterlingen manch große Menschenseele zu Tode geflattert, glänzend in schillernden Farben vor den Augen der Welt, im Herzen aber tiefe Verzweiflung: Briefe von Chateaubriand, Victor Hugo, Béranger, Beethoven, Iffland, Bach, Thorwaldsen ...

Alle ihre vom Leid verklärten Züge ziehen schattengleich vorüber. Aber aus dem Halbdunkel der Kabinette tauchen noch ältere Kämpen der gequälten, sehnsüchtigen Menschheit. Mittelalterliche Geschichte wird lebendig. Jetzt ist ihre Stunde gekommen, denn sie braucht das mystische Halbdunkel mit den goldenen Lichtern, wie sie über Rembrandts Nachtwache huschen. Das Bild Wallensteins geistert herab von der Wand, des Erbauers dieses alten, schicksalsreichen Schlosses. Daneben blickt Gustav Adolf herab, Axel Oxenstjerna, der Pappenheimer, Piccolomini, Tilly, Tiefenbach, Terzky — all' jene gefürchteten und bekannten Namen aus der von Deutschland noch heute unvergessenen Zeit. „Schloß Friedland" hieß Schloß Sagan kurze Zeit; damals, als der große General mit dem Herzogtum Sagan von Kaiser Ferdinand II. belehnt und belohnt wurde. Albrecht von Waldstein ließ das alte, mit Brustwehren, Türmen und einem tiefen Graben bedachte Burgschloß für seine Zwecke umbauen. 1628 wurde damit begonnen. Keppler, der Leibastronom, wurde nach Sagan berufen, wo er in dem kleinen Turmgemach wohl oftmals dem Friedländer das Horoskop gestellt haben mag. 1634 wurde Wallenstein ermordet; ein altes Bild der Schreckensszene



Roter Saal

Digitized by Google

Bildnis einer Schwester der Herzogin Dorothea

hängt im gleichen Raum, wo sein Porträt ist, wo auch noch zwei schöne alte Lehnstühle aus seinem Besitz stehen.

Noch tiefer in die wechselvolle Geschichte des Schlosses führt der Anblick einer uralten Geschlechtstafel der Piasten-Herzöge. Bis ins Jahr 1140 zurück, wo Herzog Boleslaus zu Sagan residierte. Conrad, Balthasar, Ernestus, Albrecht, Heinricus heißen die Nachfolger — alles Schlesier, Sachsen oder Böhmen. Auf die kurze Regierungszeit des großen Friedland folgten die Lobkowitzer Fürsten, dann die Hohenlohe-Ingelfingen, von denen Schloß und Herzogtum durch Kauf an Peter Biron von Kurland kamen, den Vater der Prinzeß Dorothee.

Nur spärlich blühen die Erinnerungen an die lange Kette der Vorbesitzer von Sagan, während man immer wieder auf die Herzogin Dino stößt. So stark und so persönlich war diese Frau, daß heute selbst die Dinge aus der Hand der Vorfahren hier sich gewandelt haben und nur von ihr, und immer wieder von ihr erzählen wollen. Sie war es, die mit sicherer Hand Bild an Bild fügte in der großen Bildergalerie des Schlosses. Graff, Angelica Kauffmann, Tischbein, Caracci, Teniers nennt der Katalog neben Rembrandt, Holbein, Van Dyk und Velasquez. Nähere Untersuchung ergibt, daß manche von diesen großen Namen wohl hier zu Unrecht genannt wurden, wie das so häufig in Schlössern zu finden ist. Auch bei der Skulpturensammlung müßte man erst die Spreu vom Weizen trennen. Es scheint aber auch, als ob manches Kunstwerk erst nach dem Tode der Herzogin, die als 85-jährige 1872 starb, nach Sagan gekommen sei.

Einen reineren Genuß gewährt neben der unvergleichlichen Autographensammlung die mächtige deutsche und französische Bibliothek. Und da nichts so indiskret zu sein pflegt wie eine Bücherei, verlohnt es sich schon, den Spuren der schönen Herzogin hierher zu folgen. Ein flüchtiger Blick genügt, um das bestätigt zu finden, was man vorher schon ahnend empfunden: das Taumeln einer nach Klarheit und Wahrheit ringenden

Bildnis einer Schwester der Herzogin Dorothea

Digitized by Google

Wallensteinzimmer

Seele, aber auch die Lust einer nach Genuß verlangenden abenteuerlich-oberflächlichen Natur an weltlich-banalen Dingen. So manch geheimer Gedanke, manch verborgene Sehnsucht der kleinen Prinzeß verrät sich hier allein durch die Titel dieser von ihr ausgesuchten Bücher. Ein wüstes Pêle-Mêle, anscheinend ohne jeden inneren Zusammenhang, und doch voller Bedeutsamkeit: neben „Stunden der Andacht" steht „Tutti Frutti", neben Jean Paul und Shakespeare Willibald Alexis; alte kindhafte Kriminalgeschichten neben „Biblischen Fragen", Dingelstädt neben Byron, Voltaire neben Fénélon ...

Aber noch ist die Wanderung durch das alte Schloß nicht zu Ende. Neue Überraschungen folgen. Der blaue, riesige Konzertsaal bewahrt noch manch kostbares Kunstwerk, ebenso der rote Empfangssaal, der intim-behagliche Speisesaal, der rote Salon und schließlich Dorothees „Schreibzimmer". Hier ist der Höhepunkt der Erinnerungen erreicht. Hier am lebendigsten die Person der Herzogin, am fühlbarsten der Geist dieser seltsamen Frau. Ergriffen stehen wir in diesem „letzten" Gemach vor ihrem Schreibtisch, von dem sie sich erst gestern erhoben zu haben scheint; erfassen das Buch, das ihre letzte Lektüre gewesen: ein kleines, banales Buch der Andacht ...

So endete dieser starke Geist! — Im Angesicht des Todes brach dieser hohe Mut, dieser stolze Wille, der sich einst die Welt erobert. Es ist bitter, was sich da dem grübelnden Geist aufdrängen will: diese Frau, die die Besten und Größten ihrer Zeit zu ihren Freunden gezählt, war letzten Endes nichts als — eine Frau. Eine leichtlebige, genußsüchtige, schwache Frau, die sich nur durch ihren adligen Geist und höheren Lebenstakt, durch bessere Kinderstube von ihren vielen Vorgängerinnen unterschied: von einer Hamilton, einer Dubarry, einer Pompadour, einer Graevenitz, einer Barberina. Sie alle aber hatten geendet wie sie: bigott; in den Händen solch ein kleines banales Andachtsbuch, wie es dort liegt. Und das große Herz voll kleiner bangender Reue ob des lustigen, süß-sündhaften Lebens. Sie sind fast alle uralt geworden. Und alle waren sie in der Jugend so reizend leichtlebig, auf des Daseins Höhe so gebieterisch und rücksichtslos genießend, während in ihren welken Greisenhänden das kleine banale Andachtsbuch zitterte, auf das die letzten Strahlen ihrer sinkenden Lebenssonne fielen ...

So auch ging die Schloßherrin von Sagan hinüber in die Ewigkeit. Die Spur ihres Erdenwallens wird nie verweht werden, so lange der golden leuchtende Leib ihres Schlosses durch die dunklen Wipfel und Stämme der Tannen und Buchen schimmert, in deren Schatten einst ihr goldenes Lachen ertönt, das so manches Männerherz berückt, und das ein williges und geübtes Ohr noch heute in den weiten Sälen und — besser noch — den seidigen kleinen Kabinetts des Schlosses zu Sagan hören kann.

Digitized by Google

Mitten durch den Vorhang

Novelle von Urban

Jäh sprang der Motor in den stillen Nachmittag. „Karl fährt an," sagte Elisabeths Mann und rüstete zum Aufbruch. Sie geleiteten ihn aus der Veranda und um das Haus: seine Frau und Richard Capmann, der Vetter mit dem Lungenschuß. Vor der Anfahrt zitterte der Schwarzlackierte auf den Achsen und neben dem geöffneten Schlag stand abwartend Seine Lordschaft, der braune Seatter. Sylvester stieg ein und zog vor Lords blinzelnden Augen den Schlag zu; er hob noch einmal die linke Hand an das Fenster und klopfte dann ungeduldig auf die Scheibe zum Führersitz. Karl verstand und löste die Bremsen. Als schmaler Längsstrich pfeilte der Schwarzlackierte zwischen den Senkrechten der Landstraßenbäume der grauverhangenen Stadt in ihre tausend Tore. Die Zurückgelassenen schritten in bedächtiger Prozession zu dem gedeckten Tisch zurück. Elisabeth wurde wortkarg. In des Vetters Sinn flatterte das unterbrochene Gespräch wie ein dünner Faden umher, der sich nicht greifen läßt. Während er umständlich ein hartes Keks in seinen Kaffee bröckelte, versuchte er die Wandlung seiner Base zu analysieren. Es gab Stimmungen in dieser fünfjährigen Ehe, so viel hatte ihm sein dreiwöchiges Gastsein eingetragen. Er warf einen Blick auf Elisabeth und wagte dann die Frage: „Wovon sprachen wir soeben?"

„Ich besinne mich vergebens, Richard. Seit wir wieder dasitzen, kann ich nicht mehr recht denken. Da steht Syls halbgeleerte Tasse, das Messer gebrauchsbereit, auf dem Teller ein Gebäckrest, der Stuhl in Eile verschoben. Drüben liegt Lord in einem Sonnenfleck und grübelt; er führe gern einmal mit zu den Werken heraus, aber Syl ist weder Papa noch Heino noch Alfons. Ich sah auf die Uhr, als er abfuhr: Vier. Wann er sich hier bei uns wieder sehen läßt, weißt du selber. Diese Nachmittage gähnen mich an. Auf die Improvisation folgt die Öde, es ist wie ein schlechtes Klima."

Der Vetter hielt sie bei Nahrung und erzählte: „Gestern abend kam ich gegen Zwölf heim; Fred Halferding las mich in flagranti auf und prunkte mir seine irdischen Schätze vor: Haus, Weib, Kinder, Wein. Nun mußt du seine Schwatzerei kennen. Da haben wir denn fleißig zugehört. Gegen Neun kam noch ein Schock Menschen. Von dir war übrigens auch die Rede. Man will dich nur noch von Bildern her kennen."

„Ich glaube dir's, Bester. Du sollst den Briefträgerposten übernehmen. Aber darum lasse ich mich doch nicht in ihren Mittwochzirkel locken." — „Haben sie den?" — „Ja, ein greuliches Ding," ereiferte sie sich.

„Und warum? Kratzt, beißt, nicht reizen oder was sonst?"

„Es ist ein Konglomerat aus Handelskammer, Börse, Privatkontor, Textiliazirkel und —" „Stopp, stopp! Ich verstehe," und er hob beschwörend die Hände.

„Na schön; du markierst also das schwarze Schaf, darum taugst du nichts."

Seine Offenheit bestärkte sie.

„Ich glaube von Tag zu Tag mehr, daß du recht hast, Richard. Wenn ich das alles in Zürich — ach immer lande ich bei Zürich. Es ist doch nicht mehr damals ... Du, Richard, welchen Eindruck hattest du überhaupt von Sylvester?"

Wie umständlich er die Zigarette drehte, den Tabak sorgfältig aus den Falten der Weste stäubte. „Na, schön; hör' mal zu, Lieselchen! Du fragst mich das nun schon zum zweitenmal; eigentlich sollten Frauen wie du, die erst knapp fünf Jahre in der Ehe —"

„Junge, steck' deine Theorie auf, sie erregt mich." — „Weiß ich, weiß ich. Aber ich hüte meine Worte eben darum: ich habe das Gefühl, ich lade mir sonst etwas auf. Wer so fragt, der wartet auf ein Evangelium: Richard dixit."

„Und so etwas bildest du dir ein?!" spottete sie.

„Auf Wunsch widerrufe ich also. Aber nun: hast du Grund zu fragen, Lieselchen? Ganz ohne Neugier meinerseits."

„Grund, Richard? Was heißt hier Grund? Daß er nicht stundein, stundaus hier im Hause sitzen kann, weiß ich. Sagtest du nicht kürzlich, er habe den Syndikatsfimmel? Ich habe seit langem eine Empfindung in mir wachsen fühlen, als bände er sich so stark an die Werke, daß er sich einmal an sie verlieren muß, und letztens ist es mir, als habe er mich in Zürich nur so geheiratet wie der Durchschnittsfabrikant zwischen zwei Projekten die Zeit zum Heiraten einkalkuliert."

„Hast du mit ihm schon einmal darüber gesprochen?" — „Nein, ich glaube, ich fürchte mich vor dem Ja. Habe ich wohl recht, Richard?"

„Ich habe eine Kusine und die heißt Lieselchen." — „Richard, machst du dich lustig?" fragte sie hart und traurig.

Digitized by Google

Er sprang auf und erfaßte ihren Arm. Sie schob den Vetter mit beiden Händen zurück und sah ihn ernst an. „Sage mir, um was ich fragte.“ Da schwieg er wieder und hatte Angst bei sich selbst um Elisabeth. Sie ließ mit kurzem Auflachen die Arme sinken. „Ach, vielleicht ist doch alles nur Grübelei.“

Richard Capmann kam endlich zu Wort.

„So oder so: ich sage dir's einfach. Weil du es willst. Ich finde Sylvester allerdings seit dem letzten Sommer verändert, oder besser gesagt, nicht verändert, wohl nur tiefer in seiner Arbeit drin, und du glaubst nun, du hast nun die Meinung —“

Elisabeth legte ihm die Hand auf die Schulter. „Laß' gut sein, Richard; mehr braucht es nicht.“

„Ja, aber warum fragtest du —“

„Ich hätte mir alles dies am Ende nur einbilden können, aber nun?“ — sie lachte hilflos — „ist es eben wahr.“

Der Vetter saß sinnend in seinem Korbsessel. Richard dixit. Ein guter Junge war er und mit seiner eingefallenen Brust, das nahm keinen frohen Ausgang.

Hinter dem Hause knirschte der Kies. Der Vetter horchte.

„Clär Capelle kommt,“ riet er dann.

Alsbald leuchtete Clärs roter Hut zwischen dem grünen Gerank auf.

Angebotenen Kaffee schlug sie aus, aber war für Gebäck zu haben. Das Gespräch war heiter, durchsichtig wie die Spätsommertage, an dem es geführt wurde. Richard kritisierte es bei sich selbst und gewann seinen würzigen Spott zurück, aber wenn er sich in das Gelände der Frauen begab, zitterte seine Stimme und er glaubte, Elisabeths Freundin müsse seine Gedanken lesen können.

Hol' der Teufel die Liebe, dachte er bei sich. Warum mußte mir diese Capelle über den Weg laufen, daß man nun halbe Nächte wach verbringt? Er begegnete Lords Blick und winkte den Seatter heran. Mit ihm ergriff er die Flucht tief in den Park hinein, wo die Bäume schweigen.

„Gestern sprach ich Edith Günther bei Herzner. Im Oktober will sie zu ihrer Schwester nach Holstein. Schlecht sah sie aus. Das mit dem Billung hat ihr schwer zugesetzt. Ich bin mit ihm zu Ende. Aber das Schlimmste ist: sie liebt ihn noch ... trotzdem ... Du! Furchtbar.“

„Sonderbar, daß Edith Günther so erleben kann. Früher meinte sie einmal, wir könnten das nie und es seien Romankonstruktionen.“

„Vielleicht spürt sie nun ein Müssen,“ erwog Clär. — „Und wir wissen es nicht, ehe wir nicht selbst unter dieses Gesetz treten,“ folgerte Elisabeth.

„Wie fand der Föhn zu euch heraus?“ fragte die Freundin hierauf.

„Ja, wie war das doch gleich? Ach, weißt du, Sylvester war damals in dem Preisrichterkolleg der Handelskammer. Der Präsident und die übrigen Nur-Fabrikanten mochten sich nicht den vier Künstlern beigesellen, und da schoben sie ihn herein. Nun, der Stefan Föhn ist in Cut und Zylinder hier hereingeschneit, als er die Fresken übertragen erhalten hat. Ein andermal war er da und hatte mit Sylvester etwas über die Kostenfrage zu regeln, da blieb er zu Tisch. Und jetzt — jetzt kommt er eben.“

„Ich begegnete ihm vorhin in der Stadt. Er schlenderte. Stärken müsse er sich für sein letztes Bild, das will er bald beenden. Du, Elisabeth, wie kann das nur sein: ich kenne mich kaum wieder; als ich ihn sprach und er mir —“

„Hast du ihn sehr lieb?“ fragte Elisabeth da.

„Du! Du!“

„Und weiß er —“

„Nein, ich weiß es ja selbst erst seit — du, seit wann weiß ich es denn eigentlich? Ich habe kein Empfinden außer dem einen.“

Nach einer Weile fragte sie: „Wie beurteilt dein Mann ihn?“

„Ich weiß wenig darüber, Clär. Vielleicht beurteilt er ihn überhaupt nicht; oder nur so weit, wie Stefan Föhn seine Tagesarbeit tangiert. Clär, ich verstehe Sylvester manchmal nicht. Woran das liegt? Bin ich es? Sylvester? Wir beide? Du, war er als Junge auch schon so?“

Das fragte sie scheu, wie jemand, der seine bloße Schulter verbergen möchte.

Clär verzog kritisch die Lippen.

„Sylvester als Primaner? Ob er so war, wie du ihn siehst, weiß ich nicht mehr. Er hatte kaum Freunde. Ja, und die Frau? Derlei zu sagen, hatte er wohl niemanden. Ich sah ihn gelegentlich in Konzerten, im Theater. Dann war er fort. Auf Reisen, klatschten die Neider; Streit mit der Familie, lästerten die Bösen; auf der Akademie, spotteten die Kleinen. Ich verlor ihn aus den Augen. Der Krieg liegt dazwischen. Ihr zogt hierher; beste Elisabeth, ich glaube, du grübelst.“

„Vielleicht stellen sich die Worte dazu noch ein,“ sagte Elisabeth nur.

Nicht mehr, denn Bilder kamen, lösten Empfindungen aus, für die sie nach Worten suchte. Verstaubte Shedbaumauern, surrende Ventilatoren, metallenes Rascheln von Streckmaschinen, überdröhnt von tiefen Tönen aus dem Batteurraum. Ein dampfendes Leitungsrohr, Geruch von feuchtem Garn und Abendgestalten an der langen Mauer leh-

Digitized by Google

nend, flüsternd. Vor dem gähnenden Schwarzrachen des Fabrikhofes eine mit dem Abend und dem Nebel kämpfende Gaslaterne. Schmutzig rauchende Schlote, triefender Kühlturm; weißgrauer Baumwollnebel rund um den Staubturm, wenn der Wind in den romanischen Bögen quirlte. Ein Schwarm Jungmenschen in Arbeitspausen über Hof und Zaun lärmend.

„Was treibt der Capmann jetzt?“ fragte Clär Capelle.

„Sankt Blasien,“ sagte seine Base. „Seit dem Schuß merkte man ihm so etwas an. Zu Sylvester steht er gut. Für Heino und Alfons traf das wohl weniger zu. Die beiden Schwäger sah ich nur zweimal. Auf unserer Hochzeit und im Herbst Siebzehn in Nürnberg. Und Papa —“

„Heimbach senior! Mit dem war die halbe Stadt verfilzt; die Wohlfahrtspflege, das Museum, die Handelskammer, der Magistrat, die Straßenbahn.“ — „Heino kam auf Papa.“

„Ja, Alfons streifte den alten Herrn im Charakter; mehr kaum.“

„Und nun? Fort ... alle Drei,“ grübelte Elisabeth.

Clär Capelle wartete Richard Capmanns Rückkehr nicht ab und ließ sich von der Freundin an das Tor geleiten.

Am andern Tag war Elisabeth in der Stadt. Was man allenfalls vom Himmel gewahrte, war ein schmaler, blauer Streifen, der ausgespannt über den Straßen hing. Man schämte sich fast, einmal den Kopf in den Nacken zu legen und heraufzulugen. Immerzu dies: Häuser, Häuser. Aus einem Kellerraum färbte gelbes Licht den Bürgersteig. In einem Portal hantierten Mechaniker in blauen Leinenanzügen. Farben, Öl, frische Tapeten, Hämmern, Sägen.

Stefan Föhn trat aus der Tür. Elisabeth ließ sich hereinführen. „Also hier trifft man —“ Er unterbrach sie lebhaft. „Wo das Werk, da der Meister. Neubau der Handelskammer. Vestibül nach dem Entwurf von Professor Baal, Fresken von Stefan Föhn. Bitte, fünf Stufen.“

Er gewann hinter ihr, halb ihr zur Seite den Aufgang und führte sie vor sein Gerüst. In Öl, Farben und frisches Holz wagte sich ein Hauch von Heliotrop. Elisabeths Kleid duftete, Papier knisterte und das Leder ihrer Handschuhe atmete aus.

„Sie haben ja alles verhängt.“

„Ich enthülle auf Wunsch.“ Er kletterte hinauf und raffte oben die groben Schutztücher.

Elisabeth sah in eine enge, lichtarme Straße. Fabrikmädchen kamen in den Vordergrund und sahen mit gewendetem Kopf am Beschauer vorbei. Ihre Augen fürchteten sich heimlich vor den schwarzrachigen Fabrikhöfen des Hintergrundes.

„Wie nennen Sie das?“ fragte Elisabeth.

„Die Fabrik.“

Draußen lärmte die Straße. Wagen rollten entlang, Klingeln schrillten auf.

„Wie konnten Sie das nur dahinsetzen?“ Elisabeth wandte noch einmal den Kopf zum Neubau zurück. — „Was soll das heißen? Sagen Sie Ja oder Nein zu diesem Rechten?“

„Ich möchte Nein und muß Ja sagen.“

Bis zu den Scheiben Herzners, der Konditorei, blieb er wortkarg. Als er die schwarze Rückwand, das gerafft Lilaseidene hinter dem Ovalfenster und die Kontrollnummer des wartenden Wagens erkannte, wies er mit gespreizten Fingern auf Karl.

„Die Villa Heimbach wartet.“

„Die Augen sind das Stärkste ihres vierten Rechtecks,“ erinnerte sich Elisabeth während des Einsteigens.

„Drei der Mädchen sind aus den Heimbachwerken,“ sagte Stefan Föhn und schloß den Schlag. — „Der Blick geht mir nach.“

„Die Fabrik ...“ und er machte mit den Händen eine umschließende Geste. Dann beugte er sich in das herabgelassene Fenster.

„Wen die packt, der ist ihr Opfer. Glauben Sie an die Gier der Maschine? Ich, ja! Ich suche Ihnen jedes dieser Opfer aus den Vorübergehenden heraus; sage nach zehn, fünfzehn Minuten Unterhaltung; du bist auch einer von jenen mit einer Kontrollmarke, unter den Arm gepreßtem Kleiderpäckchen, lärmabgestumpftem Ohr und Kaffeekännchen aus Emaille zwischen Werkgerät. Ich sage ihm: aus deinen Augen springt mich die Fabrik an, wie vordem dich aus deines Bruders Blick, und in deinen Tiefen schreit es nach dem Sonntag und dem Wochenende. Ich sage ihm noch mehr: du bist an diesen Alltag gebunden, verloren und hingegeben und weißt das am Ende nicht einmal. Das Einerlei frißt dir Stück um Stück deiner Seele ab, wie ein fremder Vogel, den du —“

„Lassen Sie, Stefan Föhn, ich muß fahren. Sie reden uns alle Vorübergehenden auf den Hals.“ Sie reichte ihm die Hand aus dem Schlag. Da trat er endlich zurück.

Wie eines Vogels ausgelegte Schwinge glitt des Malers breitrandiger Hut am rollenden Gefährt vorüber.

Als sie bei den Werken anfuhr, um ihren Mann abzuholen, sagte ihr der Portier, der Herr Direktor sei bereits vor einer Stunde fortgegangen; nach Hause. In Sylvesters Zimmer fand sie beide: ihn selbst und den Vetter. Er erzählte aus der Pension Berner. Geschichten, wie Sanatorien sie kennen, in

Digitized by Google

denen die Grenzgänger des Todes ihre spekulativen Zirkel auftun. Sylvester lachte zuweilen zu des Vetters versteckter Ironie und meinte in einer Pause, während der Elisabeth herausging: „Kinder, ihr spekuliert ja nur. In eurer Wahrheit, beileibe nicht in der einen einzigen. Das tut unser Föhn hier auch. Er baut wuchtige Schläge in das Dickicht und wenn das Licht von oben einfällt wie in einen Schacht, brüllt er: Perspektive. In diesen Tagen hat er mir Sonette gegen die Fabrik deklamiert. Wer sie urplötzlich hört, glaubt vielleicht daran. Tja: wir wären am Ende alle lieber Hauptgläubiger unserer Neigungen, aber der Hunger schlägt den Idealismus tot."

„Na schön; im Klub saßen wir auch gestern abend spärlich gesät. Ich habe einmal so rundum gespürt, alles was nur einigermaßen verheiratet ist, war nicht da. Direktor Heimbach übrigens auch nicht." — „Hm." — „Der arbeitete an seinem Syndikat westdeutscher —"

„Sehr geehrter Herr Capmann, ich möchte Ihnen —"

„Du, famos!"

„Also Ernst jetzt, Richard! Kehre den Nordpol zum Süden oder wickle den Äquator meinetwegen auf eine Spule, aber unterlasse diesen Ton."

„Na schön, übrigens keinerlei Absichten."

„Glaube ich dir, aber ich habe Gründe."

„Hm, begreife. Es gibt Stellen, da liegt der Nerv ein wenig tagnah — und —"

„Du, soll das nun auch wieder —"

„Nein, Syl! Diesmal nicht. Ihr degradiert mich wohl zu eurem Hofnarren, der euch mit Witz und Spott den Tag vertreibt."

Der Vetter richtete sich merklich im Sessel auf und straffte verstohlen die Falten der Weste. „Wollen wir nicht lieber zu einem anderen Thema übergehen?" fragte Sylvester.

„Na schön, wie du willst. Aber warum schleppst du —"

„Ich schleppe gar nichts. Man ist nur zu kompliziert und scheut die Mühe des Zusammensetzens, darum nimmt man sich erst gar nicht auseinander."

„Ich merke dir an, Syl, daß du für ein paar Monate aus dem Dreh Eurer Werke herausmußt." — „Um alle Götter du! Nein, nein, ganz außer Debatte."

Aber in der Ablehnung fühlte Sylvester seinen Mut wachsen. Er hatte nicht übel Lust, bei dem Gespräch zu bleiben. Es war eine Probe darauf, daß er mit den Dingen spielen konnte wie ein Tierbändiger.

Der Vetter redete wieder.

„Soviel mir bekannt, hast du dir seit Onkels Tod eine Entspannung überhaupt nicht mehr —"

Da sprang Sylvester mitten in den Käfig.

„Dann müßte ich sie mir wohl in diesem Jahr doppelt ansetzen?"

„Elisabeth sollte dich einfach aus dem Haus —"

„Du mußt es Ihr einmal sagen, vielleicht, daß sie es versucht."

„Also Syl, 'raus. Es lebe der Doktor Capmann! Dem Lieselchen werde ich das schon beibringen."

„Du bist wohl nicht ganz bei Trost!"

„Womit kann ich dienen?"

„Mensch, das war doch vorhin nur —"

„Ernst, ich verstehe: Ernst. Sagtest du ja wohl selbst. Der Meinung bin ich auch."

„Du, Richard, also Schluß! Und bringe Elisabeth nicht erst —"

„Na, schön, man kneift. Auch ein Standpunkt."

„Kerl, du mußt einsehen, daß, wenn ich 'rausgehen würde, ich vielleicht nicht wieder — ach, Unsinn. Also, du sagst Elisabeth nichts."

„Wenn du durchaus dagegen sprichst, gut denn: nein. Was meintest du übrigens mit der Möglichkeit, wenn du 'rausgehen würdest?"

„Mensch, du hast eine Art, einen anzupacken. Ja, ich bin ein ganz toller Seiltänzer; ich spaziere da auf einem Straffseil hin und her und muß immerfort auf den schmalen Strich achten. Ich darf nicht mich selbst berühren, sonst: pardautz, liege ich unten."

„Also, zurückübersetzt: ein zweitesmal würdest du dir die Werke nicht an den Hals hängen?"

Sylvester nickte endlich.

„Wie bist du denn damals so plötzlich —"

„Was weiß ich noch von diesen Tagen, Richard. Als wir damals an Papas letztem Tag auf die Werke kamen, weinte er. Plage dich einmal vierundvierzig Jahre ab und stelle einen Kasten in die Welt, wie er. Alsdann mußt du abrücken. Heino liegt bei der Hurtebuiseferme, Alfons hat der Knochenklapprige nach dem großen Halali geholt, ich war geblieben. Da habe ich Papa alles versprochen. Eigentlich ist es ja eine Farce. Was weiß er heute darum? Wenn er nicht so hoffnungslos geweint hätte. Du hättest auch deine Seligkeit um ihn verkauft. Und heute? Ich glaube, ich habe mich überschätzt. Begreifst du nun, daß ich nicht aus dem Dreh, wie du vorhin meintest, herausdarf? Ich wäre am Ende nicht mehr fähig zur Rückkehr."

„Und weiß Elisabeth von all dem?"

„Ich habe das bislang für eine rein persönliche —"

Digitized by Google

„Das war vielleicht ein Fehler."

„Warum?"

„Sie hat schließlich ein Recht darauf, zu wissen, was in dir vorgeht."

„Auch Elisabeth kann da nicht helfen. Du, ich habe es Papa damals in die Hand hinein versprochen, ich würde die Werke halten. Nun gut, — du sitzest mir ohnehin wie der Teufel im Genick — wenn ich mich wirklich daraus frei machen wollte, ob ich dann frei würde? Richard, zwischen Fünfunddreißig und Vierzig soll für uns eine pessimistische Zone liegen. Ich glaube, ich bin mitten darin. Womöglich hatte Papa einen klareren Blick, als ich ihm zuweilen zuerkenne. Er fragte mich so allerhand von jemals eine Zeichnung verkauft zu haben und so weiter. Schließlich ist man doch kleiner, als man glaubt. Sie lassen mich ja alle allein, auch Elisabeth."

Das Gong rief durch das Haus. Sylvester nahm den Vetter bei der Schulter.

„Komm, Elisabeth wartet ungern."

Bei Tisch sprachen alle Drei wenig. Richard Capmann fragte nach aufgehobener Tafel den Vetter, ob er mit zur Stadt komme, aber Sylvester schützte Arbeit vor. Als der Gast eine Weile fort war — er konnte aus dem Park kommend die Rallenfelder Landstraße gewonnen haben — trat Sylvester bei Elisabeth ein. Sie schlug überrascht die Ledermappe zu und schob sie in eines der Schreibtischfächer.

„Wolltest du nicht arbeiten?" fragte sie ihn.

„Wenn ich dich nicht störe?"

Sie wehrte ab. „Nein, durchaus nicht."

Er kam so unvermittelt herauf. Warum sagte er nichts? Lächelte in den Park hinab?

Sylvester war vom Fenster zurückgetreten, stand hinter ihr und sprach an ihrem Ohr vorbei. „Vielleicht ist es nicht gut, wenn man sich selbst vergißt. Du, heute nachmittag war ich seit langem noch einmal oben in meinem Knabenzimmer. Wie verblaßt die Tapete ist. Hohl klingt der Schritt im leeren Raum. Es roch dumpf und nach getrocknetem Lack. Vor den Scheiben summte eine gefangene Fliege. Papa kam mir in die Gedanken, wie er mir von dir erzählte, als du zum erstenmal unter seine Söhne tratest."

„Papa?" Sie bog verwundert den Kopf zurück. Ihr Mann nahm ihn unversehens in seine Hände, beugte sich tief über die Lehne.

„Du, Elisabeth, an seinem letzten Tag meinte Papa, wir würden wohl nicht lange allein in dem großen Hause sein, und nun sind es dennoch schon fünf Jahre. Eigentlich könnte er heute, drei, vier Jahre alt sein und mit Lord unter den Magnolien spielen."

Sie fühlte auf ihren geschlossenen Augen seinen Mund. Ihr eigener hatte sich herb verzogen. Sylvester stand am Tischrand. Das hatte sie noch gesehen, ehe sie in das Dunkel der eigenen, kalten Hände geflüchtet war. Stand er noch am Tisch? War er fortgegangen? Darum war er unversehens hereingetreten zu diesem In-die-Augen-sehen um des Letzten willen; ein Armheben, ein Handausstrecken und ein Sichhingeben. Am Ende war sie ein Ding, eine Sache ohne Seele.

Am Nachmittag des andern Tages kam Stefan Föhn so rechtzeitig, daß Elisabeth ihm noch eine Tasse Tee reichen konnte.

„Hat Sylvester Heimbach Ihnen von unserer Begegnung im Klub erzählt?" fragte er.

„Ja, er sagte, Sie seien ihm mit Sonetten gegen die Fabrik gekommen."

Er lachte und zog die Schultern hoch.

„Er hatte mich gereizt, gereizt, und das soll man nicht," schloß er betonter.

„Haben Sie ihm wehe getan?"

„Ob man das kann?"

„Ich weiß es nicht," sagte Elisabeth nachdenklich. Aus dem Eßzimmer meldete sich die hohe Standuhr. Im Park arbeitete der Rasenmäher. Der Maler, dem diese Geräusche sich als Wertbetonung der Villa Heimbach enthüllten, fragte unvermittelt: „Wie kamen Sie nur hierher?"

Elisabeth tat die gefalteten Hände auseinander und lächelte müde.

„Sie haben Angst um mich, ich weiß, Sie schrieben es." Er sah sie an. „Warum?" fragte sie dann. Und da er schwieg: „Ein Künstler hat Angst um eine Frau, die —"

Da unterbrach er sie jäh mit der gespreizten Hand. „Lassen Sie Ihre Definitionen, Elisabeth Heimbach. Warum sagen Sie mir nicht, wie Sie hierhergekommen sind? Ich sage es Ihnen nun, was ich lange schon bei mir trage: Sie haben sich hierher verloren."

Er sah, wie sie unter seiner Offenheit zusammenzuckte; aber er sprach, unbekümmert darum, weiter.

„Vielleicht ahnen Sie das und haben noch nicht den Mut, es sich selbst einzugestehen."

„Woher wissen Sie alles dies?"

„Also ist es wahr?" forschte er.

Jetzt Ja sagen können wie ein Bekenntnis, das sich herausringt und die Schwere ringsum mit sich nimmt. Lucienne Poggenthal kam einem in den Sinn, die einmal in Zürich, zu Hause, so namenlos traurig erzählt hatte: wir sind nun drei Jahre verheiratet und ich glaube, daß sich nichts mehr zwischen uns ändern wird; denkt einmal, es können so noch vierzig Jahre und mehr vergehen. Wieder zieht ein Herbst herauf. Ob man auch einmal plötzlich mit einem kleinen Koffer vor dem Haus in Zürich stehen würde wie damals Lucienne Poggenthal: ich weiß nicht

Digitized by Google

mehr ein und aus. Ob man dazu den Mut aufbringen würde? Es mangelte an allem; schon beim Selbstgestehen begann das Verzagen. Und Stefan Föhn glaubte an die Gier der Maschine. Eine Welt, die mich bedrückt, wie sollt' ich da ...? Muß man nicht an die Gier der Maschine glauben, die Heino, Alfons, Papa angesprungen hatte und nun Sylvester?

Der Maler horchte in die Stille hinein, bis Elisabeths Stimme zaghaft und vom dräuenden Weinen heiser zu einer Antwort kam.

„Ja, ich habe mich verloren."

Sie ahnte ihn hinter dem Sessel stehen, wie er sich herabbeugte, ihre Hände von den Augen zu lösen.

„Nicht, nicht," wehrte sie und zog dennoch seine Finger an ihr heißes Gesicht.

Er fühlte, daß sie weinte, und brachte seinen Mund an ihr Ohr. „Elisabeth, du sollst nicht mehr weinen ..."

Aber nun hatte er ihre Tränen gelöst, und sie gab sich ihm hin wie nach lang verhaltenem Schluchzen.

Er redete eifrig auf sie ein: „Elisabeth, Elisabeth! So höre doch! Du, wenn jetzt eines der Mädchen hereintritt oder — wo ist denn dein Vetter? Elisabeth, über uns geht jemand, so sei doch nur —"

Endlich, und wie nach Ewigkeiten stand sie auf und trat dicht vor den fließenden Tüll der Scheiben. Draußen ging Richard Capmann in den Park hinein.

Stefan Föhn lehnte am Tisch. Vom Fenster kam Elisabeths Aufschluchzen wie Horizontleuchten nach Toben und Sturm. Sie barg wieder ihr Gesicht in die Hände und kauerte sich in den Sessel.

„Ich schäme mich ja so ..."

Er hatte Elisabeth gesagt. Wie durfte er das? Wie das geklungen! Aber soll darum die Welt stillstehen? Nein, sie wird nicht.

„Du sollst nicht mehr weinen, Elisabeth."

Er küßte sie wieder, wie vor diesen Worten. Sie wehrte sich nicht.

Da waren seine rechte Hand, seine linke Hand, seine Lippen.

Sie hörte eine Tür ins Schloß gehen, das Flattern der dunklen Schwinge seines Hutes fensterentlang sah sie nicht .

Sie ging durch die Tage und wartete auf seine Wiederkehr. Als sie, hinter dem Tennisplatz stehend, einmal späte Sensen dengeln hörte und eine Kette reisender Vögel gewahrte, befiel sie eine wilde Unrast.

Quer durch den Wald kam Richard Capmann heran. Als er auf die Lichtung trat, fragte ihn Elisabeth: „Warst du weit?" — „Am Tor bei dem Sielsheimer Weg; das müßte Syl einmal beizen lassen." — „Willst du ihn daran erinnern?" — Er nickte. „Na, schön. Ende der Woche breche ich auf von hier." — „Du? Warum?"

Er sah die Kusine mit fremden Augen an: „Weil ich muß, Lieselchen. Es ist hohe Zeit, der Luftdruck wird mir hier —"

Sie blickte ihn ängstlich an und auch über seine eingefallene Weste ging ihr Blick. Das mochte er bemerken, denn er lächelte dazu.

„Nein, nicht wörtlich, du. Ich meine einen anderen —"

„Ja, aber wieso denn?"

„Es ist ein schöner Zug, wenn man sich selbst kennt," dozierte er, „und da spüre ich denn, daß ich meine Koffer —"

„Und das muß noch in dieser Woche geschehen?"

„Es ist besser so. In Berlin hocke ich am Ende auch noch einige Wochen und sonst wird es zu weit in der Zeit, ehe ich in zwei, drei Etappen wieder in der Pension Berner lande."

„Aber du brauchst doch nicht so lange in Berlin —"

Er hob die Schulter: „Meinetwegen hab' recht, Lieselchen, aber hier kann ich auch nicht länger bleiben."

„Ein wunderlicher Einfall, nimm mir das nicht übel."

„Na, schön; ein Einfall immerhin, doch der stammt nicht von mir."

Als Elisabeth ihn fragend ansah, fuhr seine Hand mit wunderlicher Gebärde durch die Luft. „Wir haben uns recht gut verstanden, Lieselchen, wenigstens rede ich mir das ein. Na, schön; und warum ich dir das nun offen sage, du begreifst, wie? Sieh mal, irgendeinen habe ich sagen hören, zwischen Fünfunddreißig und Vierzig liege für uns eine pessimistische Zone; ich glaube sogar, das sagte dein Mann. Ich muß auch in dieser Zone stecken, bislang habe ich das nur nicht gewußt. Nun weiß ich es."

„Ich kann mir noch immer nicht —"

„Geduld! Nun weiß ich es. Und es ist um Clär Capelle."

„Um?"

„Ja, um sie, Lieselchen. Ihr hättet mich nicht einladen, ich hätte nicht kommen sollen — na, schön. Ich habe mir Wochen hindurch Dinge in den Kopf gesetzt — darum bin ich auch stillschweigend geblieben. Ich dachte daran, mein Alleinsein zu begraben. Sechsunddreißig, Lieselchen, das gibt zu denken. Aber es wird nun doch nichts daraus, ich habe eben keine —"

„Du sagst das so bestimmt, als ob du —"

Er machte wieder eine Handbewegung von vordem. „Sieht man hierin nicht am schärfsten?" — „Und?" — „Ich bin nicht Stefan Föhn. Das ist alles."

Digitized by Google

Am Wochenende ließ der Vetter sich von Karl den großen Mädler bereitstellen und begann zu hantieren. Elisabeth ging an seiner halbgeöffneten Tür vorüber und sah ihn den Aufbruch bereiten. Bleibe, wollte sie ihm sagen, nur diese eine Bitte. Ihre Stimmbänder widerstrebten der Schwingung; auch Stefan Föhn wusch seine Pinsel aus. Und sie setzte sich mit zuckenden Lippen an den Schreibtisch: „... komme eben aus der Stadt und habe dich nicht gesehen. Sylvester fährt nach der Einweihung für einige Tage nach Hamburg. Unser Vetter packt auch seine Koffer. Der Sommer ist um. Mich mutet es wie Zugvogelstimmung an. Es ist unruhig um einen her. Ich möchte etwas Jähes tun."

Am Tage nach der Einweihung kam Stefan Föhn in die Villa Heimbach heraus.

„Das war furchtbar gestern mittag. Wenn sie heute nicht in den Werken draußen ihren Vierteljahrspalaver hielten und man denken könnte, dich ungehindert zu sprechen —, nun ist alles überstanden. Vielleicht hat der Gedanke an diesen Aufzug mir in den Knochen gesteckt, die „Zukunft" ist danach geraten. Der Berichtler meint zwar, alle vier Fresken wiesen gleichermaßen das starke Können ihres Schöpfers auf. Also Schluß! Gewesen!

„Wie lange hast du an den Fresken gearbeitet?"

„Dreiviertel Jahr werde ich herausrechnen können."

„Als du zum erstenmal zu uns herauskamst, lagen wir noch im Schnee."

„Und du trugst das Braunrote mit der Silberstickerei."

Sie lächelte. „Das weißt du noch?"

„Farben!" und er machte eine erklärende Geste dazu.

„Am Nachmittag, nachdem du gegangen, zeigte mir Sylvester deine eingereichten Kartons."

„Und was hast du gedacht?"

„Daß du ein Eigener sein müßtest."

Er spreizte die Finger.

„Ein Eigener. Wir sind am Ende nur das, was wir immer gewesen sind; von Kind an irgendwie fertig. Und auf diese Zusammensetzung reagieren Menschen, Dinge, Umwelt bei jedem von uns verschieden. Formen, Farben, Eindrücke, Ausdrucksmöglichkeiten, das alles lagerte wohl in mir, wie Farben, Glanz und Schmelz des Schmetterlings schon in der Raupe beisammen sind."

Elisabeth hob den Kopf, denn sie gewahrte ein Fahrrad den Weg zum Haus hinaufkommen. Drüben in Sylvesters Arbeitszimmer läutete das Telephon.

Die dunklen Vorhänge zu ihres Mannes Zimmer nahmen sie auf. Eine Lehne knarrte. Papier wurde hin- und hergeschoben, ein Bund kleiner Schlüssel raspelte flüchtig.

„Nun?" fragte Stefan Föhn, als sie herauskam. Sie wies ihm einen Bund Schlüssel, trat zwischen Tüll und Scheiben und rief den Boten heran. Der Maler hörte sie sprechen. Dann schloß sie das Fenster.

„Sylvester war ohne seine Schlüssel, da rief er an und schickte den Boten. Es könnte spät werden, ließ er sagen."

„Es könnte spät werden," wiederholte Stefan Föhn langsam.

Sie fuhr mit der Hand über Schläfen und Augen und hielt verwundert einen weißen Spätsommerfaden quer über den Finger.

„Der große Aufbruch," meinte sie herb.

Sie wurde an Richards Worte erinnert: Ende dieser Woche breche ich auf von hier ...

Dann redete Stefan Föhn.

„Ich habe sie gestern noch einmal alle beobachten können, wie sie dastanden in ihren Gehröcken, den Zylinder in der Rechten. Ein Kasten voll Typen, nein ein Kasten voll des einen und des gleichen Typs. Die Fabrik hat sie alle auf dieselbe Schnur gereiht. Sie haben eine Grenze, bis zu der sie gehen, als Träger ihres Namens. Darüber hinaus wagen sie sich nicht, es ist unbekanntes Land für sie. Da begegnen sie am Ende dem Menschen. Kennst du einen aus ihnen, der „Du" sagen würde zu einem fahrenden Musikanten unterwegs, einen, der ein Stück Brot dem Philosophen in Lumpen beisteckte, der ihm über dem Weg käme? Sie denken nicht daran. Nicht, weil sie es ihm nicht gönnten, nein, davon rede ich nicht. Aber sie haben verlernt, Bruder zu sein, die Maschine hat ihr Menschentum verschlungen. Sie tun Wohl, indem sie von ihren Banknoten dahin und dorthin Überweisungen tätigen lassen, sie fangen die Menschen, die Dinge, die Natur in ihre verfluchten Termini technici ein, sie fordern mich zu Sonetten gegen die Fabrik heraus. Sie zwingen einem Bilder ab, wie das mit den sechs Mädchen, sie treiben einen in die Flucht, daß man mit seinem Schatten um die Wette rennt. Irgendwohin."

Elisabeth dachte an den Zug Vögel, der mit gespannten Flugflächen über das Haus südwärts versegelt war.

Stefan Föhn spielte mit den Händen.

„Ich habe einen neuen Auftrag, seit vorgestern. Die beiden Hauptflächen im neuen Dresdener Krematorium! ‚Tod' und ‚Leben'. Ich werde bald darangehen. Ich fühle mein Blut treiben. Gestern abend habe ich noch einmal deine Briefe gelesen. Du liegst nicht hinter mir wie nun die Stadt und die Fresken in der Handelskammer. Mir ist also ob — ich weiß nicht recht — du, willst du mitkommen?"

Digitized by Google

Sie fühlte ihr Herz bis zum Halse herauf klopfen. Das hatte man nicht geglaubt. Willst du mitkommen? Ich möchte etwas Jähes tun. In dieses Neuland schreiten, sich verlieren wie der Tropfen Tau an das Enzianblau und sich rufen lassen vom Meer, seiner Heimat. Am Scheideweg stehen und den Weiser mit schwellender Brust in die neue Richtung drehen. „Ich komme mit dir, Stefan!"

Er stand auf und nahm sie bei den Händen.

„Wann wirst du?" fragte sie zögernd.

„Man müßte — wann reist Sylvester nach Hamburg?" — „Donnerstag früh." — „Bis?" — „Sonnabend." — „Kannst du Freitag abend?" — „Freitag?"

Warum fragte man? Warum sagte man Freitag statt Ja? Fragte die Schwalbe, der Star, die Schneegans, der Kranich um Tag und Stunde? Sie sammelten sich, wenn sie den Herbst witterten und den Schnee. Wenn der große Aufbruch heran war, ließen sie Nest und Wiese und vertraute Landschaft.

„Sprich weiter, Stefan!"

„Ich würde mir Kurt Heimers Opel verschreiben. Wir haben Mond. Im Dämmern fahren wir, sind gegen Morgen in Hannover, da liefere ich den Renner wieder ein. Wir könnten dann mit dem Schnellzug weiter —"

„Wenn das möglich ist?"

Er nahm ihre Schultern zwischen seine Hände. „Ich werde um Neun, Freitag abend um Neun —"

„Wo?" fragte sie mit krauser Stirn.

„Ich komme mit dem Wagen die Straße nach Sielsheim herauf. Um Neun bin ich an eurem Park. Ich halte sechzig bis siebzig Meter oberhalb des kleinen Tors. Rechts an den Graben heran. Bis halb Zehn würde ich warten. Tiefe Hupe bin ich, man hört sie doch im Hause?"

Elisabeth nickte mehrmals.

„Tiefe Hupe bin ich. Wenn ich um halb Zehn den Motor anwerfe, gebe ich einmal den Vierklang. Also nochmals —"

Sie wehrte seine Worte ab. „Ich komme." sagte sie fest.

Am Morgen des letzten Tages hatten die Dinge plötzlich ein fremdes Gesicht, oder ein schmerzliches.

Elisabeth lächelte ihnen verstehend zu. Sie hatte seit früher Stunde vor dem Schreibtisch gesessen, das Disponieren machte so müde.

Tritte kamen herauf. Es klopfte.

„Richard, du?!"

„Guten Tag, Lieselchen!"

„Komm herein."

Drinnen schlug er den hellen Mantel zurück und legte die Reisemütze neben sich auf den Divan. „Es ist um Clär Capelle, du! Lache nicht, ich bin in Berlin wie ein heulender Junge durch meine menschenleeren Zimmer gelaufen. Ich bin auf dem Weg nach Sankt Blasien, da mußte ich noch einmal hier abzweigen."

Dazu strich er wieder die Falten in dem grauschwarzen Muster fort. „Lieselchen, sage niemanden darum, und laß mich hier noch ein paar Tage Atem holen, sonst —. Wo ist Syl? Draußen?"

Er wandte ihr über die Schulter sein lachendes Jungengesicht zu.

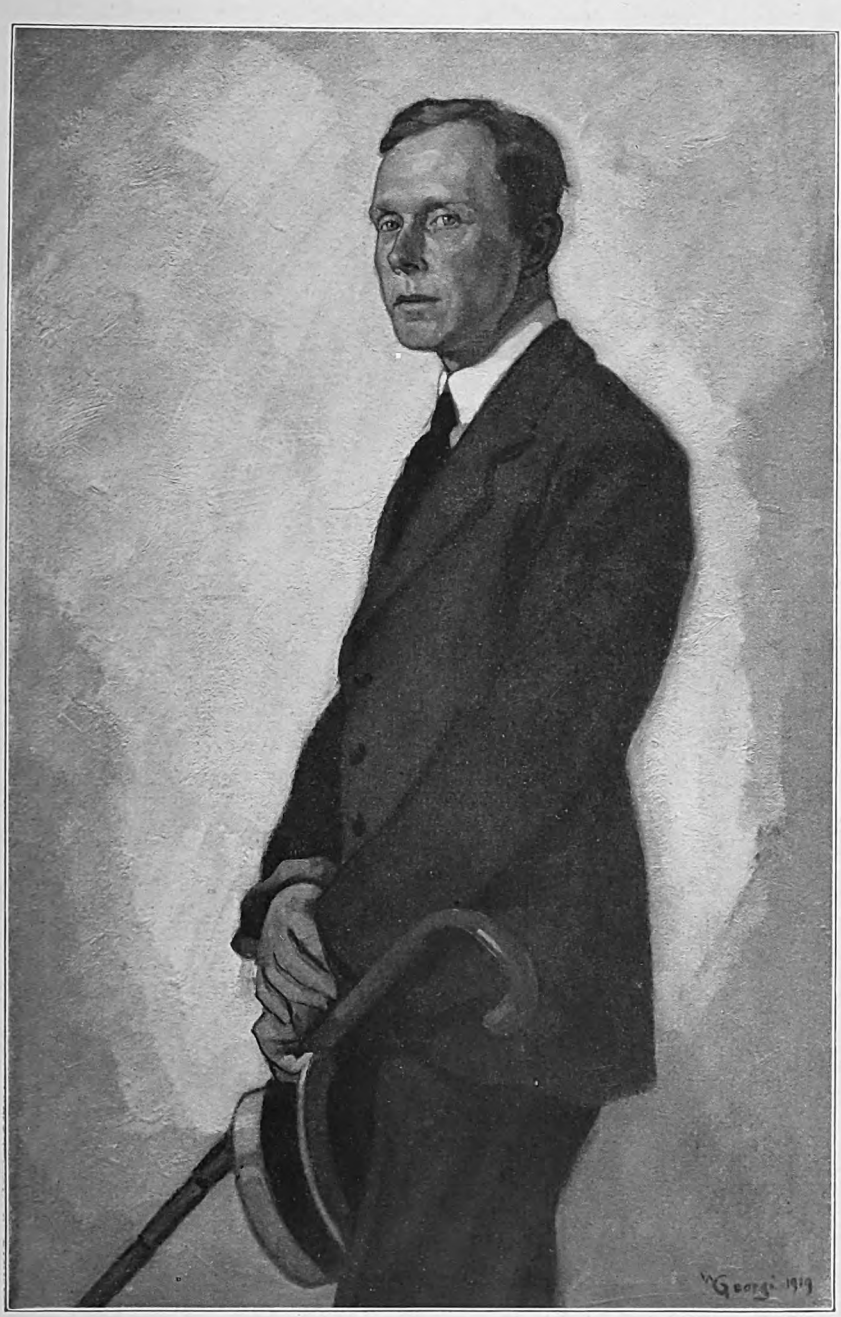
Man brauchte der Kusine nichts über Sylvesters Brief zu sagen: daß es kritisch mit ihm stünde, daß er wie ein Verzweifelnder verzweifelnd mit sich selbst im Kampfe liege, daß sein zertretenes Selbst rebelliere, seit er Stefan Föhns Fresken bei der Einweihung gesehen. Der hatte da ein paar Bilder hingesetzt: „Zukunft", „Handel", „Gewerbe", „Fabrik". Diese spielenden Kinder, der Handwerksbursche und der Kaufherr möchten ihm gelungen sein, aber bei der Fabrik habe er sechs Spinnerinnen auf dem Nachhauseweg — das Bild sei ein Revolutionsedikt. All seine heimlichen Zeichnungen hätten den Vetter darob angefallen, und er habe doch ein Recht auf sich selbst. Das könne Papa doch nicht gewollt haben, sein langsames Absterben?! Er habe sich selbst verloren, er habe vielleicht schon Elisabeth verloren. Was er denn gelebt, geschaffen bis heute? Was denn noch kommen würde? Nichts, nichts! Ob das begreifbar sei? Neulich hätten die Portiersleute einen Jungen bekommen, der Mann sei zwei Tage wie aus dem Häuschen gewesen. Da wäre überhaupt so manches, was einmal beredet werden müßte, und er solle Berlin Berlin sein lassen. Er müsse sich einmal mit einem Mann, Blick in Blick, an den Tisch setzen. Nun war man hier, würde in die Stadt schlendern und nach einem Gesicht Ausschau halten, nur nach einem.

Der Nachmittag kroch träge dahin. Elisabeth hörte jeden Stundenschlag, den die Standuhr durch das Haus trieb. Nun füllte sich die neunte Stunde. Sie hatte das Braunseidene mit der Silberstickerei für die Fahrt gewählt. Ob er es erkennen würde? Während sie den Regenmantel darüberzog, kratzte Lord an der Tür.

„Lord?" Sie ließ ihn herein. „Was schaust du denn so, hm?"

Wie sonderbar sein Blick rundum geht. Wie er sich alsbald auf das Fell vor dem Divan legt. So hatte man oft den Kopf gestützt, den Oberarm im grünseidenen Kissengrund, daß man Lord sehen konnte, die Schreibtischplatte, die Bücher im Schrank, die Baumkronen im Glas der Bilder. Man spürte

Digitized by Google



Bildnis. Gemälde von Prof. Walther Georgi

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Lords Atem auf der herabhängenden Hand, da man so im Vor-sich-hin-denken —

Zwischen Schranktürschließen und Schalverknüpfen horchte sie noch einmal in das Haus hinein. Es blieb still. Auf dem Schreibtisch lag die verschlossene Leinenkarte für Sylvester. Von irgendwoher würde man ihm ausführlich schreiben.

Lord blinzelte in das geschäftige Treiben um ihn her. „Komm, Lord, gib mir dein Halsband! Nur dies, und wie warm das ist von dir. Das nehme ich mit. Alfons Heimbach steht darauf. Überhaupt die Heimbachs, ich habe sie alle vier gekannt, wie du, Lord."

Seine Lordschaft, des Halsschmuckes bar, schüttelte Hals und Kopf. Elisabeth ließ ihn zurück. Die Große im Eßzimmer schlug Halb, als sie von Sylvesters Schreibtisch kam. Sie ging, ohne sich umzuwenden, an den Spalieren entlang, tiefer in den Park hinein. Der Dreiviertelmond zog herauf. Ob die Fahrt kühl würde? Sie schlug den Kragen hoch und rückte die Kappe tiefer in die Stirn. Das Leder war schon erwärmt wie Lords Halsband. Hatte man denn das? Sie blieb stehen und suchte erregt in allen Taschen. Man konnte doch nicht ohne Lords Halsband fahren. Aber das lag ja im Hause drinnen, oben auf dem Divan. Hatte man noch Zeit, es zu holen? Still! Fuhr da nicht —?

Als Elisabeth aus den Bäumen heraus auf den Platz vor das Haus kam, sah sie jemand auf den Hinterflügel zugehen. Das konnte Karl sein. Karl? Was wollte Karl jetzt in Mütze und Lederzeug?

Die Tür zur Diele war verschlossen. Neun Uhr und Hanna war pünktlich mit dem Schließen. Sie ging um das Haus herum. Sie sah im Herrenzimmer den Sechsarmigen aufleuchten und erlöschen. Die Tür zum Hinterflügel war nur angelehnt. Für Augenblicke stand sie an der Dielentür. Aus einem Hofzimmer stahl sich ein schmaler Lichtstreif in das Dunkel. Er lag wie eine goldene Wagerechte über dem Boden. Eine Tür knarrte. Elisabeth schreckte zusammen, huschte in die Nische zum Eßzimmer. Drinnen silberten alle Dinge im bläulichen Mond, er mußte über den Magnolien stehen. Im Herrenzimmer stieß ein Stuhl an eines der Tischbeine. Die Tür tat sich auf: Sylvester. Er blieb im Lichtkegel des Mondes stehen, wie Dinge, die ein Scheinwerfer hascht. Er sah Elisabeth nicht und trieb an ihr vorüber, bis die dunkle Flut des Vorhangs über ihm zusammenschlug.

Neun läuteten die Glocken der Uhr.

Elisabeth rettete sich in das Oberhaus. Da lag Seine Lordschaft verschlafen neben dem Divan und streckte seinen schmalen Leib, als das Licht aufflammte. Sie setzte sich neben das Halsband, das erkaltet war. Und machte sich daran, Sylvesters Blick zu ergründen. Ich glaube, ich darf ihn nicht allein lassen, sagte sie zu sich selbst, er ging so einsam in sein Zimmer hinüber. Ich muß bleiben, so wie Edith Günther dem Billung wieder hat schreiben müssen. Nach einem Gesetz.

Sie streifte das Braunseidene ab und lief, als sie es gegen das schlichte Dunkle eingetauscht hatte, bis dicht vor die kleine Pendule. Die zeigte das erste Viertel vor Zehn.

Tuut ... tuut ...

Da: wartete nicht Stefan Föhn oberhalb des kleinen Tores? Und hatte nicht Sylvester am Schreibtisch die weiße Briefhülle geöffnet, darin die Leinenkarte erzählte „... aus freiem Willen mit Stefan Föhn gegangen, um ein neues Leben ..."

Tuut ... tuut ...

Sie schrak zusammen, sprang in den Mantel und steckte die Lederkappe ein.

Ja, ich komme. Ich muß ja kommen; ich habe es Sylvester selbst geschrieben. Stefan, du darfst nicht den Vierklang ansetzen: plötzlich, hell, schmetternd, schneidend. Du mußt warten, bis ich aus dem Tore trete.

Tuut ... tuut ...

Über die Diele kam sie nicht hinaus. Vor Sylvesters Tür war die Welt zu Ende.

Ich muß jetzt doch zu dir hereintreten, um mich dir bedingungslos auszuliefern, ohne Vorbehalt. — Im Eßzimmer hatte der blaue Strom sein Bett erbreitert, er warf sich der dunklen Flut des Vorhangs mit geschweiftem Delta entgegen. Elisabeth bog die Falten um ein Winziges auseinander, bis das gelbe Licht seiner Tischlampe auf sie traf. Er hatte eine Schublade vor sich ausgebreitet, hielt den Kopf in die Hand gestützt und wußte oder wußte nicht um die Leinenkarte.

Da trat Elisabeth mitten durch den Vorhang zu ihm herein.

Jäh hob er den Kopf. „Wo kommst du her?"

„Von oben. Und du?"

„Wir haben in Hamburg eine Angelegenheit vertagen müssen, da war es zwecklos, zu bleiben."

Tuut ... tuut ...

Wußte er um die Karte?

„Es wird vielleicht ohnedies in Kürze manche Änderung eintreten," sagte er dann fest und bestimmt.

Elisabeth stand mit herabhängenden Armen neben dem Schreibtisch.

„Ich habe schon länger mit mir selbst im Zwiespalt gelegen. Der Richard hat eigentlich die Schuld, daß — oder Schuld kann man das bei ihm nicht nennen — Anlaß ist besser. Ich habe ihm dann nach Berlin geschrieben. Er ist heute mittag hier —"

Digitized by Google

„Ist er schon da? Wo steckt er jetzt?“

„Noch in der Stadt. Er ging nach Sechs.“

Am Ende hatte er sich Richard als Beobachter kommen lassen. Und nun war ihm durch die Leinenkarte alles bestätigt worden.

Sie mußte sich aufstützen, schob die Mappe und Papiere zurück, um das feste Holz zu gewinnen. Dabei stieß sie auf den verschlossenen Brief, der hart an die Kante gelangt war.

„Dieser Stefan Föhn ist doch ein Kerl,“ sagte Sylvester plötzlich. Seine Frau schreckte auf, sie war taub für den Wortsinn.

„Verzeih, Syl, ich habe eben nicht recht — was meintest du?“

„Dieser Stefan Föhn ist doch ein Kerl!“

Das war ein zweiter Schnitt in die gleiche Wunde. Er stand plötzlich auf.

Wie groß er war. Man mußte einen Schritt zurücktreten. Seine Augen flammten, wie er in den Blättern auf der Platte kramte. Papier raschelte, er griff etwas Schwarz-Weißes, hob den Arm.

„Kennst du das noch?“

Sie brachte Ordnung in die schwarzen Linien. „Luzifer!“ Seine erste Züricher Zeichnung. Um deretwillen sie ihn in der Kantons-Ausstellung zum erstenmal angesprochen und seinen Weg gekreuzt hatte.

Sie mußte ihm in die großen, braunen Augen sehen, die eigenen in seinen Blick senken und bekennen, auch wenn er jene Stunde nun verspotten würde, da man ihn angesprochen, so wie man einen Begegnenden nach dem Weg fragt.

Er hatte sich gebückt, um ein herabgeglittenes Blatt vom Boden aufzulesen. Als seine Augen abermals auf den „Luzifer“ trafen, schienen sie Elisabeth wieder zu wachsen.

„Und ich zeichne dennoch wieder!“

Ungläubig sah seine Frau ihn an.

„Ich stand bei der Einweihung just vor dem zweiten Rechteck und die Augen der Spinnmädchen haben mich angesehen, daß ich zu ersticken glaubte. Fünf Tage geht mir dieser Blick nach. Wenn ich mich draußen an den Schreibtisch setzte, stand der Blick neben der eingelaufenen Post. Wenn ich über den Fabrikhof ging, saßen die Augen vor der Werkskantine auf der Bank. Sie schauten rechts, sie schauten links, sie schauten zu beiden Seiten aus der Menge in die Schlagfenster herein, wenn ich aus dem Tor fuhr. Ich will diesen Blick nicht mehr sehen. Ich will keine Maschine mehr gehen, kein Rad mehr surren hören, keine Spindel sich mehr drehen sehen. Ich will aus diesen Fangarmen los. Ich will frei sein. Ich will zeichnen. Ich will dich. Wir wollen Zürich.“

Elisabeth wußte nichts anders zu tun, als zwischen Schreibtisch und seine Knie in Falten, Dunkel und Heliotrop niederzufallen. Den Kopf an seine Brust zu bergen, fest, daß die dünne Silberkette sich mit vielen kleinen Malen in die Schläfe grub.

„Du, Syl, als du mir unlängst erzähltest, was Papa über mich gesagt hat ... du: hier bin ich.“

Sylvester sah das windbewegte Laub im Mondlicht wie plätschernde Kaskaden tropfen und dunkelte die Tischlampe jenseits Elisabeths Kopf. Er hob sie zu sich hinauf, und sie sah sich mit ihm in Blau und Silber treiben. Ein fernes Licht stand in seinen Augen, wie ein helles Fenster irgendwo.

In die plätschernden Kaskaden sprang da ein jähes Surren.

Haliii ... Halooo ...

Erfüllung. Von Börries, Freih. v. Münchhausen

Mädchen geht ihr Mund in Erfüllung, Weibern
Geht der Schoß in Erfüllung, aber Männer
Sehnen verschmachtend — ach, in Irre schmachtend —
Herzens-Erfüllung.

Manchen trösten Räusche des bunten Lebens,
Manchem stirbt in der Brust verdorrt dies Heimweh,
Selten erfüllte — und nur Künstlern völlig —
Männern das Herz sich.

Ach, mir geht mein Herz in Erfüllung! Selig
Darf ich singen die Helden meiner Träume,
Darf ich umhalsen alle lieben Schwestern
Quellenden Lebens!

Digitized by Google

Das Krügertelegramm

Von Univ.-Prof. Dr. Paul Haake

Am Abend des 3. Januar 1896, eines Freitags, gab der Reichsanzeiger folgendes Telegramm bekannt, das Kaiser Wilhelm II. gegen 12 Uhr an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik Paul Krüger gesandt hatte: „Ich spreche Ihnen Meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Tatkraft gegenüber den bewaffneten Scharen, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren." Ist auch die Entstehungsgeschichte dieses Telegramms, das unermeßlichen Jubel in deutschen Herzen, Zorn und Haß bei den Briten weckte, noch nicht restlos aufgeklärt, so hat sich doch das über ihm schwebende Dunkel so weit gelichtet, daß der Gang der Ereignisse, die sich darum gruppierten, in seiner kausalen Verkettung ziemlich vollständig rekonstruiert werden kann. Die Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes, von Friedrich Thimme im Mai-Juniheft der Europäischen Gespräche, von Arnold Oskar Meyer im Juni-Juliheft des Archivs für Politik und Geschichte beigebrachte Zeugnisse der mithandelnden Personen, des Admirals von Hollmann und Fritz v. Holsteins Aussagen, Otto Hammanns, Freiherr v. Eckardsteins und des Kaisers Darstellungen widersprechen sich zwar vielfach, und nicht immer weiß ich, welcher ich den Vorzug geben soll, aber eine Tatsache von größter Bedeutung festzustellen ist mir gelungen: Der Kaiser hat schon am Silvester 1895 oder am Neujahrstage ein Telegramm an Krüger senden wollen, ehe er wußte, welchen Ausgang Jamesons Abenteuer nehmen werde. Wie ist er dazu gekommen? Das sich und anderen klar zu machen, ist jetzt Pflicht eines ernsten Forschers und aufrichtigen Patrioten.

Wie es das Ziel der deutschen Außenpolitik gewesen war, möglichst alle europäischen Großmächte zu einem den Hauptfriedensstörer, Frankreich, im Zaum haltenden Konzern zusammenzuschließen, so machte sich auch Hohenlohe, seit dem November 1894 Caprivis Nachfolger, zur vornehmsten Aufgabe, unsern revanchedurstigen Nachbar im Westen, so gut es ging, zu isolieren: er ließ sich eine Besserung der deutsch-russischen Beziehungen angelegen sein und wartete sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, England wieder stärker an den Dreibund heranzuziehen, wie es dem ersten Kanzler 1887 gelungen war; eine Entente zwischen England, Frankreich und Rußland glaubte er vorerst nicht befürchten zu brauchen. Minder ruhig und besonnen war der Staatssekretär des Auswärtigen Amts Freiherr v. Marschall und sein Hauptberater Fritz v. Holstein. Das Abrücken des im August 1892 wieder ans Ruder gelangten liberalen Kabinetts Gladstone von Berlin, besonders bei dem Abschluß eines Vertrages mit dem Kongostaat, der wohlerworbene deutsche Rechte verletzte, hatte sie tief verstimmt und auf den Gedanken gebracht, die Kolonialpolitik von der allgemeinen Außenpolitik scharf zu trennen, bei dieser zwar auch fernerhin Englands Bindung an Italien und den Dreibund in ähnlicher Form, wie es Bismarck 1887 geglückt war, anzustreben, jene aber auf ein Zusammengehen Deutschlands mit Frankreich zu basieren, — als ob sich das praktisch ebenso leicht hätte durchführen lassen wie in der Theorie! Es schien Marschall, Holstein und dem Dirigenten der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, Kayser, richtig, im Juni 1894 einen Protest gegen das Kongoabkommen vom 12. Mai, gegen die „Rechtsverletzung" nach London zu senden, eine kühl, streng gehaltene Note, die Caprivi sich etwas höflicher wünschte, Wilhelm II. aber billigte: Lord Rosebery, Gladstones Nachfolger, bezeichnete sie dem österreichischen Botschafter gegenüber als einen unerhörten Angriff auf sein Kabinett; England sehe sich gleichsam gezwungen, eine Änderung der bisherigen Politik vorzunehmen. Gewiß befanden sich die Briten im Unrecht, als sie sich einen Gebietsstreifen im Kongo abtreten ließen, ohne sich vorher mit der deutschen Regierung darüber zu verständigen, und Rosebery gestand das unserem Botschafter in London, dem Grafen Hatzfeldt, auch zu, aber es war eine Unklugheit Marschalls, sich so schroff auf den formalen Standpunkt des Rechts zu stellen und den Vertreter Englands in Berlin, Sir Edward Malet, wenn auch in aller Freundschaft, wie dieser dem Kaiser erzählte, auszuzanken, es war eine noch größere Unklugheit Wilhelms II., Marschall zu übertrumpfen und zu Malet zu sagen, dieser Schritt in Afrika könne unberechenbare Komplikationen in Europa schaffen und ihn, den Monarchen, bestimmen, Englands Rechte in Ägypten anderen Staaten gegenüber nicht mehr so wohlwollend wie bisher zu unterstützen. Glaubte man in Berlin auch mit gutem Grund an eine feindselige Haltung Roseberys und seiner Kollegen, an ihren festen Willen, die Lebensbedingungen der deutschen Besitzungen in Afrika zu vernichten, so durfte man sich doch nicht offen zu dem Grundsatz bekennen, Böses mit Bösem vergelten zu wollen, solange man nicht über hinreichende Mittel verfügte, es zu tun. Einer Macht wie England gegenüber war Vorsicht geboten und Berufung auf das gute Recht allein nicht am Platze. Der Jurist Marschall, der darauf pochte, besaß noch nicht das feine Fingerspitzengefühl des echten Staatsmanns

Digitized by Google

und der Kaiser, der sich schon im Geiste einem neuen Berliner Kongreß präsidieren sah, noch weniger. Caprivi vermochte nicht, wie es sein mußte, zu bremsen. Sein Nachfolger Hohenlohe gab sich der Hoffnung hin, England werde einst wieder unter vernünftiger politischer Leitung die Übereinstimmung seiner Interessen mit denen des Dreibundes in gewichtiger Weise betätigen. Hat er die deutsche Politik in gleichem Sinne geleitet? Konnte er der Besonnenheit und Vernunft immer zum Siege verhelfen über aufbrausende Empfindlichkeit und konstruierende Phantasie?

Am 16. November 1894 charakterisierte Marschall die Haltung Roseberys uns gegenüber mit bitterem Sarkasmus also: „S. M. der deutsche Kaiser macht sich verbindlich, für Englands Interessen einzutreten. England als solches verpflichtet sich zu nichts, aber der gesunde Sinn des englischen Volkes wird den Augenblick richtig erkennen, welcher geeignet ist, um dem für Englands Interessen kämpfenden Deutschland beizuspringen. Solange Deutschland sich zu diesem pactum claudicans nicht entschließt, wird es in großen und kleinen Fragen schikaniert und schlecht behandelt, um ihm das Fehlerhafte seiner Politik zu Gemüte zu führen." Am 4. Februar 1895 warf er der englischen Politik vor, daß sie ein ausgesprochen antideutsches Gepräge trage und darauf hinausgehe, jeden deutschen Mitbewerb systematisch auszuschließen und die in deutschem Besitz befindlichen Gebiete lahmzulegen; das erzeuge in unserem Volke wachsende Mißstimmung; die deutsche Regierung könne sie nicht unberücksichtigt lassen. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes hatte offenbar den Briten noch nichts vergeben und vergessen; als Süddeutscher demokratischen Gedanken nicht unzugänglich, war er zudem zu einer schärferen Einstellung der deutschen Politik gegen die Vettern jenseits des Kanals unverkennbar bereit; der von der Regierung eingeschlagene Kurs müsse mit den Wünschen der öffentlichen Meinung harmonieren. England hoffe — schrieb Marschall am 23. Dezember 1895 dem Grafen Philipp Eulenburg —, daß im Mittelmeer und auf der Balkanhalbinsel der Kampf ohne England losgehen und es sich den eigenen Aderlaß dann ganz ersparen könne; seinen Beitritt zum Dreibunde halte man in Berlin für keine praktisch durchführbare Idee — war das wirklich auch die Auffassung Hohenlohes? Ein am 1. Weihnachtsfeiertage abgeschickter Bericht des Grafen Münster aus Paris über eine Unterredung mit Felix Faure, dem Präsidenten der französischen Republik, brachte Marschall und Holstein dann auf den Gedanken einer Liga der kontinentalen Mächte Europas. In der am 28. Dezember 1895 aufgesetzten Antwort heißt es, eine gemeinsame Aktion Deutschlands und Frankreichs hinsichtlich mancher außereuropäischer Fragen sei denkbar und leicht erreichbar; wie sie beide hätten auch andere Staaten ein Interesse daran, eine Vergrößerung des englischen Imperiums ins Grenzenlose nicht zuzulassen. Ein gefährliches Experiment. Der britische Löwe sollte eingekreist werden von Jägern, die nicht alle Helden, zum Teil schlecht ausgerüstet und gewiß nicht die besten Freunde waren. Bekam der gallische Hahn wieder seinen Revanchekoller, dann erwarteten die Männer der Wilhelmstraße von den Engländern Beistand gegen die Franzosen. Dachte man da nicht zu optimistisch? Wurde Holstein nicht irre an seinem Plan einer Kontinentalliga?

Der Erlaß an Münster hatte in seiner ersten Fassung die Büros des Auswärtigen Amts bis zum Reichskanzler hin soeben passiert, als höchst beunruhigende Kunde aus Südafrika eintraf. Der Nachricht, daß in Johannisburg ein Aufstand befürchtet werde, folgte am Silvestertage um 1½ Uhr ein Telegramm aus Pretoria, eine 8—900 Mann starke bewaffnete Bande der Chartered Company sei unter der Führung Jamesons in das Transvaalgebiet eingebrochen; der deutsche Konsul daselbst, v. Herff, meldete, Präsident Krüger rechne auf Intervention Deutschlands und Frankreichs und bat um Ermächtigung, zum Schutz von Leben und Eigentum der Deutschen, die durch die Invasion ernsthaft gefährdet erschienen, das Landungskorps des sich in der Delagoabai befindenden Kreuzers „Seeadler" zu requirieren. Marschall brauste auf. „Nun muß gehandelt werden," bemerkte er in seinem Tagebuch. Der Empfang von Neujahrsgratulanten im Auswärtigen Amt wurde sofort abbestellt, an S. M. telegraphiert, um 3 Uhr mit Kolonialdirektor Kayser die Fahrt nach Potsdam angetreten und dem Monarchen Vortrag erstattet. Von einer Besprechung mit dem Reichskanzler berichtet Marschalls Tagebuch merkwürdigerweise nichts.

Der Staatssekretär muß aufs höchste erregt gewesen sein. Hatte er doch dem neuen englischen Botschafter in Berlin Sir Frank Lascelles wie seinem Vorgänger offen erklärt, Deutschland halte an der Unabhängigkeit Transvaals nach Maßgabe des Vertrages von 1884 unbedingt fest und könne eine Änderung des Statusquo nicht akzeptieren! Dem Foreign Office das Schlimmste zutrauend, von Holstein und Kayser schwerlich beruhigt, entschloß er sich auf der Fahrt nach Potsdam, dem Kaiser vorzuschlagen, Graf Hatzfeld solle in London um seine Pässe bitten, falls er den Eindruck habe, daß die englische Regierung die Völkerrechtsverletzung in Transvaal billige, und Herff solle das Landungskorps des „Seeadler" requirieren. Wilhelm II. genehmigte dies, — ob er es damit vorläufig hat genug sein lassen wollen, ist eine mangels ausreichenden Materials noch nicht zu beantwortende Frage. Um ¾6 Uhr fuhren Marschall und Kayser nach Berlin zurück. „Ein stürmischer Nachmittag" notierte sich der Staatssekretär nach Erledigung der ihm gewordenen Aufträge, bevor er sein Lager aufsuchte.

Digitized by Google

Am Morgen des Neujahrstages eilte er um 9 Uhr zum Reichskanzler und unterrichtete ihn über die Sachlage. Um 10 Uhr begann der Gottesdienst in der Schloßkapelle. Um ¼12 Uhr empfing der Kaiser die Botschafter und sprach unter anderen auch mit Lascelles über Transvaal — nach Marschalls Eintragung: „aber maßvoll," — hatte er tags zuvor Maß vermissen lassen? Während S. M. dann um 12 Uhr den Kommandierenden Generälen seine Zufriedenheit ausdrückte über alles, was er im vergangenen Jahre von der Armee gesehen habe, empfing Marschall den englischen Botschafter, der ihm ein Telegramm Salisburys übergab, Chamberlain billige die Politik der Gewalt nicht. Der Staatssekretär erwiderte, diese Mitteilung scheine ihm durch die Ereignisse schon überholt zu sein; bedauerlicherweise drohe sogar die Times, daß England keine Intervention, von welcher Seite sie auch kommen möge, dulden werde; sollten denn die Großmächte, welche Rechte und Interessen in Transvaal haben, die völkerrechtswidrige Intervention des Cecil Rhodes schweigend hinnehmen, der in Transvaal gar nichts zu suchen habe? Hierbei dachte Marschall zweifellos an die von Holstein geplante antienglische Kontinentalliga; schon tags zuvor hatte er zu Lascelles geäußert: „der Antagonismus zwischen dem Dreibund einerseits und Rußland und Frankreich andererseits habe sich in den letzten Jahren wesentlich gemildert und auch die Spannung zwischen Deutschland und Frankreich sei nahezu geschwunden; dem Scharfblick Salisburys werde es nicht entgehen, daß der Gedanke, die zwischen jenen Staatengruppen noch ungelösten Fragen ohne Rücksichten auf englische Interessen zu regeln und dabei auch eventuell englische Interessen als Kompensationsobjekte zu benutzen, wenn er in konkreter Form zur Anregung gelangte, in weiten Kreisen einen fruchtbaren Boden finden werde." In der noch einmal revidierten Weisung für den Grafen Münster war inzwischen Folgendes hinzugesetzt worden: Die so plötzlich akut gewordene Transvaalfrage werde vermutlich Seiner Exellenz einen unauffälligen Anlaß bieten, um wie von sich aus die schon zu Papier gebrachten Gedanken dem Präsidenten Faure gesprächsweise zugänglich zu machen, und der Herr Botschafter werde dabei diejenige akademische Form zu finden wissen, welche geeignet sei, dem Verdacht vorzubeugen, als wolle sich Deutschland für die jetzt eben schwebende Transvaalfrage die Unterstützung anderer Mächte verschaffen. Ein solcher Verdacht lag nur zu nahe und war auch durchaus berechtigt. Man hielt in der Wilhelmstraße jetzt erst recht Umschau nach Assistenz für den Fall eines wenn auch nur diplomatischen Konfliktes mit England. Auch Hohenlohe scheint um die Jahreswende ein Anklopfen in Paris für aussichtsreich gehalten zu haben. Er erklärte sich mit dem Zusatz gleichfalls einverstanden. Das von mir im Auswärtigen Amt eingesehene endgültige Konzept der Weisung für Graf Münster erhielt das Datum des 1. Januar 1896. Zwei Tage darauf ist sie an ihn abgegangen.

Am 1. Januar empfing Marschall nach Lascelles noch den französischen Botschafter Herbette. Er weihte ihn in seinen und Holsteins Gedankengang ein: England rechne auf den Antagonismus der Kontinentalmächte und glaube sich alles erlauben zu dürfen; könnten die großen kontinentalen Gruppen sich nicht für konkrete Zwecke verständigen unter Beiseitelassung aller der Fragen, die einen europäischen Krieg heraufzubeschwören imstande seien? Herbette zeigte nach Marschalls Aufzeichnungen Verständnis dafür, brachte aber das Gespräch sogleich auf Ägypten. Nach seinem eigenen am selben Tage nach Paris gesandten Bericht will Herbette geantwortet haben, er sehe nicht, welchen Nutzen bei einer Ausschließung der ägyptischen Frage von einer gemeinsamen Aktion gegen England Frankreich von letzterer haben könne. In Paris teilte man diese Auffassung. Graf Münster fand keine Gelegenheit, der ihm am 3. Januar zugegangenen Weisung zu entsprechen, oder er erhielt eine unbefriedigende Antwort von seiten der Franzosen. Zurückgekommen ist er auf den Wunsch des Auswärtigen Amtes, in Paris einen Fühler auszustrecken, nicht.

War es nun nicht tollkühn, vielleicht mehr als das, ohne eine der englischen auch nur annähernd ebenbürtige Flotte und ohne Sicherheit über die Haltung unsrer Nachbarn im Westen und im Osten, den Briten zu erklären, ein Verschlingen Transvaals durch Cecil Rhodes oder durch England könne von Deutschland unmöglich zugegeben werden? Marschall zeigte diesen Wagemut. Am 6. Januar äußerte er in einem Telegramm an Hatzfeldt, in Rechtsfragen sei der Deutsche sehr empfindlich. Diese übergroße Empfindlichkeit eignete auch ihm. Sie übermannte ihn, zu ehrlichem Zorn gesteigert, nur zu leicht. Der Jurist in ihm drohte den Staatsmann zu ersticken, zum mindesten zeitweise, so in den letzten Stunden von 1895 und in den ersten des folgenden Jahres. Über Hohenlohe sind wir noch etwas im unklaren. Seine Tagebücher könnten wohl Aufschluß geben. Einsichtnahme in sie wird aber der wissenschaftlichen Forschung zur Zeit noch verwehrt.

Am 1. Januar traf noch ein Telegramm von Herffs aus Pretoria ein: weitere 300 Mann hätten die Grenze überschritten, obwohl der Gouverneur der englischen Kapkolonie die Aktion der Chartered Company desavouiert und Jameson den Rückzug befohlen habe. Unverzüglich eilte Marschall damit ins Schloß und berichtete es dem Kaiser. Ruhig und gelassen? Gewiß nicht. Er wird frei von der Leber gesprochen und den Monarchen scharf gemacht haben gegen das den Dingen seinen Lauf lassende Foreign Office in London, wird dem vorletzten Satz des Herffschen Telegramms zugestimmt haben: „Die zweifellos mit Vorwissen und

Digitized by Google

Genehmigung der britischen Regierung unternommene Aktion der Chartered Company ist nichts anderes als ein ruchloser Länderraub." Durfte Deutschland ihn dulden? Marschall hatte diese Frage immer verneint. Er sprach auch jetzt sicherlich wieder in solchem Sinne.

Des Staatssekretärs Meldung goß Öl ins Feuer: des Kaisers Erregung steigerte sich nun zur Siedehitze. Der 31. Dezember war auch für ihn „ein stürmischer Nachmittag." Die Nachricht vom Einfall Jamesons brachte sein Blut in Wallung. „Transvaal den Engländern lassen? Niemals!" so blitzte es in ihm auf. Sein zweiter Gedanke war: „offen Partei ergreifen für die Buren!" Vielleicht setzte er schon an diesem Tage ein Telegramm an Präsident Krüger auf, um es zunächst dem Reichskanzler vorzulegen, vielleicht tat er es erst am 1. Januar, an dem er nachmittags auf seiner Gratulationsfahrt auch bei Hohenlohe mit vorsprach, jedenfalls nahm er dessen ablehnende Haltung nicht ohne weiteres hin, sondern fühlte am Abend des Neujahrstages das Bedürfnis, noch eines andern Rat einzuholen, des sich gerade in Berlin aufhaltenden deutschen Botschafters in Petersburg, des Fürsten Radolin. Um 6 Uhr fand Familiendiner im Königlichen Schlosse statt, um ½8 Uhr begann die Vorstellung von Webers Freischütz, zu der sich der Monarch ins Opernhaus begab; dorthin bestellte er Radolin, der am Potsdamer Platz in einem der vornehmsten Hotels sich einquartiert hatte. Radolin, der selbst ein Diner gab, leistete sofort Folge; erst gegen 11 Uhr zurückgekehrt, berichtete er über das Gespräch mit dem Kaiser den Seinen: S. Majestät habe ungefähr 2½ Stunden auf ihn eingeredet. „Der Kaiser kam vom Hundertsten ins Tausendste, mir wirbelt noch der Kopf." Der hohe Herr sei völlig in Flammen und in Kampfstimmung gegen England. Er habe ihm (Radolin) das Konzept einer Depesche an Präsident Krüger vorgelesen, und das Schlimmste sei, Hohenlohe habe seine Demission eingereicht, der wolle die Absendung der Depesche nicht auf sich nehmen. Was der Kaiser wolle, das möge ja alles ganz gut und schön sein, „und vielleicht bin ich ein zu dummer Kerl, um die Allerhöchsten Intentionen zu begreifen, — ich sitze ja auch als Beobachter in Petersburg Gott sei Dank weit ab vom Schuß!" Ohne Kenntnis der Akten könne er zwar nicht urteilen, aber die geplante Absendung dieser Depesche beunruhige ihn doch aufs schwerste. Der Kaiser kenne kein Maß und Ziel, er sei völlig impulsiv in seinen Ideen. „Eben haben wir uns bemüht, den Riß mit Rußland ein wenig zuzukleistern, nun fängt der Tanz mit England wieder an. Wenn bei einer solchen Politik etwas Gescheites herauskommen soll, so verstehe ich das nicht. Der Einzige, der noch zur Vernunft redet und der durch sein Alter und durch seine Verwandtschaft Einfluß auf den Kaiser üben kann, ist Onkel Chlodwig (Fürst Hohenlohe). Geht der — was dann? Ich sehe das Schlimmste kommen." Fürst Radolin wiederholte mehrmals, daß er von einem Rücktritt des Kanzlers das Schlimmste befürchte. Von Marschall hielt er nicht viel: zu sehr Outsider und süddeutscher Demokrat.

So hat uns Radolins Adjutant, der heute noch lebende Herr von Mesmer-Saldern auf Schierensee in Holstein, im Juni-Juliheft des Archivs für Politik und Geschichte S. 592/3 berichtet. Es liegt kein Anlaß vor, an den Aussagen dieses durchaus zuverlässigen Mannes zu zweifeln. Nur darin täuscht ihn sein Gedächtnis, daß Radolin am 2. Januar vom Kaiser ins Opernhaus befohlen worden sei; Wilhelm II. gab an diesem Abend — wir wissen es schon aus Waldersees Denkwürdigkeiten (II 363) und ersahen es aus dem Reichsanzeiger — um 7 Uhr im Neuen Palais zu Potsdam den Kommandierenden Generälen ein Diner und hörte nicht an ihm Wagners Lohengrin, sondern am 1. Januar Webers Freischütz. Das ist eine von mir aus bester Quelle geschöpfte Feststellung von größter Bedeutung.

Wilhelm II. hat ein Telegramm an Präsident Krüger geplant, ehe er ahnen konnte, welchen Ausgang Jamesons Flibustierzug nehmen werde.

Man stelle sich vor, daß er geglückt wäre, — welche Folgen hätte das für Deutschland gehabt? Den Text des geplanten kaiserlichen Telegramms kennen wir nicht; wir dürfen oder müssen annehmen, daß es den Buren Mut und Zuversicht einflößen sollte und die Souveränität Transvaals als ein Noli me tangere bezeichnete; wir dürfen oder müssen ferner annehmen, daß das offizielle England den von Jameson geraubten Apfel wohlgemut in die Tasche gesteckt und mit der Drohung der Times Ernst gemacht hätte, sich von niemand die Beute wieder entreißen zu lassen. Traten dann Rußland und Frankreich auf Deutschlands Seite? Wilhelm II. hoffte es und schrieb in solchem Sinne am 2. Januar an den Zaren: Dank dem Druck der Kontinentalmächte werde wohl alles wieder zurechtkommen. Aber war denn nach den Äußerungen Herbettes am Neujahrstage eine antienglische Aktion Frankreichs so gewiß, daß der Kaiser Nicky versichern durfte: „Komme was da will, ich werde den Engländern niemals erlauben, Transvaal zu unterdrücken?" Hohenlohe sagte mit Recht nein; Marschall wird ihm, als er von dem kaiserlichen Projekt hörte, zugestimmt haben, Holstein desgleichen, — vielleicht nahm in letzterem der Gedanke, der Kaiser müsse ausgeschaltet, unschädlich gemacht werden, wovon uns Hallers zweites Eulenburgbuch berichtet, jetzt festere Gestalt an! Die Absicht, sich in diesem kritischen Augenblick durch ein Telegramm an Krüger festzulegen, war zum mindesten ein sträflicher Leichtsinn. Siegten die Buren, so hatte der Kaiser zu einem Glückwunsch immer noch Zeit; triumphierten Jameson und England, dann stand ihm Deutschland wahrscheinlich isoliert feindlich gegenüber und konnte sich aus der verfahre-

Digitized by Google

men Situation nur durch eine diplomatische Niederlage oder durch einen Krieg retten, und für letzteren waren seine Aussichten keine guten. Der Reichskanzler durfte ihn nicht riskieren; er tat das Richtige, als er am Silvester oder am Neujahrstage die Verantwortung für eine Depesche an Krüger ablehnte und sein Portefeuille zur Verfügung stellte. Am 2. Januar mittags 12 Uhr hatte Hohenlohe wiederum Vortrag beim Kaiser. Noch einmal wird er da Wilhelm II. gewarnt haben, wenn dieser auf seinem Vorhaben beharrte. Wir wissen darüber nichts. Hohenlohes Tagebücher liegen noch „hinter Schloß und Riegel."

„Die Situation ist doch recht unheimlich" — vermerkt Marschall zu diesem Tage (Europäische Gespräche Mai-Juniheft 1924, S. 211). „Besuch von Staatssekretär Leyds und H. v. Blokland (den Vertretern Transvaals in Berlin). Dann Lerchenfeld, Lascelles, der mir die Mitteilung Salisburys bestätigt," er und Chamberlain bezweifelten keinen Augenblick, daß die von London ergangenen Befehle zur sofortigen Umkehr Jamesons pünktlich ausgeführt werden würden. „Dann Chirol, der Times-Korrespondent, mit dem ich eine lange Unterredung habe". Nachmittags mit einiger Besorgnis auf Nachrichten von Lissabon und Pretoria gewartet. Endlich kommt ein Telegramm von Pretoria vom 1. Januarabend: der Zusammenstoß sei noch unentschieden, Präsident Krüger wolle, wenn er die Schlacht verliere, Konzessionen machen, aber nicht weiter, als daß die Buren das Heft in den Händen behalten. — Jetzt gilt es zu handeln. Telegramm an Hatzfeldt, er solle Note an Salisbury richten, daß wir gegen Einfall protestieren und Antastung der Unabhängigkeit Transvaals nicht annehmen können. Abends Telegramm Hatzfeldts, daß Jameson besiegt und sich ergeben hat. Blokland bestätigt die Nachricht. Gottlob! Ich telegraphiere Hatzfeldt, daß die Note nicht übergeben wird." Zum Glück kam dieser Befehl gerade noch zurecht. Hatzfeldt konnte die dem Foreign Office bereits übergebene Note uneröffnet wiederbekommen. Sie war doch ein unnötiger, übereilter Schritt, den Hohenlohe hätte verhindern müssen. Marschall, Holstein und Kayser werden sich in die Hauptschuld an ihm teilen. Einen Triumph wollte der den Engländern so bitter zürnende Staatssekretär auch jetzt noch und nun erst recht haben. Er beauftragte Hatzfeldt, Salisbury seine Freude auszudrücken, daß er durch den Gang der Ereignisse in Transvaal eines peniblen Auftrages überhoben worden sei: der Übermittlung einer amtlichen Note. War das nicht ein vielleicht recht teuer zu stehen kommender Triumph eines Toren? Der kluge Hatzfeldt erkannte es und hat wenigstens das Wort „penibel" nicht in den Mund genommen. Stimmung und Laune rissen ihn nicht hin.

Am Abend des 2. Januar saß Waldersee beim Diner zur Linken des Kaisers. Er hat sich darüber aufgezeichnet: „Während des Essens erhielt S. Majestät eine lange Depesche über Transvaal, die ihn etwas erregte; es sei konstatiert, so äußerte der Monarch, daß englische Offiziere in Uniform die Expedition des Herrn Jameson mitmachten." Für den nächsten Vormittag sagte sich Wilhelm II. bei Hohenlohe an: um 10 Uhr nahm die berühmte Konferenz im Reichskanzlerpalais ihren Anfang, deren eines Ergebnis das oben mitgeteilte Telegramm an Präsident Krüger war. Ihr Verlauf ist im einzelnen noch immer nicht vollständig geklärt. Zunächst muß der Kaiser das Wort ergriffen haben. „S. Majestät," — meldet Marschalls Tagebuch — „entwickelt etwas wunderbare Pläne. Protektorat über Transvaal, was ich ihm sofort ausrede." Doch ist gegen 1 Uhr Herff telegraphisch angewiesen worden, folgendes mit Krüger vertraulich zu besprechen: Der Vertrag mit England von 1884 beschränke in gewisser Richtung das Recht Transvaals zum Abschluß von Verträgen, schließe aber nicht aus, daß die Republik sich an die Mächte wende, um sie zu bitten, in einer Konferenz über die völkerrechtliche Stellung von Transvaal zu beraten und das Land vielleicht durch eine anzuerkennende Neutralität gegen auswärtige Intrigen und Friedensbruch zu sichern. Deutschland würde einen solchen Antrag Transvaals unterstützen. Die kaiserliche Regierung beabsichtige nicht die Iniative zu ergreifen, weil sie nicht in den Verdacht geraten wolle, selbstsüchtige Ziele zu verfolgen, — daß Wilhelm II. solche verfolgte, wird niemand bezweifeln.

Er beantragte darauf in der Konferenz die Mobilmachung der Marineinfanterie und Sendung von Truppen nach Transvaal. Als Hohenlohe einwandte: „Das wäre der Krieg mit England," sagte der Kaiser: „Ja, aber nur zu Lande." Es wurde dann beschlossen, den Oberst Freiherrn v. Schele, den früheren Gouverneur von Ostafrika, zur Rekognoszierung nach Transvaal zu schicken, — „auch ein unglücklicher Gedanke," bemerkte Marschall dazu. Endlich richtete der Kaiser auf Marschalls Vorschlag das bekannte Glückwunschtelegramm an Präsident Krüger. Den Text scheint der in einem Nebenzimmer mit Holstein wartende Kolonialdirektor Kayser aufgesetzt zu haben. Er war Seiner Majestät nicht scharf genug. Marschall änderte daher die mildere Fassung „das Ansehen Ihrer Regierung" um in den Passus: „Die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren." Wilhelm II. setzte dann seinen Namen unter das Konzept, Marschall und Kayser ihre Paraphen, Hohenlohe dagegen nicht — kein Wunder, nach seinem Renkontre mit dem Monarchen zwei oder drei Tage vorher. Die Depesche war immer noch höchst bedenklich. Admiral v. Knorr, der nebst Hollmann und Senden-Bibran, Hohenlohe und Marschall der Beratung beigewohnt hatte, bat den Kaiser bei einem sich daran anschließenden speziellen Vortrag, von der Absendung lieber Abstand zu nehmen. Es gelang ihm auch, S. M. umzustimmen. Das Ver-

Digitized by Google

hängnis hatte aber schon seinen Lauf genommen. Das Krügertelegramm war bereits um 11,55 abgegangen.

Man soll seine Bedeutung nicht überschätzen. Es hat zwar einen Sturm der Entrüstung in England hervorgerufen, die Beziehungen zwischen dem Auswärtigen Amt und dem Foreign Office aber doch nicht dauernd getrübt. Der Draht zwischen Berlin und London riß 1896 noch weniger als 1890 der zwischen Berlin und Petersburg; die Engländer trugen uns vielmehr bald darauf ein Bündnis an. Ein Fehler ist die Depesche aber doch gewesen. Er hätte sie etwas anders gefaßt, sagte Bismarck am 10. Januar zum Freiherrn v. Senden-Bibran: der Passus wegen der befreundeten Nation hätte wegbleiben sollen. Die Andeutung, daß Deutschland bereit gewesen wäre, sich auf die Seite der Buren zu stellen, wenn sie seine Hilfe anriefen, und das uneingeschränkte Eintreten für die Unabhängigkeit der Transvaalrepublik, die von englischer Seite angezweifelt wurde, mußte die Briten verletzen. Vielleicht erkannte das Holstein, als er sich schleunigst entfernte, und Hohenlohe, der seine Paraphe nicht unter das Kayserſche Konzept setzte, — dem Monarchen stärkeren Widerstand zu leisten, wäre aber noch besser gewesen. Gewiß hatten Kanzler und Staatssekretär es nicht leicht, den alle Vorsicht außer acht lassenden hohen Herrn zu zügeln. Noch am 6. Januar erklärte Wilhelm II., nie dulden zu wollen, daß Lorenzo Marquez aus portugiesischen in englische Hände übergehe, und beim ersten Anzeichen einer dahinzielenden Absicht der Briten, es besetzen zu lassen, — Hohenlohe, der mit Rücksicht auf die Passivität der Franzosen unbedingt abzuwarten empfahl, verhinderte dies zum Glück ebenso wie die Rekognoszierungsreise Scheles und die Absendung einer kaiserlichen Depesche vor Jamesons Kapitulation. Aber am 3. Januar war wohl auch er noch etwas zu sehr Optimist in bezug auf die Franzosen; er hätte jedenfalls gegen den Text des Telegrammes Einspruch erheben müssen, insbesondere gegen seine die Engländer noch mehr provozierende Verschärfung.

Als Kaiser Wilhelm I. im Mai 1877 zu dem französischen Botschafter Vicomte de Gontaut Biron unvorsichtige Äußerungen über das Foreign Office getan hatte und sich von dem Staatssekretär des Auswärtigen Amts v. Bülow nicht überzeugen ließ, daß ein Tadel der englischen Haltung nicht berechtigt gewesen sei, bemerkte Bismarck dazu: „Und wenn er es wäre, sind wir berufen? Ist er für Deutschland förderlich?“ Um die Wende der Jahre 1895—96 war er das für uns erst recht nicht. Wir mußten abwarten und schweigen, zum mindesten unsere Worte vorsichtiger wählen, als wir es in dem Krügertelegramm taten. Es ist nach einem anderen Ausspruch unseres größten politischen Genius im Jahre 1872 ein gewöhnlicher Fehler deutscher Politik, sich zu früh auf die Ereignisse in einer bestimmten Richtung vorzubereiten. In diesen Fehler verfielen Holstein und Marschall 1890 bei der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland und ein halbes Jahrzehnt später beim Jamesonraid. Der sonst so besonnene Hohenlohe scheint hier auch etwas versagt zu haben. Daß das deutsche Volk sich um die Mitte der neunziger Jahre immer mehr in eine englandfeindliche Stimmung hineinredete, entlastet die verantwortlichen Männer jener Zeit nicht. Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen, politisches Verständnis erst recht. Den Kaiser entschuldigt, daß Marschall ihn schon geraume Zeit vorher gegen die Briten aufhetzte. Das Telegramm, das am 3. Januar 1896 wirklich abging, ist dann auch kein impulsiver Akt von ihm gewesen, sondern eine Amtshandlung der deutschen Regierung. Dazu gedrängt wurde sie freilich durch seine schon am Silvester oder am Neujahrstage geplante Depesche und durch die Pläne, die er am 3. Januar zu Beginn der Konferenz im Reichskanzlerpalais entwickelte.

Zigeuner sind gekommen. Von Karla Höcker

Zigeuner sind gekommen, braune Knaben,
Die Lust und Heimweh in den Augen haben.
Das rührt mich sehr. Wie schmal sind die Gestalten,
Die soviel bunte Welt umschlossen halten — —

Die kleinen Pferde stehen enggedrückt.
Ein grüner Abend dämmert in der Ferne.
Und leise weht ein Lied in blasse Sterne,
Wie Knaben lächeln: traurig und verzückt. —

Am Morgen ist der fremde Klang verflogen.
Zertret'ne Wiesen stehn, wie ohne Seelen —
Die braunen Knaben sind davongezogen;
Es ist mir so, als würde etwas fehlen.

— — — — — — — — — — — — — —

Trau' den Zigeunern nicht. Es heißt, sie stehlen!

Digitized by Google

Adolf Münzer

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Das ist ein Klang wie aus alten, alten, längst versunkenen Tagen: „Die Scholle". Mit Heimatkunst hat das Wort und hat der Begriff nichts zu tun, sondern die ihn prägten oder vielmehr auf sich anwandten, dachten an einen Vers Michael Georg Conrads, des Frankendichters:

„Mußt deine eigene Scholle beackern,
Die siebengescheiten Nachbarn laß gackern!"

Wer in der Geschichte der neueren deutschen Malerei ein wenig Bescheid weiß, dem ist bekannt, daß „Die Scholle" der Name einer Münchner Künstlervereinigung war, die von 1899 bis etwa 1912 blühte und eine zeitlang sozusagen den Sauerteig der Münchner Malerei bildete. Es war nur ein kleines Fähnlein, und die Schar wußte gar wohl, daß ihr nicht ewige Dauer beschieden sein werde. Man ging deshalb auch gar nicht auf den Mitgliederfang und auf die Heranbildung eines „Nachwuchses" aus, sondern beharrte in der ursprünglichen Zusammensetzung des kleinen malerischen Ensembles, bis allgemach Entwicklung, Meinungsverschiedenheiten, äußere oder innere Schicksale die zwölf Künstler auseinanderführten und in alle Welt zerstreuten. Indessen genügt es, die Namen der Führer der Gruppe zu nennen, um sich der Bedeutsamkeit der einstigen „Scholle" bewußt zu werden. Feldbauer und Püttner, die heute in der vordersten Phalanx des malerischen Fortschrittes kämpfen, waren dabei, der monumentale Fritz Erler und sein idyllischerer Bruder Erich Erler, der poesiehafte R. M. Eichler, der verstorbene Georgi, der Mitteilsame und Romantische, und vor allem der Künstler, dessen Schaffen und künstlerischem Wesen diese Zeilen gelten: Adolf Münzer.

Im Rahmen der später so viel befehdeten, als „Illustratorenbund" verschrieenen und auch sonst in jeder Weise zu Unrecht verurteilten „Scholle" habe ich die Kunst und das Wirken Münzers kennengelernt und auch ihn

Stilleben. Gemälde. 1922

Digitized by Google

Digitized by Google

Schwäbin. Gemälde. 1908

Raupp, dem vielbekannten Chiemseemaler, längere Zeit aus, zog dann zu Otto Seitz und landete schließlich bei Paul Höcker, zu seiner Zeit einem der gefeiertsten Professoren der Münchner Akademie, in dessen Atelier sich alles drängte, was zur Fahne des Fortschritts schwor. Fast alle späteren „Scholle"-Leute waren hier versammelt und dazu manch anderer, der es später zu Ansehen und Geltung brachte. Es war dort ein echter „Geniekasten". Man regte sich gegenseitig stark an, hielt auch ausgezeichnete Freundschaft und fühlte sich eins und stark in dem wieder erwachenden Münchner Kunstsommer. Damals geschah es, daß kurz nach der Gründung der fortschrittlichen Künstlergruppe „Sezession" auch die beiden führenden künstlerisch gerichteten Münchner Wochenschriften „Simplizissimus" und „Jugend" ins Leben traten. Für Münzer bot sich auf ihren Seiten ein vollkommenes Arbeitsfeld. Seine zur Mitteilsamkeit geneigte und zu frohen Schildereien drängende Kunst fand hier den geeigneten Boden. Erst widmete er seine Dienste dem „Simplizissimus", dann ging er zur „Jugend" hinüber, wo man seine elegante Art und seinen noblen Strich wohl zu schätzen verstand. Georg Hirth ermöglichte es in der Folge, daß, gleich Weisgerber und einigen anderen künstlerischen Mitarbeitern seiner Wochenschrift, auch Adolf Münzer auf ein Jahr nach Paris gehen und sich dort weiter ausbilden konnte. Der Gewinn war beiderseits: Münzer kam, von dem farbigen,

Digitized by Google

Spitzennetze. Vignette für die „Jugend". Nach dem Wandbild in der Ausstellung „München 1908"

eleganten, an fesselnden und aparten Eindrücken reichen Großstadtleben in Paris fast noch mehr erregt und in seiner Empfindung aufgelockert als von den Vorbildern der damals noch alleinherrschenden Meister des Impressionismus, in seinem künstlerischen Erleben und Fühlen, wie auch im Ausdruck, in der Gestaltung, in der Formgebung und im Kolorit seiner Bilder entscheidend vorwärts. Hirth dagegen gewann aus dem Pariser Studienaufenthalt Münzers eine stattliche Reihe rassiger, pikanter Illustrationen und Stimmungsbilder für seine „Jugend". Wenn einmal ein Spätergeborener eine Geschichte der Pariser Kulturzustände und des Pariser Straßenbildes und Gesellschaftslebens um das Jahr 1900 schriebe und dazu charakteristische, vorurteilslose, mitteilsame und alles andere als langweilige Illustrationen suchte, der müßte nach diesem Schatz von Zeichnungen Münzers greifen. Ganz und gar unparteiisch, unbeeinflußt von Partei und Politik, ging Münzer zu Werke. Wo etwa bei der Schilderung eines Pariser Vorgangs die Ironie verspürt wird, versteckt sich dahinter doch zugleich die Huldigung. Das ist nicht mißzuverstehen: es war 1900 und ganz die Stimmung, in der in dieser Zeit ein deutscher Künstler Paris gegenübertrat, Paris, in dem er die Hochburg fortschrittlicher, unendlich verfeinerter Malkultur verehrte. Münzer holte sich von den Boulevards, im Bois de Boulogne, von den Champs Elysées, aus den Bars, Kabaretts und Theatern, im Varieté und von den Rennplätzen seine Eindrücke und Modelle. Besonders war

„Tanz". Wandbild im Foyer des „Kleinen Hauses" des Stuttgarter Landestheaters

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde. 1922

Digitized by Google

Supraporte. 1923

es die Pariserin, die ihn fesselte, begonnen von dem kleinen, ranken Mädchen bis zur ältlichen Marquise mit der Habichtsnase, bevorzugt aber war stets die vollerblühte femme de trente ans, in deren Seele der Künstler spähte und die er in ihrem reizvollen äußeren Drum und Dran, in rauschender Toilette und im tiefsten Decolleté, beim Blumenkorso auf reich geschmücktem Wagen die Zügel führend oder abends auf der Place de la Concorde flanierend, als kecke Kabarettistin oder mit ihrem Galan unter grünen Bäumen im Bois schmausend darstellte. Die buntbewegte Menge der Weltstadt, das Gekribbel einer von gleichmäßigen und gleichgerichteten Stimmungen beschwingten Menschenschar hat Münzer von jeher mindestens ebenso gereizt als die Schaubarmachung seelisch tiefer gesehener, nicht als Typen, sondern als Individualitäten aufgefaßter Persönlichkeiten. Dazu gab ihm das aufgeregte Treiben der Wetter und Wetterinnen auf dem Rennplatz von Auteuil, den er gern aufsuchte, gab ihm ein künstlerisches Montmartre-Fest oder ein Volksfest in St. Cloud, wo man nächtlicherweile unter Bäumen bei dem kupplerischen Licht sparsamer Lampions über den grünen Rasen walzte, willkommene Gelegenheit. Später hat er diese Kunst einer komprimierten Massendarstellung auch an nichtpariserische Motive gewandt, und da war es neben dem eleganten Badetreiben in Ostende, das er liebte, in erster Linie der Münchner Karneval, der ihm freudig aufgenommene Anregungen und Stoffe lieferte. Denn damals, als Münzer seinen freudestrahlenden, lustig die Wirklichkeit umzirkenden, lockeren Stift über das Papier tanzen ließ, stand der Münchner Karneval in seiner Sünden und Schönheiten Maienblüte. Es ist nicht gerecht, daß man im allgemeinen nur den Baron Ferdinand von Reznicek als den Meisterschilderer des Münchner Karnevals feiert, daß man die Ebenbürtigen neben ihm, voran unseren Adolf Münzer und Paul Rieth, zurücksetzt. Ferdinand von Reznicek war der König des Bal paré im Deutschen Theater, wo die Elegants und die „süßen Mädels“ und

Digitized by Google

Wandbild. 1924

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Putz und schwarzer Hutgarnierung in Beziehung zu dem gefleckten Weiß-Tieflila der Birkenstämme in einem eben vom ersten Frühlingshauch überflackten lichten Wäldchen. Mancherlei an weiblichen Porträts entstand, zuweilen mehr nach der psychologischen oder stimmungsvollen Seite hingewandt wie das Bildnis „Mutter und Kind", zuweilen das Problem des Frauenbildnisses rein malerisch angehend, indessen auch dies nie etwa in Püttners oder Feldbauers Art, sondern immer mit einer geradezu an das Rokoko und an Boucher gemahnenden Kultur der Huldigung und Ritterlichkeit. Eines der berühmtesten Gemälde aus dieser auch durch einen farbenfrohen Strauß von Stilleben gekennzeichneten Spanne in dem Entwicklungsgang Münzers ist das Bild „Vor dem Spiegel". Man sieht einen Akt, eine leicht zur Fülle neigende moderne Venus, die sich im Rückenakt als Kallipygos präsentiert; neben ihr aber, durch einen leuchtendgelben Farbfleck, den Sessel, getrennt, in strengem Profil eine Dame in grünem Gewand, das im apartesten Kontrast zu dem blendenden, in Rubens' Farbenfrische erstrahlenden Inkarnat des Rückenaktes steht. Beider Frauen Gestalt gibt der Spiegel in pikanter Überschneidung wieder: es ist ein köstliches Spiel von Farben und Formen.

Othello. Gemälde. 1924

Digitized by Google

Digitized by Google

Wabernde Lohe. Gemälde. 1924

es, daß der letzte Pinselstrich an dem Gemälde geschah, ehe der Krieg losbrach, und daß es kein Torso blieb, sondern daß ihm in Harmonie und Muße, die allein die glückliche und gedeihliche Durchführung eines solchen Riesenwerkes sichern, die Vollendung beschieden war. Solchermaßen ist etwas zustandegekommen, das in der neueren deutschen Monumentalmalerei einzig dasteht, das das ganze frühere Schaffen Münzers, so notwendig es auch gewesen sein mag, um die Reife zu gewinnen und die Voraussetzung zum Gelingen eines Werkes dieser Art zu schaffen, weit überstrahlt. Hätte Münzer nur dieses eine Werk geschaffen, das allegorisch-symbolische Rheinlandsbild an der Decke des großen Sitzungssaales im Düsseldorfer Regierungsgebäude, so wäre die Bürgschaft dafür gegeben, daß kraft dieser einzigen Schöpfung sein Name die Zeiten überdauern wird. Von Münzer verlangte es in gewissem Sinne ein Opfer seiner besonderen Neigung: seine Schwärmerei für zeitgenössische Stoffe, seine Freude, Wirklichkeit und Tatsächlichkeit des Lebens dieser Zeit ins Bild zu setzen, mußte er darangeben. Denn wer die Gestalten und Gesichte des Rhein in einem allegorischen Bilde zu schildern unternimmt, wer Nixen und Wassermänner, Götter und Göttinnen, die Personifikationen der Flüsse und Ströme, der Zeiten und Völker zu malen hat, der muß notwendigerweise die Plattform der Gegenwart verlassen und ins Zeitlose hinaufschreiten. Münzer tat es, ohne ins Altertümelnde zu verfallen. Die lebensvolle Wärme seiner zeitgenössischen Bilder und Zeichnungen blieb auch der beste Teil dieser Monumentalmalerei. „Der keck hingesetzte Farbfleck spielt hier eine Rolle wie auf seinen Tafelgemälden", hat ein Beurteiler des Bildes geäußert und dieses damit in den logisch und ohne Sprunghaftigkeit emporgebauten künstlerischen Evolutionsprozeß Münzers sinnvoll einbezogen ...

Die Decke teilte Münzer in drei große Felder. Die Mitte behauptet ein Kreisausschnitt mit dem milden Sonnengesicht als Zentrum, das seine Strahlen golden aussendet, bis sie an einem mächtigen Blumen- und Früchte-, Blätter- und Zweigekranz ihr Ziel finden; dieses Kranzes innerer Rand aber bildet den Weg, auf dem die Verkörperungen der zwölf Monate, Jünglings- und Männergestalten mit den Attributen ihrer Regentschaft, ihren unvermeidlichen Kreislauf um die Sonne ziehen. Stark silhouettiert,

Digitized by Google

so daß die Gestalten flächig erscheinen, dunkel und schemenhaft, schreiten sie vor dem Goldglanz dahin; Verweilen ist ihres Wesens nicht.

In die gegen die beiden Schmalwände des Saales gerichteten Felder stellte Münzer Kompositionen, die dem Rhein gelten. Zur Linken erblickt man in inniger Verbindung, von Putten und Flügelbuben umflattert, den Vater Rhein und die Gestalt der Phantasie, ein hellfleischiges, vollschlankes Weib, dessen lichte Erscheinung sich blond und schimmernd von dem dunklen, warmbraunen männlichen Inkarnat des Vaters Rhein absetzt. Alle Gestalten sind goldwarm, die weiblichen heller, mehr nach Weiß und Gelb hingehend, die männlichen brünetter, zuweilen auch mit grünlichen Reflexen. Der Rhein und die Phantasie stehen gleichsam auf einer Wassergarbe, an deren Ursprung lachende Rheintöchter sich zu Knäueln ballen, während zur Linken der Gruppe die Verkörperung der Poesie, eine Frauengestalt mit der Harfe, zur Rechten die Kunst als Pallas mit Helm, Speer und Nike die Gruppe flankieren. Dagegen steht im Mittelpunkt des anderen Hauptfeldes die stolze Germania, eine ganz und gar unkonventionelle Germania, der Rhein und Mosel, umringt von seligen kleinen und großen Weingottheiten, huldigen. Alles in allem ist das Gemälde ein an Einzelheiten, die ein enormes Aktstudium und die eingehendsten Detailskizzen voraussetzten, überreiches Werk, das aber trotz dieser Fülle nirgends an Gesamteindruck verliert. Denn die vorsichtige, aber keineswegs ängstliche Ökonomie, die Verteilung der farbigen Flächen und Flecken und der einheitliche Rhythmus, der durch das Monumentalgemälde geht, schließen es aus, daß Einzelheiten für sich sprechen und das Ganze in Teile auseinanderfällt und zerflattert. Vielmehr schwingt über allem die vollste Harmonie, die den Beschauer bezwingt und ihn mit einem starken Eindruck entläßt — mit dem Eindruck: dies ist das Rheinbild aller Rheinbilder, es ist das Symbol des deutschen, ewig deutschbleibenden und als nationales Vorstellungsbild zutiefst in der deutschen Geisteswelt und im deutschen Volksbewußtsein ruhenden Rheinstromes.

Als der Krieg kam, war das Werk getan. Jahrelang hat Münzer dann als Kriegsmaler draußen die Schrecknisse miterlebt und aufgezeichnet. Als er aber wieder heimkehrte und seine Professur neuerdings übernahm, galt es langsam aufzubauen, vorwärtszudringen, neue Bezirke auszuschreiten. Ist Münzer sich auch treu geblieben und im Grunde nur sinngemäß seinen Entwicklungsgang weitergeschritten, so ist der Geist der Zeit, die andersgerichtete Kunstströmung dieser letzten Jahre, die, auf eine kurze Frist freilich nur, die Ausdrucksform emporhoben, für die man das Wort Expressionismus prägte, an Münzer nicht spurlos vorüber-

Die Monate Juli, August, September. Deckengemälde im Sitzungssaal der Düsseldorfer Regierung

Digitized by Google

Venetianische Nacht

Gemälde. 1922

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde. 1907

gegangen. Bilder wie die „Venetianische Nacht", die „Wabernde Lohe", der „Othello" wären von dem Münzer der Münchner Zeit, von dem Schwärmer für die Eindrücke der großen Lutetia, nicht zu erwarten gewesen. Besonders ersichtlich wird dies, wenn man etwa die Puttensupraporte, Sonnenblumengewinde von 1923, eine mehr dekorative Arbeit inmitten der seit 1918 wieder vorherrschenden Staffeleibilder, vergleicht mit den Münchner dekorativen Malereien von 1908. Die veränderte Sachlage, das Fehlen dekorativer Monumentalaufgaben, also Wirkungen von außen her, scheinen heute nicht ohne Einfluß auf Münzers weitere Entwicklung. Wo führt sie hin? Weiß er es selbst? Dunkel sind die Wege der Kunst, doch ist dies sicher: abgeschlossen ist Münzers Entwicklung zu dieser Stunde noch nicht, und es ist gut so. Vor dem fünfundfünfzigjährigen Künstler liegen noch alle Möglichkeiten. Welche er auch wählen, welcher er folgen wird: sein Werk und seine künstlerische Vergangenheit zeugen und bürgen dafür, daß er dem höchsten künstlerischen Ideal, das er sich bildet, nachstreben und daß die Harmonie, die bisher durch sein Werk ging, dessen bestes, unverlierbares Teil bleiben wird.

Digitized by Google

Die Heimat

Erzählung von Jakob Schaffner

(Fortsetzung und Schluß)

Am Morgen seines dritten Tages in der alten Stadt erschien bei Börmann im Hotel der Maler, der ihn auf Elisens Talent aufmerksam gemacht hatte. ‚Nun, in Gottes Namen, er hat einen Pump im Sinn,' dachte Hans und ergab sich darein. Er sah verkatert aus, und seine allgemeine Heruntergekommenheit fiel bei Tage noch stärker in die Augen als nachts. Zunächst schien es ihm aber wirklich nur auf die Wiederbelebung der alten Freundschaft und die Auffrischung gemeinsamer Erlebnisse anzukommen. Den Kaffee trank er mit Börmann mit, obwohl er versicherte, schon einmal gefrühstückt zu haben. Wenn es sich so verhielt, so mußte es schon sehr lange her sein; dabei sah er nach allem möglichen aus, nur nicht nach einem Frühaufsteher. Er verschlang vier große Brötchen, einige Scheiben Käse, ein gekochtes Ei, Schinken und Wurst und trank dazu zwei Kännchen Schokolade aus. Als er so weit gesättigt war und mit der Hotelzigarre im Mund sich in die Sofaecke gedrückt hatte, fragte er Hans, was er für heute im Sinn habe. Börmann hörte, daß er ihm seine Gesellschaft im ausgedehntesten Maß zugedacht hatte, aber zu zartfühlend — sowohl mit einem armen Teufel als auch mit einem Stück Vergangenheit seiner selbst —, um ihn einfach mit dem Vorschützen von Geschäften abzuschieben, stellte er rasch sein Programm um. „Du kannst mich, wenn du willst, ins Historische Museum begleiten, wo ich mich umsehen will. Wahrscheinlich kennst du alles schon von Grund auf und kannst mich führen. Mir ist heute so ein wenig, um mich führen zu lassen." Das war nun gerade sein Geschmack im allgemeinen nicht, aber er glaubte nie, daß viel verloren sei, wenn er einmal von seinen Grundsätzen abginge. Der Maler, Kolbenhauer, zeigte sich einverstanden. Hans ließ ihn mit seiner Havanna warten, während er sich droben fertig machte. Dann verließen sie miteinander das Hotel.

Das Historische Museum befand sich in einer großen, alten Franziskanerkirche, der größten der ganzen Schweiz, die bei dem Kirchenreichtum der Stadt und besonders jener Gegend leicht abkömmlich gewesen und in der Folge zu einem sehr eigenartigen und gediegenen Museum verwandelt worden war. Den Platz, den sie beherrschte, säumten auf zwei andern Seiten alte Bürgerhäuser und auf der vierten im rechten Winkel zur Kirche die Gebäude des städtischen Kasinos und der Musikgesellschaft. Von oben, gegenüber dem Museum, blickten die grauen Mauern der Leonhardskirche und eines ehemaligen Klosters herab, weiterhin links über einer hohen, aufgemauerten Treppe die neueren Gebäude der höhern Töchterschule. Still bewegt faßte Hans die letztere in den Blick, bevor er sich der sogenannten Barfüßerkirche zuwandte. Wie oft waren die flinken Füße Elisens, zuerst im kurzen Kleid mit langen Zöpfen und dann im langen mit aufgebundenem Haar, diese vielen Stufen hinauf geeilt! Kolbenhauer schwatzte und schwatzte; Hans hörte kaum hin. Schon war diese Vision vorbei, und eine andere setzte sich an deren Stelle. Plötzlich sah er diesen Platz mit der alten Kirche und den Häusern darum her in einer flackernden, vielfach zuckenden Beleuchtung, wie von einem großen, unruhigen Feuer, das hundertfach durcheinander lärmte von Drehorgelklängen, Glockengetön, Trompetenstößen, den Schreien von Dampfsirenen und von wilden Tieren, und darüber wallte der weiße, glühende Rauch der Kuchenbäckereien, der würzige Dampf von Backpfannen, das offene Feuer von Pechfackeln. Große, neue Karussells von betörender Geschwindigkeit drehten sich mit dem Lärm ganzer Eisenbahnzüge um ihre Achsen. Lampen tanzten. Messingstangen blitzten vorüber. In den Schießbuden knackten die Flinten und zersplitterten die getroffenen Glaskugeln: „Immer heran, meine Herren. In der Schweiz brauchen wir viel Glaskugeln und Tonpfeifen und kommen kaum auf unsre Rechnung. Aber wir tun es für die Ehre!" Vor einem Schießstand sah er sich selber stehen, eine Flinte an der Backe, und Elise neugierig und leise lachend halb hinter ihm. Er holte mit zehn Schüssen der Reihe nach zehn Pfeifen herunter, keine anders getroffen als am dünnen Stiel.

„Was für ein Schütze du bist!" lachte sie froh an seinem Arm.

„Ja," gab er zurück, „bloß nicht früh im Morgenstrahl. Aber jetzt wollen wir uns ins Gebirg und Tal des Karussells begeben. Sitzt du lieber auf einem Pferd oder auf einem vornehmen, roten Sammetsofa?"

„Du, aber da sehen uns doch so viele Leute —!"

„Laß sie sehen. Sie können gar nicht genug Hübsches vor Augen kriegen. Hohes Roß oder Fürstensofa?"

Digitized by Google

„Ach, es ist ja auch ganz gleich. In achtundvierzig Stunden bist du fort, und dann mögen sie reden, was sie wollen. Hohes Roß natürlich, Hans."

„Du, unterschätze die rote Pracht nicht. Auf einem solchen Sofa kannst du dir vorstellen, eine deutsche Bürgerdame aus den Siebziger Jahren zu sein, die den Krieg mit hat gewinnen helfen. Tournure und kleines Hütchen. Mitte Rauschebausch, oben und unten ganz spitz."

„Ich brauche mir nichts vorzustellen, Schatz. Und wenn ich's tue, dann keine Bürgermadame, sondern etwas ganz anderes. — Ach, komm, ich will wenigstens hier aufs hohe Pferd, wenn ich's auch vielleicht sonst nicht so weit bringe. Wir wollen Karussell fahren, bis mir Hören und Sehen vergeht; das ist gerade das Rechte."

Wie reizend und glaubhaft saß sie auf dem Pferd! Er konnte die Augen gar nicht von ihr wenden. Es war eines der neumodischen Berg- und Talkarusselle, mit Dampf betrieben, an denen die Pferde auch noch Eigenbewegungen ausführten, so daß jeden Moment eine Reiterin aus dem Sattel flog, andere schreiend ihren Mähren an den Hälsen hingen, während welche, die kalte Geistesgegenwart zeigen wollten, sich kurzentschlossen mit Armen und Beinen auf ihren Zeltern verkrampften, ohne sich weiter um die Gesetze der Schönheit zu kümmern. Der Fortschritt der Technik wurde nachmals verboten. Elise flog weder aus dem Sattel, noch verkrampfte sie sich. Sie saß kühn und spöttisch lächelnd mit roten Wangen vor Spannung auf ihrem ungebärdigen Hengst, den sie stolz beherrschte, und die Leute machten einander auf das junge, hübsche Fräulein aufmerksam. Sie fuhren zweimal miteinander Parterre; dann stiegen sie nach dem ersten Stock hinauf und besetzten eine vornehme Loge. Die Orgel spielte damals ebenfalls neue Melodien aus Verdi, und Elise, die nie ins Theater kam, war ganz Ohr.

„Was ist das, Hans?" fragte sie. Sie hatte heute solch ein trauerndes und zürnendes Lachen an sich, das sie geradezu unwiderstehlich machte, so daß er fortwährenden Herzanfechtungen ausgesetzt war.

„Troubadour, Elise. Eine Liebesoper." Und er sang die Melodie mit. „Wir sind erst in der Ouvertüre, Liebling. Wir haben alles noch vor uns."

„Wer weiß, ob wir nicht schon im letzten Akt sind. — So was merkst du immer erst nachher, Schatz."

„Oho! Woher diese Altersweisheit? Gesteh einmal!"

„Das ist Jugendweisheit," sagte sie kopfschüttelnd. „Meinst du denn auch, daß die Alten alles allein wissen? Ich nicht. Ich weiß genau soviel, wie ich zu wissen brauche. Und wenn ich nachts allein im Bett liege und denke an dich in Paris, dann weiß ich sogar viel zu viel."

„Du kannst das durch einen frischen Entschluß ändern, Elise. Morgen nachmittag sechs Uhr zwölf fährt mein Zug. Sei sechs Uhr zehn dort. Du brauchst nichts. So, wie du aus dem Geschäft kommst. Für alles andere sorge ich. Im Gepäcknetz liegt schon dein Koffer. Am Haken hängt dein Mantel. Die Lokomotive pfeift, und eine Minute später hast du alles hinter dir."

„Ja, Leichen habe ich hinter mir. — Nein, Hans, mache mich nur jetzt und hier nicht heulen. — Ich will dir etwas sagen. Gestern sah er meine Mutter mit solchen Augen an, als sie es doch einmal wagte, von meiner Zukunft zu sprechen, daß sie ganz still wurde und noch lange nicht recht wußte, was sie tat. Zum Überfluß, um es nur ja an Deutlichkeit nicht fehlen zu lassen, packte er die Katze, als sie ihm auf den Schoß sprang, und schmiß sie gegen die Kommode, daß sie schrie und sich in die Sofafedern verkroch. Begreife nur: ein Mensch, der sonst nichts tut als faulenzen. Meine Mutter wurde bleich wie die Wand. Sie hätte gern geweint, aber sie wagte auch das nicht. Den weitern angenehmen Verlauf des Abends kannst du dir denken. — Meine Mutter bittet mich jetzt himmelhoch, sie nicht allein zu lassen."

„Ich habe dir schon gesagt, Herz: dann nehmen wir sie gleich mit. Du brauchst ihr nur zu sagen, daß sie ebenfalls ganz en passant an den Sechsuhrzug kommt. Und ganz ohne Gepäck, hörst du. Das ist wichtig. Der Spediteur kriegt Auftrag, eure Wohnung auszuräumen. Und der Kerl mag sehen, wo er bleibt."

„Was für ein unschuldiges Kind du manchmal doch auch wieder bist, Hans. — Ach, ich kann dir ja nicht alles sagen, was ich weiß, und was ich denke —!"

„Also so steht es. Also doch! — Ja, sieh, Elise, mein Liebling, ich war ja schon lange nicht mehr so unschuldig in dieser Hinsicht, wie du da aussprichst, und stellte mir schon eine ganze Menge vor. — Was soll man sagen? Die arme Frau! — Und da sitzen wir jetzt hübsch geborgen in der Loge und gucken auf die andern herunter. Zusehen ist doch immer das Schönste. Bloß, daß man die aus dem Hexenkessel herausziehen will, die einem lieb sind, und die gar zu nahe am Feuer sitzen. — Ja, dann also alle drei ab nach Paris! Es bleibt dabei: ich nehme euch eine kleine, hübsche Wohnung. Ich verkehre

Digitized by Google

bei euch als euer gern gesehener Gast, sitze abends auf dem Ehrenplatz, um den ich mich jedesmal mit deiner Mutter streite, weil sie ihn einnehmen soll und absolut nicht will, bringe Tomaten und kalten Braten mit, oder römischen Salat und feine Sardinen und eine Flasche Beaujaulais, und nachher mache ich ein wenig Musik. Oder ich hole dich in die Große Oper ab —"

„Und wenn du jetzt noch ‚Rumpelmeyer' sagst, so springe ich da über die Brüstung aufs Pflaster hinunter." Sie war ganz blaß und zitterte am ganzen Leib, so daß er erschreckt verstummte. Langsam schüttelte sie dann den hübschen Kopf, während sie mit sehnsüchtigen Augen wie eine Gefangene nach der lodernden Wand der alten Kirche hinüber sah und nach den leise flammenden Bäumen dahinter, an denen man gerade vorbeifuhr. „Nein, Hans, so darfst du jetzt nicht mehr zu mir sprechen, wenn du mir nicht sofort das Herz brechen willst. Was anderseits vielleicht das Beste und Humanste wäre. — Und wenn er sich nicht hinter uns her aufhängt und uns auch nicht nachkäme, was er bestimmt tun wird, denn er ist auch für Paris und glaubt, dort werden ihn sofort alle anerkennen —: aber wenn selbst das nicht geschähe, so würde er hier herumgehen und lästern, und wenn er meiner Mutter den Ruf verdürbe, das wäre ihr noch schrecklicher, als wenn er sie direkt erdrosselte. Das würde sie nicht überleben. Und sie würde es sofort erfahren."

„Aber sie verkehrt doch fast mit niemandem, Elise!"

„Tut nichts. Man lebt doch in der Phantasie mit den anderen. Und die so leben, die sind leichter verletzlich als die, die sich immer mit allen herumschlagen und alles kennen. Die kann man durch eine einzige üble Nachrede vergiften. Und wenn sie auch kaum jemand kennt, so wird sich gerade deshalb jemand finden, der es ihr schreibt, um sich dafür zu rächen, daß sie nicht mit ihr verkehrt hat. So ist sie nun, Hans. Da sitzt sie mit ihren großen, glänzenden Augen, die viel zu groß für sie sind, ganz klein und verängstigt unter seinem Blick wie unter einem Bann, und wenn er sie *nicht* ansieht, und das kann tagelang geschehen, dann ist es noch schlimmer. Und wie er die Katze an die Kommode warf, das war, als hätte er sie selber im Griff gehabt. Gestern hat sie den ganzen Tag im Bett zugebracht vor Angst und Schwäche. — Und vor Paris hat sie ein Grauen. Denke nicht, daß ich ihr das nicht schon selber vorgeschlagen habe. Sie tut es nicht. Sie wird sich nicht aus ihrer Wohnung rühren, und wenn zehn Mörder kommen, und wenn er sie langsam und gradweise zu foltern beginnt. Da hat sie ihre ersten glücklichen Jahre mit dem Vater verlebt. Da ist sie Witwe geworden und hat mich aufwachsen sehen. Da ist diese Geschichte mit dem Menschen gekommen, der ihr Leben zerstört hat, und auch das ist ihr in anderer Weise wichtig und heilig. Sie hat's zum andern gelegt, was sie auch verehrt und als von Gott geschickt betrachtet. Und da will sie auch sterben; zum Kirchhof haben wir's ja ohnehin nicht weit. Nur die Straße vor und ein bißchen rechts herum, und gleich links steht immer das Tor offen. Aus ihrem Fenster sieht sie über einen Magazinplatz hinweg die Zypressen und Edeltannen, und der Anblick ist jetzt ihre stärkste Freude und ihr Trost. Den Platz dort in der Nähe der Zypressen kann ihr jedenfalls keiner nehmen, wenn sie sich ihn nicht selber nehmen läßt. Und, Hans, irgend etwas behalten sich auch solche Menschen vor, wenn sie alles verloren haben und alles ihnen verdorben worden ist. Und das verteidigen sie mit Angst und Zorn und mit wahrer Leidenschaft. — Dann schauen da auch die Berge herüber, der Blauen und der Gempenstollen, die sie jetzt durch mehr als zwanzig Jahre jeden Tag und oft auch nachts bei Mondschein gesehen hat. Dafür soll sie Paris eintauschen? Ganz ausgeschlossen. Dann schon lieber gleich ins Grab, so sehr sie sich anderseits davor fürchtet. Denn sie möchte gern noch lange leben und Enkel aufpäppeln. Ja, das möchte sie. Darauf lauert sie. Und, Hans, das unter uns: ob dann schließlich ein Fritz Heier oder der ewige Konservatorist, wie du sagst, der Vater davon ist, das kommt ihr, nach allem, was *sie* erlebt hat, nicht so wichtig vor. Die Hauptsache sind die Enkel. Und daß sie auf anständige Weise erlöst wird — das heißt: durch Kirche und Standesamt. Denn daß das die Erlösung wäre, daran glaubt sie steif und fest, das hat sie sich so zurechtgelegt, darauf lauert sie im Grunde Tag und Nacht."

‚Arme Frau!' sagte Hans wieder, während die Orgel „Carmen" intonierte: ‚Auf in den Kampf, Torero.'

„Sag' auch ‚Arme Tochter!' Hans!"

„Auch das. Aber du bist jung und hast Hilfskräfte. Und auf deiner Seite steht das Recht des Lebens und der innern Berufung!"

„Ja, das sagt auch der kleine Kolbenhauer. Aber mit dem Recht des Lebens meint er seine Wünsche an mich. Der gute Mann intrigiert ein wenig gegen dich — und nicht bloß bei mir. Ja, das hat auch noch gefehlt. Er will mir das alles verschaffen, was du mir versprochen hast, aber hier am Platz, ohne daß *sie* auch nur einen Schritt von der Stelle zu tun braucht. Und *ihn* macht er glauben, daß noch ganz andere Damen für ihn frei seien

Digitized by Google

als nur so eine kleine Elise Hermann. Reiche, schöne, musikalische Damen, die schon lange ein Auge auf ihn geworfen hätten. Aber er beehre ja niemand mit seiner Beachtung. Er gehe immer so stolz und versunken wie Beethoven vorbei an ihnen, die ordentlich Spalier ständen nach den Stunden. Ich weiß nun schon nicht mehr, welcher von beiden gefährlicher ist. Ich glaube beinahe: der kleine Kolbenhauer. In der allerletzten Zeit fängt die Mutter nämlich an, auch ihn als etwaigen Vater ihrer Enkel zu betrachten."

Hans wurde es jetzt allmählich doch eng unter der geblümten Weste, und ihm war, all die Gespenster und Lemuren, die Elisens Leben umstellten, griffen auch nach ihm. Jedenfalls griffen sie nach seinem Glück und nach Dingen, die ihm noch viel höher standen, als seine eigene werte Persönlichkeit, nach dem Reich der Schönheit und der Harmonie, in dem er seine besten Stunden lebte, und worin er später immer mehr ständiger Bürger zu werden hoffte.

„Elise, von solchen Albtraumverhältnissen ist man doch bloß in der Heimat umgeben!" sagte er nach einigem Schweigen tief erschüttert. „Sieh mal, Liebste, dahinter komme ich nämlich in letzter Zeit immer mehr: nicht bloß Amsterdam ist auf einen Sumpf gegründet, nein, jede Heimat, jede Vaterstadt, weil in jeder die Tradition, das heißt Stagnierendes und Verwesendes den Ton macht, weil überall Hunderttausende und Millionen von Toten in der Erde liegen, und nicht nur Menschenleichen, nein, auch Vergangenes und Gestorbenes jeder Art. Sie begraben und begraben von Epoche zu Epoche. Sie sitzen zwischen Toten, atmen Verwesung, leben mit Halbleichen undGespenstern und mitHalbgespenstern, und schließlich kennen sie sich selber nicht mehr aus, und um nur zu leben, sprechen sie alles heilig, und unter vier Augen helfen sie sich mit übler Nachrede, mit Medisance und gegenseitiger Einschüchterung. Auch dieser Konservatorist ist eine Halbleiche. Und das Kolbenhauerchen ist ein Halbgespenst. Nimm ihnen beiden die Tradition, in der sie spuken, das Fiktionäre und Pseudovisionäre, Kunst, höhere Berufung und so: was bleibt dann von ihnen? Und das sind die Kleinen. Gott, nur hinaus, Liebste, ganz gleich schließlich, wie! — Hat sich denn das Geschmuse des kleinen Malers im roten Kopf eures Hausparasiten schon zu irgendeiner Idee verdichtet?"

„Da er uns in allerletzter Zeit schlechter behandelt, so nehme ich es an. Er läuft jetzt mit aufgerissenen Augen durch die Straßen, die Knie vorgestoßen, mit geballten Fäusten, die Innenseiten nach vorn, den Adamsapfel herausgedrückt. Was ihm von eleganterer Weiblichkeit in den Weg kommt, das wird angegludert und angeglotzt. Vollends im Konservatorium schlägt er beinahe hintenüber. Gestern ist er die Treppe heruntergepoltert, weil er nach einer verheirateten Dame stierte, statt auf die Stufen aufzupassen. Auf dem Klavier rast er herum wie ein Verrückter. Er soll schon Saiten zerschlagen haben."

„Das schwindelst du jetzt, Elise!"

„Nein, nein, man hat es mir versichert. Und mit dem Professor bekam er Krach, weil er sagte, daß er eine Stelle falsch auffasse. Bei Niemann stehe das so und so. Der Professor sagte, Niemann könne ihm gestohlen werden; hier im Konservatorium werde es so aufgefaßt. — Bei uns fängt er an, über das Essen zu mäkeln. Heute mittag schmiß er mit dem Ellbogen eine Sauciere vom Tisch herab — ich weiß noch nicht, ob absichtlich oder aus Breitspurigkeit. — Er spricht jetzt auch auf einmal verächtlich von kleiner Leute- und Armemannsatmosphäre. Heute mittag hielt er mir einen Vortrag über den Übermenschen und die blonde Bestie. Dabei denkt er natürlich an sich, obwohl er eigentlich eine rote Bestie ist. Er zitierte auch den Spruch vom Weib und der Peitsche; du weißt schon. Dabei rollte er die grünen Augen, die immer aussehen, als hätten sie im Wasser gelegen, und zeigte die Zähne. Ich hab' mich auch richtig gegraust."

„Gott sei Dank, Elischen, jetzt hast du deinen schnippischen Schnabel wieder. Und hat er eine neue fixe Idee im Kopf? Natürlich tust du auch das Deine dazu."

„Ich werde mich hüten. Sobald er das merkte, wäre alles verloren. Er belauert uns jetzt überhaupt, daß ich kaum mehr atmen kann. Ich habe ohnehin schon gesagt, wenn ihm das Essen nicht mehr schmecke, so möge er sich einen andern Tisch suchen. Ich dachte, er wird mich an die Gabel spießen. Seinen Tisch suche er sich selber aus. Und über moralische Verpflichtungen werde man nicht so leichthin weghüpfen. Nein, nein, das ist ein ganz gerissener und gewiefter Kunde."

„Immerhin gefällt mir der Witz von dem Kolbenhauerchen nicht schlecht. Es ist doch eine neue Aussicht."

„Ja. Ja. Aber welche, Hans? Wer wird auf ihn hereinfallen? Sie lachen ja alle über ihn. Eines Tages erlebt er seine Maulschelle, und wohin fällt er zurück? Auf uns. ‚Auf Fritz fällt der Ofen,' sagt meine Mutter immer. Aber wir können ja hoffen. Hoffen ist so schön. Nicht, Hans? Und vielleicht, wer weiß, fällt doch eine auf ihn herein, oder er auf eine. Die Geschmäcker sind so verschieden. Als die Neger im Zoologischen waren, soll

Digitized by Google

es ja auch merkwürdige Sachen gegeben haben unter den Basler Damen. Und er ist nicht einmal so schlimm wie ein Neger."

Sie lachte, und er nahm sie bei der Hand, um sie die mit goldbrokatnen Bordüren dekorierte Prachttreppe hinabzuführen. Sie ging zuerst ganz unsicher, und er lachte sie ein wenig aus.

„Ja, das ist so, wenn man aus dem Himmel kommt," erwiderte sie mit einem muntern Aufblick zu ihm. „Es geht mir manchmal auch so, wenn ich von dir komme. Aber noch öfter ist es mir, als hingen sich plötzlich Gewichte an mich. Wenn ich dann so weiß, daß du noch draußen stehst und wartest, bis bei mir droben das Licht angeht, um zu sehen, ob ich wirklich gut angekommen bin, und dann die finstere Treppe hinauf, wo ich doch nie sicher bin, was in den Winkeln lauert und im nächsten Moment auf mich los kommt, und nachher in diese Wohnung, wo ich ihn manchmal schon schnarchen höre wie ein Krokodil — das ist doch ein wenig heftig und beschwerlich. — Lassen wir's, Schatz. Führst du mich jetzt ins Verwunschene Schloß?"

„Lieber ins gewunschene, Herz. Hast du nicht schon gerade genug Verwunschenes um dich? Das sind doch Greuel."

„Eben. Andere Greuel machen einem immer mehr Spaß als die eigenen. Man kann darüber lachen. Und vielleicht sitzt dort auch irgendwo solch ein roter Ölgötze oder liegt auf einem Diwan und bildet sich, und ich kann ihm einen Schnipper an die Nase geben. Komm, komm!"

Aber sie genoß das Verwunschene Schloß doch nicht so rein. Ihre Nerven waren in Aufruhr. Hinter sich den „Ölgötzen", vor sich den Abschied, und sie mitten in einer krampfhaften, wetterleuchtenden Heiterkeit. Als sie in dem finstern Gang plötzlich auf etwas Weiches wie auf einen menschlichen Körper trat, schrie sie auf: „Ein Toter!" und warf sich Hans an die Brust. Aus einem Winkel starrten sie plötzlich grüne Augen an, und sie hielt sich mit bangem Lachen die Hand vors Gesicht. „Jetzt konnte ich ihm doch keinen Schnipper geben!" sagte sie nachher bedauernd, während sie ein wenig zusammenschauderte, denn gerade wurde es peinlich kalt. Ein wilder Sturm brach mit Wintertemperatur aus der Wand hervor und blies ihr in den offenen Mund, daß sie fast den Atem verlor. Sie fühlte selber, wie ihr eine Gänsehaut über den ganzen Körper lief, und sagte es ihm auch unter gezwungenem Lachen. Nachher begann der Boden unter ihr zu wanken und zu rütteln wie eine Worfelmaschine. Dann mußte sie zwischen Schwertspitzen hindurch. Das Schlimmste war ihr beinahe noch der niedere, enge Gang, durch den man sich ganz gebückt winden mußte, und der immer noch niedriger wurde, so daß sie wirklich zu klagen und zu wimmern anfing. Aber plötzlich umgab sie frische Luft. Ganz unerwartet stand sie hochaufatmend unter den Sternen. Der Lärm der Messe umbrauste sie wieder. Die Häuser flackerten und tanzten. Neben ihr plätscherte tröstend der alte Brunnen.

„Du hattest recht, Hans. Es ist ein Greuel, und ich will auch nie wieder hinein."

„Aber in mein Schloß kommst du zu mir?"

„Wenn's Gott gibt, Hans!" Und sie küßten sich schnell, ohne daß es jemand sah. —

*

Hans wurde den Maler nicht so leicht los, wie er gedacht hatte. Als das Museum gesehen war und er ihn draußen verabschieden wollte, sagte er beiläufig im Ton, als wollte er ihn über diese Unannehmlichkeit beruhigen: „Ich begleite dich noch." Nachher sagte er: „Ich warte natürlich auf dich." Hans wandte ein, daß es aber ziemlich lange dauern könne. „Das macht gar nichts. Laß dich bloß nicht durch mich treiben. Ich habe nichts zu versäumen." Richtig patrouillierte er nach einer halben Stunde im leichten Regen ohne Mantel und Schirm vor dem Haus auf und ab, den Kragen hochgeschlagen, die Hände in den Hosentaschen, und kam sofort gelaufen, sobald er Börmann wieder entdeckte. Gleich begann er weiter zu sprechen. Er redete von alten Zeiten, immer von alten Zeiten, was Hans wußte und was er nicht wußte. Ihm wurde der Anhang allmählich unheimlich. Um ihn zu verstimmen, sagte er plötzlich: „Ja, aber du sollst damals doch ganz eifrig gegen mich bei Elise Hermann intrigiert haben. Was für eine Freundschaft ist das dann, sage einmal."

„Intrigiert?" wunderte sich der Maler. „Das ist doch wohl nicht ganz das rechte Wort. Ich suchte die Sache wieder in ein natürliches Geleis zu bringen. Du hattest ja deinen idealen Standpunkt; das bestreitet dir keiner. Aber sonst dachte man doch sehr anders, als du zu denken schienst — Elise eingeschlossen, Börmann —, und da wollte ich nach Möglichkeit Schlimmes verhüten. Was sollte denn aus der Geschichte werden, sage mal selber. Und wohin sollte sie am Ende führen?"

Hans fühlte sich geschlagen. Ja, wohin hatte sie geführt? Und: „Elise eingeschlossen, Börmann." Welche Antwort gab es darauf? Keine, die ihn nicht sofort wieder zu verwickeln und um die innere Freiheit zu bringen drohte. Davor hatte er jetzt am meisten Angst.

„Ja, ja," sagte er nach einer kleinen Weile

Digitized by Google

leise, „in der Heimat liegen überall die moralischen Verantwortungen wie die Fußeisen. Und da gibt es nur zwei Möglichkeiten: sich wie der Fuchs unter Hinterlassung eines Fußes als Invalide retten, oder zeitlebens die schwere Eisenkugel mit sich schleppen. Manche haben ja nun schon eine große Geschicklichkeit darin erworben, die Kugel zu verbergen und als freie Leute auszusehen. Gott mit allen."

„Ja, Gott mit allen," wiederholte der Maler vorsichtig und froh, daß ihn Börmann nicht schärfer anfaßte, denn er war aufrichtig anlehnungsbedürftig. „Und die sich nicht fangen ließen wie ich, die bleiben draußen und sind arme Teufel ihrer Lebtage. Denn für das Sichfangenlassen gibt es immerhin klingenden Lohn. Ja, ja, die Heimat. Da hast du ganz recht."

Der Maler wartete auch ein zweites Mal. Dann war es aber Zeit zum Mittagessen. Er wurde, wie er es erhofft hatte, dazu eingeladen. Hans schob ihm die Karte zu, und er bestellte, wonach ihm das Herz stand, denn nur zu sagen: „Der Gaumen," hieße ihm Unrecht tun. Er lechzte wirklich nach ein bißchen Wohlleben und großer Welt, und dieser moralische Hunger war es, der ihn so früh schon zu Hans getrieben hatte und ihn soviel Demütigungen geduldig hinnehmen ließ. Er aß ein Rumpsteak à la Tartare, eine Portion Poularde, dazwischen Forellen blau, ein Omelette soufflé, Käse mit Brot und Butter, nachher eine Schüssel voll Mirabellen, und zum Kaffee bat er ganz offen noch um ein Stück von einer Nußcrèmetorte, die er eben entdeckt hatte. Dazu trank er auf sein Teil fast eine ganze Flasche Rüdesheimer — er wollte einmal „wirklich internationale" Weine trinken, „die ja hier doch nie an einen kommen", dann Liebfrauenmilch und schließlich Asti spumante, zum Nachtisch verschiedene elegante Liköre unter Ablehnung des heimischen Kirsch, und dann bat er um die allerbeste Zigarre, die hier zu haben war; man saß im Kasino, das er sich auch ausgebeten hatte. Am Ende langte er auch da an, wohin sein Herz, bewußt oder unbewußt, vom Anfang gesteuert hatte: nach dem letzten Curaçao traten ihm die Tränen in die Augen. Und als er noch eine Weile halb verschämt, halb genußvoll mit sich gekämpft hatte, ließ er alles laufen, was kommen wollte.

„Ich habe sie doch auch so schrecklich geliebt, Hans," schluchzte er still erschüttert. „Natürlich habe ich gegen dich intrigiert; was sollte ich denn sonst tun? ‚Soll dieser reiche Bürger auch alles haben, was er sich wünscht?' dachte ich immer. Ja, und wenn ich nicht so friedfertig gewesen wäre, so hätte ich mich an dich selber gemacht. Du kannst auch sagen: ‚So feige!' was ja dasselbe ist. Herrgott, glaubte sie denn an dich? Na, ja, du gingst da herum wie ein Gottbefreier, weil du das Geld dazu hattest. Aber denkst du, das kluge und feinfühlige Kind hat die Unterschiede einen Moment aus dem Blick gelassen? Mit mir wäre sie gegangen, und wir hätten uns fröhlich miteinander durchgehungert, zumal wenn mich ein Hans Börmann ein wenig unterstützt hätte. Aber das ging nun nicht mehr; du hattest ja selber da hinein gegriffen. Kennst du das Gleichnis vom Schaf des armen Mannes, das ihm der reiche wegnahm? Ach, sie hatte Geschmack und Feinsinn, mehr als deine ganze Patrizier-gesellschaft zusammen. Und einen reichen Herrensohn zu laufen, war sie nicht die Seele, und um sich deinem Ausflug in die Welt als Tender anzuhängen, dachte sie einfach zu gut von sich. Glaub' mir nur, die sah in die Zukunft wie eine Prophetin. — Ich war ja wie gerädert, als dann alles vorbei war, und ging monatelang herum wie mein eigenes Gespenst. Das sollst du nur wissen. Du mußt nicht denken, daß du allein weißt, was Liebe ist. — Ja, und seither bin ich ein gebrochener Mann, Hans."

Hans hielt still, obwohl er deutlich das Gefühl bekam: Jetzt beginnt der Boden unter dir nachzugeben, und du sinkst ein. Und bist du erst bis über die Knie drin, so zieht dich keine Gewalt mehr heraus, denn dieser Boden hat unterirdische Kräfte, und du bist verloren. Etwas böse dachte er: ‚Immerhin ist es eine Kunst, sich ein Jahrzehnt lang als gebrochenen Mann zu genießen und darauf ‚zu gehen', wie andere auf ‚bedeutender Kopf' oder ‚würdiger Greis' gehen.' Aber er hütete seine Zunge. „Auch mit der Zunge kannst du dich verstricken, Hans!" Allmählich wurde der Maler still, und plötzlich merkte Hans, daß er friedlich eingeschlafen war. Er bezahlte und brach auf, um sich nach seinem Hotel zu begeben. „Lassen Sie ihn ruhig sitzen," sagte er zum Kellner. „Er ist ungefährlich." Er steckte ihm noch ein Zwanzigfrankenstück in die Westentasche und zog sich mit einem letzten aufgebrachten und besorgten Blick auf das „Halbgespenst" zurück.

*

Diesen Nachmittag hatte er einen Besuch in Arlesheim zu machen, wo ein tüchtiger Bildhauer, den er auch von früher her kannte, ihn erwartete. Es ist dies die wunderbare Landschaft im Talkessel der Birs zu Füßen der äußersten Juravorsprünge. Burgruinen umstehen sie. Felswände und Steinbrüche lodern allabendlich vor der sinkenden Sonne auf. Schweigend steigt der Mond über

Digitized by Google

schweigende, feierliche Hochwälder herauf. Nach Norden fällt der Blick in die bedeutsame Weite der burgundischen Pforte hinaus, wo Heerschar nach Heerschar sich um den Besitz der flankierenden Höhen und der Flußtäler schlug, wo Geschichte war, seitdem es Völker gibt, und wo das Schicksal schreiten wird, solange Europa bewohnt und der Stern noch nicht erkaltet ist. Er fuhr mit der Bahn hinaus, um dann mit der elektrischen Straßenbahn zurückzukehren. Draußen hatte er ein gutes und einsichtiges Gespräch über den einheimischen Kunstgeist und die Revolution, das ihn in seiner alten Auffassung bestärkte, daß dies Volk in allen seinen Tälern nur Bedeutung haben kann aus dem Geist seiner Geschichte und der Heimat heraus oder gar nicht.

„Freiheitlich entwickelte Bodenständigkeit — oder Affen der andern!" formulierte der Mann vielleicht ein bißchen barock. „Ich kann auch sagen: ‚Bodenständig entwickelte Freiheit!' Jedenfalls muß das immer beisammen bleiben. Aber noch jede extreme und radikale Revolution hat uns zu Hanswursten gemacht. Dazu haben wir weder Geist noch Schmiß."

Hans stimmte ihm zu. „Ja, deshalb geht einem auch immer das Herz auf, wenn man draußen im imperialistischen Wahnsinn der Völker solch einer festen, klaren, geruhigen Seele begegnet, die noch die Bergwelt der Heimat in sich trägt. Die Bursche riechen ein wenig nach Kuhstall trotz aller Stürme, in denen sie seither gewesen sind. Was tut's. Es ist besser, als nach Bordellen zu riechen. Aber wenn sie dann den Mund auftun und auszukramen beginnen aus ihrem tausendjährigen Schatz von Erfahrungen und Einsichten; ja, das tönt dann aber so international und allmenschlich, wie es bei keinem kunstproduzierten deutschen Kosmopoliten oder französischen Pazifisten tönt. So was muß gewachsen sein. Das ist eine Blume, die nun einmal auf dem miasmenreichen Kompost der Heimat gedeiht, die blaue Wunderblume der Romantiker, die Blume Poesie. Alles, was ist, ist zuerst als Poesie im Kopf eines Heimatkerls aufgegangen, ob er nun Homer oder Benjamin Franklin oder Goethe oder Lionardo hieß. Aus Heimaten setzt sich die wahre Welt zusammen. Was sich heute breit macht, ist Papierblumenwirtschaft, Ersatz, Pose statt Poesie, im besten Fall pathologischer Wahnzustand, meistens aber ganz echte moderne Gehirnstrolcherei."

Dies selbstgeprägte Wort schätzte er besonders und wandte es bei jeder Gelegenheit an. Der Bildhauer wurde ganz aufgeregt und begeisterte sich. Er brachte Wein her, und die angegrauten Knaben trieben eine Stunde lang schweizerischen Patriotismus miteinander, der Künstler ungefüge und immer leidenschaftlicher, Hans unter Anwendung von allerlei Vorsicht und Subtilität. Auf dem Weg zur Haltestelle drückte er lächelnd seine Hand wieder in Fasson, die ihm der Mann von Meißel und Kolben beinahe zerquetscht hatte. Aber sobald der Wagen fuhr, richtete er seine Gedanken auf andere Dinge. Schön stand diese Berglehne da. Wie vor alten Zeiten schlängelte sich der Fluß durch das Tal. Reich tragende Obstbäume, Weinberge, Wiesen, Felder, Dörfer, Fabriken wechselten miteinander ab. Und immer droben eine neue waldige Kuppel, die langsam herauswuchs, vorbeischwebte und zurücktrat. Darüber dies volle, feurige Tageslicht. Und das Tal herunter glühte in gesundem Wachstumsfieber eine Hitzewelle nach der andern. ‚Das ist nun die Physiologie der Heimat," sagte Hans zu sich. ‚Gestaltete Seele. Sichtbarer Geist. Diese Berge und Täler, Fluß und Wald: lebendige Schicksalsrunen, wer sie zu lesen weiß. Die Schönheit der Landschaft ist auch die Schönheit ihrer Menschen, ihre Weite oder Begrenzung teilt sie den lebendigen Wesen mit, und ihr Maß, Gewicht und Rhythmus wird zum Charakter des Volkes, das darin haust. Alles andere: Abwandlung des einen Großen. Über allem: Gott, die Allnatur, der Weltgeist. Und jede Landschaft hat ihre Kirchhöfe, die die einen das große Fragezeichen nennen, und die andern die Tore zur Ewigkeit. Ich werde mich weder zu diesen noch zu jenen setzen.'

Jetzt trat der Bergzug näher heran. Die klaren Formen verwirrten sich. Die Gegend bekam Vorstadtcharakter. Und endlich — sein Herz zog sich langsam zusammen, und sein Atem wurde gepreßt und bang — tauchten die Zypressen auf, von denen Elise damals gesprochen hatte. Gleich hielt der Wagen, und Börmann stieg als einziger Fahrgast aus. Ohne Hast legte er den kurzen Weg bis zum Portal zurück. Auf dem halbrunden Empfangsplatz wandte er sich nach links, die lange Allee hinunter. Beim fünften Querweg ging er rechts. Dort sah er schon von weitem den einfachen, weißen Marmor, den er suchte. Eine sogenannte Trauerweide überschattete ihn, und eine hochstämmige Rose blühte davor, Marschall Niel, die er selber gepflanzt hatte. Sie war groß und stark geworden und trug überreich. Das Grab umfaßten engstehende Begonien. Der Stein trug in einfachen Lettern den Namen: „Elise Hermann", dazu das Geburts- und Todesdatum.

Lange stand der stille Mann da und rührte

Digitized by Google

sich nicht, während in seiner wackern Brust der erste aufgeweckte Schmerz wieder vertobte und die Stiche von vielen alten Wunden verzuckten. Erst, als das Schlimmste überstanden war, wagte er sich ein wenig zu bewegen. Mit einem heimlichen, tiefen Atemzug, der mehr als ein Seufzer und doch auch weniger als ein Stöhnen war, kam sein Herz von neuem in Gang, und auch die Lungen arbeiteten etwas freier und ruhiger. Im übrigen lag ihm die immer wiederkehrende Not des Begreifens ob. Jedesmal wollte ihm seine Seele einreden, daß er hier nur einen historischen Gedenkstein besuche, während das Leben, von dem dieser berichtete, die Persönlichkeit ganz woanders zu finden sei. Aber das war ein frommer Betrug, und wenn das Flimmern vor dem Blick und das Zerren aller Nerven und Lebensfäden sich zur Ruhe gab, so stand er jedesmal wieder vor einem Grab. Mit tiefem Schreck und mit wahrer Lebensnot hatte er seine ersten Gänge hierher gemacht. Auch jetzt kam er keineswegs ruhig und noch kaum gefaßt, aber er war doch ohne Grauen und ohne Auflehnung gegen das Schicksal. Eine immer ernstere und besser begründete Ehrfurcht erfüllte ihn, und etwas wie eine höhere Einsicht schwebte über diesen Gängen, eine Einsicht, die ihm zwar noch nicht selber erreichbar war, die er aber doch als vorhanden ahnte und als in Beziehung mit seinem ganzen Denken und Wollen fühlte.

Jetzt war er auch wieder so weit, um sich zu blicken. Da reihte sich eine Schlafstelle der Vergänglichkeit an die andere. Schön geordnet lagen diese Betten des Gewesenen da. In jedem schlief ein zur Ruhe gebrachtes großes Kind. Die allerletzte Eitelkeit des Daseins, der schöne Sarg, war inzwischen auch eingebrochen, und nun Wange an Wange mit der guten, kühlen Erde ruhten die gut und gründlich verseufzten ehemaligen Jemande, und betrieben, von keinem Wahn und keiner Furcht mehr gestört, ihre Verwandlung. Darüber standen und wuchsen lebendig lichtwärts die Zypressen und Edeltannen, Hängeweiden und Blutbuchen, wucherte der Efeu und blühten die Geranien und Rhododendren. Die Vögel hüpften in dem schönen Totenreich herum, und Tagpfauenaugen und Zitronenfalter schleuderten sich trunken durch die duftgeladenen Zwischenräume. Und jetzt sollte einer kommen und hier Bücher des Gerichts aufschlagen! Hans schüttelte still den Kopf.

„Nein, nein, das Geschehene ist geschehen, und *weil* es geschah, *mußte* es geschehen. Geschah es aber zwangsläufig, so heißt das: es wickelte sich ab nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen, die keins von diesen so wenig haltbaren Wesen selber gemacht hat. Nicht einmal die ganze Menschheit seit ihren ersten Anfängen, geschweige jenes dämonistische Faultier oder der kleine philisterhafte Richter Kolbenhauer. Sieh mal an! Wollte sie sich wirklich nicht ‚als Tender bei mir hinten anhängen'? Hätte sie sich mit Kolbenhauer durchgehungert? Und soll sie tatsächlich mit ihm darüber gesprochen haben? Nun, ich will es nicht wissen. Vor allem deshalb nicht, weil auch dies Wissen nichts einbrächte als neue Unruhe. Was helfen mir die Aspekte anderer Menschen? Hier hat sie keine Künstlerhungerjahre zu bestehen gehabt, und doch dies Ende! Lieber sage ich noch: ‚Sie fühlte, ohne es zu wissen, bereits die ersten Keime der Krankheit in sich, und traute sich nicht die Kraft zu.' Ich halte es mit dem König David: ‚Mir ist sehr angst, aber ich will in die Hand des Herrn fallen und nicht in Menschenhände!' Gott behüte mich vor den kleinen Richtern. Sela! Nichts wünsche ich heute anders, als wie es geschehen ist, auch meinen Schmerz und meine Verzweiflung nicht. Glaubt denn der kleine pinselnde Affe, daß ich so leichten Kaufs über den Schlag weggekommen bin? Was ahnt ein solches Tierchen von den Martern der Selbstbehauptung und von der glühenden Not des Geistes im Kampf um die höhere Gerechtigkeit? Nun, er wollte dir nachträglich noch etwas Gift ins Ohr träufeln, und es ist ihm gelungen. ‚Sie hat nicht an dich geglaubt!' sollte es heißen. *Das* jedenfalls hat sie ihm nicht gesagt. Da müßte man uns schon alle miteinander konfrontieren. — Und der alte Jammer stände wieder da. — Friede mit dir, Elise. Und Friede mit uns!"

Erzürnt kehrten seine dunklen Augen zum Grab zurück. Es war eine Doppelstelle. Frau Hermann hatte ihn unter strömenden Tränen gebeten, ihr ihre letzte Stätte neben seiner Elise zu gönnen. Auch der Konservatorist hatte einen diesbezüglichen Antrag für sich gestellt, doch ohne daß Hans zu hören schien. Aber Frau Hermann hatte für Lebenszeit ihre Bank bei ihrer Tochter, und für nachher eine sichere Zuflucht vor ihm. Auf der Bank, die auf einem reinlichen Kiesplatz stand, nahm Börmann nun Platz.

Ja, wie war dieser jähe Umschwung vom blühenden Leben zum kalten Tod eigentlich zustande gekommen? Ach, es hatte sich alles still und stetig entwickelt, und das war ebenso das Unheimliche wie das Große daran gewesen. Hans hatte sich fürs erste in Paris eingerichtet und fragte nun in jedem Briefe, wie es mit dem Herkommen sei, oder wann er sie holen könne? Sie schrieb lebendig, frisch, oft humoristisch, fügte Zeichnungen bei,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

schickte Blätter ein, die inzwischen von ihrer Hand entstanden waren, und auf denen sie seine Ratschläge befolgt und seine Kritik beachtet hatte, und von ihren Hoffnungen und Wünschen wochenlang kein Wort. Sie blieb lieb und zärtlich, bemühte sich, keine Trauer merken zu lassen und ihn nicht durch ihre ungestillte Sehnsucht unruhig zu machen, aber in keinem Brief stand auch nur eine Andeutung von einer nahen oder wenigstens absehbaren Glückserfüllung. Ihre Bilder gewannen in einem geradezu rapiden Tempo Gesicht und Kraft. Es war, als seien unter- und oberirdische Kräfte urplötzlich frei geworden und hätten sich mit ihren irdischen vereinigt, um ein ganz neues Wesen zu schaffen, eine unerwartete geistige Blüte hervorzutreiben, wo vorher noch kaum jemand eine Knospe erkannte. Über eine Ausstellung machte sie neben einigen nicht getroffenen eine Anzahl so richtiger und scharfsinniger Bemerkungen, die sie unbedingt erlebt haben mußte, und die manchem bewährten Kämpen gut angestanden hätten. Dasselbe geschah Büchern und Dichtern gegenüber, auf die er sie hingewiesen hatte, ja, gerade hier zeigte sie ein so unverbildetes, gesundes Urteil, wie es nur aus ganz geraden, tiefen, keuschen Seelen kommen kann, die noch von keinem Zeitlaster angekränkelt sind, und denen noch ihre ganze angeborene Naturgenialität eignet. Mit jedem Brief gratulierte er sich mehr zu seiner Entdeckung, und mit jedem wurde er ungeduldiger, diese endlich zu verwirklichen, und das eigentliche Leben mit dem jungen Talent anzutreten, mochte im übrigen dabei für ihn abfallen, was wollte. Er hatte nicht bloß das Zeug zu einem Menschenbildner, zu einem Anreger und Führer, sondern seine Leidenschaft auf Förderung von Künstlern und Kunst machte einen wichtigen Teil seines Wesens aus; das hatte er in Basel schon bewiesen. Er war das Gegenbeispiel zu jener Art von misanthropischen Kritikern, die zur lebenden Kunst die Haßstellung einnehmen, weil es ihnen an Begabung fehlt. Gerade, *weil* sie ihm fehlte, empfand er das Bedürfnis, das, was er fühlte aber nicht gestalten konnte, andere gestalten zu sehen, und ihnen wenn irgend möglich dazu zu verhelfen. Er hatte schon ein Atelier für Elise in Aussicht, sondierte um den besten Lehrer, beobachtete die Künstlerkolonie auf ihren künftigen Verkehr hin, und was er von moderner Kunst sah, das betrachtete er unwillkürlich mit jungen Augen, aber mit seiner bereits gereiften Urteilskraft. Sie konnte jetzt kommen; er war bereit.

Eines Tages bekam er einen Brief von ihr, der folgendermaßen lautete:

„Liebster Mann und Schatz! Ich habe nun auch die Kellernovellen wieder gelesen, wie Du mir geraten hast, und ich danke Dir. Ich habe diesmal mit ganz anderen Augen gesehen, und alles verdanke ich Dir, weil Du sie mir geöffnet hast. Ich weiß jetzt auch, warum Du ihn so hoch stellst. Ich tat es ja auch, aber das war mehr nachgeschwatzt, weil man das in der Schule schon eingebläut bekommt, und weil hier alle so reden. Einen eigentlichen Grund dafür wußte ich nicht, und in manchen Sachen habe ich eigentlich geheuchelt, wo mir etwas widerstand, während ich nicht den Mut hatte, es auszusprechen, was aber manchmal auch wirklich schwer ist, besonders für ein junges Ding, das noch nichts kennt, und das noch die Eierschalen mit sich herumschleppt. Da sagt jeder: ‚Na, lerne einmal selber etwas, du Grünschnabel, und sieh dann, was du zuwege bringst.' Du aber bist großartiger und lieber. Du sagst: ‚Gerade an den Großen muß man Urteil und Maß lernen. Und vor ihnen muß man sich auch am meisten in acht nehmen. Vor ihnen und vor sich selber, und bei diesen beiden ist auch die schärfste Kritik nötig.' Ja, so sprichst Du, und das ist so anders, als unsre Schulmeister sprechen. Und warum Keller ein so großer Meister ist, weiß ich jetzt auch. Weil alles bei ihm so neu und frisch ist. Weil es so federt und blitzt wie bei keinem sonst. Und wegen der Goldklarheit seines Ausdrucks und der Goldgreifbarkeit — darf man so sagen? — seiner Figuren. Auch wegen der Goldreinheit seiner Gesinnung. Jetzt komme ich aus dem Gold nicht mehr heraus, aber da herum liegt das, was ich eigentlich sagen möchte.

Nur, liebster Schatz, warum ist er manchmal plötzlich so roh und grausam? Weshalb muß der arme Kammacher sich erhängen? Warum kommt das furchtbare Spiel mit dem Baron? Weshalb macht er sich über den alten Amrein lustig, ohne seine Tragik zu sehen? Und warum rächt er sich im ‚Pankraz' so unnobel an einer fehlgeschlagenen Liebe? Das tut doch weh. Und es geht auch jedesmal ein schöner Wurf wenn nicht ganz so doch fast in Stücke. Da siehst Du, was gleich dabei herauskommt, wenn man das Küken kritisieren läßt, und vollends über den alten, schönen, ruhmreichen Hahn, auf dessen Krähen ganz Deutschland gehorcht hat. Aber ich bin bezaubert von ihm. Ich zanke mich auch mit ihm wegen seines Atheismus. Ist das denn gut, Hans? Und muß man es tolerieren? Du bist ja immer dafür, aber muß man nicht vielleicht doch schärfere Grundsätze haben? Er war ja doch nicht sehr glücklich damit. Und dann sein Trinken: er macht mir doch auch

Digitized by Google

wieder Angst. Nicht, weil ich zum Orden gehöre. (Und Du bist nun doch nie eingetreten. Aber ich habe Dich ja freigegeben, obwohl Du gleich von Anfang an darauf rechnetest, Du Schlauberger. Und so hat der Fuchs eine Ente gefangen.) Aber was Keller angeht, so sind wir heute doch vielleicht etwas andere Menschen. Meinst Du nicht auch? Ach, wie lange ist es her, daß wir miteinander gesprochen haben. Und was für ein lausiger Ersatz ist die Briefschreiberei dafür, lieber Engel. Wenigstens die meine. Deine Briefe sind ja wie Evangelien und Gedichte und dazu wie geschriebene Küsse, wenn man Küsse schreiben kann. Ich bin immer tagelang glücklich damit und stolz. Und dann kommt schon ein neuer. Und alles das muß nun wohl ein Ende haben.

Ja, so wird es kommen. Was geschehen ist? Kolbenhauer rennt herum wie ein Rasender, flucht und schüttelt die Fäuste. Und der ‚Konservatorist' liegt wieder auf dem Diwan und bildet sich. Nebenher hat er unsere Bewachung und Bedrohung wieder aufgenommen. Die Ohrfeige ist wirklich gekommen, und sie soll sogar ziemlich saftig ausgefallen sein, was ich ihm natürlich gönne. Aber wir sind die Mitbetroffenen. Ach, Liebster, daß ich soviel über Gottfried Keller schwatzte, war nur aus Angst, das schreiben zu müssen, was jetzt doch kommen muß. Es ist aus. Kolbenhauer hat sein Spiel verloren. Ich habe es verloren. Du hast es verloren. Meine arme Mutter hat es verloren. Kunze hat wieder heimgefunden, und seine Augen gehen in der Wohnung herum wie Revolverläufe. Meine Mutter ist noch kleiner und schmaler geworden; sie möchte sich am liebsten in die Erde verkriechen — in ein Grab auf dem nahen Friedhof, aber davor werde ich sein. Und ich — reden wir nicht davon. Er liegt den ganzen Tag und schweigt. Bloß zum Essen steht er auf. Auch das besorgt er wortlos. Es ist jetzt eine Erlösung, daß er nachts zu schnarchen geruht. Ach, mein schöner Engel, wenn Du mir trotz allem noch schreiben willst, so tu es. Lange werd' ich's nicht mehr aushalten. Dann werd' ich Dir schreiben: ‚Jetzt Schluß, Liebster!' und Du mußt auch sofort gehorchen. Versprich mir das. Nur augenblicklich kann ich noch nicht. Das Herz würde mir brechen. Habe noch ein Weilchen Geduld mit mir und sei gut zu mir — auch ohne Hoffnung. Ich halte Dich nicht mehr lange auf. Und Du siehst nun auch, wie recht ich hatte, Dich fort zu treiben, als Du noch länger auf mich warten wolltest, obwohl Dir schon der Boden unter den Füßen brannte. So will es das Schicksal: Du mußt dort sein, und ich muß hier sein; Du mußt hoch fliegen, mein Adler, und die Hühner gehören in den Hof, auch wenn es Perlhühner sind. Du siehst, ich denke nicht einmal sehr gering von mir, aber ich verstecke mich hinter das Schicksal, wo ich in guter Gesellschaft bin. Das will ich Dir aber bekennen: ich schäme mich, daß es mich fast tötet, wenn ich an Dich denke. Trotzdem sehe ich keinen Ausweg. Soll ich über die Leiche meiner Mutter? Schon die Vorstellung von dem rothaarigen Toten, den er abgeben würde, treibt mich in Entsetzen. Aber erst ihre Einsamkeit und Sterbensangst! Nein, es geht nicht. — Eins ist mir noch unklar: ob ich nun hier so weiter kleckse und schmieren werde, um einmal nach Jahren mit einem Bildchen zu Gnaden in der Ausstellung anzukommen, oder ob ich eines Tages alles verbrenne, um wieder nur die Sekretärin Elise Hermann zu sein? Ich glaube beinahe das letztere, weil mir dann keiner, aber auch keiner etwas ins Leben reden kann. Denn in jedem Fall will ich mir nichts gefallen lassen. Unglücklich sein heißt noch lange nicht lumpig und bettelhaft sein. — Der Bogen ist wieder voll. Ich könnte noch schreiben bis morgen früh, aber ich würde vorher erschöpft vom Stuhl fallen. Ich bin so müde und so enttäuscht, Hans. Kannst Du's denken? Nimm mir nichts übel. Sei nicht böse. Ach Liebster! Gott behüte Dich, Engel! Deine Elise."

Ihn traf dieser Brief so ungeheuerlich, daß er nicht erst Bemühungen machte, ihn zu begreifen. Seine Antwort war auch rasch entschlossen und kurz.

„Mein lieber armer Schatz, ich komme. Hör' zu, was ich denke. Nächste Woche ist ja Basler Fastnacht. Gut. Ich komme von Paris um sieben Uhr und drei Minuten. Du bist am Bahnhof und holst mich ab, nachdem Du uns zwei Karten für den Kasinoball genommen hast. Alles andere bringe ich mit; Du hast nur Deine süße Person zu stellen. Und uns soviel Spielraum zu schaffen, als wir für zwei Nächte brauchen. Denn auch den Mittwochball, der noch schöner und toller ist, will ich mit Dir durchmachen. Mach' Dich auf etwas gefaßt. Und dann wollen wir nebenher sehen, was wir können, und was wir nicht können. Ja, mein Herz, es wird nun Ernst. Wenn es aber mit einer Liebe Ernst werden will, dann will es schön und stark werden. Auf Wiedersehen, mein junger Falke. Unveränderlich Dein Hans."

Er benutzte die noch bleibenden Tage dazu, seinen gemütskranken Schatz, denn dafür hielt er sie jetzt, mit allem zu versehen, was sie für die Tage und Nächte brauchte. Mit Liebe und hellem Blick musterte er die berühmten Lager von Paris durch und stellte

Digitized by Google

eine ganze Ausstattung für ihren schlanken jungen Leib zusammen. „So, wer das trägt und sich im Spiegel sieht, fühlt sich als junge Dame und ist es auch," murmelte er befriedigt über sein Werk, als er alles zusammen einer letzten Prüfung unterzog. Er packte die Herrlichkeit in den dazu gekauften Koffer, ließ diesen und seinen dazu ins wartende Auto tragen, bestieg es selber und fuhr zum Bahnhof. „Ja, jetzt wird es Ernst. Die Krise ist da. Wenn's nicht im Rausch gelingt, so gelingt es nie mehr. Aber sie ist zwanzig Jahre. Es wird gelingen." Er wußte nicht genau, warum er diesen Glauben hatte, der im Grund nur ein sehr starker Wunsch war, wie der größte Teil von allem, was die Menschen als Glauben betrachten. Er dachte auch nicht weiter nach; das genaue Denken war seine Stärke ohnehin nicht. Er verließ sich auf die beiden Großmächte der Jugend und der Liebe und ging als vollsaftiger Mann mit der Natur der Dinge. Und übrigens führte er sein schwerstes Geschütz mit, worunter auch ein formeller Eheantrag sich befand, obwohl er über Formen gering dachte, aber in diesem Fall konnte eine Form als Schlüssel zum Tor der Freiheit dienen.

Sie war am Bahnhof und erwartete ihn in hoher Erregung. Ihre Wangen waren blasser und schmaler geworden und wurden auch jetzt nicht rot, aber ihr Mund blühte wie eine Rose, und ihre Augen, die ihm noch größer schienen, hatten einen Glanz, der ihm stark zu Herzen ging. In ihrem Lachen lag mehr Holdseligkeit, Übermut und Bangigkeit als je, aber sie ließ sich lachend ins geschlossene Auto packen, und dort zog sie mit hohem Genuß den schönen, weiten, wunderbar gefütterten Pariser Sammetmantel an. Sie setzte auch schnell den Hut auf, den er für sie ausgepackt hatte, und dazu nahm sie einen dichten Reiseschleier vor.

„Und jetzt bin ich eine Dame!" sagte sie selber mit ängstlichem Humor von sich. „Ein Geschöpf des Louvre. Oder ist es der Printemps?"

Er nahm still ihre Hand. „Nein, ein Geschöpf Gottes, und vielleicht noch ein klein bißchen und nur ganz äußerlich des Hans Börmann. — War schon viel los heute in den Straßen?"

Sie begann sofort zu berichten, was sie gesehen hatte. Es waren danach sehr schöne Lampions und ausgezeichnete Züge vorhanden. Und einige Schnitzelbänke hatte sie ihm gleich mitgebracht. „Du liest sie dann im Hotel. — Ach, im Hotel! Du! Was wirst du noch alles mit mir anstellen?"

Er lachte einfach und sehr herzlich. „Nichts, was du nicht zugeben willst."

Sie war einen Moment still. „Ich glaube, ich werde sehr viel zugeben!" sagte sie in ihrer eigentümlichen Art, die manchmal wie aus der Pistole geschossen kam. Er hörte, daß sie die ganze Tragweite dieser Worte nicht absah, und blieb still dazu. Auch hielt nun das Auto vor dem Hotel.

„Ach, du — Drei Könige!" flüsterte sie ihm erschreckt zu. Aber das war das letzte Erstaunen, das sie zeigte. Im nächsten Moment nahm sie sich zusammen und spielte fortan mit schönem Gelingen die junge Dame, die nichts überrascht, und die sich noch manches besser und eleganter denken könnte. Er atmete zum erstenmal auf: „Es wird gelingen!" Aber als sie merkte, daß er für sie beide bloß ein Zimmer genommen hatte, machte sie noch einmal große Augen. „Das geht doch aber nicht, Hans!" sagte sie wie damals, als er das Kußspiel vorgeschlagen hatte, während sie ihn ein bißchen verzagt ansah. Und als er nur wieder herzlich und liebevoll lachte und sie in die Arme nahm, setzte sie halb mitlachend hinzu: „Wenigstens mußt du hinausgehen, während ich mich umziehe."

„Auch das, mein Schatz. Alles, was du willst. Ich bin für dich nichts als eine schöne Möglichkeit. — Aber ich glaube, es liegt in deinem eigenen Interesse, sie nach Kräften zu benutzen."

„Ja, ja. Du weißt und kennst ja alles auch viel besser. Und du kannst auch gar nicht hinausgehen, weil du mir beim Anziehen helfen mußt. Wahrscheinlich ist das Kostüm eine Kolombine, und die gehen ja hinten zu und sind so eng."

„Da höre doch einer. Woher weißt du denn, daß es eine Kolombine ist?"

„Nun, du kommst doch aus Paris, und du wirst einen Pierrot mit haben. Dort sind sie alle Pierrot und Kolombine. Ich finde auch, daß das die schicksten und geschmackvollsten Kostüme sind. Du wirst reizend aussehen."

„Und du erst! Komm, wir wollen gleich auspacken."

„Daß sich die Sachen vielleicht noch ein wenig verhängen können, wenn sie zerknittert sind."

Sie zog schnell den Mantel aus, um ihm zu helfen. Scherzend und viel Zeit mit Küssen und mit Liebesvorspielen verlierend legten sie die verschiedene Pracht heraus. Es war alles gut angekommen, und sie lobte ihn für sein gutes Packen.

„Aber nun denke ich, daß wir zuerst noch in aller Ruhe und Gemütlichkeit soupieren. Der Zauber kommt vor zehn Uhr doch nicht in Schwung. Wir ziehen dir jetzt dies rei-

Digitized by Google

zende Abendkleidchen an mit den grauen Seidenstrümpfen und den Wildlederschuhen. Deine Frisur ist mustergültig. Dein Gesicht ohnehin, und deine Haltung paßt in jedes Prinzessinnen-Boudoir."

„Als Kammerzofe."

„Als Prinzessin. Das sind nämlich auch sterbliche Weibchen, und an ihnen ist mehr Manufaktur, als du denkst, äußerlich und innerlich. Die meisten wären froh, wenn sie soviel Frische und wahren Reiz an sich bringen könnten, wie du hast. Komm, Prinzessin Elise von Gundeldingen, fünf Minuten Angst und dann eine Stunde Vergnügen. Du wirst schon merken, wie gut es sich hier ißt und trinkt."

„Wer ist das ‚Es', das sich hier essen und trinken soll?" fragte sie schalkhaft, während er sich mit ihren Häftchen und Druckknöpfen zu schaffen machte.

„Das ist richtig. ‚Es' wird sich nicht essen und trinken, aber ‚Es' wird noch im Lauf dieser Nacht mit Haut und Haaren aufgefressen werden."

„Meinst du vielleicht ‚das' Elise von Gundeldingen?"

„Ja, das haben wir vor der ganzen Welt voraus: ‚Das Emma. Das Monika.' Aber nimm deine Händchen da weg; du hinderst mich."

„Eben. Das mache ich nämlich lieber selber. Dreh dich jetzt um. Sieh einmal aus dem Fenster; die schöne Aussicht. Vielleicht kommt noch ein Zug über die Brücke."

„Was weißt du von der Aussicht? Du bist ja noch gar nicht am Fenster gewesen."

„Stimmt. Aber ich kann es mir denken. Hörst du, da trommelt es auch gerade. Es sind vielleicht die Totentänzer."

„Die Totentänzer. Was ist das?"

„Geh nur sehen."

Er trat ans Fenster, während sie rasch ihr Kleidchen vollends aufhakte, abstreifte und in das bereitliegende dunkelseidene schlüpfte, an dem sie schnell die kritischsten Häkchen selber zumachte. Inzwischen zog drunten wirklich hinter einer gewaltigen erleuchteten Laterne, die mit zwei phantastisch aufgeputzten Pferden bespannt war, unter Trommel- und Pfeifenklang eine seltsame Rotte von Gespenstern über die alte Holzbrücke, von qualmenden Fackeln begleitet, und auf jeder Ecke des Riesentransparents rauchte und loderte eine Pechpfanne, während höhnisch die Trommelwirbel von zwölf gewaltigen Kesseln und die Pfiffe der Pikkoloflöten über die Rheinbreite klangen. Viel Volks zog zu beiden Seiten mit, maskiert und unmaskiert; die Brücke wimmelte von Menschen wie ein Bienenstock.

„Was ist das?" fragte Hans noch einmal, ohne sich umzudrehen.

„Die Hamburger Cholera," sagte Elise. „Schneidig, nicht? Und du sollst es erst von nahem sehen. Es heißt auch allgemein, daß sie den ersten Preis bekommen werden."

„Gut baslerisch," stimmte Hans zu. „Das ganze Jahr sind sie genaue Puritaner, mehr Calvinisten als Zwinglianer, und die Kirchen sind immer voll. Aber in der Fastnacht lassen sie alles los, was vom Teufel und auch von seiner Großmutter, die nach Grabbe ja eine verflucht schöne junge Satanella sein soll, in ihnen steckt. Und daß die Alten in der Reformation ihren Karneval um acht Tage in die Fasten der Katholiken hinein verschoben und mit immer weiter dauerndem Genuß bis auf diesen Tag da belassen haben, das läßt auch tief blicken. Wir sind schon eine medisante und tückevolle Gesellschaft."

„Ja, du mußt es ja wissen. Übrigens kannst du mich jetzt zumachen."

„Ach, hast du dich schon hineingefunden?" Er drehte sich um. „Genau, wie ich mir's gedacht hatte. Nur das eigentliche Leben kann man sich nie denken; da wird man immer noch übertroffen. — Also wieder eine Pariserin mehr."

Der Feuerschein von den Fackeln und Pechpfannen draußen überlief hurtig ihre grazile Figur in dem Seidenkleidchen, und er machte sie ganz still und mit so leichten Händen wie eine Kammerfrau fertig. Dann zog sie noch die Schuhchen an — die Strümpfe hatte sie schon an den schlanken Beinen —, nahm den schönen Mantel um und setzte vor dem Spiegel den Hut auf.

„Ach ja," sagte sie lachend, „jetzt kann man erst sehen, wer man eigentlich ist." Und übermütig setzte sie hinzu: „Ich möchte dir beinahe recht geben, Hans. Bloß daß ich wirklich nicht wüßte, wie ich mich unter einer Krone benehmen sollte."

„Außer unter der Brautkrone."

„Als Frau Konservatoristin oder Klavierlehrerin."

„Nein, als die junge, sehr talentvolle und sehr reizende Malerin Elise Hermann."

„Ach, du, das ist ja gar kein Malername."

„Ist Keller vielleicht ein Dichtername?"

„Ja, man muß nur ‚Estrich' denken, so sieht man's. Der Name ist wirklich gleichgültig, um berühmt zu werden."

„Oder glücklich. Ruhm und Glück adelt alles."

Aber als das Gespräch soweit war, traten sie schon in den schönen Speisesaal ein. Börmann geleitete seine Dame an einen Tisch, der besser zum Beobachten als zum Gesehenwerden lag, und gab Elise die Karte. Sie

Digitized by Google

wählte als erstes Rheinlachs. Er bestellte eine Flasche Fondant. Sie war ein wenig schüchtern, aber als das Essen kam, entwickelte sie wieder soviel natürliche Anmut, und je besser es ihr schmeckte, desto mehr lebte sie sich in die ungewohnte Umgebung ein, daß er ganz voll Bewunderung wurde und fast etwas wie Ehrfurcht empfand. Sie fühlte und erhöhte unbewußt noch ihren Reiz. Der Wein rötete ihr die Wangen, die immer noch ein wenig blaß geblieben waren. Sie begann wieder zu plaudern, und zum Ende kehrte ihr sogar der Übermut zurück.

„Du, warum sehen die Kellner eigentlich immer aus wie Barone und geben sich wie Grafen, obwohl sie doch eigentlich auch nichts anderes tun als unsre Saaltöchter und noch weniger als eine Hausfrau, die das Essen, das sie aufträgt, wenigstens selber gekocht hat."

„Das kann ich dir sagen. Wie Barone sehen sie aus, weil sie Fräcke tragen."

„Ja, das ist wahr. Ich sah einmal eine Schusterinnung in Fräcken. Wie eine Adelsversammlung. Und das andere?"

„Und wie Grafen geben sie sich, weil sie Mannsbilder sind, denen das Wichtigtun um so mehr im Blut steckt, je weniger hinter ihnen ist."

„Du tust dich nie wichtig. Da muß gefährlich viel hinter dir sein. Eigentlich sollte man es gar nicht denken."

„Paß mal auf, du Hexe. Das wagst du auch bloß auf neutralem Boden."

„Ja, in Nummer 37 bin ich noch nicht recht eingelebt."

Eine Stunde später tauchten ein gutgewachsener, kräftiger Pierrot und eine äußerst graziöse Kolombine im Kasinoball auf, beide maskiert und beide in der besten Stimmung. Die Kolombine hing liebevoll am Arm des Pierrot. Manchmal, besonders von Anfang, war es, als suchte sie ein wenig Schutz bei ihm. Später wurde sie selbständiger und nahm sogar in sehr feinem Übermut Stellung gegen ihn. Der Pierrot schien sich hier gut auszukennen. Manchen von den unmaskierten Anwesenden sagte er auf französisch nette kleine Niederträchtigkeiten, die sich auf ihre Lebensführung und ihre Verhältnisse bezogen. Zuerst wollte ihn die Kolombine immer gleich weiter ziehen, weil sie sich noch ein wenig fürchtete. Aber bald gewöhnte sie sich, denn es ging auch hier menschlich zu. Später hielt sie auch Stand, wenn er von Masken und Zivilisten seinerseits gestellt wurde, die gern herausbringen wollten, wer sich hinter dieser Rolle verstecke. Aber er ließ sich nicht fangen, sprach ein so geläufiges Pariser Französisch und machte seinen Gegnern gleich wieder so zu schaffen, daß sie mehr mit sich zu tun hatten, als daß sie ihm auf den Zahn fühlen konnten. Ein paarmal zogen sie die Kolombine ins Gefecht, weil sie hofften, dort seine schwache Stelle zu finden, aber jetzt war sie auch nicht mehr neu und hatte sich gut eingehört, so daß sie ihnen hinreichend dienen konnte. Dazu hatten sie einen netten Tisch auf dem Balkon, wo sie in den Pausen gemächlich Champagner tranken und Süßigkeiten knabberten, auch hielt er sie ständig mit einem guten Vorrat von Serpentinen und Konfetti versorgt, mit denen sie bombardierte, was ihr gefiel und erreichbar war. Gelegentlich fiel aber auch ein fremdes Gestöber in ihre Gläser, und sie besonders glänzte und glitzerte schließlich wie eine wirkliche Prinzessin. Die Demaskierung machten sie nicht mit, dafür fühlte sie auf einmal einen Ring am Finger, den sie hochbetroffen vor die Augenausschnitte ihrer Seidenmaske nahm.

„Ich bin dir ja noch den Eintritt in den Orden schuldig," sagte er. „Ich gelobe mich hiermit der Loge ‚Elise' — Man soll eigentlich nicht so ernste Worte auf einem Maskenball sprechen, und ich habe auch nicht viel zu sagen. Aber soviel höre, Schatz. Verlobt trägt man ihn an der linken Hand, nicht. Und verheiratet an der rechten. Jetzt steckt er links. Denke nicht, daß das eine Laune ist. Es ist Ernst! Sieh mal, du bist jetzt so was wie David in der Löwengrube, und ich bin dein Engel. Der Ring ist sozusagen eine Leiter, die ich dir in die Grube stelle. Heraufklettern mußt du selber. Je eher du das tust, um so besser. Und droben brauchst du nur den Ring an die rechte Hand zu schieben und mich anzusehen, so weiß ich Bescheid, und wir gehen aufs Standesamt. Alles nur genau so weit verbindlich, wie du wünschest. Ein leiser Pfiff, ein Wink, und ich verschwinde. Ich will nichts, als daß Vernunft und Natur zum Siege kommen. Fällt dabei für mich etwas ab: um so besser. Bedingung ist es nicht. Und damit Schluß. Nichts mehr davon. — Sieh einmal den dummen Teufel dort im Fuhrmannskittel, der die Leute anpöbelt. Der kommt sich schon lange geistreich und wichtig vor. Komm, ich weiß, wer es ist. Wir wollen ihm einen Denkzettel geben. Ohnehin schleicht er immer um uns herum."

Elise sah hin und schrak leicht zusammen. Aber sie nahm seinen Arm und folgte ihm. Es war ein breiter, starker Mensch in einer blauen Fuhrmannsbluse und einer groben, häßlichen Papierlarve, in deren Mundöffnung eine qualmende Pfeife steckte. In der Hand trug er eine Peitsche, mit der er von Zeit zu Zeit gellend durch den Raum knallte.

Digitized by Google

Eigentlich war er lästig, aber es wollte niemand mit ihm anbinden, weil er anmaßend und grob auftrat. Sobald er aber das nahende Paar bemerkte, machte er eine Schwenkung und verzog sich. Der Pierrot folgte ihm und stieß im Saal wieder auf ihn. Wie vorhin verschwand er. Das Spiel wiederholte sich drei- oder viermal, bis dem Burschen offenbar der Boden zu heiß wurde. Später sah ihn niemand mehr.

„Meinst du noch, daß du ihn kennst?“ fragte die Kolombine ihren Begleiter.

„Ich weiß nicht. Aber es hört sich fast an, als ob du einen Bekannten hinter ihm vermutetest.“

„Ich weiß auch nicht.“

„Hol' ihn der Teufel. — Aha, die Polonäse. Paß auf, die ist hier immer besonders hübsch. Das verstehen sie. Und es ist gerade noch der rechte Augenblick. Eine halbe Stunde später, und die Damen fangen an, sich Champagner in den Busen zu schütten.“

Es schien, daß das Paar diesen Augenblick nicht mehr abwarten wollte. Es machte noch die Polonäse mit, tanzte den darauf folgenden Walzer, und bei der Mazurka war es verschwunden. An einem Nebentisch war beiläufig beobachtet worden, daß die schlanke Kolombine ihren Verlobungsring von der linken Hand nahm und auf den Ringfinger der rechten streifte, wobei sie den Pierrot, ohne etwas zu sagen, aus den Augenlöchern der schwarzen Seidenmaske ansah. Ihr tiefes Erröten deckte zum größten Teil die Maske, aber die kleinen Ohren und der weiße Hals spielten die Verräter. Der Pierrot zauderte einen Moment, nickte dann langsam und erhob sich, während er seiner Kameradin die Hand reichte. Sie ergriff sie etwas hastig und nahm auch den Arm, und so verließ das Paar unerkannt den Saal und das Gebäude. Draußen bestieg es ein Auto, nachdem der Pierrot dem Fahrer halblaut das Ziel genannt hatte: „Hotel Drei Könige.“ Still und dunkel lagen die gegenüberstehenden Gebäude der Kunsthalle und des Theaters. Aber hinter den hohen Fenstern des Kasinos brandete dumpf der Lärm des Maskenfestes weiter.

*

„Ja, so ist es gewesen, Elise!“ nickte der Mann am Grab. „Und am andern Tag saß das Fräulein Hermann wieder im Büro wie immer. Das war schon schwer auszudenken. Herrgott, nach dieser Nacht. ‚Ich kann aber unmöglich einfach wegbleiben, Hans. Der Chef ist in Paris. Herr Marinetti hat Influenza. Jemand muß da sein. Ich habe doch eine Vertrauensstellung. Was würdest du von mir sagen, wenn ich dich einfach so im Stich ließe?‘ Nun, du warst schon im besten Tun, und wußtest es nicht. ‚Laß die Toten ihre Toten begraben, Kind. Das ist ein großes Wort. Jetzt gibt es keine Korrespondentin Elise Hermann mehr! — Sollen wir gleich nach Paris durchbrennen? In anderthalb Stunden fährt ein Zug. Wir können aber auch einen Umweg über Wien und Stockholm nehmen.‘ Du spürst meine Unruhe und meinen Zorn, und nimmst meine Hand. ‚Sei gut, Engel. Ich hab' doch auch eine Mutter. Und dann möchte ich noch den Fastnachtmittwoch mitmachen. Nachher — die Sündflut —!‘ Die Sündflut! Nicht etwa der Himmel! Und mit diesem seltsamen Lächeln und dem scheuen, fluchtbereiten Blick! Nicht zu reden von dem Ring an der rechten Hand. — Ja, sieh, da bekam ich den ersten Zweifel. Mit stillem Schreck bringe ich dich zum Bahnhof, wo wir deinen Koffer und den Mantel zur Aufbewahrung abgeben. Das hast du dir alles so ausgedacht, und ich laß' dich gewähren. Und dann geht das Fräulein Hermann zur Arbeit. Dem Personal habe ich zu sagen, daß meine Frau Besuch in Zürich macht. ‚Auf Wiedersehen morgen, du mein Alles!‘ Immerhin: ‚Du mein Alles!‘ Ich zweifle auch nicht daran. Was ich diese Nacht mit dir erlebt habe, ist Beweis über Beweis. Trotzdem! Irgendwie, wie ich dir so nachsehe, habe ich das Gefühl, als gingst du zu deiner Hinrichtung. Den Tag und den nächsten Vormittag verbringe ich in Angst und Sorge im Hotel. Am Mittag warte ich ganz ohne Glauben im Auto beim Bahnhof. Aber du kommst! Du kommst wirklich! Bist wieder da! Alles kann noch gut werden! Nicht ohne Rückwirkung wirst du diese dreißig Stunden fern von mir verlebt haben! Da mußt du mich doch erst recht gefühlt haben! Jetzt muß dir ganz klar sein, was Liebe und Glück ist, und was Freiheit ist!“

„Und wie hast du dich heute herausgeschwindelt, kleine Schwindelmeierin?“ fragte er nach dem Wiedersehen, das stürmisch und unaussprechlich innig war, während er ihr wieder in den schönen Pariser Mantel half.

„Ach, ich sagte, daß ich durcharbeite bis drei Uhr und dann zu einer Freundin gehen werde. — Aber wie kommt das, mein Herr, daß Sie mich zum Schwindeln nötigen, und mich dann daraufhin ansprechen?“

„Ich dich nötigen? Wärst du mit mir losgefahren, so hättest du niemand Rede stehen müssen. Du steckteſt jetzt bereits einige hundert Kilometer tiefer im Leben drin, wo alles Wahrheit und Selbstverständlichkeit ist. — Aber das kann noch kommen, wenn du erst ganz begriffen hast, was das heißt, eines Mannes Weib zu sein.“

Digitized by Google

„Ich habe schon viel begriffen, Hans," sagte sie halb scheu und halb übermütig. „Aber kanzle mich nur weiter ab; es tut so wohl. Ach, ich spüre schon, wie ich wieder ein Mensch werde. Wenn du so sprichst, das ist, als ob ich Wein durch die Ohren tränke. Wer mich nicht ausschimpft, der hat mich auch nicht lieb, denn ich brauche es. Und noch keiner hat mich so viel gescholten wie du, Süßer!"

„Der Konservatorist schilt wohl nicht?"

„Nein, der schweigt weiter. Kannst du dir das denken: ein grölendes Schweigen? Das verbreitet er um sich. Und ständig heißt es: ‚Ich will etwas von dir!' Du willst nichts von einem, und gleich gibt man dir alles."

„Ja? Habe ich alles?

„O du! Bin ich nicht wieder da?"

„Wenn du ganz da bist! Hast du Abschied genommen?"

„Mutter sitzt in ihrem Lehnstuhl und kann sich schwer rühren."

„Ach! Was ist mit ihr?"

„Sie hat ein dick geschwollenes Knie. Gicht. — Es war schon einigemale da, ist aber immer wieder vergangen. Jetzt dauert es schon vierzehn Tage und wird beinahe eher noch schlimmer. Sie sagt, das linke tut ihr auch schon weh."

Er war einen Moment still.

„Fast möchte ich sagen: das trifft sich gut, Herz. Hast du das auch schon gedacht?" Sie sah ihn fragend an. „Nun, ja, deine Mutter gehört doch ins Bad. Jetzt wird sich alles ganz einfach abwickeln. Wir bringen sie miteinander nach Pfäfers. Das heißt, ich agiere mehr im Hintergrund, bis ihr erst dort seid, damit uns der Konservatorist nicht quer kommt. Hast du ihn übrigens über die Fastnacht gesprochen?"

„Nein, aber als ich nach Hause kam, hing draußen am Kleiderrechen seine blaue Bluse und die Larve, und in der Ecke stand die Peitsche. Die Sachen sind auch jetzt noch da, damit ich sicher Bescheid weiß."

„Aha. Er ist für Deutlichkeit. Schön. Aber lassen wir ihn jetzt. In Pfäfers wird sich alles andere von selber finden. Ohne daß es deine Mutter merkt, entwöhnt sie sich von ihrem lieben Kirchhof und auch ein wenig von der Wohnung, und gewöhnt sich wieder an Welt und Leben. Und ist sie erst gesund, dann ab mit ihr nach Paris."

„Ja, ja!" sagte sie mit roten Wangen. „Das ist ja auch wahr. Daß ich daran nicht gedacht habe! So kann es gehen! — Was für ein kluger und lieber Mann du bist! Warum hast du eigentlich noch keine noble, schöne Frau? Das begreife ich gar nicht."

Sie waren wieder beim Hotel angekommen. Er half ihr aus dem Wagen und brachte sie wie im Triumph die Treppe hinauf nach ihrem Hochzeitszimmer, wo das himmlische Licht, das breit durch die großen Fenster einfiel, noch einmal zwei Glückliche sah, ohne sich groß darüber zu wundern. Unter den Fenstern rauschte breit und tief der Rhein vorbei. Eine köstliche Naturstille und Frische herrschte durch den ganzen blauen Vorfrühlingstag. Um drei fingen die Trommeln zu rasseln an und die Musiken zu lärmen, und das Paar begann sich langsam auf sich selbst zu besinnen. Zuerst nahm es noch den Kaffee ein, den Blick nach der alten Brücke, die schon wieder von Gestalten und Wagen wimmelte. Dann machten sich die Liebesleute ebenfalls fertig. „Vor allem kommt es darauf an, warm angezogen zu sein unter dem Kostüm!" mahnte Hans. „Mehr als einer hat sich bei unserm Karneval schon den Tod geholt." Er überwachte und besprach sie, bis sie sich widersetzte. „Da ist man schlank und jung," lachte sie, „und soll auch das noch verbergen, obwohl man sonst gar nichts hat! Nein, ich will nicht mehr. Ich bin auch ganz warm genug; du wirst sehen." Da ließ er sie gewähren. Aber für alle Fälle nahm er ihren Mantel mit.

Vor dem Hotel stand bereits ihre Droschke, beinahe eine Equipage, offen, mit zwei guten Pferden, schwarz-weiß mit den Basler Farben dekoriert, und schwer gerüstet zum bevorstehenden Kampf. Da stand ein Sack mit Konfetti und einer mit Spreu, auf dem Rücksitz eine Kiste mit Serpentinen und eine mit Orangen, und der Kutscher schien bei sich noch Nachschub stehen zu haben. „Also los!" Unter dem Nachsehen des halben Personals fuhr das hübsche Fahrzeug davon. Die abfallende Gasse war schon voll von feierndem und flanierendem Volk. Die Fahrt ging nur langsam im Schritt. Das elegante Paar wurde sofort viel bemerkt. Masken kamen, machten scherzhafte Verbeugungen und brachten Huldigungen dar. „Das gilt dir, Kolombine!" sagte Hans. Elise antwortete noch schüchtern mit der ersten Handvoll Konfetti. Bei der alten Brücke mußten sie warten, weil gerade wieder der Cholerazug vorbeimarschierte. Hans konnte jetzt alles genau sehen. Die Masken trugen schwarzseidene Dominos mit weißen Handschuhen und lackledernen Halbschuhen. Aus den vorgezogenen Kapuzen blickten Totenköpfe, einer wie der andere. Fast unheimlich löste sich einer aus dem Zug und kam auf die Equipage des Paares zu, um ihm eine Schnitzelbank zu überreichen, einen langen bedruckten Zettel, auf dem in Strophenform die satirische Beleuchtung derselben Erscheinung stand, mit der sich auch die Malereien der

Digitized by Google

riesenhaften Laterne befaßten. Das Tambourenkorps war heute auf sechzehn Mann verstärkt. Auch die Tambouren waren kostümiert, ebenso die Fuhrleute, die die Pferde führten, und die Reiter, von denen vier in hohen Lackstiefeln und in enganliegenden schwarzen Röcken mit weißen Husarenschnüren den Zug eröffneten und vier ihn schlossen, ebenfalls mit Totenkopflarven. Das Malerische an dem Zug war ungleich stärker als das Literarische; die Strophen fielen sogar ziemlich stark ab.

Als diese Gruppe vorbei war, bog das Paar in den großen Strom ein. Die Sonne lag mit erster geheimer Kraft über der Rheinbreite. Fastnacht war dies Jahr besonders spät gefallen, und der Basler Karneval lag ja noch acht Tage später. Aber sie wandten sich nicht der Brücke zu, sondern strebten in die Stadt hinein. Schon kamen die Serpentinen geflogen. Links und rechts zischten die farbigen Schlangen über das Fuhrwerk des eleganten Paares her. Ganze Wolken von Konfetti ergossen sich über sie. Veilchensträuße schwebten im Bogen durch die Luft. Alle Fenster standen offen, und in den Fenstern sah man viel hübsche Frauen. Wo Börmanns Augen etwas besonders Artiges entdeckten, huldigte er mit einer Orange. Elise hatte die gleiche Freiheit gegenüber der Herrenwelt; sie gebrauchte sie sparsam. Dagegen war sie mit Spreu ein bißchen freigebiger. Das ist die erlaubte Unartigkeit des Karnevals. In angenehme Gesichter flimmert eine Handvoll Konfetti, in unwillkommene oder zudringliche prasselt ein Spreuhagel. Die Straße war voll von Weiblichkeit und Männlichkeit, die ihr Glück zu machen hofften. Auf manche regnete es nur Konfetti, auf andere prasselte nur Spreu. Damit fanden sie ungefähr die gleichen Verhältnisse vor wie in ihrem sonstigen Leben, und sie hätten dieserhalb zu Hause bleiben können. Aber der Mensch versucht es immer wieder und denkt es irgendwoanders besser zu finden. Hans bemerkte aber, daß Elise sich für ihre Spreugaben weniger die unansehnlichen oder eigentlich häßlichen Gesichter aussuchte als die eingebildeten und siegesgewissen. Von diesen überging sie kaum eines, während sie manchem armen Mädchen eine Orange reichte. „Paß auf, Hans, da steht mein Herr Antoin," sagte sie plötzlich. „Der glaubt nämlich auch, er braucht bloß zu kommen, so fällt ihm alles zu Füßen, weil er aus Paris ist." Heuchlerisch winkte sie ihm mit einer Orange, die sie in der behandschuhten linken Hand hielt. Als er, der ein saftiges und wohlgeputztes Mannsbild war, mit geschmeicheltem Lächeln näher trat, um sie in Empfang zu nehmen, sauste ihm unter dem Gelächter der Umstehenden eine Handvoll Spreu ins Gesicht. Sie winkte ihm dazu mit der schmalen Hand spöttisch zu, und Hans schloß sich an.

Unter manchen Fenstern wurde das Paar in eine umständliche Schlacht verwickelt, während das Fuhrwerk zum Stehen kam und minutenlang das Bombardement mit Serpentinen und Orangen hin und her ging. Dazu rasselten die Trommler straßenauf und straßenab, dröhnten die Musiken, rumpelten die schweren dicht mit Masken besetzten Karnevalswagen über das Steinpflaster, und stiegen die Lustschreie in die Luft. Es war das Jahr, in welchem der schon bemerkte Maler seinen Lokalkrieg gegen jenen Kritiker eröffnete, wozu dessen Ernennung zum Professor und eine Bilderbesprechung den Anlaß gegeben hatte, die zwischen Tizian und dem bisherigen Freund immerhin einen gewissen Unterschied machte. Das hätte er nicht tun sollen. Jetzt prangte er zur Strafe auf einer großen Papierlaterne, die Zuchtrute über arme aber offensichtlich sehr talentierte Künstler schwingend, und da er Traxel hieß, so war das Reimpaar: „Traxel — Profaxel" nicht gut zu umgehen gewesen. „Da siehst du's," bemerkte Hans zu Elise. „Wenn du hier bleibst, mußt du dich entscheiden zwischen Traxel und Maurer." Sie griff tief in den Sack rechts. „Oder das Malen lassen. — Juchhu!" rief sie und schleuderte eine Handvoll Konfetti hinüber. Überall bildeten sich kleine Gruppen um Zuschauer, die „intrigiert" wurden, das heißt, eine Maske hatte sie entdeckt und war auf sie zugekommen, um ihnen mit verstellter Stimme ein paar Anzüglichkeiten zu sagen oder nicht immer ganz schmeichelhafte Einzelheiten aus ihrem Leben zu erzählen. Dazu geht man ebenfalls aus, und insofern unterscheidet sich in der guten Stadt die Fastnacht vom Alltag, daß man sich auf Wahrheiten erpicht zeigt und dazu freundlich lächelt, während man im Alltag mit einer Beleidigungsklage antwortet oder noch lieber die Gefahr vermeidet. Wo sich zwei Laternenzüge begegneten, entwickelte sich in den engen Straßen ein betäubender Lärm, aber meist stellten zur Erleichterung des öffentlichen Zustandes die Träger vor einem Wirtshaus ab und traten ein, während sich die Schaulustigen um ihre Laterne drängten, um ihre Inschriften zu entziffern. Den Trägern nach schwenkten die Tambouren immer weiter rasselnd ebenfalls ab, und der Zug der Repräsentationsmasken drängte nach. Drinnen saß dann noch mehr unmaskierte Menschheit, um ihr Schicksal mit der Wahrheit zu erleben, das ihnen die überall

Digitized by Google

herumspähenden Masken drohten. Die Masken, da sie heute doch aufs Stechen und Zwicken eingestellt waren, tränkten sich, wenn sie heiser gekreischt waren, stilrecht durch lange dünne Saugrüssel aus Strohhalmen, um sich nicht demaskieren zu müssen.

Mit Sonnenuntergang illuminierte sich der ganze Hexensabbat. Die Laternen wurden von innen erleuchtet. In den offenen Fenstern brannten die Gaskronen. Die Bogenlampen in den Straßen flammten auf. Vor der Abendessenszeit nahm das Gedräng in den Straßen noch lebensgefährlich zu. Aber Elise war ins Feuer gekommen und hatte während der letzten halben Stunde mit den Vorräten so toll gewirtschaftet, daß der Kutscher die Reserve herüberreichen mußte. Sie wollte nichts von Pausieren und Teetrinken hören. „Jetzt amüsier' ich mich. Laß mich! Dem alten hübschen Herrn dort droben eine Orange. Und diesem frechen Kerl eine Handvoll Spreu. Da hast du. Schmeckt's? — Kannst du eine Serpentine über die Bogenlampe werfen? Ich kann. Paß auf! Getroffen. — Der Wagen fährt schon ganz weich. Merkst du's? So viel Konfetti liegt auf der Straße. Ach, ist das schön. Alle Tage müßte Fastnacht sein! Ich habe nicht gewußt, daß Fastnacht so hübsch sein kann. — Sieh, da ist die hübsche Gruppe wieder mit den schneidigen Metallmasken. Die sehe ich am liebsten. Ich glaube auch, daß sie echt baslerisch sind, süffisant und boshaft und dabei geschmackvoll. — Und da steht der alte Mond über der Straße. Hier rechts, siehst du? Wie der sich wundert. Wie schade, daß man ihm keine Serpentine über den kahlen Kopf werfen kann. Aber er ist eine Respektsperson. Und weh dem, der nicht gut mit ihm steht. Ich kann davon reden. Aber heut lacht er. Wollen wir nicht etwas singen, Schatz?"

Sie einigten sich auf ein französisches Chanson, das sie beide konnten. Aber dann sangen sie auf ihre Bitte das wehmütig innige Volkslied: „Im Aargau sind zwei Liebi, es Meitschi und es Büebi. Die hei enander so gern." Einander ruhevoll umschlungen haltend und nur noch selten werfend fuhren sie singend langsam zum Hotel zurück, während es von Konfetti und Serpentinen über ihnen regnete, und ein großer Volkstrupp ihren Wagen begleitete.

Drei Stunden später war Elise verschwunden. Man war noch zum zweiten Maskenball ins Kasino gefahren. Dort hatte man getanzt und gelacht wie vorgestern, ja, sie schien noch übermütiger und ausgelassener zu sein, und wieder bildete das Paar den Mittelpunkt einer mitfeiernden Menschenansammlung. Schließlich stürzte sie noch ein Glas Champagner hinunter, bat um fünf Minuten Urlaub, verschwand und kam nicht wieder.

Als er lange genug gewartet und dann umsonst gesucht hatte, fuhr er ahnungsvoll nach dem Hotel. Da lag ihr Kostümchen über dem Bett. Am Ständer hing ihr Sammetmantel, im Schrank das Abendkleidchen. Sie war in ihrem eigenen Kleid nach Hause gegangen. Auf dem Tisch lag ein Zettel.

„Mein Engel, hab' Dank, Dank, Dank für alles. Es war himmlisch schön. Ich werde davon zehren, solang ich lebe. Aber jetzt kann ich nicht weiter, wenn mir nicht das Herz brechen soll. Laß mich jetzt. Schreib mir auch nicht mehr. Der erste Schritt treibt mich in den Tod. Ich bin kein Schmetterling, ich bin nur eine Motte mit dickem Bauch, ein Wurm mit kleinen traurigen Flügelchen. Sei mir nicht böse. Denke nicht schlecht von mir. Gott schütze und behüte Dich, mein Held, mein Mann, mein Liebster. Amen. Deine Elise."

*

Seinen letzten Basler Abend verbrachte Hans in einer Weinstube, wohin er sich einige Freunde geladen hatte. Man befand sich hier sozusagen im Herzen der Stadt. Junggesellig sich gehabende Männer, Herren und Herrenmänner lediger und verheirateter Observanz saßen an den Tischen und taten sich ein Gütchen. Man erholte sich hier an denselben Gottesgaben von den Anstrengungen der Ehe wie von den Mühen des Zölibats, und glaubte zu diesem Zweck der Frauen streng entbehren zu sollen, denn zu den Mitteln der Wiedererbauung gehörten neben Beinwürsten und Veltliner Wein mäßig gewürzte Anekdoten, die an Saftigkeit den Würsten und an Würzigkeit dem Wein standhielten, und die nachher den Frauen, wo welche vorhanden waren, einzeln versetzt wurden. Der Rest war Politik und mit Vorliebe lokale, da, wo sie schillernd und kurzweilig mit dem allgemein Menschlichen zusammenläuft und etwas bildet, was im Reich der Frau Klatsch heißt und beim Mann im glücklichen Ansehen der Welt- und Menschenkenntnis steht.

Die Freunde, die Hans gebeten hatte, kamen nun weder für den Wein noch für die damit zusammenhängenden Bräuche sehr in Betracht. Wein trank nur er selber, dann eine hohe und breite politische Persönlichkeit und ein Universitätsprofessor, die alle aus dem ehemaligen jugendlich idealistischen Abstinentenkreis hervorgegangen waren, und zwar weniger gegenüber den Schweizer Weinen aber um so mehr dem Leben Stich gehalten hatten. Dazu kam der Doktor, der damals die Rede im Gemeindehaus gehalten

Digitized by Google

hatte, der andere Doktor der Medizin, der kleine Logenbruder Edmund, und ein großer blasser, sehr ernst blickender Mensch, der damals ebenfalls bei keiner Expedition ins immer blühende Reich des Alkohols gefehlt hatte. Der erste der Doktoren war ein wichtiger Eckstein der Kantonsbehörde geworden und betrieb im neuen sozialistischen Geist alte Basler Kultur, der Mediziner stand als Chefarzt dem Frauenspital vor, Numero drei und vier waren Seele und Geist einer großen Zeitung. Zwischen der hohen Persönlichkeit, die am weitesten vom ursprünglichen Geist abgetrieben worden war, und den andern herrschte zuerst eine gewisse Befangenheit, die zum Teil auf Vorurteil zurückging und sich rasch verflüchtigte, so daß man nach der ersten halben Stunde nur noch froh war, wieder einmal beisammen zu sein, und zu sehen, daß dem Vaterland immer die nötigen Figuren zuwachsen, wenn sie auch nicht alles Edelstauden waren, aber sie befleißigten sich des Anstandes und wußten, was sie dem Ganzen schuldig waren. Die Sterne aber verteilt Gott durch die Zeiten und Regionen nach seinem Gefallen.

Mit dem Chefarzt verband Hans noch eine besondere Beziehung. Er hatte die letzten Wochen und Tage seiner Elise gesehen, damals noch Assistent und ein schöner junger Mann mit gepflegter rötlicher Bartzierde. Überhaupt sieht nicht schnell ein sterbendes junges Wesen so viele ideale Jünglinge um sich, wie es bei ihr der Fall gewesen war. Sie gingen durch die Tür ihres Zimmers ein und aus wie die Engel, brachten Blumen und Konfekt, erzählten ihr, lasen ihr vor, machten auch ein wenig Musik auf ihren Mandolinen und Gitarren, und für jeden hatte sie ein Lächeln und ein gutes Wort, ja, ihre Munterkeit ließ eigentlich kaum nach bis in ihre letzten Tage. Die Blumen stellte sie immer sorgfältig in Wasser, später bat sie die Jünglinge darum, die nachgerade die ganze Haushaltung kannten. Das Konfekt fraß nachher der Konservatorist, der während der Besuche stumm und höhnisch den Diwan behauptete und eine Macht für sich war, und wenn er etwas sagte, so war es etwas Erhabenes und Abfertigendes, worin seine Größe und die Unbedeutendheit der andern enthalten war. Die Mutter saß mit ihren dicken Knien am Fenster und sah nach dem Friedhof hinüber, aber manchmal hatte sie auch einen munteren Tag und erzählte mit glänzenden Augen und mit manchem ängstlichen Seitenblick nach ihrem Hauskobold Geschichten aus ihrer Jugend, die sogar nicht ohne Salz waren. Es kam auch vor, daß sich die Jünglinge verabredeten, in der Hermannschen Wohnung ein kleines Gelage abzuhalten. Dann brachte jeder etwas mit, der eine Sardinen, der andere feinen Käse, der dritte alkoholfreien Wein, und es wurde bis in die Nacht hinein gesungen und geschwatzt. Der rote Zimmerherr ging dann schweigend und verachtungsvoll zu Bett. Und einmal, als es mit ihrer armen Lunge schon sehr schlecht stand, hielten sie sogar eine Logensitzung bei ihr ab. Das war der Glanzpunkt ihrer Krankengeschichte. Kurz darauf ging es mit ihr rapid bergab, und vier Wochen später glitt ihr Sarg in das neueste Grab hinein. Alle Logen waren mit ihren Fahnen und ihrer Musik da. Die Kinderloge ging mit Palmenwedeln voran, denn man sagte, daß hier eigentlich mehr ein liebes großes Kind als ein verderbter Erwachsener gestorben sei. Auch hatte sie sich bald nach dem Ausklang ihrer Geschichte mit Hans Börmann der Jugendarbeit zugewandt und war eine beliebte „Vorsteherin" der jungen Wesen geworden, die auch alle Bruder und Schwester hießen. Sogar der Professor war seinen Tabellen und Retorten untreu geworden und mit zum Grab gekommen. Auf dem Weg dahin ließ er sich von dem jungen Doktor der Medizin eingehend Bericht erstatten. „Es ist schade," sagte er sachlich würdigend. „Mädchen ihres Schlages sind selten. Entweder sind sie — zumal bei uns — zart und still und dann sentimental, oder sie sind humorvoll und munter und haben einen Stich ins Gewöhnliche. Sie hatte eine sehr glückliche Mischung und wäre bestimmt gewesen, eine reizvolle Varietät fortzupflanzen. — Was war es eigentlich mit ihrem Verhältnis zu Hans Börmann?" Man unterrichtete ihn, soweit man selber Kunde hatte. „Ja, das ist die Sucht, die Menschen gleich aus ihren angeborenen Verhältnissen herauszureißen, wenn sie ein kleines Talent zum Malen oder Dichten haben," tadelte er. „Als ob einer der Menschheit nicht mehr dient, wenn er einen naturgemäßen Schuh macht oder eine Häuslichkeit kultiviert, als wenn er mittelmäßige Gedichte schreibt oder Durchschnittsbilder pinselt. Es ist ein Unfug." — Es hatte eben noch in das jüngste Grab hineingeregnet, als ob der Himmel selber es einweihen wollte, aber jetzt schien die Sonne wieder, und vor dem Grenzacher Horn stand ein besonders breiter und glänzender Regenbogen, als ob dort das Tor zur seligen Ewigkeit gewesen wäre. Aber es war nur der erste Vorsprung des Deutschen Reiches, und jeder läuft als sein eigenes Tor zur Ewigkeit herum. Einige junge Brüder hatten die alte Frau zwischen sich, die bleich und tränenlos in die Grube starrte, als begriffe sie plötzlich nichts mehr. Zu Häupten

Digitized by Google

des Grabes stand der Konservatorist mit einem hohen Zylinder und einer breiten Trauerschärpe um den Arm, zu Füßen stumm und verfallen Hans Börmann, an der Seite elegant blühend Herr Antoin. Mit einem Logenlied nahm man Abschied von der lieben Schwester. —

Hans, verstört, entsetzt und um die süßeste Illusion seines Lebens verarmt, hatte damals nach dem überraschenden Abschied seiner kaum gewonnenen und schon wieder verlorenen Liebsten sich erkundigen lassen, ob Elise überhaupt noch am Leben war. Als das feststand, hatte er ihr trotz ihrer Bitte noch ein paar letzte Zeilen geschrieben.

„Mein liebes, armes, einziges Kind! Fürchte nichts. Ich bin ein Mann, der Menschliches versteht, und wenn er's nicht versteht, so weiß er's zu achten und zu tolerieren, mag es ihn nebenbei auch das halbe Leben kosten. So hast Du's getan, und so muß es recht sein. Ich küsse noch einmal Deine Hände und Füße. Nur noch eines muß ich Dir sagen. Du hast meinen Ring und hast mein Wort, und was mehr ist, Du hast mein Herz und den ganzen Mann. Ich sagte Dir, daß ich mich als Deine Möglichkeit betrachte. Betrachte auch Du mich so, auch wenn Du endgültig keinen Gebrauch davon machen wirst. Aber der Mensch lebt doch besser, wenn er offene Türen hinter sich weiß. Einsamkeit kann wunderbar süß und hold sein, wenn sie nicht einem unwiderruflichen Verbannungsedikt entspringt. Mein Liebling, ich beschwöre Dich: wenn Du das Leben auch nicht leben willst, so halte es Dir doch frei. Und daß ich jeden Moment für Dich wieder da sein werde, das betrachte als einen lieben und heiligen Anhalt für lichte und dunkle Stunden. Immer Dein Hans."

Er verlebte einstweilen nur dunkle. Sehr vereinsamt und sehr still kehrte er nach Paris zurück. Wie eine Maschine funktionierte er durch die nächsten Wochen, er, der phantasievolle und warmblütige Hans Börmann, aß, trank, ging zu Bett, stand auf, irrte durch die Straßen, saß in den Cafés, las, sah Bilder, hörte Musik, ließ sich auf Gespräche und Diskussionen ein, machte Bekanntschaften und wunderte sich nur immer, wenn er bemerkte, daß er oder ein Jemand in ihm auf all das nach wie vor einen gewissen Wert legte. Er vermochte diesen Wert weder zu entdecken, noch dem ganzen Treiben einen Geschmack abzugewinnen. Er magerte ab, sah schlecht aus und begann, Anstrengungen oder besondern Beanspruchungen aus dem Weg zu gehen. Schließlich wurde er krank, ohne daß etwas Bestimmtes nachzuweisen war. Er kränkelte so hin wie eine Blume ohne Wasser oder Luft und pendelte wochenlang nur zwischen seiner Wohnung und einem einzigen Café hin und her, wo die Künstler und Literaten aus der ganzen Gegend zusammenkamen. Hier war noch am ehesten Vergessen, Betäubung für gequälte Tage, Stimulanz für müde, Ablenkung, ein Schein von Interesse, ein roter Faden Wirklichkeit und Lebenswert, und hier knüpfte er, ohne es zu merken, neue Beziehungen zum menschlichen Dasein an. Er begann damit ganz frisch. Unbewußt gingen ihm die großen westeuropäischen Aspekte auf und damit die internationalen Überblicke. Alle jetzt führenden Maler, Literaten, Politiker und Gelehrten der Republik hatte er damals als noch unbekannte junge Männer kennengelernt, „Geister voll Esprit und Naturen von wundervollem Elan", um sich in seinen Worten auszudrücken. Er gesundete nicht plötzlich. Noch nach einem Jahr trug er die Spuren der Katastrophe in seinem schmaler gewordenen Gesicht und in den ernster blickenden Augen. Er hatte aber jetzt einen großen Kreis und war wieder in die Gesellschaft der bewußt lebenden Menschen zurückgekehrt.

Es war daher eine andere Art von Schmerz, als er von Elisens ernster Erkrankung zum erstenmal erfuhr. Ihm war beinahe, als wüßte er eine Verklärte in jener Welt von neuem an der Qual der Unvollkommenheit erkrankt, und er schrak für Tage und Nächte leidvoll auf, jeden Moment darauf gefaßt, selber wieder in das zehrende Fieber zu verfallen. Aber es ging vorbei. Sein Blut war endlich frei geworden von Malariakeimen, und als er das einsah, bestellte er bei Potin eine Kiste mit Krankenwein, Früchten und Delikatessen und ließ sie an Elise adressieren. ‚Das meiste davon wird zwar der Konservatorist fressen,' sagte er sich. ‚Aber mag er. Im Grund handelt es sich auch nicht um Viktualien sondern um — geistigeres.' Er schrieb ihr ein paar herzliche Worte. „Liebste Elise, ich höre, daß Du krank bist. Erlaube mir, mir selbst nicht das einzige schuldig zu bleiben, was ich dabei tun kann: Dir mein Mitgefühl auszudrücken und etwas zur Krankensuppe beizutragen. Nimm es gut auf. Ich werde jetzt jeden Tag an Dich denken und mich bei unsern gemeinsamen Freunden auf dem laufenden erhalten. Mit herzlichen Wünschen und Grüßen Dein alter Hans." Sie dankte mit ein paar wunderbar leichten Zeilen, aus denen er ihre hohe Freude herausfühlte. Dann schrieb er ihr ein wenig ausführlicher, doch so, als läge nicht irgend etwas wie ein tragisches Schicksal zwischen ihnen. Sie antwortete liebevoll und herzlich und zeigte unbefangen die große

Digitized by Google

Erleichterung, die er ihr brachte. Vom Tod schrieb sie aber nicht; sie hoffte wieder gesund zu werden, um ihr Jugendwerk im Orden fortzuführen und ihrem Posten im Geschäft weiter vorzustehen, den man ihr offen hielt.

Einige Wochen später wagte er es und besuchte sie an ihrem Krankenbett. Es war ein großer weihevoller Tag, für sie ein unendliches Glück, weil sie seine ganze Verzeihung darin sah, für ihn ein scharfes Weh, denn er erlebte seine strengste Enttäuschung ganz abgesehen von ihrem hoffnungslosen Zustand. Erst jetzt sah er ganz ein — ihre Blicke und Zukunftsgespräche sagten es ihm—, daß er endgültig verzichten mußte; nicht einmal die Illusion einer Illusion blieb ihm mehr. Dabei hatte sie immer noch fleißig weiter gemalt und eine Reihe so reizvoller eigenartiger Sachen gemacht, daß ihm das Herz heftig schlug, als er sie sah. Selig errötend hörte sie sein Lob an. Er merkte, daß sie ihm gern das eine oder andere Blatt geschenkt hätte, aber sie wagte es nicht wegen des nun vollends aufgeschwollenen Hauskobolds, der dabei saß, und ihm widerstrebte es, darum zu bitten. Mit großen, überirdisch glänzenden Augen sah sie ihm nach, und als er sich an der Tür noch einmal umdrehte, winkte sie ihm mit ihrer durchsichtigen, schmalen Hand vom Bett aus eifrig zu.

Dann sah er sie noch einmal kurz vor ihrem Ende. Nun fühlte sie allerdings ihren Tod voraus. Sie sprach wenig, hing aber mit großen suchenden Augen an seinem Mund und schien an Reue zu leiden. „Jetzt lasse ich dich bald frei!" sagte sie einmal ganz aus dem Zusammenhang so leise, daß der stumpf dabei sitzende Musiker es nicht hören konnte. „Auch den Ring lasse ich dir da. — So lange brauchte ich ihn noch —!" Er sah sie aufgeschreckt und fragend an, aber sie deutete ihm mit den Augen nach dem Menschen, und er machte schnell irgendeine nebensächliche Bemerkung. Tief erschüttert ging er nach Hause.

Ein Geheimnis für wenige: Einige besondere Überraschungen des Schicksals für seine Lieblinge liegen auf dem Boden des Topfes, den jeder an seiner Wiege mitbekommt, aber die allerwenigsten dringen so weit vor. Dazu gehört das doppelsinnige Erlebnis, verzichtet zu haben und dann noch nachträglich Hoffnung in ihren letzten Zügen zu entdecken —

*

„Ja, was macht eigentlich der rote Ehrenmann draußen, der Musiker?" fragte nun Hans seine Freunde. „Weiß einer Näheres von ihm? Wovon lebt er überhaupt?"

„Da hat sich nichts geändert," versetzte Edmund. „Das Karnickel zehrt die Rente der alten Frau auf und wird immer breiter, während sie immer schmäler wird. Nebenher gibt er einige Klavierstunden, die er seiner Faulheit und Arroganz abgewinnt."

„Er soll nicht einmal so untalentiert sein," ergänzte der Chefarzt. „Wir haben ja noch mehr solche Fälle von moralischer Minderwertigkeit im Verein mit gewisser Begabung. Übrigens hat er sich bei den Anthroposophen draußen angesetzt. Mit der Witwe wird es wohl nicht mehr lange dauern, und der Parasit sieht sich beizeiten nach einem andern Wirt um."

„Richtig," stimmte der Regierungsrat ein, „er soll sich ja dort zu einer Art von Faktotum hinaufschweigen, Kantor oder Tempelhüter oder sonst zu einem feierlichen Faulpelz, wie man sie in Tempeln nun einmal braucht. Sie sollen nicht sehr von ihm entzückt sein."

„Müssen aber doch an ihn glauben," sagte der ernste Blasse lächelnd. „Was er will, das geschieht. Ihr werdet es sehen. — Ja, das sind solche Geheimnisse. Mir schrieb einmal ein Dichter ins Stammbuch: ‚Wem Gott wohl will, dem gibt er einen Mittelpunkt.' Wenigstens hat er sein Schwergewicht, und das ist für seinen Hausgebrauch hinreichend, wenn auch nicht dasselbe. — Waren Sie draußen, Herr Börmann? Wie fanden Sie's?"

„Die arme Frau besteht nur noch aus Knoten und Kurven und ist eigentlich nichts als ein gichtisches Präparat. — Der ewige Konservatorist saß am Tische und fraß. Kaum, daß er mir die Hand gab. Ans Aufstehen dachte er nicht. Vielleicht dachte er auch daran, aber dann vermied er es charaktervoll. Als die alte Frau hörte, daß ich hier Bilder und Musik suche, sagte sie stolz: ‚Heinz ist jetzt auch „Kumpenist" geworden. Vielleicht hat er etwas für Sie und kann Ihnen helfen.' Ein Fall, auf den ich allerdings nicht vorbereitet gewesen war."

Man lachte ein wenig.

„Ja, ja, solche Sachen erlebt man in der Heimat," sagte Edmund lächelnd. „Das sind die bittersüßen Dummheiten, die auf altem Boden wachsen."

„Mit der Heimat ist es wie mit dem Herzen oder dem Magen," philosophierte der Chefarzt. „Wer gute Organe hat, denkt nie an sie, weil er sie nicht merkt. Wem sie bewußt werden, der steht kritisch mit ihnen. Und wer weiß, was Heimat ist, der weiß auch, was es heißt, daran leiden, sonst wäre er nie dazu gekommen, darüber nachzudenken." Eine Auffassung, welcher Hans Börmann nur zustimmen konnte.

„Und du, Carolus," wandte er sich an den Regierungsrat, „du bist ja inzwischen zu den Vätern dieser Heimat aufgestiegen. Was

Digitized by Google

sagst du? Betrachtest du noch den Sozialismus als die Medizin für alle Krankheiten?"

„Für viele noch," versetzte der Gefragte lächelnd. „Im übrigen geht mir allerdings immer mehr der Wert dessen auf, was wir so im großen Menschlichkeit nennen, und was man schon seit Jahrtausenden so nennt. Und eigentlich haben wir etwas anderes auch nicht gemeint, als wir alle noch jung waren. — Womit ich unserm verehrten Freund von der höchsten Behörde nicht vorgreifen will," schloß er artig gegen den anwesenden eidgenössischen Würdenträger.

Dieser, der sich ein wenig als Riese unter den Pygmäen fühlte und den Unterschied durch Leutseligkeit auszugleichen suchte, grinste verbindlich und erhob sein Glas, worin sein Lieblingswein, Neuenburger, perlte.

„Immerhin auf die Heimat!" sagte er mit einem nachsichtigen und gutlaunigen Seufzer, während er lächelnd aus seinen schlaublinzelnden blauen Äuglein die Jugendfreunde der Reihe nach ansah. „Ihr könnt spötteln, wie ihr wollt, und es fehlt nicht an Stoff dazu, aber am Ende sind es doch diese nahen und engen Grenzen, die euch zusammenhalten. Das haben unsre Alten gut gemacht, und dabei soll es bleiben trotz Hans Börmann." — „Es soll gelten!" riefen alle lachend. Abstinenten wie Alkoholiker stießen als wohlwissende Männer auf die Heimat an. Aber Hans hatte einen persönlichen Anruf gehört, und als männiglich sein Glas niedergesetzt und nachgefüllt hatte, begann er ausnahmsweise einmal eine Festrede nach dem Gläserklingen. Seine Augen hatten einen tiefen, besinnlichen Glanz, wie er sich bei guten Menschen von lebendiger Empfindung nach einem frischen Schmerz findet. Jetzt richtete er sie auf den bundesrätlichen Repräsentanten, der ihm zufrieden grinsend mit zwei listigen Funken in den blauen Äuglein entgegensah: so oder so hatte er einen anerkannt guten Gelegenheitssprecher in Bewegung gebracht.

„Lieber Freund Emanuel," sagte Hans, „Politiker und Militär, du weißt, daß auf Angriffe Gegenangriffe zu gewärtigen sind, von Hans Börmann nun gar. ‚Trotz Hans Börmann!' sagst du. Wir wollen dieses Wörtchen ‚trotz' einmal genauer ansehen. Es ist wahr, ich bin nicht immer entzückt von dem, was ihr da in unsrer hehren Hauptstadt zusammenbraut. Allen Respekt, es wird überall mit Wasser gekocht, wenn es nur nicht von dem jodarmen Kalkwasser ist, das uns hierzulande die dicken Hälse schafft." Er machte eine kleine Pause, um den Lachern Zeit zu geben. „Indessen, du sagst: ‚Trotz!' Auch das soll gelten. Gelernt hast du übrigens von mir, denn ich sage es schon lange in bezug auf dich und euch dort oben. Aber wenn wir alle einmal gebraucht werden, um zusammenzustehen gegen eine Gefahr, die wir wahrscheinlich wieder selber gemacht haben, ja, da wird wohl kaum einer von uns fehlen wollen; wenn ich uns richtig einschätze. Denn nicht auf das ‚trotz' kommt es an, das man auf alles mögliche ausdehnen kann, sondern auf das große eindrucksvolle Wunder, das wir unter dem Wort ‚Heimat' begreifen. — Du, Mann der Medizin, vergleichst die Heimat mit dem Herzen, und das ist ein schönes Wort. Und da gibt es Männer mit Fettherzen und mit Bierherzen, mit Raucherherzen und schlappen, blutarmen Herzen. Es gibt aber auch Männer mit heißen, empfindlichen Heimatherzen, die die Pulse klopfen und die Hirne prophetisch fiebern machen. Gebe Gott, daß immer welche von ihnen bei euch droben sitzen, Emanuel, dann ist's schon gut, dann könnt ihr ‚trotz' sagen, soviel ihr wollt.

Ihr Freunde, was ist Heimat? Heimat, das sind wir selber. Das ist die Summe unsrer Erdbeziehungen, das spezifische Gewicht unsres Blutes, der Goldniederschlag unsrer Kindheitsträume und der nachgelassene Sternenhimmel unsrer ersten wahren reinen Liebe. Unsre Eltern, unsre frühen Begegungen mit dem Weltgeist, die stumme, ergreifende Poesie unsrer Toten in ihren Gräbern, die immerwährende Sehnsucht derer in der Welt draußen — und am Ende noch das Heimweh derer zu Hause. Laßt gut sein, ich kenne uns in der Fremde, und ich kenne euch in den alten Gassen. — Schließlich setzt sich die ganze große ruhmreiche Welt aus Heimaten zusammen, und die internationale Menschengesellschaft aus Heimatmännern und -Frauen. Keiner spricht das Wort ‚Menschheit' in vollem Gefühl aus, der nicht die Heimat ganz begriffen hat. Und keiner sagt so vollverstehend: ‚Heimat!', der nicht mit einem teuren Toten im heimatlichen Boden verankert ist. Die Herzbewußten, in deren Brust die Heimat manchmal mahnend und leise schmerzend aufklopft, das sind die Lebenden. Die andern aber sind — die Glücklichen. Vergessen wir schließlich nicht, daß zur Heimat auch die Heinz Kunze und die Maler Kolbenhauer und so arme hinfällige Figuren wie eine Frau Hermann mit ihren Gichtknoten gehören, und daß wir alle Gerechtigkeit verlangen, und dagegen etwas Menschlichkeit geben müssen. Womit wir beim Äußersten und Feinsten angelangt sind, was eine Heimat sein kann. Dies Äußerste ist, genau genommen, ein Unaussprechliches, und darauf wollen wir jetzt ganz still ein Glas trinken, ohne Anstoßen, ohne Übermut, und jeder soll sich das Seine dazu denken."

Digitized by Google

Als Photograph in Kairo

Erinnerungen von H. E. Linde-Walther

Das war ein Wechsel in meinem Leben! Fast direkt von der Schule, in der ich mich erfolglos mit Cicero und Cäsar, den Verben auf $\mu\iota$, Arithmetik und Geometrie herumgeschlagen hatte, nach einem Jahr auf der Hochschule für Photographie und Reproduktionsverfahren in Wien, als Maler und Retoucheur nach Kairo engagiert, in der Firma Strohmeyer und Heymann, photographe de la cour, mit einem Gehalt von monatlich 250 Frank und freier Wohnung. — Ja, das war ein Wechsel! — Ich hätte auch ein Engagement nach Teheran oder Barcelona bekommen können, ich hatte aber Kairo vorgezogen. — Und jetzt war ich plötzlich ein großer Herr, hatte einen Diener Ali, und einen Esel, den ich monatlich mietete, und mit dem ich meine Ritte in die Umgebung der Stadt und in die Wüste nach Geschäftsschluß machte. — Zwar wollte ich ja eigentlich Maler werden, aber morgens, mittags und abends, und vor allem Sonntags hatte ich Zeit für mich, zu zeichnen und zu malen; und die Hauptsache: Ich konnte mir in ein paar Jahren das nötige Geld zum Studieren zusammensparen.

Die Sprache machte mir keine große Schwierigkeit. Ein paar Brocken Arabisch, vor allem Schimpfworte, lernte ich bald, und im übrigen half ich mir mit dem bißchen Englisch und Französisch, das ich als einziges Gut von der Schule mitgebracht hatte.

Im Winter war das Hauptgeschäft: die vielen Reisenden, hauptsächlich Engländer und Amerikaner, aufzunehmen. Da retouchierte ich ihnen vergnügte Nasenlöcher und malte einen Wolkenhintergrund hinter die Köpfe. Aber im Frühling und Sommer kamen Araber. Da brauchte das Bild nicht gerade ähnlich oder vorteilhaft zu sein, aber auf eins legten sie großen Wert: Sie mußten weiß aussehen und womöglich rote Lippen und Backen auf die Bilder gemalt kriegen. Das wurde gern gemacht; kostete aber mindestens 20 Frank extra. — Eine Araberin war allerdings auch da noch nicht mit dem Bild ihres Sohnes zufrieden. Sie kam vorwurfsvoll zu mir: Ihr Sohn hätte keine kranken Augen, ich hätte ihm kranke Augen gemacht, und zeigte dabei auf die Lichter in den Augen. — Den Schmerz konnte ich ihr nehmen; allerdings sah dann der Sohn blind aus, aber die Lichter waren weg und die Araberin zufrieden.

Im Geschäft wurde hauptsächlich mit der Plattengröße 13 mal 18, also Kabinettgröße, gearbeitet. Kam mal einer und wollte ein Bild in Visitkartengröße haben, wurde es ihm möglichst ausgeredet, weil da nicht genug daran zu verdienen war. Aber Kabinettgröße! Daraus ließ sich was machen. — Mal wurde die Platte auf ein ganz langes Papier kopiert, dann hieß es: Promenadeformat; mal quadratisch, dann hieß es: Boudoirformat. Beide kosteten verschieden. Am teuersten war Promenade, und es mußte versucht werden, den Besteller auf dieses Format zu bringen.

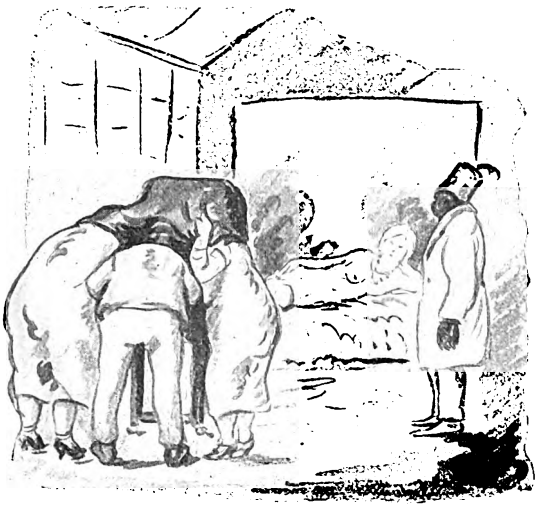
Einst kam ein feiner Araber. Nach langem Hin und Her hatte ich ihn endlich beim Promenadenformat. Aber wie er den Preis hörte: „Ein Dutzend Bilder 180 Frank," fing er an zu handeln und bot erst mal 100. Nach dortiger Sitte mußte ich ihm entgegenkommen und erniedrigte auf 170. Er steigerte auf 110. Ich ging wieder runter auf 160. Aber weiter konnten wir uns nicht einigen, und, um mich zu zwingen, ging er scheinbar weg. — Ich kannte aber schon die arabische Sitte, zu handeln, ließ ihn ungefähr 100 Meter die Straße hinuntergehen und schickte ihm dann Ali, den treuen Diener, nach, der ihm die Summe 150 nannte und ihn dadurch zurückholte. Also wurde nun 150 Frank abgemacht und wir tranken erst mal Kaffee, wie es sich nach einem abgeschlossenen Geschäft dort gehört. — Nun sollte es ans Photographieren gehen. Es war alles bereit. Der Araber aber war noch im Ankleideraum, wo er sich seinen neuen, mit goldgestickten Palmen verzierten Rock, dem Zeichen seiner neuen Würde als Bei, denn ein solcher war er kürzlich geworden, anzog. Da kam der Chef. Nachdem er sich bei mir erkundigt hatte, was vorlag, ging er zu dem neugebackenen Bei in den Ankleideraum, und ich hörte folgendes Gespräch: „Also du willst dich photographieren lassen?" — „Ja, o Herr." — „Hast du denn, wie du den Preis abmachtest, gesagt, daß du in dem goldbesetzten Rock photographiert werden wolltest?" — „Nein." — „Ja, denkst du denn, daß ich für die geringe Summe von 150 Frank all das Gold auf den Rock bringen kann? Da müßte ich ja zusetzen. Zieh den Rock nur wieder aus und geh nach Hause, das kann ich für den Preis nicht machen!" Da war der gute Bei gerne bereit, 180 Frank zu bezahlen, wenn nur das Gold alles recht schön mit aufs Bild käme.

Ein anderes Mal war eine Aufnahme angesagt. „Sie werden die schönste Frau Kairos sehen," hatte uns der stolze Vater angekündigt. Es sollte seine zehnjährige Tochter, die heiratsfähig wurde, photographiert werden, bevor sie den Schleier tragen mußte. Ich war sehr gespannt. Am nächsten Tage kam auch eine Droschke vorgefahren und mit Mühe wurde von einem Eunuchen unter Hilfe von Ali ein wappeliges Etwas herausgehoben und die Treppe hinaufgetragen. Es war die Schönheit. So was Dickes habe ich noch nicht gesehen. Das Mädchen war so dick, daß es sich kaum bewegen konnte. Mit Stolz fragte mich der Vater ein über das

Digitized by Google

andere Mal: „Ist sie nicht sehr schön?“ Ich dachte an Goethe: Recht quammig, quabbig, das bezahlen mit hohem Preis Orientalen.

Aber einmal sollte ein ganzer Harem kommen. Wenn ein Harem photographiert wurde, mußte es immer die Frau des Chefs vornehmen; ich hatte alles soweit vorzubereiten, daß sie nur den Deckel vom Objektiv abzunehmen und aufzusetzen brauchte. Während



ich nun im Atelier hin- und herlief, bemerkte ich, daß der Vorhang zum Ankleidezimmer immer in Bewegung war und die Haremsweiber mich beobachteten. Als aber nun die Frau erschien, um die Aufnahme vorzunehmen, protestierten sämtliche Haremsdamen: „Nein, nicht Sie! Der schöne blonde junge Mann soll die Aufnahme machen!“ Das war ich! Nie habe ich wieder so geschwitzt! Wenn ich den Kopf unter das schwere, schwarze Tuch des Apparates steckte, um die Schärfe des Bildes einzustellen, waren neben mir unter dem Tuch zugleich mindestens zwei der Köpfe der Haremsdamen, die mir zärtlich ihre dicken, alten Gesichter an meins legten; und dabei waren 35 Grad Reaumur im Schatten. Das jüngste und schönste Haremsmitglied, das photographiert werden sollte, wäre mir lieber gewesen. Aber die wurde von zwei Eunuchen bewacht und ich durfte sie nicht einmal anrühren, um ihr die Hände beispielsweise anders zu legen.

Ein entzückender Kerl war mein Diener Ali, der zugleich auch Wächter des Grundstückes war. Eine grundehrliche Haut. Man konnte ihm getrost ungezähltes Geld anvertrauen und bekam alles auf Heller und Pfennig wieder. Er hatte Frau und Kinder im Sudan, die, wie er sagte, von den Erträgnissen dreier Dattelpalmen lebten; außerdem schickte er ihnen die Hälfte von seinem monatlichen Gehalt, und das war wenig genug. Alle fünf Jahre besuchte er sie und freute sich wie ein Kind darauf; er wollte absolut, daß ich ihn das nächste Mal begleiten sollte. Er war mächtig stolz auf mich und ich überraschte ihn einmal, wie er anderen Arabern mein Skizzenbuch zeigte und sagte: „Und denkt mal an, alles hat er mit der Hand gemacht.“

Ali schlief unter der Treppe des hochparterre gelegenen Ateliers. Von Zeit zu Zeit im Sommer, wenn er es vor Wanzen nicht mehr aushalten konnte, schleppte er sein Bett, das ein Bambusgestell mit Gurten war, in die Sonne und klopfte mit einem Knüppel tüchtig drauf. Dann fielen die Wanzen haufenweise in den Sand, der so heiß war, daß sie sich nur ein paar Mal herumdrehten und tot waren.

Er hatte sich mit drei Freunden aus dem Sudan zusammengetan und sie wirtschafteten gemeinschaftlich, indem sie ihr Geld zusammenlegten. Sie kauften zusammen einen Sack Korn, mahlten es auf einer Mühle, die aus zwei übereinandergelegten runden

Digitized by Google

Steinen bestand — noch genau so, wie die alten Ägypter — und aßen gemeinschaftlich ihr Abendbrot. Oft habe ich ihnen bei der Bereitung des letzteren zugesehen. Es wurde ein flacher Stein erhitzt und, wenn er heiß genug war, ein Teig aus Mehl, Wasser und Milch daraufgetan. Natürlich mit der Hand, Löffel gab es nicht. Das daraus entstehende eierkuchenartige Gebäck wurde zerkleinert in einen Topf mit Milch und Öl getan und mit den Fingern herausgefischt und gegessen. Wenn ich dabei war, mußte ich unweigerlich mitessen. Ali ließ nicht locker. Übrigens schmeckte es ganz gut.

Ich war sehr zufrieden mit Ali. Er aber nicht mit mir. Eines Tages kam mein Chef zu mir und sagte: Ali hätte sich über mich beklagt. Ich wäre kein richtiger Herr. Drei Monate wäre er nun schon bei mir und hätte noch keine Prügel bekommen! — Die sollte er bald genug haben. Das kam so: Ich hatte Ali weggeschickt, mir Briefpapier zu holen. Wie er fort war, fing es an zu regnen, aber ein richtiger Kairener Regen, bei dem es wie mit Mulden gießt und die Straßen in einer Stunde überschwemmt sind. Nach einiger Zeit kam Ali zurück. Auf dem Kopf hatte er einen großen Korb, den er vorsichtig festhielt, damit sein Turban nicht naß werden sollte, und in der Hand trug er mein Briefpapier, das natürlich vollkommen naß war, und übergab es mir, als ob alles in Ordnung wäre. Da packte mich die Wut! und schwapp! hatte Ali eine gewaltige Maulschelle! — Das war aber wieder nicht richtig! — Ganz beleidigt sah Ali mich an, zeigte in die Luft und sagte: „Allah läßt regnen und ich kriege dafür eine Maulschelle?!"

Außer Ali waren noch zwei Araber da: Salama, der Gärtner, und Selim, der Kopist. Selim konnte etwas Französisch und konnte rechnen, wie kein zweiter. Bei den komplizierten ägyptischen Geldverhältnissen hat er mir oft helfen müssen, denn bei mir war Rechnen die schwache Seite. Er hatte sich seine eigene Bezeichnung für die photographischen Instrumente zurechtgemacht, z. B. nannte er das Objektiv den „Vater der Brille". Selim war Scheich. Er war mit seiner zweiten oder dritten Frau, die schon todkrank war, nach Mekka gepilgert. Die Frau war unterwegs gestorben, und er war Scheich geworden. Nun hatte er wieder geheiratet, und zwar ein Mädchen von elf Jahren, wie er mit Stolz erzählte. Er selbst war über fünfzig. Die ersten Tage seiner Ehe hatte er, wenn er aus dem Geschäft nach Hause kam, seine Frau mit anderen Kindern auf der Straße spielend angetroffen und hatte sie jedesmal tüchtig durchgebleut, damit sie wüßte, wie eine verheiratete Frau sich zu benehmen hätte.

Eines Tages machte sich Selim in einem im Garten stehenden Schuppen, in dem allerhand Gerümpel aufbewahrt wurde, zu schaffen. Mit dem Ruf: „Eine Schlange! Eine Schlange!" kam er plötzlich angestürzt. Richtig, in einer dunklen Ecke, wo alte Negative aufbewahrt wurden, bewegte sich etwas. — Da müßte der Schlangenbeschwörer heran, erklärte Selim. — Wer das wäre? — Das wäre ein arabischer Zigeuner, der von Zeit zu Zeit durch die Stadt zöge und Schlangen finge. — Ob er ihn bestellen sollte? — Natürlich sollte er. — Nun wurde scharf Umschau nach ihm gehalten, und richtig hatte Selim ihn eines Tages erwischt und ihn auf nachmittags drei Uhr bestellt, denn ich wollte eine Reihe von Freunden, die so etwas noch nicht gesehen hatten, dazu bitten. Punkt drei Uhr erschien er. Er hatte über der Schulter einen ledernen Sack hängen, der schon halb voll Schlangen war, darunter eine sehr giftige, sandfarbene Viper, die sich durch drehende Bewegung in den Sand vergräbt und den barfüßigen Araber, wenn er drauf tritt, in die Ferse beißt. Er machte das vor. Also der Schlangenbeschwörer ging nun durch den Garten und ließ einen eigentümlichen Pfiff ertönen, dann horchte er hin und sagte je nachdem: „In dieser Ecke sind zwei Schlangen; — in jenem Strauch ist eine; — in dem Schlinggewächs am Haus sind drei." Zuerst verlangte er nun von sämtlichen Anwesenden einen großen Backschisch, dann zog er sich seinen Burnus aus, so daß er halbnackt war, nahm einen Stock in die Hand, und dann fing er die Beschwörung in einem für die anderen Araber unverständlichen Zigeunerarabisch zu sprechen an; nach einigen Minuten erklärte er: „Jetzt kommt sie." Dann langte er mit der Spitze seines Stockes in ein Gebüsch und holte damit richtig eine ziemlich große Schlange hervor. So fing er vier bis fünf Stück. Wieviel Schwindel dabei war, habe ich nie herausgekriegt. Die Araber aber glaubten fest an seine Kunst. Zum Schluß zeigte er noch ein Kunststück: Er packte eine Schlange hinter den Kopf und blies ihr ins Gesicht. Sofort wurde sie ganz steif wie ein Stock. Der reinste Moses. Als er fortging, fragte ich ihn, was er mit den Schlangen anfinge. „Die esse ich," grinste er mich an. — Proste Mahlzeit!

Einen guten Freund hatte ich. Das war Tayfour Samy, Lieblingseunuch der Königin von Ägypten. Ein guter Kerl, wohl zwanzig Jahre alt und — vorläufig wenigstens noch — schlank wie eine Tanne. Er sprach fließend Deutsch, das er von der Wiener Erzieherin der prinzlichen Kinder, in die er platonisch verliebt war, gelernt hatte. Oft sang er mir in seiner hohen Fistelstimme sein Lieblingslied: „Du, du liegst mir im Herzen" mit viel Gefühl und Schmelz vor.

Ein sehr interessantes Erlebnis hatte ich durch die Einladung eines Beis, dem ich das Photographieren beigebracht hatte, zu seiner Hochzeit. Ein ganz orientalisches Fest, bei dem der ganze Garten in ein einziges großes Zelt verwandelt war, das sogar über die Palmen gespannt war und aus dessen Decke Hunderte von Kronleuchtern und bunten Glaskugeln blitzten. Männer und Frauen

Digitized by Google

Frau in Landschaft. Gemälde von Werner Heuser

Digitized by Google

Digitized by Google

feierten die Hochzeit getrennt mit ihren Freunden oder Freundinnen. Die Männer im großen Zelt, die Frauen im Hause hinter verschlossenen Haremsgittern. Nur ab und an wurde mal ein Gitter zur Seite geschoben, und eine Haremsschöne ließ durch den Spalt einen eigentümlichen trillernden Laut, der das Zeichen höchsten Vergnügens bei der Araberin ist, ertönen. Natürlich war ich neugierig genug, in das Haus einzudringen. Ich kam aber nicht weit. Am Fuß der Treppe wurde ich von zwei Eunuchen gepackt und wieder hinausexpediert. — Aber dann kam das Essen. Es wurde an ungefähr dreißig bis vierzig niedrigen Tischen (zu zehn Personen), an die man sich mit untergeschlagenen Beinen setzte, mit den Fingern eingenommen, nachdem diese von einigen Dienern vorher gewaschen waren. Es begann mit einer Suppe, die natürlich mit dem Löffel aus einer in die Mitte des Tisches gestellten Schüssel gegessen wurde, aber alles andere mußte mit den Fingern bewältigt werden. Bei Fisch und Erbsen war das gar nicht so leicht. — Aber mächtig imponierte mir, als auf jeden Tisch ein ganzer gebratener Hammel gestellt wurde. — Dreißig Hammel! — Da das Fleisch erst gekocht und dann gebraten war, ließ es sich leicht in Fasern herausreißen. Ich war aber kaum in die Technik des Essens eingedrungen, die darin bestand, daß man nie die Finger mit in den Mund stecken darf, und auch nichts anderes berührt, als was man selbst essen will, so daß es ganz sauber hergeht, bis auf das Tischtuch, das mit der Zeit über und über bekleckert war, — als sämtliche Hammel auf einen Wink des Beis verschwanden. Wie ich hörte, wurden in einer nahen Moschee die Speisen unter die Armen verteilt. — Nach dem Obst wurde die Tafel aufgehoben, und nun sang Abdu, Kairos berühmtester Sänger, seine Lieder, die nach den begeisterten beifälligen „Allah-“ und „Allahu-akbar“-Rufen sehr schön sein mußten. Mir aber war das schauerliche arabische Gekrächz entsetzlich anzuhören und ich verduftete, um mich erst mal in einem europäischen Restaurant gründlich satt zu essen, ohne den Aufbruch des Beis abzuwarten, der um 12 Uhr mit seiner neuen Frau in der Moschee getraut werden sollte.

Taifour Samy. Aga.

Als der erste Winter vergangen war, erklärte mir eines Tages mein Chef, er hielte es im Sommer in der afrikanischen Hitze nicht aus, er wollte nach Europa und ich sollte das Geschäft in dieser Zeit leiten. — Dazu war ich ja aber nicht engagiert! — Das wäre richtig, aber ich bekäme nach seiner Rückkehr auch eine Remuneration. — Remuneration? — Remuneration? — Ich erkundigte mich bei meinen Freunden, was man darunter verstände und erfuhr: das wären gewöhnlich 500 Frank extra. — Na also! — Nun war ich vollständig Herr. Ich schloß das Geschäft während der großen Hitze in der Mittagszeit und benutzte diese Zeit, um mir Modelle zu stellen. Die Araber schleppten mir auch allerhand Getier heran, das ich malen sollte, Schakale, Hyänen, ja einmal sogar einen mächtigen Strauß, den vier Männer kaum halten konnten. — Die Hitze machte mir wenig. Ich malte oft mittags in der Sonne Aquarell, wobei mir allerdings die Fliegen sofort alles, was ich gemalt hatte, auffraßen. — So verging der Sommer.

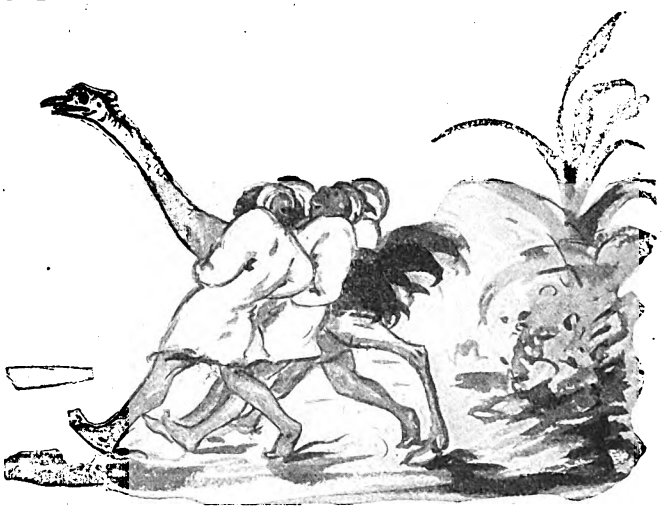
Im Herbst war eines Tages mein Chef zurück. Er war sehr zufrieden. Aber von Remuneration war nicht die Rede. — Endlich, nach mehreren Tagen kam er, und ich sah: Er hatte in jeder Hand etwas. ‚Aha! Die Remuneration!‘ dachte ich. Und richtig. — Nachdem er mir eine lange Rede gehalten hatte, in der er nochmals seine Zufriedenheit ausdrückte, sagte er, daß er mir eigentlich als Remuneration eine goldene Uhr hätte mitbringen wollen. — Aber ich hätte ja eine Uhr, wozu also zwei Uhren? — Nun hätte er daran gedacht, mir eine goldene Kette dazu zu kaufen. Aber wozu denn kaufen? Er hätte doch noch eine alte goldene Kette, die er nicht trüge, und Gold wäre Gold! Er machte nun die eine Hand auf und zeigte mir die Kette und den Goldstempel. Ich mußte sie in die Hand nehmen und ihr Gewicht fühlen.

Aber, fuhr er weiter fort, indem er die Kette wieder an sich nahm, er hätte auch noch zwei wunderschöne Manschettenknöpfe, die er auch nicht trüge, mit in Gold gefaßten echten, alten, silbernen, griechischen Münzen, und: „Nun,“ sagte er, indem er mir auch diese zeigte: „Wählen Sie! Wollen Sie die Kette oder wollen Sie die Manschettenknöpfe!“ All mein Weigern, nichts annehmen zu wollen, nützte nichts. Er ließ nicht locker. Ich sollte mich entscheiden, und nach wiederholter Aufforderung dachte ich bei mir: ‚Ich nehme die Kette, wer weiß, ob die Münzen echt sind. Also sagte ich: „Dann geben Sie mir die Kette!“ — „Das habe ich mir doch gleich gedacht,“ sagte da mein Chef, — und gab mir die Manschettenknöpfe.

Als nun im Krieg alles Gold abgeliefert wurde, erinnerte ich mich an meine Manschettenknöpfe. Ich brachte sie dem Juwelier, um das Gold von den Münzen abzulösen. Der Juwelier war ungeschickt, zerbrach mir eine der Münzen, und es stellte sich heraus: sie waren unecht.

*

Digitized by Google



Den ganzen heißen Sommer hatte ich in Kairo ausgehalten. Aber nun war mein Chef aus Europa, wohin er sich vor der afrikanischen Hitze geflüchtet hatte, zurückgekehrt und ich sollte Urlaub haben. Mein Bruder, der Maler, der in Sizilien war und der diesen Winter auf meinen Rat in Kairo malen wollte, war auch schon angekommen, und es konnte losgehn. — Wohin? — Nach der Oase Fayoum. Eine Oase wollte ich mal gesehen haben, wo ich so lange in Ägypten war: also, auf nach Fayoum! Ein deutsch sprechender Araber als Diener war bald gefunden, dazu ein Zelt gemietet und ein paar Flinten von Bekannten gepumpt, uralte Dinger, die eine war noch ein Vorderlader von Anno dazumal, die zweite war ein Hinterlader. Für beide wurde Munition besorgt, das Notwendigste in einen Koffer gepackt, Kochtopf, Bratpfanne und eine große Stall-Laterne angeschafft, und eines schönen Tages ging es vom Bahnhof Bulak-Dakrur mit der Bahn nach der Stadt Fayoum. Dort wollten wir Kamel und Esel mieten und in die Oase hineinziehen. Alles ging auch glatt. Durch eine Empfehlung von einem arabischen Kaufmann aus Kairo erhielt ich weitere an den Mudir — Statthalter — und an den berühmten Scheich Sadauni, einen alten Beduinenscheich, der vor Jahren mit seinen Raubbeduinen auf eigene Faust mit dem ägyptischen König Krieg geführt haben sollte — das war was für uns!

Nachdem wir vor der Stadt unser Zelt aufgeschlagen hatten und Kamel und zwei Esel gemietet waren, erbat ich beim Mudir eine Audienz, um meine Empfehlung zu übergeben. Ein alter würdiger weißbärtiger Mann, der mit untergeschlagenen Beinen auf einem erhöhten Polster saß, empfing mich, und nach vielen Salams und Verbeugungen meinerseits erhielt ich schließlich ein Dokument, an sämtliche Dorfälteste gerichtet, in dem geschrieben stand, daß wir unter seinem besonderen Schutze reisten. Leider habe ich das Schriftstück nicht mehr. Der letzte Dorfälteste hat es behalten. Es sah wie eine mittelalterliche Pergamentsurkunde aus und hatte große Siegel daran hängen.

Früh am nächsten Tag ging unser Marsch nun los. Unser beladenes Kamel erregte im Ort größtes Aufsehen. Auf dem Rücken hatte es unser zusammengelegtes Zelt. Rechts und links hingen unsere Handkoffer und darunter baumelten an beiden Seiten unser Kochtopf und unsere Bratpfanne, und um den Hals hatten wir ihm unsere Stall-Laterne gehängt. Jeder von uns saß, wie ein Rinaldo Rinaldini, bis an die Zähne bewaffnet, auf einem Esel.

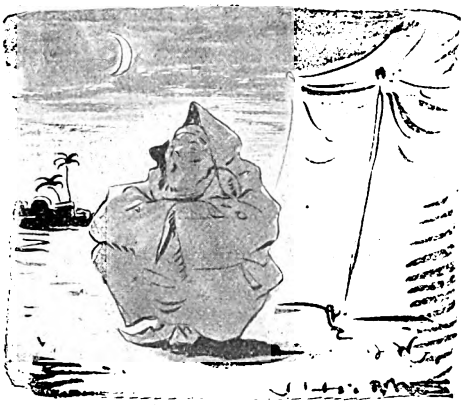
Gegen Mittag des nächsten Tages kamen wir in die Nähe des Möris-Sees, wo der Scheich Sadauni wohnen sollte. Wir waren noch gut zwei Stunden entfernt, da sahen wir eine eigene Kavalkade auf uns losreiten. Viel war in der Staubwolke nicht zu erkennen, sicher aber war, daß es Beduinen waren, man sah deutlich die langen Flinten und wehenden Tücher. Aber es waren keine Räuber, wie wir uns gleich in unserer Phantasie ausgemalt hatten, sondern, wie sie nahe herangekommen waren, sprangen sie von den Pferden und näherten sich uns mit vielen Verbeugungen: Der Scheich hätte gehört, daß wir ihn besuchen wollten, und schickte jedem von uns ein Pferd und einen Diener. Und was für ein Pferd! Prachtvollster Araber! und arabisch aufgezäumt! Das hatte ich mir schon immer gewünscht. Wundervoll saß man im Sattel; wie in einem Lehnstuhl, und die breiten Steigbügel fand ich herrlich! So ging es nun im Galopp weiter, und wenn uns auch dabei die Hosen bis an die Knie hinaufrutschten und wir gewiß keinen vornehmen Eindruck machten, so zogen wir doch mächtig stolz bis vor das Schloß des Scheichs. Schloß? Ach nein! Es war, von außen wenigstens, eine ziemlich traurige Hütte aus Nilschlamm, mit Palmenwedeln gedeckt, und sah mehr nach einem Erdhaufen als nach einem Schloß aus. Vor der Tür aber empfing uns ein prachtvoll aussehender Beduine mit schwarzem Untergewand und weißem Burnus und stellte sich als der Sohn des Scheichs vor. Nach der Begrüßung führte er uns in das Haus. Da war in einem Gang rechts und links ein Zimmer. Geradeaus ein Hof mit Brunnen, um den Hof die vergitterten Haremsfenster. Das Zimmer rechts vom Gang wurde uns mit Stolz als Wohnung angewiesen. Es war aber auch überraschend, und der Stolz des Beduinen erklärlich: Es lag nämlich, das ganze Zimmer einnehmend,

Digitized by Google

ein ganz moderner Wiener Teppich drin und rings an den Wänden entlang laufend ein breiter Diwan, mit modernstem Wiener gedruckten Kattun überzogen.

Am nächsten Morgen kam unser Diener und erzählte: Uns zu Ehren sei ein Hammel geschlachtet, und der alte Scheich gäbe sich die Ehre, uns zum Mittagessen einzuladen. Er wolle uns aber à la franca — d. h. nicht mit den Fingern — bewirten und bäte uns, ihm zu diesem Zweck unser Besteck zu leihen. Schade! Ich hätte zu gern richtig arabisch mit den Fingern gegessen! Sogar einen Tisch hatte der alte Scheich herstellen lassen aus einer Platte über zwei Böcken, und über drei Stühle verfügte er sogar. — Der Alte präsidierte beim Essen, der Sohn war nicht dabei. Wir mußten rechts und links an seiner Seite sitzen, und sogar drei Teller standen auf dem Tisch. Das war allerdings auch alles, was an Geschirr da war. Und nun gab es Hammel, Hammel, Hammel. Hammel gekocht, Hammel gebraten, Hammelnieren und Hammelleber. Nichts wie Hammel, ich glaube neun Gänge Hammel! Und gegen den Durst gab es Wasser, d. h. kein schönes klares Wasser, sondern es wurde draußen aus dem Graben die Tonflasche mit Wasser vollgefüllt. Das sah aus wie Milchkaffee. Wenn sich der gröbste Dreck zu Boden gesetzt hatte, wurde es getrunken. Ich habe bei der Hitze und dem Durst mindestens drei solcher Flaschen ausgetrunken. Von Rechts wegen hätte ich den fürchterlichsten Typhus danach kriegen müssen. Es bekam mir aber ausgezeichnet. Da wir nur drei Teller hatten, mußten wir diese immer wieder benutzen, und wir mußten uns zusammennehmen, um nicht zu lachen, wenn der bedienende Araber, mit der ernstesten Miene, nach jedem Gang mit seiner schwarzen Hand auf die Teller langte und Knochen und Überreste nahm und

Digitized by Google



in die Ecke des Zimmers warf, wo eine Menge wilder Hunde, die sich hineingeschlichen hatten, unter Gebell darüber herfielen. Dann wischte er mit seinem Übergewand den Teller rein und stellte ihn wieder hin. Der alte Scheich saß dabei wie ein Fürst und verzog keine Miene.

Am nächsten Tage wurde ein Ausflug an den Salzsee vom Scheich angesetzt. Mein Bruder wollte gern einen roten Reiher schießen. Wir bekamen aber keinen zu Gesicht. Aber gebadet haben wir im See, zum größten Erstaunen der Araber.

So blieben wir ungefähr acht Tage; malten und schossen in der wundervollen Landschaft allerhand Getier und verabschiedeten uns dann, nachdem wir aus Dankbarkeit den alten Scheich und seinen Sohn porträtiert hatten. Ein Zeichen der hohen Bildungsstufe des Scheichs, denn nach dem Koran darf sich kein Muselmann abkonterfeien lassen.

Mit unserem Kamel, Eseln usw. zogen wir nun weiter, denn wir wollten noch mehr von der Oase sehen. Andern Tages machten wir in der Nähe eines Dorfes halt. Ich machte meinen Besuch beim Dorfältesten mit meinem Empfehlungsschreiben, und es wurde uns ein schöner Platz angewiesen, um unser Zelt aufzuschlagen. Unser Abendessen bestand in Tauben, die wir den Fellachen wegschossen und die sich als schrecklich zäh erwiesen, so daß wir lieber zu unseren mitgebrachten Maccaroni unsere Zuflucht nahmen. Gegen Abend erschien ein alter weißbärtiger Araber mit einer kolossalen vorsintflutlichen Pistole, die wie ein Trichter aussah, im Gürtel, stellte sich als Nachtwächter vor und renommierte, daß er mit seiner Pistole uns jeden Dieb vom Halse halten würde. Wir legten uns also beruhigt auf unser feuchtes Zuckerrohr, das uns der Dorfscheich anstatt Stroh hatte schicken lassen, schlafen, d. h. an Schlaf war nicht viel zu denken. Der Nachtwächter sang die ganze Nacht mit seinem scheußlichen arabischen Gekrächz seine Lieder, wahrscheinlich um seine Angst zu verscheuchen, so daß wir kein Auge zumachen konnten. Gegen Morgengrauen aber wurde es uns zu viel. Wir gingen hinaus, bedankten uns für die gute Wache, und bedeuteten ihm, daß es nun hell würde und wir seiner nicht länger bedürften. Zugleich drückten wir ihm fünf Piaster in die Hand. Die aber nahm er nicht. Er zog seine Pistole heraus und sagte: „Sieh her, o Herr! Diese Pistole habe ich schon fünf Jahre und habe noch nie damit geschossen, weil ich kein Pulver habe. Gib mir kein Geld, gib mir lieber Pulver!“ — Und damit wollte er uns die Diebe vom Leibe halten.

Vierzehn Tage waren wir unterwegs. Aber dann war mein Urlaub zu Ende und heim ging's nach Kairo.

Der Winter verging. Mit den sogenannten Chamsim-Winden kam im Frühjahr die unerträglichste Hitze. Mein Bruder wollte wieder nach Italien. Ich mußte bleiben.

Wenige Tage vor seiner Abreise nach

Digitized by Google

Alexandrien zog ich eines Abends mit Selim, dem Araber, in die Wohnung meines Bruders, um verschiedene mir gehörige Gegenstände, auch solche, die ich für ihn bis zum nächsten Winter aufheben sollte, abzuholen. Ich hatte eine große Kiste mitgebracht, in die nun alles hineingepackt wurde, was dableiben sollte: Bücher, Töpfe, Tassen, Spirituskocher usw. usw., unter anderem auch das noch von unserem Ausflug übergebliebene Pulver, gut 10 Pfund, und Patronen usw.

Als die Kiste fast voll war, glaubte mein Bruder, versehentlich einige seiner zurückbleibenden Sachen mit eingepackt zu haben, und leuchtete mit seinem Leuchter, bei dem er die üble Angewohnheit hatte, immer ein neues Licht auf den abgebrannten Lichtstummel zu kleben, in die Kiste hinein. Natürlich fiel das brennende Licht in die Kiste, und wie er es wieder herausholen wollte, ging es auf einmal: Puff! Die ganze Pastete flog mit einer kolossalen Rauchwolke in die Luft. Töpfe, Tassen, Bücher, Bratpfannen, alles flog in die Höhe.

Und mein Bruder?

Der lag, kohlschwarz im Gesicht: „Wie Berthold Schwarz vor zwei Sekunden, des Pulvers große Kraft erfunden," auf der Erde daneben. Schnell erstickte ich zuerst das Bett, das zu brennen angefangen hatte, dann riß ich das Fenster auf und schleifte meinen Bruder aus dem Zimmer. Da brach er in die klassischen Worte aus: „Das habe ich mir doch gleich gedacht!"

Jetzt aber schnell einen Arzt. Den mußte Selim holen. Aber wo war der geblieben? Im Zimmer war er nicht mehr, auf der Treppe auch nicht. Ich stieg die einzelnen Stockwerke hinunter: Selim war nicht da. Auf der Straße war er auch nicht. Aber ganz hinten, um die Straßenecke guckte ein braunes Gesicht mit einem Turban. Aber keine Macht der Erde brachte ihn wieder in das Haus. So zog ich denn, meinen Bruder untergefaßt, allein los, um einen Arzt zu suchen. Aber keiner war zu Hause. Es war griechische Ostern und großer Feiertag. Nur eine Apotheke fand ich, die nicht geschlossen war. Der Inhaber war ein Franzose. Er wußte gleich Bescheid. Zuerst rieb er ihn mit einer Flüssigkeit ein und dann bestrich er ihn mit einer Salbe, legte ihm dann einen Verband an und setzte ihm eine schwarze Brille auf die Nase, so daß er der damals eben ausgegrabenen Mumie von Ramses dem Großen verdammt ähnlich sah, dann überreichte er uns eine große Flasche mit mindestens einem Liter der Flüssigkeit und eine kolossale Portion der Salbe, die allein ausgereicht hätte, ein Regiment Soldaten einzufetten, trotz unseres Protestes, daß wir so viel nicht nötig hätten.

Die Rechnung dafür riß denn auch ein großes Loch in den schon so mageren Geldbeutel.

Als wir aber nun fort wollten, rief er uns zurück und sagte: „Pardon, mein Herr, Sie haben den Apotheker bezahlt, jetzt kriege ich für meine ärztliche Tätigkeit nochmals zwanzig Frank." In der geschickten Ausnutzung kritischer Situationen sind eben die Franzosen Meister!

Als aber drei Tage später mein Bruder in Alexandrien auf das italienische Schiff ging, den Kopf weiß eingewickelt, mit der schwarzen Brille, seinem Affen Fips, den er sich in Kairo gekauft hatte, auf der Schulter, kriegten die italienischen Matrosen es mit der Angst. Mit dem Ruf: „Il diavolo, il diavolo," verschwanden sie in sämtlichen Ecken und Winkeln des Schiffes.

Meinem Bruder hat der Unfall aber nichts geschadet, und blind ist er auch nicht geworden, wie er anfangs fürchtete. Er kam gut nach Sizilien, und von Zeit zu Zeit bekam ich Briefe, die mir sein Affe schrieb. Mein Bruder aber hatte ihm die Hand dabei geführt.

Digitized by Google

Der Fahrende

Novelle von Wilhelm von Scholz

Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts hielt das folgende Begebnis die Stadt Augsburg eine Zeitlang in Aufregung.

Ein Fahrender, ein großer schwarzer Gesell, der eines Tages, auf der Straße von Ulm herkommend, zugewandert war, hatte erst bei einer reichen Hochzeit in der Jakobervorstadt und dann bei einem sonntäglichen Tanz im Freien für einen am Fieber niederliegenden Fiedler einspringen dürfen und dabei trotz seines wilden Aussehens so lieblich, mit so schmelzend süßer, südlicher Weise seine Fiedel gestrichen, daß ihn die Hochzeitsgäste mehrmals allein zu hören verlangt, daß die Tänzer — in dieser tanzlustigen Stadt Augsburg! — mehrmals still stehen geblieben und andächtig den Tönen seiner Fiedel gelauscht und, gleichwohl es immerfort weiter wie ein Zucken und Wippen, Neigen und Treten und Händeschwenken durch ihre Glieder ging, nicht eher in den Reihen zurückgekehrt, als bis die andern groben Pfeifer und Gesellen und ihre Dudelsäcke wieder mit eingefallen; worauf sich denn alles nun in einem noch viel tolleren Wirbel gedreht.

Dieser Mann, der sich Thurner nannte, hatte noch nicht lange Gunst der Hochzeitsgäste und der Tanzenden, als ihm auch schon Neid der anderen Spieler sicher war, und hatte nicht lange Gunst und Neid, als ihm auch schon die Frauen nachstellten, die Mädchen zufielen, die Männer gram wurden und die Obrigkeit fragte, woher des Weges und wer er sei. Und weil er, als ein grauer, wenngleich jähzorniger Ratsherr, Aufmuth geheißen, dies wichtige Examen mit ihm anstellte, gerade vom Aufspielen kam, recht erhoben, stolz und frohen Sinnes war, vielleicht auch die Unbedenklichkeit von ein paar Kannen roten Weines noch dazu in sich hatte, gab er allerhand nicht ganz botmäßige Antwort, nannte auf das „Woher?“ keinen Ort, kein Land oder Königreich, sondern beschrieb immer weiter rückwärts einen staubigen oder kotigen Weg durch Feld und Wald, Städte und Dörfer, mit nächtlichen Schenken daran und Kammerfenstern und Mädeln im Heu, mit geprellten, hinterherschimpfenden Bauern und an der Nase geführter, immer nach der falschen Seite fahndender Obrigkeit — daß dem Aufmuth schon die Zornesader schwoll, ehe sie beim „Wer?“ waren. Und als er da anfangen wollte, sich einen unehelichen Sproß der allerchristlichsten Majestät zu nennen, da übermannte der Jähzorn den Ratsherrn, und er trat dem Burschen mit Wucht in den Leib, daß der aufschrie und umfiel.

Es dauerte den Aufmuth erst, daß es so ausgelaufen; als aber dann seine Kollegen ihn bestärkt: daß das die einzige Art sei, solchen frechen Übermut nicht nur gegen seine Person, sondern gegen die gute Stadt auch, im Zaume zu halten, und der Fiedler anscheinend ohne Schaden, wenngleich erst nach zwei Monden, aufkam, da bereute der Ratsherr seinen Tritt nicht mehr, fand ihn nun gerecht, fast noch milde.

Zu aller Staunen erhob der Fiedler Klage gegen den Ratsherrn. Viele, auch die, die besonders, die ihm wohlwollten, rieten ihm ab: selbst, wenn er bei jener Vernehmung nichts Freches vorgebracht, sei es gleichwohl aussichtslos, da die Patrizier fest zusammenhingen und der Richter und der Aufmuth gar Vettern sein möchten. Und wenn auch Rechtsprechen stets genau so gut sei wie Würfelspielen, so hieße es doch hier für ihn, gleich mit verhexten Würfeln spielen, die beim Wurf des andern nur Sechsen, bei seinem nur Nullen zeigen würden.

Der Thurner ließ sich nicht abbringen. Mit dem bittern Zug um den Mund, den er seit dem Fußtritt hatte, lächelte er und bestand darauf, zu klagen, klagte und mußte gehört werden, ward gehört und ward dem Aufmuth gegenübergestellt, dem seine Tat nun gar so recht und schön erschien, daß er den Fahrenden noch höhnte. Und nicht nur ihn, auch seinen Stand, sein heimatloses unstetes Dasein; und nicht nur das, auch die Musik, die hinzufiedeln keines ehrlichen Mannes Sache sei, außer zu Gottes Dienst in der Kirche. Der Aufmuth steckte mit seinem Spotte

Digitized by Google

den Richter an, der fröhlich ward und — als er auch noch einmal vergeblich den Fiedler ermahnt, gegen ein kleines Schmerzgeld abzustehen — ein altes Hohngesetz hervorsuchte, worinnen stand, daß, wenn ein Unehrlicher von einem Ehrlichen an seinem Leib sei gekränkt worden, er dem Schatten des Täters ebenso solle tun dürfen.

Da hatten die Zuhörer laut gelacht und geredet, daß kaum wieder Ruhe unter ihnen ward, und zeigten in ihrem Lachen und Reden immer wieder auf den schönen großen Schattenratsherrn, den die durch das geöffnete Fenster flutende Sonne zwischen die Gerichtsschranken auf den Holzboden warf. Keiner dachte, daß eine solche Komödie Ernst werden könnte, daß einer einem Schatten werde einen Tritt versetzen als Genugtuung, sondern lieber beschämt fortgehen; sie hielten das Wort des Richters nur für eine artige Abweisung der aussichtslosen Klage und des törichten Klägers. Der aber dankte dem Richter: diese Sühne solle ihm genügen, ging dann, offenbar vor Erregung, doch unverständlich, für sich hinmurmelnd, auf den wohlbeleibten Ratsherrnschatten zu, sah ihn lange an und schien an ihm zu suchen. —

Die Zuschauer, die erst gelacht und geredet, waren nun ganz still geworden. Der Schritt des Fiedlers sah böse aus, er schien wie das greifende Schreiten eines langbeinigen Tieres, dessen überholender Schrittlänge niemand entlaufen kann. Der Aufmuth, der ein verlegen lächelndes, ein wenig beschämtes Gesicht gemacht, daß nun sein Schatten zum Spott dienen solle, dann aber gelacht, weil er sich ja sagte, der Spott träfe doch nur den anderen, war bleich geworden, zitterte unter seinem spöttischen Lächeln; auf seiner Stirne stand Schweiß. Er starrte wie gebannt auf den jetzt reglosen sprungbereiten Fiedler, der immer noch zauderte —

Da mahnte der Richter, den unziemlichen Scherz nicht noch mehr in die Länge zu ziehen, sondern lieber gegen ein Schmerzgeld —

Schon sprang der Thurner mit einem Satz in den Schatten, so plötzlich und wild, daß die Zuschauer leis aufschrien, stampfte den Boden in dem breiten Unterleib des Schattenratsherrn, hielt inne, sah sich mit bösem Triumph im Kreise um, lächelte gleich aus dem in seinem Antlitz vergehenden oder sich verbergenden Triumph geschmeidig, höflich und verneigte sich gegen den Richter. Die Zuschauer lachten jetzt befreit wie nach einem gelungenen Narrenspaß, der sie doch in Atem gehalten hatte; es klang fast wie Beifall, so daß sich der Thurner auch gegen die Bänke der Gaffer dankend verneigte, ehe er aus dem Saale schritt, in dem nun die Stimmen durcheinanderschwirrten und die lustige Gerichtsverhandlung beschwatzten.

Einer lachte nicht, sondern stand in Gedanken, starrte auf seinen schönen breiten Schatten hin, der eben getreten worden war, wie er das in seinem Handel auf die halb aufgerollten Ballen der Gewebe tat, wenn sie aus der Wirkerei gebracht wurden, um in die Läger getragen zu werden. Sein Freund, der Richter, kam mit dem Wort: „War ein Spaß ...“ auf ihn zu und ging dabei über den getretenen Schatten. Da zuckte der Aufmuth jäh und mit schmerzverzogenem Gesicht zusammen, sagte nur: „Laßt, laßt!“ und ging rasch heim.

Nicht lange darauf ward er krank, schlimmer krank, starb unter quälenden Schmerzen im Leib.

Und der Chirurgus, der im Bauche des Toten der Ursache seiner Krankheit nachforschte, fand, so erzählt man, in Größe und Form eines menschlichen Fußes den Darm des Aufmuth in Eiter und Geschwür zergangen.

Das Gerücht davon lief schnell um durch die Stadt.

Hatte es den Thurner auch rechtzeitig gefunden? Jedenfalls jetzt, wo er als Hexenmeister erkannt war, der im Bunde mit dem Teufel stehen mußte, war er verschwunden.

Es war schon lange, daß er nicht mehr aufgespielt. Niemand wußte, wann und wo man ihn zuletzt gesehen. Aber bei des Aufmuth Leichenfeier sei er dann wieder gewesen: seltsamerweise war es dem alten Weiblein, das ihn gesehen haben wollte, erst nach dem Opfer zu Bewußtsein gekommen, daß er es gewesen, der hinter einer Säule ihr gegenübergestanden. Da war es, zumal ihn sonst niemand erkannt hatte, zu spät, ihn noch zu finden.

Der Rat erließ eine Verordnung, daß dies Gesetz nie mehr angewendet werden dürfe.

Digitized by Google

Die alte Uhr im Dom zu Münster

Von Peter Werland

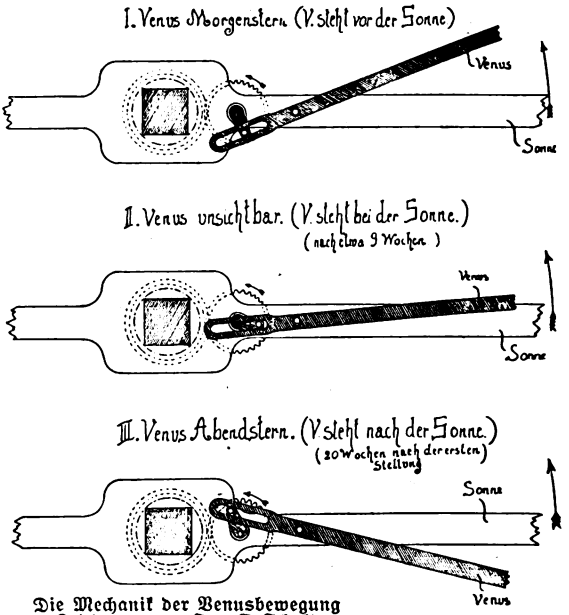
Westfalens schöne Hauptstadt birgt eine so überreiche Fülle alter Kunstschätze in ihren Mauern, daß keine Stadt auf der Roten Erde ihr darin auch nur annähernd gleichkommt. Namentlich der altehrwürdige Dom, ihr großartiger Gotteskempel, diese auch in den räumlichen Ausmaßen bedeutendste Andachtsstätte der ganzen Provinz, zeigt in der bunten Mannigfaltigkeit der sich dort in reicher Fülle malerisch mischenden Kunstwerke, wie jede Generation viele fromme Jahrhunderte hindurch sich an die Hauptkirche des ganzen Bistums in Liebe zu verschwenden suchte. Mögen nun auch manche dieser Denkmale vergangener Kunstrichtungen dem abstrakten Kunstkenner und Kunstästheten wertvoller erscheinen — keins von ihnen ist so bekannt, keins im wahrsten Sinne so volkstümlich, keins aber trotzdem in seinen Einzelheiten so wenig verstanden und so tief vom Schleier des Geheimnisvollen verdeckt, wie die alte astronomische Uhr im Dom zu Münster.

Zu jeder Zeit des Tages stehen Menschen jedes Alters und Standes vor ihrem geheimnisvollen Bau und warten, ob sich dort nicht etwas Besonderes. ereigne. Aber Stunde um Stunde verrinnt, die automatischen Schlagwerkfiguren oben an der fast acht Meter hohen Eichenholztafel versehen nach jahrhundertealter Weisung ihren Dienst, und dann pocht nur noch das schwere Pendel dumpf den lebenspendenden Pulsschlag der Uhr, aber so düster und geheimnisvoll aus ahnungsferner Tiefe heraufdröhnend, daß man glaubt, darin das ächzende Stöhnen der Verdammten in der Hölle zu hören, die in ihrem mit stereotyper Beständigkeit hervorgestoßenen Verzweiflungsruf „Immer-Nimmer!“ den Lebenden unaufhörlich mahnende Warner sein wollen.

Das ist aber auch das einzige, was uns verrät, daß noch einiges Leben ist in dieser Ruine eines Kunstwerks, dessen Feinheit und vielfältige Tätigkeit der Beschauer von heute nur noch zu ahnen vermag.

Früher war das anders. Da bewegten sich ganz oben an der Uhrtafel drei Gruppen automatischer Figuren, im Mittelteile zeigte die zwei Meter große Tierkreisscheibe den Lauf der Gestirne, die beiden schmalen Tafeln beiderseits daneben kündeten die astrologische Bedeutung der Himmelskörper unseres Planetensystems, und das Kalendarium darunter in Augenhöhe hinter dem feinmaschigen schmiedeeisernen Gitter machte seit 1540 für die folgenden 532 Jahre alle früher unentbehrlichen kalendarischen Angaben.

Seit der Angliederung des Viertelstundenschlages im Jahre 1696 vollzog sich der Schlag der Mittagsstunde in folgender Weise: Der Tod — gleich allen übrigen Plastiken der Domuhr aus Holz geschnitten — tat mit dem Hammer in seiner Rechten vier Schläge gegen die vor ihm hängende Glocke. Von links her reichte ihm Chronos als langbärtiger Mann eilenden Schrittes mit der Linken die Sense und drehte (nach jedem Viertelschlage) die mit der Rechten gehaltene Sanduhr um. Dann trat das Spielwerk zur Linken der Tafel in Tätigkeit. Der Wächter wandte sich nach links zu der neben ihm stehenden Frauenfigur und blies in sein langes Horn, und jeden Hornstoß bekräftigte die Frau mit einem Schlage gegen ihre Glocke. Mit dem Mittagsschlage aber vollzog sich das Hauptereignis des Tages: Aus dem Türchen rechts über dem in der Mitte vorgekragten siebeneckigen Umlaufboden, über dem die Gottesmutter mit dem Jesuskinde auf dem Schoße thront, erschienen, dem vorauffschwebenden Sterne folgend, die hl. drei Könige mit einem Diener vor und einem hinter sich und zogen langsam im Halbkreise vorüber. Dabei behielten die als Ganzplastiken geschnittenen Diener unentwegt ihre Richtung bei. Von den Königen aber



Die Mechanik der Venusbewegung
Zeichnung von Ing. E. Schultz

Digitized by Google

wandte sich der Reihe nach jeder zur Gottesmutter und dem Christkinde, legte die Rechte, militärisch grüßend, an die niedrige Zackenkrone und reichte unter einer schnellen Verneigung mit der Linken seine Gabe hin, worauf er wieder in die ursprüngliche Stellung zurückkehrte. Langsam verschwand der Umzug der Fünf in der Tür zur Linken, die sich hinter ihnen schloß. Diesen Opfergang verfolgte das Jesuskindchen mit einem langsamen Drehen des Köpfchens von der linken zur rechten Schulter. Während des Umzuges spielte ein Glockenspiel von sieben oder acht Glocken, das hinter der mittleren giebelartigen Erhöhung der großen Tafel angebracht war, eine fromme Weise.

Der zum Zwecke der Zeitbestimmung groß und beherrschend auf dem Mittelteile der Uhr angebrachte Apparat ist mit einer Sorgfalt und einer Reichhaltigkeit der Gedanken gearbeitet, daß wir heute mit staunender Bewunderung sehen, welche Mühe man sich damals gegeben hat, die Angaben für Zeit und Astronomie darzustellen.

Innerhalb eines Kreises von zweimal zwölf Stunden, der — eine besondere Eigentümlichkeit — dem gewöhnlichen Laufe unserer Uhr entgegengesetzt angeordnet ist, liegt ein fein geteilter Kranz von 24 mal 60 gleich 1440 kleinen Teilstrichen, die durch die Beischrift „Horarum minutae" erklärt sind. Ein noch mehr nach innen gelegter Doppelkreis zeigt in zweifacher Einteilung die 360 Meridiane für die den inneren Teil der Kreisfläche füllende alte Erdkarte, die Reproduktion einer stereographischen Polarprojektion der nördlichen Halbkugel bis zum Wendekreise des Steinbocks nach einer modernisierten ptolemäischen Weltkarte spanisch-

Der Viertelschlag

niederländischen Ursprungs. Über ihr drehte sich eine in der Fläche stark ausgesparte Holzscheibe — das Rete — um die durch den Nordpol gehende Hauptachse des Werkes. Dem Rete sind die wichtigsten Sterne des Fixsternhimmels aufgeheftet. Sein Hauptzweck aber ist der, den in ihm sitzenden, exzentrisch zur Achse gestellten Tierkreis zu bewegen, um die Stellung des Tierkreises über der Erde anzuzeigen.

Dicht um den Rand des Tierkreises verläuft eine vertieft eingelassene eiserne Schiene. In ihr sitzt der Sonnenzeiger, der wie ein Durchmesser das ganze Rete überschneidet, mit zwei Zapfen fest, einer davon unter der auf ihm angebrachten vergoldeten Sonnenscheibe.

Der Mond bewegt sich als halb schwarze, halb silberne Kugel in einem schwarzen Halbmantel und zeigt beim Vortreiben der Zeigerstange die jeweiligen Phasen und die ihnen entsprechende Stellung zur Sonne an.

Von den sieben Planeten unseres Sonnensystems sind nur fünf hier vertreten, weil bekanntlich Uranus

Der Stundenschlag

Digitized by Google

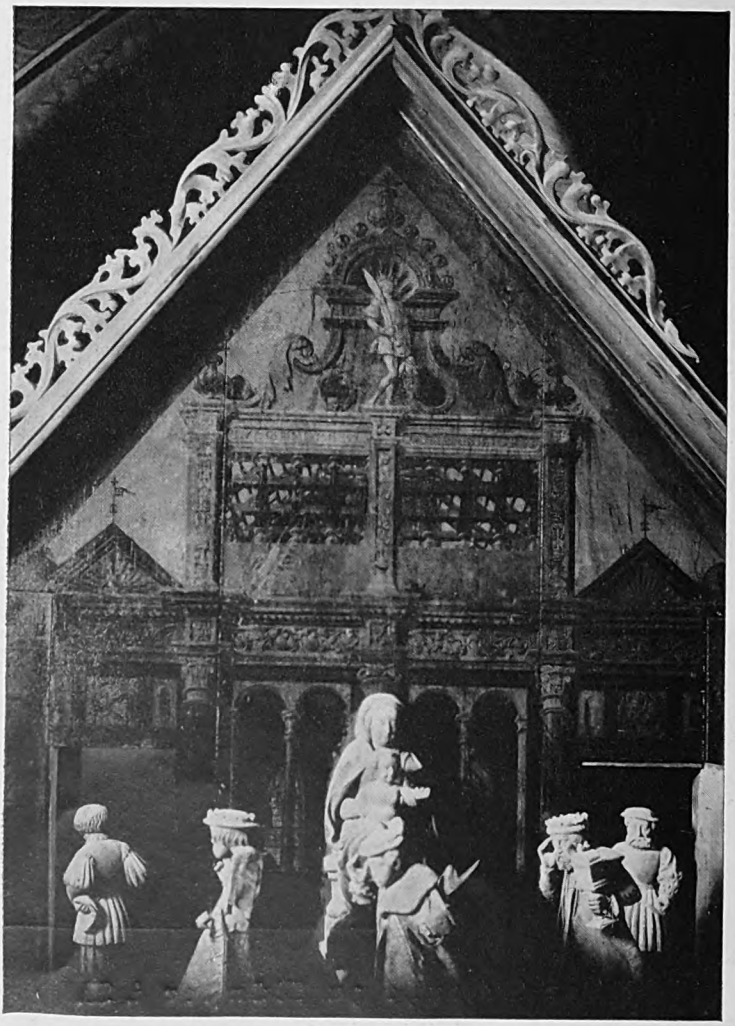
Digitized by Google

Digitized by Google

jene scheinbar pendelnde Bewegung, die der Venusplanet für uns am Himmel ausführt.

Das ganze Astrolabium planesphaerium drehte sich früher mit seinen sämtlichen Zeigern innerhalb 24 Stunden einmal um die Achse, und zwar in uns verkehrt scheinender Richtung. Bemerkenswerterweise sind auch Süden und Norden auf der Uhr vertauscht. Die Erklärung dafür ist wohl vor allem in dem natürlicheren Empfinden der damaligen Zeit zu suchen. Mit Septentrio (gleich Norden gleich Mitternacht) verbindet sich das Gefühl des Dunklen, das wir sinnfällig tief, unten suchen. Daher steht hier diese Bezeichnung am unteren Rande der mittleren Uhrtafel, Meridies (gleich Süden gleich Mittag) dementsprechend dort, wo die Sonne im Zenit des Tages thront. Durch diese Anordnung von Norden und Süden wurde erreicht, daß die Sonne von unten her aus dem Dunkel der Mitternacht aufstieg und von der strahlenden Höhe des Mittags wieder in die Mitternacht sank.

Der gleiche Orientierungsgedanke beherrscht den astrologischen Apparat, der rechts und links vom Astrolabium in der Form je einer durch die Malerei als Tafel zusammengefaßten Reihe von zwölf wagerechten Einschnitten angebracht ist. Bei jedem Einschnitte steht vermerkt: „Regit in 1ma hora," „Regit in 2da hora" usw. Mit der zwölften Stunde endete in der Höhe des Meridies die Tafel rechts, und die dreizehnte Stunde begann in der gleichen Höhe auf der linken Tafel. Die erste und 24. Stunde bezeichnen die Endpunkte der Tafel in der dem Septentrio entsprechenden Tiefstellung. Jedesmal um Mitternacht stellten sich die Sterne automatisch ein, die in den 24 Stunden des kommenden Tages ihren astrologischen Einfluß ausübten. Da es sich dabei um Sonne, Mond und die fünf Planeten handelte, regierte in jeder Stunde der siebentägigen Woche stets der gleiche Stern. Die technische Einrichtung dieses Apparates ist sehr einfach: Hinter den zwölf wagerechten Einschnitten jeder Tafel steht ein kräftiger vierseitiger Stab, auf dem je zwölf siebeneckige Brettchen sitzen, deren eine Schmalseite stets in den Einschnitt gedrückt wird und so nach außen hin den in Frage kommenden astrologischen Regenten zeigt. Schlag Mitternacht wurden beide Stäbe durch je eine von der Mittelachse ausgehende Eisenstange mit Gabelende um eine Siebenteldrehung vorbewegt, wodurch der Astrologie für den kommenden Tag genug getan war.



Der Opfergang der heiligen drei Könige

Der im unteren

Digitized by Google

Maria mit dem Kinde

Teile des Uhrgebäudes angeordnete Kalender ist eine kreisrunde Scheibe, die nach dem Rande hin zwei breite Ringe umgeben. Von ihnen enthält der äußere die kalendarischen Angaben für die Jahre von 1540 bis 2071, der innere das Kalendarium des Jahres. Diese Scheibe drehte sich mittels Kammgetriebes alljährlich einmal um ihre Achse, die nach außen hin durch die Figur des hl. Paulus, des Patrons des Domes, abgeschlossen wird, der wahrscheinlich mit dem Schwerte auf den betreffenden Monat hinwies. Hinter seinem Rücken ist ein Zeiger befestigt, der mit der Hand auf das laufende Jahr eingestellt wurde, und links unten steht in der tiefen, kreisrunden Nische ein Männchen, unter dessen Stab sich beim Drehen der Scheibe der Tag zeigte.

Die münsterische Domuhr ist zwar heute nur noch als Ruine anzusprechen. Aber in ihrem uhrtechnischen Apparat liegt nicht so sehr ihr Wert — zahlreiche große und kleine Kunstuhren sind unter Benutzung bald dieses, bald jenes Grundgedankens ähnlich gebaut — als vielmehr in der herrlichen Malerei auf der Uhrtafel und in der Feinheit der zwölf Monatsplaketten innerhalb der beiden Kalenderringe. Gerade als Glanzstück der westfälischen Tafelmalerei muß der münsterischen Domuhr eine Sonderstellung unter den Großuhren in deutschen Landen eingeräumt werden, die sie weit über die anderen erhebt. Mag auch beispielsweise die Uhr des Mathias van Oß in der Marienkirche zu Lübeck (1561—1564) wertvolle Holzschnitzereien zeigen, mag auch die jetzt in St. Jean zu Lyon stehende Baseler Uhr des Nikolaus Lipp (1578) die Lübecker noch zu übertreffen suchen, mag auch das Werk des Josias Habrecht am Ulmer Rathause (1580) gerade durch seine Malerei Eindruck machen, an Münsters Prachtwerk der Frührenaissance kommt keine heran, ganz gewiß nicht die allbekannte Straßburger Münsteruhr, die in ihrem zerrissenen Aufbau höchstens den als Uhr allerdings nicht hoch genug zu bewertenden Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, ein uhrtechnisches und mechanisches Meisterwerk allerersten Ranges zu sein.

Drei verschiedene Gruppen von Malerei haben wir an der münsterischen Domuhr zu unterscheiden: Die Malerei des oberen Teiles ist dem Gedanken des Umzuges der drei Könige untergeordnet. An einen zweistöcki-

Melchior

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

erste wurde wahrscheinlich 1512 von dem münsterischen Schmiede Jakob Lange angefertigt, am 24. Februar 1534 von den bilderstürmenden Wiedertäufern gleich so vielen anderen Kunstwerken des Domes mit Äxten und Beilen vollständig zerschlagen. In den Jahren 1540 bis 1543 entstand die neue Uhr nach den Berechnungen des Franziskanermönches und Dompredigers Johannes Aquensis und des Buchdruckers Theodorich Tzwyvel. Die Metallarbeiten führte der Schmied Nikolaus Windemaker, die Skulpturen Johann Brabender-Beldensnyder aus. 1696 wurde durch den Uhrmacher Heinrich Münch der Viertelstundenschlag eingebaut. Aber das ganze Uhrwerk ist wohl stets nur für kurze Zeit richtig und zuverlässig gegangen, weil das ganze schmiedeeiserne Werk, dem Staube, den Einflüssen der Witterung usw. ausgesetzt, offen in der Uhrkammer steht. Trotzdem galt die Domuhr als Normalzeitmesser für die ganze Stadt. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts steht das wertvolle Werk ganz still. Nur die Triebwerke des Viertel- und Vollschlages gehen noch.

Der Volksmund, stets rege, das Geheimnisvolle sich auf seine Weise zu erklären, erzählt sich von der münsterischen Domuhr die Sage, der Magistrat der Stadt habe dem Schöpfer der Uhr nach der Vollendung des Werkes die Augen ausstechen lassen, damit er nicht auch anderswo ein ähnliches Kunstwerk schaffe. Daraufhin habe der Meister durch einen einzigen Griff sein Werk so gründlich verdorben, daß es nicht wieder instand gesetzt werden könne. Aber diese Sage ist ja weder auf Münster, noch auf Großuhren überhaupt beschränkt. Denn man erzählt sie sich nicht nur von den Schöpfern der Großuhren zu Straßburg, Danzig, Prag, Olmütz und Lyon, auch mit dem Jan-Wellem-Denkmal in Düsseldorf und dem Glockenspiele der St. Annakirche zu Düren ist sie verknüpft, und in Holland kennt man sie von Dirk Crabeth, dem Hauptschöpfer der zwölf großen Glasgemälde in der St. Jans-Kerk zu Gouda, und ebenso von dem Erbauer der berühmten großen Orgel in der St. Jans-Kerk zu 's Hertogenbosch.

Die viel verbreitete Ansicht, die münsterische Domuhr könne nicht wieder in Gang gebracht werden, ist ebenfalls ins Reich der Fabel zu verweisen, das Urteil von berufenen Fachleuten ist ganz gegenteiliger Meinung. Und das gibt mir zu der Zuversicht Anlaß, daß es dank der Einsicht der maßgebenden Kreise gelingen wird, das herrliche alte Werk in seiner ganzen Schönheit bald wieder erstehen zu lassen — zur Freude all der vielen Tausenden, die jahraus, jahrein zu ihr pilgern als der Offenbarerin alter Geheimnisse.

Oberteil mit der Malerei links

Digitized by Google

(Gemälde n Willn leek-Düsseldo

Digitized by Google

Der Kürassier von Gutenzell

Novelle von Franz Adam Beyerlein

„Die Tat ist alles, nichts der Ruhm."

Jetzt," sagte Jakob Hückenseß, und seine Stimme geriet dabei ein wenig ins Zittern, „jetzt kann er jeden Tag kommen."

„Wer?" fragte die alte schwerhörige Margaret, die immer fror und deshalb in der Küche ihren Platz am Ofenloch hatte, um stets ein Scheit aufzulegen, wenn die Glut einschlief.

„Der Landreiter von Ulm," versetzte Jakob und prüfte die Schnalle, an der er herumputzte, gegen das Licht. „Dann heißt es einrücken, Abschied nehmen. Wer weiß, für alle Zeit."

Er brachte die Schnalle an dem Küraß an, der wie ein Götzenbild auf dem Hackklotz thronte, und hielt zwiespältigen Herzens die blanke Wehr vor sich hin. Auf der einen Seite kitzelte es ihn, in ihr zu prahlen, anderseits aber stiegen ihm beinahe die Tränen in die Augen vor Erbarmen über sich selbst.

Denn es war kein Zweifel mehr. Nachdem das Heilige Römische Reich deutscher Nation zum schlimmen Beginn des Jahres 1757 Friedrich dem Zweiten, König von Preußen, Fehde angesagt hatte, setzte sich die Reichsarmee langsam zwar, aber im übrigen mit allem Ernst und Eifer auf Kriegsfuß, und auch der Kürassier, den das adelige Damenstift Gutenzell samt dem zugehörigen Streitroß pflichtgemäß für das Schwäbische Kreiskürassierregiment zu stellen hatte, wurde von der Mobilmachung betroffen. Dieser Harnischträger aber war Jakob Hückenseß. Er hatte den Posten im Erbgang von seinem Vater überkommen und war mit seinem Erbe bislang in jeglichem Betracht zufrieden gewesen. An Stelle des Soldes, der nebst den Rationen für den beurlaubten Mann und Gaul vom Rittmeister in Ulm eingespart wurde, gewährten ihm die Damen des Stifts Kost und Behausung, und er hinwiederum leistete ihnen an Stelle strammer soldatischer Exerzitien gewisse bescheidene wirtschaftliche Dienste. Er sägte und spaltete das Brennholz, schleppte das Wasser vom Brunnen herzu, fegte Samstags den Hof und den Kreuzgang und half wohl auch beim Obstpflücken, in der Weinernte und beim Schlachten. In einer schmalen Klause neben der Küche hatte er sich behaglich eingerichtet, indem er sein Bett an der warmen Herdwand aufschlug, und hielt den Raum für eine Mannsperson ungewöhnlich sauber. Sogar Blumen hegte er vor dem Fenster, wenn es auch nur ein paar Scherben mit Fetthenne waren, die er aus Absenkern zog. Sein Magen vertrug nämlich aus irgendeinem Grunde durchaus keinen Tabak; deshalb dörrte er sich die Blätter der Fetthenne und kaute sie dann.

Jetzt aber wurde es Ernst. Die Schwadronen in Augsburg sammelten sich bereits, und die Ulmer, zu denen er gehörte, mußten in Bälde folgen. Deshalb hatte ihn auch jetzt die Frau Äbtissin, die Domina oder die ‚Alte', wie sie von den Stiftsdamen geheißen wurde, vor sich rufen lassen, um sich selbst davon zu überzeugen, daß der Kürassier von Gutenzell in allen Dingen marschbereit war. Von der Gicht gepeinigt, saß sie in ihrem Lehnstuhl, als er eintrat, und betrachtete schweigend seinen kriegerischen Pomp. „Du hast dein Zeug gut geputzt," sagte sie dann, „aber es muß einer darin stecken. Dein Großvater hat bei Wien seinen christlichen Glauben gegen den Großtürken mit dem Tod besiegelt, dein Vater selig war ein guter Jäger, aus solchem Holz bist du nicht geschnitzt. Mach' uns wenigstens keine Schande!" Damit war er entlassen.

Er trollte in den Stall und brachte dem Schecken ein paar zarte Herzblätter von Kohlrabi, die dem Tier, wie er wußte, über das beste Waldwiesenheu gingen. „Gell?" tätschelte er es, „bist auch nicht jünger geworden, Scheck, und sollst noch hinaus in die wilde Schlacht! O jeh, wir beiden!" Und er schlich wieder in die Küche zurück, wo es so herrlich warm war, während der Märzwind im Schornstein stöhnte und draußen Schneeflocken und Sonnenstrahlen miteinander stritten. Die Köchin Emmerenz schob ihm verstohlen einen großen Teller voll Rindsbrühe zu, mit Schwarzwurzel und einem goldgelben Eierstich drinnen. Sie war eine Witfrau, nicht ganz jung mehr, aber von äußerster Sauberkeit und von angenehm rundlichen Formen. Er hatte ihr oft verliebte Augen gemacht und sie neckend — oh, er wußte warum — seinen herzallerliebsten Schatz genannt. Und die Vicedomina aus dem Stift, die Schwester Juliana, die auch lieber auf der Herdbank ein Schwätzchen hielt als in der kalten Kirche Hymnen sang, brachte ihm ein Fläschchen Kirschschnaps. Es schmeckte ihm herrlich, und mit einem dankbaren Sättigungsseufzer schickte er ein inbrünstiges Stoßgebet gen

Digitized by Google

Himmel, daß ein Wunder geschehen möge, welches diesen glückseligen Zustand unveränderlich festsetze für alle Zeiten.

*

Während also unten im Tal von Gutenzell einer durchaus keine Lust verspürte, in die Ferne zu ziehen, strebte oben auf der Höhe im Berghof ein anderer mit aller Macht und Glut ins Weite. Er schlug wie ein junger Falke mit den Fittichen, willens aufzufliegen. Daß er aber bereits mit einem ganz feinen Faden gebunden war, wußte er nicht. Ihn dünkte vielmehr, er müsse und müsse fort, sollte es ihn nicht ersticken. Hans Berghofer war einem halben Dutzend Geschwister als ein rechter Spätling gefolgt. Die anderen waren längst flügge und auf und davon, nur er hockte noch mit achtzehn Jahren im Nest. Mochte es nun sein, daß er von Natur aufsässiger war als Brüder und Schwestern oder daß er als Benjamin ein paar erzieherische Hiebe zu wenig erhalten hatte, der Vater sah kein Auskommen mehr mit ihm. Kein Tag blieb ohne Streit. Es ging um kleine und große Dinge, um einen Spatenstich im Weinberg und eine Wolke am Himmel. „Er ist brav und fleißig," sagte der Vater, „und ich träte dem Buben zu nahe, wollt' ich ihn hinter die Ohren schlagen. So soll er sich in Gottes Namen die Hörner draußen abstoßen!" Die Mutter hätte ihren letzten ungern gemißt, aber sie mußte dem Gatten rechtgeben. Dann war noch das Bärbele da, eine Fünfzehnjährige, das Soundsovielte einer weitschichtigen, mit Kindern im Überfluß gesegneten Base, das der Berghoferin in Haus und Garten zur Hand ging. Die bekam immer die helle Angst in die Augen, wenn Hans vom Fortlaufen anfing. Trotzdem vertrug gerade sie sich am allerwenigsten mit ihm.

„Was willst du eigentlich draußen?" fragte der Berghofer eines Mittags, nachdem der große Breihafen ausgelöffelt war. „Du bist nichts und kannst nichts. Glaubst du, daß sie auf so einen warten?"

Der Sohn brütete finster vor sich hin. Auf seiner Stirn gewitterte es. Aber er bezwang sich. Nur als das Bärbele besänftigend die Hand auf seinen Arm legte, fauchte er es an: „Nimm die Tatze da fort, du!"

Der Vater indessen fuhr eigensinnig fort: „Willst wohl gar zu den Soldaten, he?" Es lag viel Verachtung in der Frage, denn Taugenichts und Tunichtgut fanden sich in den Söldnertruppen zusammen. Der Berghofer aber war ein freier Bauer.

Hans hob den Kopf. Auch er verabscheute den Korporalstock. Aber letzthin und z. B. jetzt wieder dünkte ihn die häusliche Tyrannei ärger als aller denkbare soldatische Drill, und so erwiderte er: „Warum auch nicht, Vater?"

Da kam es denn zum bitterbösen Bruch, und wie die Jugend nun einmal ungestüm und hurtig ist, hastete der Nestflüchtling sogleich und im Augenblick fort. Er stopfte ein wenig Wäsche in ein Bündel und schnürte die besseren Schuhe darauf. Die Mutter half ihm dabei, obwohl er es ihr wehren wollte. Sie schwieg immerzu, aber um ihre Lippen zitterte es und bisweilen lief eine Träne die Wange hinunter. Dann sah der Sohn beiseite. Heimlich steckte sie ihm ein paar Pfennige zwischen die Hemden. Als er ihr zum Abschied die Rechte hinreichte, hielt sie sie mit allen beiden Händen lange fest und schaute ihn noch einmal gründlich an. Dann ging sie ins Haus zurück. Das Bärbele zeigte sich nirgends.

Der Jüngling stieg den Bergpfad hinan, der zwischen den Rebzeilen zur Grenzmauer auf dem Hügel hinaufführte, in der sich ein Pförtchen zu der großen Landstraße nach Ulm öffnete. Dort oben setzte er sich auf eine bequeme Steinplatte und hielt noch einmal Rast und Rückblick. Die Märzsonne bestrahlte etwas verschleiert die zarte Schönheit der Heimat. „Warum läufst du doch fort?" überfiel es plötzlich den Wanderer. „Die Reben brauchen dich, der Acker verlangt dich!"

Mit einemmal fiel ein Schatten auf die Erde vor seinen Füßen, und das Bärbele stand da. Barfuß war es auf seinen leichten Sohlen den Steig heraufgeflogen.

„Was willst du?" fuhr er es unwirsch an.

Das Mädchen atmete schnell vom steilen Lauf; es sah jämmerlich verweint aus und suchte fahrig nach dem besten Wort. „Es ist unrecht," brachte es endlich hervor.

„Was?" fragte Hans.

„Daß du gehst. Unrecht und schlecht. Jawohl, schlecht! Und — dumm!" Dumm — das war der richtige Ausdruck. Und es wiederholte: „Dumm! Oh, so dumm!!"

Er drohte: „Halt' dein unkluges Maul, du!"

Aber das Kind erwiderte: „Ich bin nicht dumm. Nein, ich nicht. Aber du! Du! Du!"

Da packte er es bei den Armen, die noch schmächtig waren und dennoch schon voller Kraft, und schüttelte es heftig. Blitzschnell biß es ihn in die Hand. Aber er hielt fest und lachte hell, fast glücklich. Da, mit einem Male — ihre Gesichter waren im Eifer des Kampfes einander ganz nahe geraten — lösten sich der harte Griff und der nicht minder heftige Widerpart, und sie küßten einander, gar nicht mehr hart und wild, wie sie zuvor miteinander gerungen hatten, sondern

Digitized by Google

sehr zart und weich, und ein wenig zu flüchtig, wie beide hinterdrein schmerzlich empfanden. Danach wichen sie wie erschrocken in einem gleichzeitigen Antrieb voneinander und standen sich unsicher und verlegen gegenüber. Schließlich warf Hans das Bündel über die Schulter und sagte finster: „Gib acht auf die Reben und den Acker! Und versorg' das Vieh! Und sei gut zur Mutter!" Damit ging er.

★

Der junge Wanderer erfuhr alsbald, welch unholder Wind in der Fremde wehte. Er war anfangs gen Mittag gepilgert, auf den Bodensee zu, aber wo er auch seine Dienste anbot, überall war man wohlversehen mit Gesinde. Ein einziges Mal, in Meckenbeuren am Schussen, streckte er seine schon etwas wegmüden Beine längere Zeit unter denselben Tisch, aber als ihm die Bäuerin, eine rüstige Witwe von einigen dreißig Jahren, unverblümt zu verstehen gab, er könne einheiraten in das blanke Anwesen, wenn er nur wolle, setzte er wiederum seinen Stab weiter. Dann richtete er in Buchau am Federsee einem Schuster den Krautacker her. Das war bald genug getan, und draußen gab es dann nichts mehr zu schaffen. Der Süden hatte ihn betrogen, so wanderte er, einen großen Bogen um die Heimat schlagend, wieder nordwärts.

Es war ihm längst leid geworden, auf den Höfen einzufragen, ob man nicht einen geschickten Knecht nötig habe; er wußte die Antwort im voraus. Aber lieber wäre er hinter dem nächsten Zaun verhungert, als daß er nach vier Wochen schon kapituliert hätte. Stumpf und verdrossen zog er seines Weges, und je weniger die Mutterpfennige im Bündel wurden, desto tiefer ließ er den Kopf hängen. Warum, lockte ihn dann der Versucher, sollte man es nicht einmal mit dem Soldatenleben probieren? Es war ein mannesmäßiges Dasein, und wer sich tapfer hielt, gelangte zu Ruhm und Ehre. Warum also nicht? In Ulm, hieß es längs den Straßen, trieben die Werber scharenweise ihr Wesen, französische und kaiserliche, bayrische und hessische. Dahin strebte er, nachdem er sich einmal überwunden hatte, mit verbissener Eile. Aber als er auf der Erbacher Fähre die Donau kreuzte, wallten schon die Dämmerungsnebel über dem Wasser, und es waren noch immer zwei Meilen bis Ulm.

Am nördlichen Ufer begleitete ein Stück Auenwald mit jungbelaubten Erlen den Fluß. Hans hatte die letzte Nacht in einem dumpfen Stalle geschwitzt; hitzig entschied er sich nun, die wenigen Stunden, mit denen er vor dem bittern Muß des Soldatenlebens noch nach Gutdünken schalten konnte, recht trotzig unter freiem Himmel zu verbringen.

Blindlings sprang er die Böschung hinunter in den Schatten der Bäume hinein. Manchmal meinte er den Geruch eines Holzfeuers zu spüren und einmal drang auch das Wiehern eines Pferdes an sein Ohr. Er witterte ein Abenteuer und pirschte sich um so vorsichtiger weiter. Schließlich erspähte er zwischen den Stämmen hindurch auf einer kleinen Blöße eine Rindenhütte. Fischer mochten sie sich erbaut haben. Ein munteres Feuer loderte davor und über der Flamme hing unter einem kunstvollen Astgerüst ein Kessel; eine Mannsperson rührte, den Rücken gegen Hans gekehrt, mit einem Löffel darin herum. Seitab war ein Pferd an einen Baumstumpf angebunden.

Die Blesse auf der Stirn des Gaules mutete Hans seltsam heimatlich an. Wenn in Gutenzell die Stiftsdamen große Wäsche hatten, pflegte ein Scheck mit genau solchem Kopf ernsthaft nickend die Regentonnen von den Traufen des Kirchdachs weg zur Waschküche zu schleifen, und nebenher knallte Jakob Hückenseß mit der Peitsche. Und siehe da: als das Feuer über einem Zweig voll dürrer Blätter heller aufflackerte, war es der Scheck von daheim leibhaftig, und der Mann mit dem Kochlöffel, der vor der Flamme zurückwich, war kein anderer als Jakob. Er erschrak nicht wenig, als aus dem dämmernden Walde heraus ein Fremder sich plötzlich zu seiner Mahlzeit einlud; indessen als er innegeworden war, wen er vor sich hatte, zerstreuten sich Schreck und Befremden, und er schien sogar gewissermaßen erfreut über den unerwarteten Gast. Jedenfalls forderte er ihn nachdrücklich auf mitzulöffeln.

Hans, hungrig vom langen Marsch, ließ sich nicht zweimal bitten. Jakob aber, gemeinhin ein Mann von gutem Appetite, hielt nur zu Beginn, als die Brühe noch gepustet werden mußte und Raum gab für Frage und Antwort, mit seinem Kostgänger Schritt. Nachdem er jedoch Schicksale und Absichten aus ihm herausgeforscht hatte, ließ er den Löffel sinken und sann heftig nach. Hans für sein Teil hatte sich nur ganz obenhin erkundigt, wieso der Landsmann mit seinem Gaul in dieses Donaubuschwerk geraten sei. Da kam es nun ans Licht, daß der Harnischreiter seit drei Tagen in der Rindenhütte hauste, von den Vorräten zehrend, mit denen er vom Stift ausgestattet worden, und nachdem er Küraß, Waffen und Sattel sorgfältig in der Hütte vor Nässe geborgen hatte. Und es kam ans Licht, daß er sozusagen die drei Tage hindurch auf einen Engel geharrt hatte, der ihn vor dem Einrücken und damit vor dem gewissen Tode bewahrte. Denn von diesem Friederich und König von Preußen, den zu

Digitized by Google

bekriegen die Reichsarmee und mit ihr das Schwäbische Kreiskürassierregiment aufgeboten wurden, gingen die grausamsten Gerüchte. Daß er keinen Pardon gab, sondern alle Gefangenen, wie auch Weiber und Kinder, wenn es sich traf, kurzerhand massakrieren ließ, war noch das Geringste und wurde von den Kroaten und Panduren auch berichtet. Aber was hatte es für einen Sinn, gegen einen Mann zu Felde zu ziehen, der mit dem Leibhaftigen einen Pakt geschlossen hatte, der, kaum daß ihm ein Heer vernichtet worden war, ein neues — Gott wußte wie! — auf die Beine stellte und erwiesenermaßen an mehreren Orten zu gleicher Zeit gegenwärtig zu sein vermochte?

Zu diesem Bericht machte Hans große Augen und versank nun seinerseits in tiefes Nachdenken. Jakob aber nützte die Gelegenheit und sicherte sich nachträglich seinen Teil vom Mahle, indem er den Kessel an die Lippen setzte und die nunmehr nur noch laue Suppe flugs hinuntergoß. Dann stand er auf und fütterte den Schecken, indem er zuweilen schräge Blicke nach dem Gast warf. Als das Tier versorgt war, hockte er sich wieder nieder zum Feuer und begann leise auf Hans einzureden. Er fand nicht sogleich Gegenliebe und hatte manchen Einwand zu bekämpfen, zuguterletzt aber tranken sie aus einer Flasche, in welcher der Kirschschnaps der Schwester Juliana lieblich duftete, reichten sich gegenseitig die Hände wie zu einer Bekräftigung und legten sich danach lang aufs welke Laub. Hans breitete die Satteldecke des Schecken, Jakob aber seinen stolzen Reitermantel über sich.

*

In der Frühe des Sankt Florianstages pilgerte Jakob Hückenseß, der Kürassier von Gutenzell, auf die Erbacher Fähre zu. Das schlicht-bäuerliche Wams saß ihm etwas zu eng um den Gürtel. Aber das focht ihn nicht an. Er erzählte dem Fergen ein Langes und Breites von dem grausamen König von Preußen und wie es gelte, ihn in einem großen Kriege zu besiegen, und schritt am jenseitigen Ufer gen Süden rüstig davon. Die Witwe von Meckenbeuren am Schussen, in deren Anwesen man so mühelos einheiraten konnte, lag ihm im Sinn, und für den Notfall war auch der Name des Schusters von Buchau am Federsee in sein Gedächtnis eingeschrieben. Ihm war zumute, als sei er soeben noch unter dem Galgen begnadigt worden; am liebsten hätte er auf der Landstraße ein Tänzchen gewagt. Eines nur tat ihm leid: er hatte dem jungen Berghofer, der sich seines Vorteils durchaus bewußt gewesen war, unter tausend Schmerzen den besten Teil seiner Vorräte überlassen müssen. Aber den Beutel voll getrockneter Fetthenneblätter hatte er dennoch gerettet. Davon kaute er eines und schwenkte im Wandern seinen Stecken.

Hans Berghofer dagegen ritt die Landstraße entlang auf Ulm zu. Die Gestellung in seiner Tasche lautete auf den Kürassier Jakob Hückenseß von Gutenzell. Er schlotterte etwas zu schmächtig in Rock, Hosen und Stiefeln, und vor allem im Küraß, indessen machten sein frisches Antlitz und sein heller, klarer Blick den geringen Mangel vollauf wett. Nach vielem Umherstehen und Warten wurde er der Schwadron des Freiherrn von Erolzheim zugeteilt. Der Rittmeister war ein kurzbeiniger, beleibter Mann mit einem runden, roten Gesicht und einer noch röteren, übergroßen Nase; der Mode zuwider trug er einen Schnauzbart, dessen Borsten sich, wenn der Inhaber zornig war, dergestalt sträubten, daß die grimmig funkelnden Äuglein davon beschattet wurden. Diesen Augen aber sah man es an, daß der kleine Baron den Teufel nicht fürchtete. Ihm ähnlich an Gestalt, Antlitz und Schnauzbart war der Wachtmeister der Schwadron, Johann Ampfinger von der Benediktinerabtei Weingarten. Innerlich aber war er, wennschon er höchst unchristlich poltern und fluchen konnte, eher versöhnlichen und friedlichen Geistes. Die beiden Leutnants schließlich waren alt und vom Zipperlein geplagt; sie wollten sich erst im Wildbad feldtüchtig kurieren.

Als der Rittmeister und hinter ihm der Wachtmeister die Reihe der eingerückten Kürassiere abmusterten, schüttelten sie, erst der eine und dann der andere, regelmäßig den Kopf zu Mann und Pferd. Merkwürdigerweise schienen ihnen die also Bedachten durchaus beizustimmen; so bekniffen und hängeköpfig standen sie im Glied. Vor Hans aber hielt Erolzheim inne. „Woher?“ fragte er kurzab. Hans antwortete: „Vom adeligen Damenstift Gutenzell.“ „Hm,“ machte der kleine Baron, „von Frauenzimmern kommt nie etwas Gutes und Euer Wein ist mäßig. Trotzdem sollst du den Ungar reiten, den mir der Abt von Gengenbach geschickt hat, weil er nichts mit dem edlen Tier anzustellen wußte und sein Kürassier noch weniger.“ Und der Wachtmeister nickte: „Den Ungar! Brich aber nicht den Hals dabei, Büble!“

Hans gab dem Schecken zum Abschied einen freundschaftlichen Patsch auf die dicke Kruppe und lernte sich alsbald, ohne gerade den Hals zu brechen, aber doch unter starken Knochenschmerzen und nach anfänglichen Meinungsverschiedenheiten mit dem Ungar vertragen. Er wurde sogar, wie es der Freiherr ausdrückte, der einzige Reiter unter anderthalb-

Digitized by Google

hundert Eseltreibern und der einzige „Kerl“ unter ebensovielen alten Weibern. Als sich auch im Lager von Bamberg der trostlose Zustand der Schwadron nicht besserte, gab der Rittmeister schließlich die vergebliche Mühe auf. Schaute er sich im Regiment und in der gesamten Reiterei der Reichsarmee um, so kam er sich immer noch wie der Einäugige unter Blinden vor.

Im Frühsommer wurde der Thüringer Wald überschritten und bei Gotha ein neues Lager bezogen. Das Unterkommen verengte und verschlechterte sich merklich, als die Franzosen aus dem Halberstädtischen heranrückten, und der Krieg trat damit, nach der Ansicht des Wachtmeisters Ampfinger, in sein ernsthaftestes Stadium. Gottlob erging es unterdessen dem Gegner erfreulich schlecht. Friedrich, in Böhmen, im Hannöverschen und in Ostpreußen besiegt, pfiff dem Vernehmen nach auf dem letzten Loche. Trotzdem mied man eine Begegnung mit dem immer noch gefährlichen Löwen und manövrierte ihn besser zu Tode. Das kostete nur Schweiß und kein Blut und war im Grunde die einzige und echte Feldherrenkunst. Als aber die Tage immer kürzer und die Nächte immer rauher wurden und alles schon insgeheim nach einem warmen Winterquartier auslugte, bot sich der Reichsarmee zum guten Ende noch die herrliche Gelegenheit, der Kaiserin in Wien eine rechte Freude zu bereiten und ihr den Preußenkönig samt seinem Heere als Gefangene einzuliefern. Der große General Friedrich hatte sich bei Roßbach in eine richtige Falle locken lassen. Gänzlich ahnungslos ruhte er noch mittags in seinem Lager, da brachen die Reichsarmee und die Franzosen klug und vorsichtig zu seiner Umzingelung auf. Das Schwäbische Kreiskürassierregiment marschierte an der Spitze. Alles war wohlgemut. Denn diesmal brauchte man nur die Hand zuzuklappen, so war der Spatz gefangen. Mit einemmal aber eröffnete unfern von einem Hügel eine Batterie das Feuer und die ersten Schüsse streckten sogleich ein Dutzend Reiter und Pferde nieder. Es gab einen grauenhaften blutigen Knäuel. Das ganze Regiment prallte auseinander, und hier war es, wo der Wachtmeister Johann Ampfinger von Weingarten, über solche preußische Hinterhaltigkeit schrecklich erbost, sich vernehmen ließ: „Potzdunnerle, was sind denn das für Unmensche, die da schieße? Sehe die denn nit, daß hier Christenleut' stehe?“ Gleich darauf brausten die preußischen Dragoner und Husaren heran und ihre blanken Säbel blitzten in der Sonne. Da erschraken die schwäbischen Kürassiere vor dem wahren Antlitz des Krieges und rissen die Gäule in wilder Hast herum. Einzig der Rittmeister von Erolzheim und auf seinen Spuren Hans Berghofer zwangen ihre Pferde aus der allgemeinen Flucht heraus und wandten sich gegen die Verfolger. Der kleine Baron kreuzte mit einem preußischen Dragoner die Klinge, aber ein zweiter warf ihn mit einem Stich unterm Arm weg in die Lunge aus dem Sattel. Hans wollte seinem Rittmeister zu Hilfe, aber plötzlich war er mitten unter den Feinden. Ein Hieb schwippte ihm den Dreispitz vom Kopfe und ein zweiter dröhnte ihm über den blanken Schädel. Der Pallasch entfiel ihm und das Blut strömte ihm übers Gesicht. Er wollte es mit der Hand abwischen, aber der Arm gehorchte ihm nicht mehr. Danach wurde es ihm schwarz vor den Augen.

*

Um die Osterzeit des folgenden Jahres brachte ein Augsburger Knopfkrämer die Botschaft von Ulm nach dem Stift, der Kürassier von Gutenzell sei in einer großen Schlacht, nachdem er wie ein Berserker gefochten und die Preußen schockweise niedergemetzelt habe, ruhmreich gefallen. Die Äbtissin lag wieder einmal an Gliederreißen hart darnieder. Als ihr die Kunde ans Bett getragen wurde, versetzte sie kühl: „So? Wer weiß, ob's wahr ist. Es sähe ihm nicht gleich, dem Jakob.“ Die Vicedomina aber schenkte dem Krämer in der Küche einen Kirsch ein und ließ sich ausführlichen Bericht erstatten. Dem Manne schmeckte der Branntwein, und in der Erwartung eines weiteren Gläschens ergänzte er seine Erzählung noch ein wenig: einer, der bei Roßbach gefangen, nachher aber ausgetauscht worden sei, habe gemeldet, daß Jakob einen hochberühmten Husarenführer der Preußen auf den Tod verwundet hätte, und dieser selbe sei auch dabei gewesen, wie der General dann mit drei Salven über die Grube bestattet worden sei. Da hob die Köchin Emmerenz ein großes Jammern über ihren toten Schatz an; sie nähte sich ein schwarzes Band an ihre Haube und schwur, nie einem andern Manne zu gehören. Und die Bauernschaft erinnerte sich, wie der Gefallene schon immer bei der Fronleichnamsprozession mit Küraß und Pallasch recht wie ein Erzengel mit seinem Schwert einhergegangen war, und wenn er sich ehedem den Raufhändeln im Wirtshaus auch lieber ferngehalten hatte, so ging doch jetzt die Meinung dahin, oft habe einer den Mut und die Wut mehr innerlich, von wo sie dann gelegentlich sich um so gewaltsamer und gewaltiger Luft machten.

Die Nachrichten über Jakob Hückenseß häuften sich im Verlaufe des Sommers und sein Ruhm nahm zu wie der Mond im ersten Viertel. Einmal kehrte sogar ein Bänkel-

Digitized by Google

sängerpaar beim obern Wirt ein und trug zur Harfe eine Ballade über seinen grausamen Tod vor. Die Köchin Emmerenz kaufte sich die gedruckten Verse und ließ sie sich von der Schwester Juliana vorlesen. „Schön! Ach, wie schön!“ schluchzte sie. „Aber was hat er nun davon?“

Auf dem Berghof forschten sie ängstlich, ob in dem Schwall von vielen tausend Worten, auf dem Jakobs Ruhm einhersegelte, nicht doch einmal ein einziges verloren sei, das von Hans berichtete. Aber keine arme Silbe drang von ihm aus der Welt herüber. Schweigend verging Jahr um Jahr. Der Rücken des Vaters krümmte sich allmählich und seine Schläfen waren wie von Mehl bestaubt, aber er schaffte stumm und straff sein Tagewerk. Die Mutter pflegte ihn mit aller Liebe und Sorgfalt, aber sie grollte ihm dennoch, daß er den Sohn hatte ziehen lassen, der nun nicht wiederkehrte. Das Bärbele endlich ging allen beiden zur Hand und nahm ihnen leise ab, was ihnen zu schwer wurde. Das Kind war zu einer schönen Jungfrau herangewachsen. Wenn es in der Sommersonne oben im Rebgarten bei der Mauer hackte und grub, wo außen die große Straße entlangführte, blieben oft die Wanderer stehen. Dann schaute es sie in plötzlicher Erwartung einer Botschaft so hell und froh an, daß die jungen Burschen noch bei der abendlichen Rast den ersten Schluck über den Becher hinweg ihr zutranken; denn sie wähnten, ihnen habe es gegolten, daß sie nachher im Weiterwandern den blondumflimmerten Kopf traurig sich senken sahen. Und wenn wieder ein Herbst verblüht war und die Flur wieder morgens unter winterlichem Reif erwachte, stand sie am Herd bei der dampfenden Morgensuppe und dem brodelnden Kessel voll Viehfutter und weinte, Zeit und Raum vergessend, still in sich hinein. Im Nebel schienen die Hähne aus weiter Ferne zu krähen. Dann nickte die Mutter: „Er kommt nie wieder.“ Schweigend starrten sie ins Feuer, bis schließlich das Bärbele auffuhr: „Die Suppe!“

★

Der Krieg währte, wechselnd in seinen Nachrichten von Sieg und Niederlage, noch fünf lange Sommer, zuletzt aber, mitten im Winter, hielt der Friede seinen Einzug. Es war wie nach dem großen dreißigjährigen Streite: die Menschen wollten gar nicht glauben, daß der kommende Frühling nicht wieder Feldzüge und Schlachten bringen sollte, und erst langsam, mit den milderen Tagen, wurden sie sich der heilsamen Veränderung bewußt. Da hoben sie die gebeugten Schultern und warfen die Köpfe in den Nacken zurück, die Stirnen entfurchten sich und die Augen blickten wieder voll Hoffnung. Es dünkte sie, als fügten sich ihnen Gerät und Handwerkszeug wieder ganz anders und noch einmal so geschickt in die Hände, und sie begannen ihre Verrichtungen mit einem besonderen, tiefsinnigen Gefühl, das wie ein Gebet war.

In dieser doppelt tätigen Zeit verließ ein Schustergesell zu Buchau am Federsee mit einem Male seine Arbeit. Er war vor etwa vier Jahren vom Bodensee her zugewandert und liebte es jedermann zu erzählen, daß er in jener Gegend eine große Enttäuschung erlebt habe. Eine verwitwete Bäuerin hatte dort ihn und einen Mitknecht, einen Sachsen, durch die Aussicht, daß der fleißigste von ihnen in das stattliche Anwesen einheiraten solle, zu unerhörten Arbeitsleistungen angespornt, nach zwei Jahren des mühevollsten Schweißes aber keinen von beiden, sondern einen dritten, einen grasgrünen Guckindiewelt, geehelicht. Er, der Gesell, war nicht einmal zur Hochzeit eingeladen worden und darauf in hohem Unfrieden von der listigen Frau geschieden. Als langgedienter Soldat, der er war, hatte er wieder Kriegsdienste nehmen wollen, aber schließlich war er in der Gutmütigkeit seines Herzens doch in Buchau hängen geblieben und hatte noch auf seine alten Tage notdürftig die Schusterei erlernt. Er hatte es ja auch wirklich nicht ganz übel getroffen. Die Meisterin hielt etwas auf ihn, weil er, obzwar ein verwegener Reitersmann, ihr das Haus nicht mit Tobak einräucherte, sondern lieber gedörrte Fetthennenblätter kaute, welche Gewohnheit er bei den Türken angenommen haben wollte, der Meister aber hatte es fürs Leben gern und konnte nie genug bekommen, wenn ihm sein Lehrling und späterer Gesell von Kriegsfahrten und Abenteuern berichtete. Mit Jakob Hückenseß, dem Kürassier von Gutenzell, z. B. hatte er Bügel an Bügel geritten und konnte die Ballade von ihm auswendig. Er pflegte aber am Schluß hinzuzusetzen, so einer wie der Jakob lasse und lasse sich nicht unterkriegen, von allen Preußen der Welt nicht, und es solle ihn nicht wundern, wenn der Kürassier etwa nur gefangen gehalten worden sei wegen seiner großen Tapferkeit und eines Tages als ein Phönix wieder auftauche.

Herrschte also insoweit zwischen Meister und Gesell gegenseitiges Wohlgefallen, so liefen die Meinungen über die seitens des einen zu gewährende Kost und über die seitens des anderen zu leistende Arbeit von je weit auseinander. Als sich nun mit dem Frieden die Bestellungen häuften und der Meister gar nach vielem Hin und Her kund-

Digitized by Google

gab, zu Kraut und Mus erhalte künftig Schinken nur der, welcher wirklich soundsoviele Paare besohlter oder geflickter Stiefel aufzuzeigen vermöge, wartete der Gesell nur die erste fleischlose Mahlzeit ab. Dann sagte er den Dienst auf, schnürte sein Bündel und ging.

Vom Tor aus schaute er noch einmal wehmütig zurück. Denn trotz des letzten Zwistes hatte es gute Bissen und gute Stunden in Buchau gegeben. Dann schlug er den Weg nach Norden ein, zur Donau und auf Ulm zu. Vom Erbacher Fergen erfuhr er, daß das Schwäbische Kreiskürassierregiment schon um Fastnacht aus dem Felde heimgekehrt sei und sich bereits auf Friedensfuß setze. Er nickte dazu und schritt am jenseitigen Ufer um so flinker davon. Mit einem ängstlichen Seitenblick streifte er das Gehölz, das sich zur Rechten längs der Donau hinzog; aber die Niederung mit ihren Erlen war von gelbem Hochwasser überschwemmt.

In Ulm herrschten eitel Freude und Wonne. Die Mühsal hatte ein Ende. Man war zwar geschlagen worden, sogar letzthin noch recht empfindlich bei Freiberg im Sächsischen, aber mit gänzlich leeren Händen wollte man vor der Heimat doch nicht dastehen, und es erwies sich, daß auch auf dem Boden des Mißgeschicks ein bescheidener Lorbeer wuchs. Da sich niemand sonst fand, wurde er schließlich den beiden mannhaften Streitern von Roßbach als den Würdigsten um die Stirn gewunden, dem Rittmeister von Erolzheim und dem Kürassier Jakob Hückenseß von Gutenzell. Der kleine Baron war verbürgtermaßen am Tage nach der Schlacht an seiner Wunde verschieden und sogleich auf dem Friedhof von Burgwerben bestattet worden, das Schicksal des Kürassiers Hückenseß aber hatte sich nicht feststellen lassen. Er war wohl gleichfalls einen ehrlichen Soldatentod gestorben und auf dem Schlachtfeld mit manchem anderen eingescharrt worden. Halb vergessen in der jüngsten Zeit lebte nun ihr gemeinsamer Ruhm noch einmal kräftig auf, und vor allen anderen brüstete sich die ehemals Erolzheimische Schwadron mit ihm.

Im Blauviertel, wo sie einquartiert war, hatte auch der Schustergesell von Buchau in der Gerberherberge eingesprochen, obwohl der Verkehr der Schuster eigentlich in der Gelben Gans beim Münster war. Zwar litt er in diesen Tagen an einem bösartigen Zahnweh und trug beständig ein dickes Tuch um Kinn und Wange, sodaß nur die Nasenspitze bleich hervorschaute, aber er hielt sich, so oft es sich tun ließ, in der sporenklirrenden Gesellschaft der Kürassiere und lauschte mit offenem Munde und lebendig wandernden Augen ihren breitspurigen Reden. Nebenher war er den rauhen Kriegern gern zu kleinen Diensten erbötig. Er flickte ihnen Riester auf die Stiefel und machte trotz einem Sattler dem Wachtmeister Johann Ampfinger von Weingarten das Säbelkoppel um drei Zoll weiter. Geschickt gegängelt geriet der dicke Mann alsbald auf die Schlacht von Roßbach und beschloß seine Erzählung: „Ja, Schuster, der Jakob Hückenseß! Das war einer! Ich — ich wollt' ihn noch heraushauen, da mit einmal reißt ihn eine Vollkugel in tausend Stücke!" — „Herr Wachtmeister! Wahr und wahrhaftig?" — „Lüg' ich etwa, Kerl?!!" Der Schuster aber nickte: „Ja, ja. Solche mörderischen Kugeln!"

Wenige Tage später wollte ein Korporal von dem Gast mit dem Tuch um den Kopf eine Strippe an die Stulpen genäht haben. „Weitergewandert," berichtete der Wirt. Inzwischen hatte sich aber auch das Hochwasser der Donau wieder verlaufen, und Jakob Hückenseß richtete sich in der altvertrauten Rindenhütte aufs neue ein. Ehe er an andere Pläne sich wagte, mußte er sein blasses, bartloses, mickeriges Stubenhockergesicht einer Luft- und Sonnenkur unterziehen. Das Wetter meinte es gut mit ihm: trotz Pankratius und Servatius brannte die Sonne wie in den Hundstagen vom Himmel herab, und er hatte nur nötig, sein Antlitz ihren Strahlen auszusetzen. Bisweilen zog er sogar Wams und Hosen aus und patschte, nur mit dem Hemd bekleidet, aber nicht zu tief, in den toten Armen des Flusses herum. Dazu ließ er sich Haar und Bart wachsen. Aber während bald ein dichtes Strohdach seinen Schädel überwucherte, wollte der ungarische Husarenschnauzbart, den er sich wünschte, nicht gedeihen. Er blieb dünn und hing trotz allen Zwirbelns stets betrübt über den Mund herunter. Auch seiner Stimme suchte er einen tiefen, martialischen Ton beizumischen. Er machte sich eine Schilderung der Schlacht bei Roßbach nach seinen erlauschten Erfahrungen zurecht, und abends, wenn in den Tümpeln des Stauwassers die zahllosen Frösche quakten und die Unken läuteten, trug er sie ihnen vor und focht mit den Armen seine Hiebe in die mückenschwirrende Luft. Bei diesen Übungen verlor er allgemach alle Blödigkeit, und schließlich konnte er sich für fertig halten, in der Welt aufzutreten.

Es gab in Ulm einen Gewürzkrämer namens Neunzerling, der in einem kleinen Laden beim Metzgerturm den Kirschschnaps der Schwester Juliana als wundertätiges Magenelizier feilhielt. Bei diesem tauchte eines Tages, braun wie ein Zigeuner, staubbedeckt und mit verwildertem Bartwuchs, ein

Digitized by Google

Fremder auf, schlug dröhnend auf den Tisch, als Neunzerling ihn nicht sogleich erkennen wollte, und schwur mit einem schrecklichen Fluch, daß er allerdings auch selber kaum gehofft habe, Ulm, den schiefen Metzgerturm und Neunzerling je wiederzusehen. Darauf umarmte er den Krämer, nannte ihn Bruderherz und offenbarte sich ihm als Kürassier Jakob Hückenseß. „Aber Jakob!“ entsetzte sich Neunzerling. „Dann bist du ja tot!“ Der Heimkehrer lachte hellauf: „Was tot! So will ich mich gleich wieder lebendig machen!“ Und er griff sich ein Fläschchen Gutenzeller Kirsch und trank es ohne abzusetzen aus, indem er rief: „Vom Kirsch der Schwester Juliana stehen alle Toten auf!“ Der Krämer fiel ihm geschwind in den Arm, ehe er ein zweites packen konnte, und war nun von der Leibhaftigkeit des Gutenzellers überzeugt. Er geleitete ihn, um auch etwas von dem Ruhm des Ankömmlings zu erwischen, selbst zur Kanzlei des Regiments und diente ihm dort als Zeuge. Jakob, angeregt durch den heimischen Kirsch, erstattete eine treuherzig stotternde, aber gerade dadurch eindrucksame Meldung. Nach seinem Aufenthalt in der langen Zwischenzeit befragt, sagte er aus, daß ihn die Preußen in einer Festung an der Ostsee in harter Gefangenschaft gehalten hätten, zuletzt, da er immer wieder zu entfliehen versucht habe, in einer stichdunklen Kasematte mit Fußschellen an den Knöcheln. „Ja, ja,“ nickte der Obristwachtmeister, „das sind die Preußen!“ Er drückte ihm herzhaft die Hand und schenkte ihm einen Taler zum Willkomm. Damit war Jakob in aller Form anerkannt. Er erhielt fortan noch oft Gelegenheit, seine Erzählung von Roßbach aufzusagen, und wurde sogar vom Bürgermeister von Ulm im Ratskeller bewirtet, aber alle, die mit ihm zu tun hatten, lobten seine Bescheidenheit und Schüchternheit. Er wollte auch nicht Korporal werden, sondern bat sich als einzige Gunst aus, in sein altes Verhältnis als beurlaubter Kürassier nach Gutenzell zurückkehren zu dürfen. Da man sich bereits darauf eingerichtet hatte, ihm für Rechnung des schwäbischen Kreises einen Ehrensold auszuwerfen, und diese Wendung die Kasse vorteilhaft entlastete, gewährte man ihm seinen Wunsch in Gnaden. Ein letztesmal betrank er sich auf Regimentsunkosten. Gegen das Ende der Veranstaltung betastete ihm der Wachtmeister Johann Ampfinger immer wieder den Kopf und suchte nach einer Narbe. Denn „das Blut hab' ich rinnen sehen über dein Gesicht,“ schwur er, „so wahr ein Glas Seewein besser ist als ein Preußensäbel im Bauch. Wo ist nun deine Wunde gewesen?“ Hückenseß erwehrte sich lächelnd des trunkenen Mannes. Tags darauf schritt er leichten Herzens und ein dürres Fetthenneblatt kauend südwärts. Tabak konnte er noch immer nicht vertragen.

*

„Erzähl' uns das nochmal, Jakob,“ sagte die Schwester Juliana. Sie war wie vor Jahren in der Dämmerstunde in der Küche eingekehrt und hockte auf dem Stuhl mit der Lehne, den Emmerenz zuvor mit der Schürze abgewischt hatte. Es war auch sonst alles wie einstmals; nur war die Köchin noch mehr ins Breite zerflossen.

Jakob Hückenseß aber berichtete, indem er das Brennholz in der Ecke schichtete, ja, also es bestehe bei den Moskowitern die Sitte, daß die Witwen, die wieder heiraten wollten, auf den Höfen ihre Freier als Knechte arbeiten ließen, um so den fleißigsten herauszufinden. Einmal aber habe eine moskowitische Witwe zwei Bewerber fünf Jahre lang Tag und Nacht schaffen lassen, bis ihr Gut in so schönem Stande gewesen sei, daß jedermann sich verwundert hätte, dann aber habe sie keinen von beiden, sondern einen glatten jungen Milchbart genommen. Er ließ zu seiner Erzählung die Ohren dermaßen hängen, daß man glauben konnte, er habe selber die böse Erfahrung gemacht. Die Vicedomina indessen lachte glucksend in sich hinein; die Moskowiterin war eine Frau nach ihrem Herzen. Jakob aber erzählte weiter vom Lande der Russen oder Reußen, in dem Winters der Schnee klaftertief fiel. Aber am gefährlichsten wurde es im Frühjahr zur Schneeschmelze; alsdann lief das baltische Meer über und alles ersoff elendiglich, sofern es sich nicht auf Kähne und Flöße rettete. Er, Jakob, hatte einmal von Fastnacht bis Ostern auf einem Nachen nur von Fischen gelebt und nur mit Fröschen und Unken sich unterhalten.

Er war zufrieden. Es fehlte ihm nichts zu seinem Glück. Was ihm in Ulm infolge allzugroßer Bescheidenheit mißraten war, nämlich einen kleinen Ehrensold herauszuschlagen, das hatte ihm die sonst so knauserige Äbtissin, die immer noch das Szepter in ihren gichtischen Händen hielt, nach kurzem Zaudern gewährt. „Ich hätt' es dir nie zugetraut,“ hatte sie ihn bei der Audienz angesprochen, „und du mußt arg betrunken gewesen sein, aber da du dich einmal brav geschlagen hast, soll es mir auf einen halben Gulden im Monat nicht ankommen.“ Dieser halbe Gulden aber reichte hin, beim oberen Wirt an jedem Samstag und Sonntag einen Schoppen zu trinken. Dort waren Roßbach und die Kasematten von Kolberg Trumpf, in der Küche aber die moskowitische Witwe und der polnische Schuster, bei dem er auf der

Digitized by Google

Regenwolken (Nordsee). Gemälde von Alfred Bachmann

(München, Kunstausstellung im Glaspalast)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Flucht von den Russen flüchtig das Handwerk gelernt hatte, und die polnische Wirtschaft dort, wo die feinsten Damen große Löcher in den Hemden hatten und umschichtig bei ihrem König eine Art von Kammerfrauendienst versahen. Fürsorglich ernährt und nur leicht beschäftigt begann Jakob deutlich Speck anzusetzen, und die Fetthenne vor seinem Fenster gedieh.

Da wollte es das Unheil, daß unser Jakob in Liebesnöte verstrickt wurde. An einem Sonntag nämlich war nach der Messe das Bärbele vom Berghof auf ihn zugetreten, hatte ihn mit seinen blauen Augen ganz besonders angeschaut und stockend und stückweis gefragt, ob er, ein weit herumgekommener Kriegsmann, nicht irgendwo oder -wann vom Berghofer Hans etwas vernommen habe. Jakob war im ersten Augenblick schreckhaft zusammengefahren, aber nach kurzem Besinnen hatte er geantwortet, ja denn, allerdings habe er von Hans gehört, aber da es nur Gerede und Gerücht gewesen sei, habe er sich gescheut, den Eltern damit einen Kummer anzutun; dem Bärbele aber wolle er es vertrauen. Also, ein Mitgefangener in Kolberg, ein kaiserlicher Dragonerwachtmeister, habe ihm gesprächsweise berichtet, daß er in seiner Schwadron just einen Gutenzeller Landsmann gehabt habe, einen jungen Menschen namens Berghofer. „Ja, wirklich?" flüsterte ganz atemlos das Bärbele. „Und? Und?!" Ach, dachte Jakob, sie müssen es doch einmal erfahren, und fuhr fort, nach Aussage des Wachtmeisters sei der Arme in Schlesien von einer Stückkugel vom Pferde gerissen worden und möge wohl schon längst tot und begraben sein. Das Bärbele war darauf leichenblaß geworden und hatte wankend mit den Händen um sich gegriffen. Er aber hatte es bei den Schultern gehalten, bis es sich erholt hatte; nach einem leisen Dank war es wie ein Reh davongelaufen.

Von Stund' an saß ihm die Liebe zum Bärbele im Geblüt. Er entdeckte, daß er, ein Mann von noch nicht vierzig Jahren, für die Köchin Emmerenz im Grunde viel zu gut sei. Ihre behäbige Rundlichkeit beleidigte plötzlich seinen Geschmack, und es gab sogar Stunden, in denen er an ihrer Kochkunst mäkelte. Die Entthronte aber ließ die Hoffnung nicht sogleich sinken und wußte die Flamme von Jakobs Leidenschaft mit leckeren Brühen und kleinen Sondergerichten, die sie für den Freund bereitete, stets noch zu dämpfen. Ins Gefährliche wandte sich der Zwiespalt erst, als sich die Vicedomina den Sachverhalt aus gelegentlichen Seufzern der Köchin zusammenstahl. Sogleich galt es ihr als ausgemacht, daß der tapfere Schlag des Kürassiers von Gutenzell allerdings nicht aussterben dürfe. Im übrigen war es ihr eine ebenso angenehme Beschäftigung, jemandem ein Spiel zu verderben, wie einem anderen die Karten zu einem neuen zu mischen. Das Unglück der Emmerenz also mißachtend beschloß sie, sich die Sache Jakobs und des Bärbele mit allem Ernst angelegen sein zu lassen und ihm den Weg zu dem steifnackigen Berghofbauern ein wenig zu ebnen.

*

Seit das Bärbele mit der schlimmen Neuigkeit des Jaköble heimgekehrt war, mußten die drei Menschen auf dem Berghofe für gewiß halten, was sie längst schon geahnt hatten, aber niemals hatten glauben wollen. Wer sieben Jahre lang geschwiegen hatte, wer keinen Gruß, kein Sterbenswörtchen heimgesandt hatte, — der war tot. Sie schlossen sich in ihrer Trauer nach dem schmerzhaften Ruck nur noch enger zusammen, aber es ging immer stummer her zwischen ihnen. Der Vater verrichtete sein Tagewerk immer noch, aber mit immer schwereren tauben Griffen; sein Rücken war ganz krumm geworden und sein Haar weiß wie Schnee. Die Mutter, die vom bangen und doch frohen Hoffen bisher noch glatt und rosig gehalten worden war, trocknete nun ein wie eine Huzelbirne und war nur noch Sorge um den Mann. Das Bärbele aber lebte wie in einem Traum. Nicht das mindeste änderte sich an der Art, wie es die Zeit zwischen Morgen und Abend mit der Arbeit in Haus und Stall, im Garten, auf dem Acker und im Weinberg hinzubringen gewohnt war, es kraute sogar die Bleß beim Füttern zwischen den Hörnern und streichelte den Hund, wenn es ihm den Trog füllte, wie sonst, aber alles geschah mit leeren, fremden Gedanken. Nur der Tiras an seiner Kette hörte bisweilen mit dem wilden Schweifwedeln plötzlich auf. Denn er spürte, daß er gewissermaßen ohne Herz geliebkost wurde.

In diese Trübsal hinein trug die Vicedomina ihren Plan, daß Jakob Hückenseß und das Bärbele ein Paar werden sollten. Bei den alten Leuten hatte sie ein unvermutet leichtes Spiel. Es schien dem Berghofer und seinem Weib bei näherem Hinsehen unnatürlich, daß das junge Blut bei ihnen allgemach versauern sollte, und über Jakob, dem sie im Grunde abgeneigt waren, hatten sie neuerdings soviel Rühmens gehört, daß sich ein Versuch mit ihm auf dem Hof am Ende lohnen mochte. Das Bärbele dagegen schüttelte das Vorhaben finster von sich ab. Als jedoch der Vater und auch die Mutter ihm vorredeten, daß es nicht ewig allein auf dem Hof bleiben könne und daß sie, die Eltern, gegen das Jaköble nichts einzuwenden hätten, schwieg

Digitized by Google

es und senkte nur den Kopf. Das dünkte die Schwester Juliana fürs erste ausreichend; und so galten die beiden infolge des unablässigen Geschwätzes der Vicedomina als Brautleute. Jakob hatte nichts dawider einzuwenden, und selbst das Bärbele geriet allmählich unter den Bann der allgemeinen Vorstellung. Um so scheuer und ratloser floh es in die Einsamkeit des Berghofes zurück.

„Hast den Jakob gesehen in seinem Harnisch, du?" fragte der Vater an diesem Ostersonntag während der Mittagsmahlzeit. Das Mädchen nickte stumm. Da zuckte der Bauer die Achseln. Sogar ihm hatte der kriegerische Prunk die Augen geblendet. Er verstand das Kind nicht. Als dann abgegessen war, rückten die beiden Alten zu einem Schläfchen auf die Ofenbank. Das Bärbele aber wusch Töpfe und Teller und schuf Ordnung in der Küche. Dann horchte es noch einmal in den Stall hinein und trat durch die rückwärtige Tür in den Weinberg hinaus. Langsam stieg es den Pfad zwischen den Rebzeilen hügelan nach der Mauer, an der draußen die Straße entlangführte. Die Sonne schien warm für Ostern, aber sie hatte noch einen letzten winterlich-silberigen Schimmer, noch nicht den vollen Glanz des Frühlings. Ein ganz feiner Duft schwebte über dem Lande. Die Luft war unbewegt. Es war dieselbe Jahreszeit und dieselbe Sonne wie einstmals vor Jahren.

Das Mädchen setzte sich auf eine niedere Steinstufe und strich gedankenlos die Schürze auf dem Schoße glatt. Die Wärme tat ihm wohl. Juchzer und eine Fiedel klangen herüber. Richtig, überlegte es, es war Ostern und sie tanzten beim oberen Wirt. Es schaute gerade vor sich hin auf den Weinberg. Dehnten und reckten sich nicht die Reben in der lauen Luft? War es nicht, als atme die Erde tief und regelmäßig unter den gütigen Strahlen der Sonne? Das Bärbele verlor sich in sich selbst und nickte: noch schlummerten die Keime, aber bald erwachten sie zu neuem Leben. Wie es war im Anfang und sein würde in alle Ewigkeit.

Mit einem Male hob sie den Blick blinzelnd in die Helligkeit empor. Die Straße herauf, bei dem Christusbild vorüber, schritt ein Wanderer. Das Antlitz war ihr fremd, eine Narbe zog sich rot und breit über Stirn und Wange, bärtig war der Mann und auch größer und breiter, aber — „Hans!" schrie sie auf und stürzte auf den Fremden zu. Mittwegs jedoch stand sie still und streckte die Hände aus, ergreifend und zugleich abwehrend, die Augen weit offen. Jener aber rief hell und klingend: „Bärbele!" sprang behend über die niedrige Mauer und hielt das Mädchen im Arm, ehe es fallen konnte. „Ja, ja, Bärbele," sagte er, „ich bin nun wieder da." Aber das Bärbele riß sich los von ihm, stemmte die Arme steil wider seine Brust und schaute ihn nur immer an. Es mußte ihn erst wieder sehen lernen. Als es aber begriffen hatte, glitt es zu Boden, wühlte das Antlitz in das winterdürre Gras, in dem es trotzdem bereits jung und grün keimte, schlug die Hände in die Erde und weinte und lachte dazu auf eine seltsame lautlose Weise. Wenn es aber hell schreien und jubeln wollte, stopfte es sich die Schürze in den Mund. Der Mann hob es sanft auf und stellte es sorgsam aufrecht hin. Tränen tropften ihm über die Wangen. Mit einemmal aber begann er zu lachen. „Wie siehst du aus, Bärbele?" rief er fröhlich. Und das Mädchen fragte: „Ja, wie denn, Hans?" Da führte er sie den Fußsteig abwärts zu dem Trog, in den aus einer hölzernen Röhre der Bergquell gluckerte, und wies ihr im Wasserspiegel ihr Gesicht, auf dem die ungestümen Tränen mit Erde sich gemischt hatten. Er tauchte selbst den Schürzenzipfel ein und wusch ihr umständlich und gründlich Augen, Wangen und Mund. Und dann küßte er sie auf Augen, Wangen und Mund.

Das Bärbele blickte sich groß um. Hatte Hans ihr erst den Schlaf aus den Lidern gerieben? Eben war noch ein winterlich-blasser Schleier über die Welt ausgebreitet gewesen, jetzt aber leuchtete der Himmel tiefdunkelblau und die Sonne strahlte klar und golden. Eine Lerche zwitscherte irgendwo in der Höhe. Das Glück wollte ihr die Brust sprengen; es war zu groß für einen sterblichen Menschen. Da sprang sie mit einem Male auf: „Der Vater! Die Mutter!" und lief ins Haus.

Der milde Schein draußen vor dem Fenster hatte die beiden Alten von der Ofenbank gelockt. Aber sie trödelten noch ein wenig in der Stube herum, ehe sie sich ins Freie wagten. Da stand plötzlich das Bärbele auf der Schwelle: „Der Hans! Der Hans!!" Den Bauer riß es vorwärts, aber er hielt sich gewaltsam zurück und tat nur ein paar Schritte, die Mutter tastete sich hilflos am Tische hoch. In der Tür begegneten sich Vater und Sohn, aufrecht beide, der Alte mühsam emporgereckt, der Junge leicht und selbstverständlich, und blickten sich fest in die Augen. „Grüß Gott, Vater," sagte Hans, „da bin ich, und wenn es Euch recht ist, bleib' ich nun." Der Bauer maß ihn prüfend. Dann nickte er: „Mir soll es recht sein," und seine Stimme zitterte nur ganz wenig dabei. Darüber war die Mutter herzugetappt und betrachtete und befühlte ihr Kind, als sei es ihr eben neu geboren worden. Und der Sohn sah ihren Scheitel, der grau geworden war, und ihr

Digitized by Google

gutes Gesicht, das klein und huzelig geworden war, und fragte: „Ist es so lange her, daß ich fort bin von daheim?“

*

Klarheit mußte sein zwischen Hausgenossen. Deshalb fragte der Vater, nachdem sie alle am Tische saßen — der Heimgekehrte neben der Mutter, die seine Hand festhielt und streichelte — kurzab, wie und wo sich der Sohn umgetan habe in der langen Zeit seiner Abwesenheit; er, der Vater, wolle nicht Rechenschaft haben über jeden Kleinkram, aber er müsse wissen wie und wo. Darauf sann Hans eine Weile schweigend vor sich hin. Der Vater habe recht, fing er an und erzählte dann, Soldat sei er gewesen, erst gegen die Preußen und ihren König Friedrich und dann mit Friedrich gegen die Feinde Preußens ringsum. Es sei ihm gut und schlecht gegangen, und er habe es schließlich auch zum Wachtmeister in einem Dragonerregiment gebracht, aber als nach dem Frieden die Bestände ohnehin vermindert worden seien, habe ihm das Soldatenleben nicht mehr geschmeckt und er habe seinen Abschied gefordert und in Ehren erhalten. „Für was ich eigentlich die vielen Jahre hindurch meine Haut zu Markte getragen habe, weiß ich nicht recht,“ schloß er, „aber es war soviel Sinn und Ordnung bei den Preußen und unter unserm Vater Fritz, — so nannten wir den König — daß es wohl für keine ganz schlechte Sache gewesen sein kann. Zuletzt aber dacht' ich an den Hof und den Acker und den Weinberg und an alles daheim. Und da bin ich her.“

Noch einmal ließ der Berghofer seine Augen auf dem Sohne ruhen, dann stand er stumm auf, und als ihn die Frau fragte, wohin er denn begehre, antwortete er, nur ein wenig Wein wolle er aus dem Keller holen. Er zapfte aber vom besten Faß, das in der hintersten Ecke lagerte. Inzwischen war oben herausgekommen, daß Hans, bevor er sein Elternhaus betreten hatte, erst beim oberen Wirt eingekehrt war. Er sei doch nun einmal vorbeigekommen, verteidigte er sich gegen die Frauen und fuhr immer besser gelaunt fort, der erste, der ihn dort erkannt habe, sei sein Kamerad gewesen oder vielmehr, da er sich selber zu den Preußen rechnen müsse, ein Feind, der Jakob Hückenseß, der just seine Heldentaten in der Schlacht bei Roßbach haarklein aufgetischt habe. Daß er aber nach dem lauten Hin und Her des Erkennens mit dem zur Salzsäule erstarrten Jaköble eine lange heimliche Unterredung im Baumgarten des Wirtes gehabt hatte, verschwieg er. Über das ganze Gesicht lachend und dem Bärbele über das Glas zublinzelnd setzte er dagegen hinzu, er habe vernommen, daß der tapfere Kürassier sogar auf Freiers Füßen gehe. Das Mädchen verschluckte sich, so hastig wollte es erwidern, Hans aber klopfte es beruhigend auf den Rücken. Da strebte es unwirsch auf der Bank von ihm weg, machte böse Augen und zischte: „Laß' das, du!“ Er aber rief vergnügt: „Es müßte doch nicht mein altes Bärbele sein, wenn es nicht auch einmal bisse und kratzte!“

Am Abend dann sagte er ernst: „Das mit dem Jaköble ist aus, du.“

Schüchtern entgegnete das Bärbele: „Aber die Frau Vicedomina!“

Er zuckte geringschätzig die Achseln. „Ich hab' es dem Jakob gesagt. Er will dich nicht mehr.“

Das Mädchen aber lachte: „Nun schön, es mag sein, daß du über den Jakob Macht hast. Aber weißt du denn, ob ich dich will?“ Da flüsterte er ihr ins Ohr: „Ja!“ und küßte sie. Erst wand und wehrte sie sich in seinen Armen. Dann aber hielt sie ganz still.

Von diesen Ostern an hatte der Berghof ein von Grund aus verändertes Gesicht. Er lachte mit der Sonne um die Wette, und wenn es regnete, schien er vom Keller bis zum First zu versichern, daß dies zwar auch ein nützliches und notwendiges Wetter, eigentlich aber vorübergehend und gar nicht so ernst gemeint sei. Die Jungen schafften fröhlich und die Alten begannen sich fröhlich auszuruhen. Der Vater zumal gönnte seinen armen krummen Gliedern gern die verdiente Rast und legte sich dafür auf die Freude der Grauköpfigen, auf das Basteln. Ein sauber geschnitzter Axtstiel galt seinen Augen bald ebensoviel wie ein gut gepflügter und sorgfältig besäter Acker. Hans und das Bärbele aber gruben und hackten um die Wette. Das Bärbele wollte zeigen, wie stark es sei, und manchmal ließ sich Hans auch von ihm besiegen. Wenn sie dann sich einmal von der Arbeit emporreckten, schauten sie sich glückselig an und waren ebenso froh, wie wenn sie sich umarmt und geküßt hätten. Das geschah jedoch nebenher auch zuweilen.

Sie zögerten das Glück der Vereinigung nicht lange hinaus und standen noch vor den heiligen Pfingsten zur Trauung vor dem Altar der Stiftskirche. Wie jedes junge Paar aus Gutenzeller Gebiet ließ sie die Äbtissin vor sich an ihr Krankenbett rufen. Sie musterte die beiden mit ihren alten, scharfen Augen und lobte: „Ihr zwei paßt einmal zueinander.“

„Ja,“ fuhr sie zu Hans fort, „so wie dich stell' ich mir meinen Kürassier von Roßbach vor.“ Dann wandte sie sich an Bärbele: „Hättest du den andern wirklich genommen, Kind?“ „Eher in den Teich!“ empörte sich die junge Frau. „Nun, nun!“ begütigte die Domina.

Digitized by Google

„Es ist ja gut gegangen. Und ich will dir auch was schenken. Was nur gleich?“ Sie kramte in ihrem großen Schlüsselkorb herum und brachte eine silberne Kinderklapper zum Vorschein. „Hier,“ sagte sie, „damit hab' ich selber gespielt. Gib sie deinem Erstgeborenen. Wenn ich's erlebe, heb' ich ihn über die Taufe.“

*

Gutenzell beherbergte nun zwei Kriegshelden. Aber leider wurde immer deutlicher, daß es mit dem einen davon nicht viel auf sich hatte. Von Jakob Hückenseß wußte man, wann und wo er eingerückt war, in welcher Schlacht er gefochten, was für einen Gaul er dabei geritten, ja, was für Hiebe er ausgeteilt hatte. Auch das bittere Schicksal des Kriegsgefangenen und seine späteren außerordentlichen Irrfahrten kannte man aus seinem eigenen Munde. Hans Berghofer dagegen schwieg sich über all dies gründlich aus. Es lief ihm zwar unleugbar eine gewaltige Narbe über Stirn und Wange, aber wenn er ausgeforscht wurde, wann und wo sie ihm ins Gesicht geschrieben worden sei, versetzte er lachend, der Barbier habe ihn ein wenig geschnitten, als er sich den ersten Bart habe scheren lassen. Das war natürlich Scherz. Aber he? Warum verhehlte er die Wahrheit? Hatte es einen Haken damit, he? Sieben Jahre und länger hatte er sich draußen umgetan und sollte nichts anderes erfahren haben, wie daß es anderwärts auch nicht uneben hergehe, am schönsten aber doch in der Heimat sei? War das zu glauben?

Es fanden sich schelmische Leute, welche die beiden Altsoldaten etwa beim oberen Wirt ein wenig gegeneinander aufzuhetzen sich bemühten. Aber absonderlicherweise war dann Hückenseß wie ausgetauscht und saß jedesmal wie aufs Maul geschlagen da. Es schien fast, als spähe er beflissen nach jedem Augenzwinken des jungen Berghofers, und erst wenn der ihm auf die Schulter schlug und fragte: „Nun, Jaköble, wie war das in der Schlacht bei Roßbach?“ fand er sein Mundwerk wieder. Aber er erzählte auch dann weniger schön und bunt als sonst, und die Rede floß ihm stockerig und mühselig. Hans saß dabei und schmauchte behaglich seine Pfeife; manchmal patschte er sich auch, plötzlich hellauf lachend, das Knie. Erst wenn er aufbrach oder auch sich nebenan an einen Tisch setzte, geriet Jakob wieder ins rechte Fahrwasser. Es fielen ihm sogar immer neue und erstaunliche Einzelheiten ein. Dabei aber wären um ein Haar die beiden Krieger doch einmal aneinandergeraten. Die Gutenzeller glaubten nämlich dem Jaköble keineswegs alles sozusagen auf Anhieb, sondern es mußte ihnen erst mehrere Male berichtet sein, dann hielten sie es am Ende schon für möglich. So wollten sie auch nicht anbeißen, als Hückenseß damit herausrückte, er habe es bisher nicht verraten wollen, aber es sei doch so: bei Roßbach habe er mit dem König von Preußen selber gefochten und ihn in die Flucht geschlagen; und einen Schimmel habe der König geritten. Dazu schüttelten sie denn doch die Köpfe, und einer trat auf Hans zu, der beim Wirt am runden Tisch saß: „Du, Hans, jetzt sag' du einmal! Kann es wahr sein, was der Jaköble erzählt, daß er bei Roßbach mit dem König von Preußen selber gefochten und ihn besiegt habe im Gefecht?“

Da lief der Berghofer dunkelrot an im Gesicht, stampfte das Glas auf den Tisch, daß der Wein hochaufspritzte, und rief: „Lügenmaul! Hundsföttisches!“ Dann, während alles in der Stube den Atem anhielt und einen wackeren Zweikampf erwartete, schritt er an den Tisch des Jaköble hinüber und packte es derb beim Arm. „Du!“ herrschte er es an. „Du hast mit dem König von Preußen bei Roßbach gefochten und hast ihn besiegt, sagst du?“ Das Männlein selber schlotterte leichenblaß unter seinem Griff und vermochte keine Silbe hervorzubringen, aber die Nachbarn antworteten an seiner Statt: „Er hat's gesagt. Und einen Schimmel hätte der König geritten.“ Hans aber besah sich das welke Gemüs unter seiner Faust, und mit einem Male war aller Zorn aus seinem Antlitz ausgetilgt. „Jaköble,“ sprach er gutmütig, „du hast dich geirrt. Sieh, hier hab' ich den König Friedrich auf meinem Pfeifenkopf abgemalt. So sah er aus. Hast du mit dem gefochten? Hast du den besiegt?“ „Nein,“ versetzte leise Hückenseß, „es ist wohl ein andrer gewesen.“ „Sag's den Leuten allen, wie ich dir vorspreche: ich, Jakob Hückenseß von Gutenzell, habe den König Friedrich von Preußen niemals und nirgends besiegt. Sonst glauben sie's am Ende doch.“ Und gehorsam wiederholte Jakob: „Ich, Jakob Hückenseß von Gutenzell, habe den König Friedrich von Preußen niemals und nirgends besiegt.“

Das roch ganz seltsam. Im ganzen Dorf raunte es: „Beinah', als hätte der Hans das Jaköble behext! Oder woher sonst hat er die große Macht über ihn?“ Auch dem Bärbele drang das Gemurmel zu Ohren. Die junge Frau hatte sich schon längst verwundert, wie schnell ehedem Jakob seine Ansprüche an sie aufgegeben hatte, damals gleichermaßen auf einen kurzen Befehl des Hans hin, und nahm sich nun sofort vor, den Gatten zu befragen. Sie hatte ihm in der frischen Ehe bereits das Tyrannenregiment ein wenig abgewöhnt und getraute sich wohl, das Geheimnis aus ihm herauszulocken. Indessen es erwies sich,

Digitized by Google

daß der Mann ihr nur dann gefügig war, wenn er nachgeben wollte. Als sie ihre Frage an ihn richtete, faßte er sie bei den Schultern und hielt sie mit gestreckten Armen von sich ab. Seine Augen weideten sich an ihrer blühenden Schönheit und strahlten vor großem Glück und allerrosigster Laune. Aber er antwortete ihr: „Manche Sachen darf man keiner Frau vertrauen, auch der besten und schönsten nicht. Kennst du das Lied vom Hürnen Seyfried, Bärbele? Wie er zu Tode gekommen ist, weil er seiner Frau Königin sagte, was keiner wissen durfte außer ihm?“ Die junge Frau nickte. „Also!“ versetzte Hans und schaute sie noch einmal lustig an. Da beschied sie sich, nicht sogleich und nicht gern, aber zuletzt doch ehrlich. Er mußte wissen, was recht war.

Das Jaköble aber dachte: ‚Schlecht Wetter will Weile han,‘ und zog sich auf eine kurze Frist in die Küche des Stifts zurück. Er beabsichtigte ohnedies, sein Leben in Ordnung zu bringen. Da ihm das schlanke Bärbele weggekapert worden war, richtete er seine Wünsche wieder auf die rundliche Emmerenz. Wenn er sie freite, so würde sich — rechnete er — abgesehen allenfalls von einem Umzug in die geräumigere Stube der Köchin, sein jetziger erfreulicher Zustand nicht im geringsten ändern. Weit eher wurden seine Geborgenheit und Behaglichkeit durch diese Ehe nur noch befestigt. Und heimlich und letztlich — falls es wieder einmal unvorhergesehenerweise zu einem Kriege kam, wer schickte einen verheirateten Kürassier ins Feld?

Nach altem Brauch stellte sich das Paar der Äbtissin vor. „Willst du es wirklich mit dem Jakob versuchen, Emmerenz?“ fragte die gichtbrüchige Greisin. „Wenn nun der heldische Raptus über ihn kommt, was dann? Denn einmal hat er doch dreingehauen, dort oben bei Roßbach.“ Die Köchin wiegte das Haupt. „Er räuchert mir nicht mit Tobak die Vorhänge ein,“ erwiderte sie, „das ist die Hauptsache. Im übrigen darf er mir einmal im Monat zum oberen Wirt, weil er doch unser Kürassier ist und bei Roßbach dabeigewesen, und zur Kirchweih und den großen Festen außerdem, da mag er sich austoben!“ Die Äbtissin nickte: „Da hast du's nun wohl eilig, Emmerenz?“ — „Oh, was das betrifft! Ich hatte mir gedacht, das Obst sollte erst eingekocht sein und das Kraut geschnitten, so Herbstanfang etwa.“ — „Dann erleb' ich's nicht, Emmerenz!“ — Die Köchin hob die Hand. „Die Frau Domina überlebt uns alle,“ sagte sie und meinte es ehrlich.

Das Jaköble stand dabei und tat keinen Mucks; vor der ‚Alten‘ redete es ungern.

*

Und wirklich, die Äbtissin hörte nicht nur die Glocken läuten zur Hochzeit der Köchin und ihres Kürassiers, sondern sie hielt auch, wennschon mühsam, den ersten Enkel des Berghofers über das Taufbecken. Ein Mädchen war es, das nach der Patin Kordula genannt wurde. Aber gegen das Ende des neuen Sommers, als die Kastanien die ersten matten Blätter erdwärts dröseln ließen, legte sie doch das Szepter nieder. Sie hatte sich aufrecht in ihren Stuhl setzen lassen und starb bei vollem Bewußtsein.

Bei ihrem Leichenbegängnis gab es ein großes Gepränge. Die Gutenzeller brauchten nicht dazu aufgeboten zu werden, sie kamen alle freiwillig. Aber auch der Bischof von Augsburg schritt inmitten des Zuges, er war dazu mit drei Domherren zehn Meilen über Land gereist, von den vielen anderen Prälaten und Herren ganz zu schweigen. Und dennoch war die glänzendste Figur in dem stattlichen Geleite ein anderer, ein Mann mit einem Dreispitz auf dem Kopfe und an dem Dreispitz noch einen weißen Federbusch vorn, bewehrt mit einem blinkenden Harnisch und gegürtet mit einem mächten Pallasch — Jakob Hückenseß. Emmerenz, sein Weib, hatte ihm den Küraß mit Silberputz poliert. Es war kein Wunder, daß der Bischof auf den Glanz aufmerksam wurde. Wie aber der hochwürdige Herr erst erfuhr, daß Jakob bei Roßbach gegen den Preußenkönig gestritten habe, rief er den tapferen Kürassier heran und lobte und segnete ihn vor allem Volk. Emmerenz hatte inzwischen in der Stiftsküche alle Hände voll zu tun. Als sie von der Ehre hörte, die ihrem Gatten widerfahren war, weinte sie bittere Zähren, daß sie dem feierlichen Augenblick nicht hatte beiwohnen dürfen. Am Nachmittag aber teilte sie ihm ein doppeltes Zehrgeld zu und lockerte ihm auch vorsorglich die Schnallen des Kürasses; denn er wuchs mit seinem Bauch allmählich daraus heraus. Prächtig thronte das Jaköble beim oberen Wirt. Die Menschen waren von weither zu der Leichenfeier gekommen, und so scharten sich immer mehr Andächtige um seinen Tisch. Er hatte einen strahlend großen Tag und war auch just gut im Zuge. Er schilderte alles haarklein und so lebendig, daß man die Pferde schnauben, die Degen klirren und sogar das Blut plätschern zu hören glaubte. Eines nur tat ihm bitterlich leid, — daß er nicht erzählen konnte, wie er selber, von einer Stückkugel in tausend Stücke zerrissen, vom Gaul gesunken und hernach mit ähnlichem Pomp bestattet worden war wie heute die Äbtissin. Zuletzt hoben ihn die Burschen in heller Begeisterung auf die Schultern und trugen ihn huldigend im Garten herum.

Digitized by Google

Am Abend landete er mit einem gelinden Rausch im Stift. Emmerenz lächelte nachsichtig zu seiner geröteten Nase und seiner schweren Zunge. Sie fütterte ihn mit den vielen guten Dingen, die von der Begräbnistafel übriggeblieben waren, wieder nüchtern, und als die Vicedomina ihre Gäste entlassen hatte und nach ihrer Gewohnheit noch einmal in der Küche vorsprach, vermochte er sein regelmäßiges Sprüchlein bereits wieder aufzusagen. Die Schwester Juliana hatte bei Tisch auch ein Gläschen zuviel genommen; sie war sehr abenteuerlüstern aufgelegt und konnte von der kriegerischen Kost gar nicht genug bekommen. „Noch eines! Noch eines!“ bat sie immerzu.

Da flüsterte der Kürassier geheimnisvoll: „Ja, und also, dort bei Roßbach, ich hab' mir gerade eine Gasse gehauen durch die Husaren, immer links und rechts einen herunter vom Gaul, da mit einmal — wen seh' ich vor mir? Vor meinem Säbel?“

Die Vicedomina starrte ihn mit flackernden Augen an. „Wen, Jaköble? Wen?!“ fragte sie.

Das Jaköble aber sah sich plötzlich scheu um und schnurrte zusammen wie ein Blasbalg, dem die Luft ausgeht. „Nein,“ versetzte es dumpf, „das sag' ich nicht, niemals und niemandem. Es könnte mich Kopf und Kragen kosten.“

★

Die Leute vom Berghof hatten gemeinsam der Äbtissin die letzte Ehre gegeben. Beim Heimweg aber nahmen sich die Alten Zeit und hießen die Jungen den Hang hinan vorausgehen. „Hast du das Jaköble gesehen heut?“ fragte das Bärbele obenhin im Steigen. Hans antwortete lachend: „Er stach einem auch gehörig in die Augen.“ „Und der Bischof hat ihn gesegnet!“ Da schritt der Mann mit zwei Sprüngen neben der Frau und forschte in ihren Blicken: „Wurmt es dich?“ Aber sie hob fröhlich das Antlitz zu ihm auf und entgegnete ein wenig verhalten: „Nein, nicht mehr.“ Mit einem Male horchte sie in die Ferne, rief: „Sie schreit, die Kleine! Da muß ich mich eilen!“ und huschte hurtig voraus. Hans folgte gemächlich.

Oben saß sie bereits an der Wiege und hielt dem Kind eine Tasse voll Milch an den winzigen Mund. „Was ist das?“ fragte er. „Du nährst sie nicht mehr?“ „Das siehst du erst jetzt?“ versetzte die Frau leis errötend. „Seit ehegestern schon kriegt sie die Tasse. Sie geht in den achten Monat, und wer mit einer Klapper spielen kann, braucht die Mutterbrust nicht mehr.“ Gleichsam bestätigend schluckte die Kleine voller Eifer. Wenn sie aber einmal innehalten mußte, seufzte sie wollüstig und schwang in der zierlichen Rechten munter die Klapper der Äbtissin.

Am Abend, als das Tagewerk getan war, setzte sich Hans auf die Bank vor der Tür. Obwohl der September sich zum Ende neigte, war die Luft noch sommerlich lau. Die Eltern waren schon in die Federn gekrochen; das lange Stehen auf dem Friedhof hatte sie müder als sonst gemacht. Das Bärbele aber ging noch im Haus hin und wieder. Es war eine Zeit zwischen Ernte und neuer Saat. Nach Mariä Geburt hatte er den Acker neben dem Weinberge gesät und die Frucht war nach einem milden Regen schon herrlich aufgegangen, an den Reben aber hingen noch die Trauben und reiften zur höchsten Süße. Der Geruch der Erde und der jungen Saat vermischte sich mit dem Duft der weißen und blauen Beeren, der schon an die Kelter gemahnte. Der Bauer stand auf und schritt langsam die Rebzeilen entlang, hier und da ein Blatt abknickend, das der Sonne den Weg zur Traube versperrte. Schließlich legte ihm die einfallende Dämmerung das späte Handwerk. Der volle Mond schob sich zwar zur Ablösung am Himmel herauf, aber er warf zu scharfe Schatten. In mancherlei Gedanken kehrte er zu seinem Sitz an der Hauswand zurück.

Das Bärbele trat in die Tür. „Fertig!“ sagte es, trocknete sich noch die Hände in die Schürze und setzte sich dann neben den Mann auf die Bank. Er legte sanft den Arm um sie und zog sie nahe an sich heran. Eine Weile saßen sie schweigend und horchten in die Nacht hinaus. Es war sehr still, gar kein Wind. Nur ein paar Grillen zirpten, und irgendwo im Weinberg scharwerkte und knurrte auf der Mäusejagd ein Igel.

Mit einem Mal lachte die Frau ein wenig und sprach halblaut vor sich hin: „Wenn ich dich jetzt fragen wollte, Hans, woher deine Macht über das Jaköble kommt, so weiß ich: du würdest mir antworten, wie der Hürnen Seyfried seiner Königin auch geantwortet hat.“

Er nahm sie fest in den Arm und kehrte sie zu sich um. „Ist das so gewiß, du?“ versetzte er.

„Ja,“ flüsterte sie und strich ihm zärtlich das Haar von der Narbe. „Aber ich will dich gar nicht fragen danach. Denn ich weiß es ohnehin.“

„So. Weißt du es?“

Sie nickte.

Der Mond spiegelte sich in ihren klaren Augen und, weil sie lachte, in ihren kräftigen weißen Zähnen. Da küßte er sie auf den weichen Mund und raunte ihr ins Ohr: „Ja, das Bärbele ist klug. Klug — und schön.“

Digitized by Google

Der Tillenschütz und Rudolf Stauffacher, der Gründer der Eidgenossenschaft

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Nachdem schon in Himinbjörg, bei Heimdall dem Wächter der Asengötter, man die Herkunft des Tall oder Tell hat suchen wollen, wurden nun irdische Höhen, die des badischen Schwarzwaldes, kaum mehr bezweifelbar erkannt als die Namenswiege für den Urner Schützen. Untersuchungen eines jüngeren Zürcher Geschichtsprofessors geben dem Rütlibund und dem Schützen, die seit neunzig Jahren zu Sage gestempelt worden, nun wieder die geschichtlichen Ehren zurück. Zwar nicht allem. Namen, die Schall und Rauch waren, wie Hermann Geßler, Verwechslungen, wie „Werner" Stauffacher, bleiben nicht nur erledigt, es wird auch die völlige Berichtigung gegeben. Das gleiche geschieht mit dem Zeitpunkt, an welchen Tschudi und Johannes Müller geglaubt hatten und wodurch auch das Schillersche Drama seine Umrahmung, als Regierungszeit des Habsburgers König Albrecht I., bekommen hat. An der vorsätzlichen Rechtfertigung der Sage als historisch würde kein kluger Schweizer sich noch versucht haben; auch der Professor Karl Meyer in Zürich gelangte zu seinen Ergebnissen nicht, indem er sie vermutete. Nur indem er den so vielmals behandelten Stoff noch wieder schärfer in breitester Fläche von außen und innen durchwalkte, entdeckte er die Widerstandsfähigkeit der Überlieferung und bekam die Lösung von allem in die Hand. Dieses Ei des Kolumbus ist: die Erzählungen haben sich verschoben in die Zeit um 1307, kurz vor König Albrechts I. Tod, die richtige Zeit ist aber 1289—1291, kurz vor König Rudolfs I. Tod. Damit verwandeln sich die wirklichen Tatsachen aus Widerlegung nun in Bestätigung, Ergänzung und einzelne Berichtigung. Jede erzählende Überlieferung, bis zur simplen Anekdote, modelt an Namen und Zeitpunkten, so wie sie subjektiv es für plausibler und interessanter halten muß. Davon nachher im einzelnen. Ein Unding ist aber, daß eine sich bildende Gründungssage, wo doch die Eidgenossenschaft seit dem 1. August 1291 öffentlich gegründet war und politisch vorzugehn begann, dies ignoriert und die Verhältnisse einer schon eidgenössischen Zeit (1307) mit gewaltsamen Verkehrungen ausgeschmückt haben sollte; die Zeit ist verfälscht, nicht der Inhalt.

Die Wiederherstellung der alten Überlieferung fällt erfreuend zusammen mit dem merklichen Wiederanfrischen der volklichen Tell-Spiele in der Schweiz. Woher dieses rührt, das läßt sich wohl so leicht nicht sagen. Die Weisheit der hohen Politik, die noch höhere Bildung und Industrie sind jedenfalls nicht Schuld daran. Stiller denn je webt im Kämmerlein die innere Geschichte. Was ließ auch diese jüngste schweizer Jugend in das Empfinden und Drängen von Selbermündigkeit geraten? Eine erstarkende Bewegung, der der ewige Sport nur immer nicht genug tut, die etwas allgemeiner Ernstliches, Neufreiheitliches, Neusoziales in sich pulsen fühlt, die die Sonnenwendfeuer und Wandervögelbünde auch zu sich herübernahm, aber durchaus nicht etwa sonst nach Deutschland ausblickt. In verhäufigter Folge bald da und bald da studieren die Bürger und Dörfler den Tell ein, die Reihe der Aufführungen erschöpft das Zuströmen der weithin Umwohnenden nicht. In Zürich selbst, wo der unerreicht versorgte Bildungsmensch ruhelos wie das Weltmeer die westöstlichsten Geistesgenüsse heranfluten und verebben sieht, spielten die Mitglieder des „Dramatischen Vereins" den Tell im Stadttheater. Am bedeutsamsten rüstet sich Altorf für diese Sommermonate, um an den Sonntagen und voraussichtlich auch Samstagen im neuerbauten massiven Tellspielhause das Schillersche Drama zur großen, von langher wohlvorbereiteten Volksaufführung an seiner geschichtlichen Stätte zu bringen.

Für uns Deutsche springt bei den Meyerschen Ergebnissen noch die Belichtung der Umstände heraus, wodurch die vor dem deutschen König wehende Sturmfahne des heiligen römischen Reiches das schweizer Wappen geworden ist, das weiße Kreuz in Rot. Dies Nachdauern in der Schweiz hat ein zweites denkwürdiges Gegenstück darin, daß auch die nachlebende Sichtbarkeit des staufischen alten Reichsadlers den Weg über die Gebiete an der Limmat, Reuß, Aare, Rhone genommen hat. Die herzogliche Linie des uralten schwäbischen Hauses der Zähringer hatte bis zu ihrem Aussterben 1218 die wichtige, bis nach Uri erstreckte Reichsvogtei in Zürich inne, desgleichen die Reichsstatthalterschaft im Reichsteil Burgund, wo sie auch überall großes Eigengut, Allod, besaß. Jener Ämter wegen führten die Zähringer im Siegel und Wappenschild den Reichsadler (nie einen „Zähringer Löwen"). Bei ihrem Aussterben mit Herzog Bertold V., dem Gründer Berns, wurden durch zähringische Frauen die Grafenhäuser Kyburg und Urach groß. Die Kyburger erbten das Eigengut in der heutigen Schweiz, und durch ihr Aussterben auch schon 1264 kam dieser vereinigte zähringisch-kyburgische Besitz an das Haus Habsburg, dessen heiratende Erbtüchtigkeit schon längst, bevor sie sprichwörtlich und europäisch wurde, hervorragend war. Habsburg hatte auch die große Grafschaft der Lenzburger geerbt, womit es in Schwyz Fuß faßte, und sein Vogt auf der Kyburg hat Schwyzer und Urner am wirk-

Digitized by Google

samsten gecinigt. Das rechtsrheinische Gut der Zähringer erbten die Uracher; von ihnen nahmen sie nun auch das neue Wappen an, den roten einköpfigen Adler, und legten ihr älteres urachisches Kürsch oder blauweißes Veh als heraldischen Schildrand darum. Auf diese Weise führen also noch die urachischen Fürsten von Fürstenberg den mittelalterlichen Reichsadler.

Fürstenbergischem Gebiet nächstnachbarlich entstammte der Name, wovon „Tell" übrig geblieben ist. Auf den weiten Höhen zwischen Schluchsee und Wutach liegt die Ortschaft Dillendorf. Der Name kennzeichnet sie als Gründung oder Dorf eines Tillo, was die beliebte „Koseform" — so nennen diese Kürzung die Gelehrten — ist für Thiederich, Thiuderich. Seit 797 erwähnen schriftliche Quellen den Ort, in den phonetischen Formen Tillindorf, Tilndorf, Tilindorf, Tillendorf. Noch finden sich auf dem Burgrain mit dem Schloßbuck, wie jetzt die Dorfbewohner sagen, die spärlichen Trümmer der mittelalterlichen Wehrburg. Zerstört worden ist sie im großen Bauernkrieg. Von dem Rittergeschlecht, welches im 13. Jahrhundert hier gesessen, finde ich eine ältere badische kurze Notiz, die meint, es sei 1289 ausgestorben. In der da fehlenden, nicht gewußten Spanne von ein bis zwei Jahren liegt Konrad von Tillendorfs höchster Anstieg, Machtgefühl, Reichtum, junge Heirat des Bejahrten, und der Armbrustpfeil des „Tillenschützen". In dem lebt des Vogtes Name fort, dessen Rest die Vergessenheit und Umbenennung geworden sind. Solange man den Namen noch kannte, wird auch er in allen möglichen Formen des Gehörs geschrieben. In eigner Urkunde steht Chunrat von Tilndorf, und so mag die Orthographie seines Schreibkaplans hier auch beibehalten werden. Das Zutrauen Rudolfs von Habsburg hat diesen Dienstritter hochgebracht, der sein verhängnisvollster Mißgriff doch wurde. Tilndorf hat ihn im Hofamt auf den Umfahrten durch das Reich wiederholt begleitet, und als der König 1288 seinem jüngsten Sohn Rudolf die Stellvertretung im habsburger Gebiet der jetzigen Schweiz übertrug, ward Tilndorf dem Siebzehnjährigen beigegeben, war nun außer Hofmeister der Pfalz des Königs auch Hofmeister des Herzogs Rudolf, Obervogt, und bezog den Wohnsitz auf dem Grafenschloß der Kyburg. Bei seiner Heirat im Frühjahr 1289 bekam er in der Form einer Aussteuer der jungen Frau Katharina die erheblichen Gefälle des Zürcher Kornhauses, die Habsburg durch eine Pfandschaft innehatte.

Die Kyburg mit ihren Vorburgen, die seither eine kleine Ortschaft wurden, liegt ganz nördlich in der Schweiz, bei Winterthur. Durch das Königtum der Habsburger kamen die vielgewanderten Reichskleinodien in diese Schloßkapelle. Hier herum lag habsburgischer Besitz, während es diesen in den Waldstätten noch auszubauen und zu runden galt. Eben dies, was auch seine Wichtigkeit wegen des zunehmenden Gotthardverkehrs nach Oberitalien hatte, sollte jetzt schärfer betrieben werden. Deshalb hatte der König die bewährten Verwalter beiseite geschoben mittels der Einsetzung seines Sohnes und Beigabe Tilndorfs. Daß dieser den herzoglichen Jüngling als Puppe betrachtete, verrät sein urkundender Stil. Schon hochtrabend in der Aufzählung sämtlicher Titel, rückt er unbefangen auch die eigene Person voran: daß der Schirmherr des Klosters Steinen im Schwyzergebiete er ist, an des Herzogen Statt, oder „daß ich nicht will," „das wär mir und meinem Herrn getan und wollten es rächen". Die Tonart paßt zu dem Geßler der Überlieferung vollkommen. Der Vogt, der in Uri für Habsburg nichts zu befehlen hatte, begann dort im Reußtal den Bau des breiten Wachtturms, dessen viereckigen Rumpf man hart an der Gotthardbahn erblickt, im Aufwärtsfahren rechts, nächst vor Amsteg auf einem freistehenden Felsklotz. Als Zwing-Uri verstanden die Talleute den Bau. Ist die Erzählung von „Twing Uren" auch spät erst aufgezeichnet, so spiegelt das gleiche Verständnis doch schon eine beurkundete Rechtshandlung aus der Vogtzeit Tilndorfs. Am 6. Februar 1290 hatte sich der urnische Landammann im Reußtal, der Ritter Arnold von Silenen, nach Zürich begeben und verkaufte dem großen Fraumünsterstift dort seine Liegenschaft, die er nächst unter jenem Felsbuck bei Amsteg hatte. Silenen, wo der Bergfrit von Arnolds Burg noch steht, und Amsteg liegen so nah, daß sie dieselbe Bahnstation haben. Die Abstoßung eines ihm so bequem gelegenen Grundstücks, der Verkauf in die sichere geistliche Hand, während sonst die Urner wie die Schwyzer das Anwachsen der Klostergüter tunlichst behinderten, läßt schließen, daß der einheimische Ritter, zumal in seiner Eigenschaft als Vorsteher der Talleute, sich und das Grundstück aus den vorauszusehenden Wünschen des anmaßlichen Vogts herausbringen wollte. Am auffälligsten aber sind die zu diesem Verkauf mitgereisten Begleiter, ein angesehener Schwyzer aus Steinen, just dem Ort, wo Stauffacher wohnte, und der Sohn des zu Bürglen wohnenden Alt-Ammanns Schüpfer. Bürglen, über Altorf gelegen, am Eingang des hohen Schächentals und des Klausenpasses, ist auch der Ort, von wo der Tell stammen soll und wo man ein altes starkes Holzhaus auf ihn bezieht. Dieser Verkauf in Zürich war kein blosses willenloses Ausweichen, er war ein gut angelegtes Vorbeugen, wobei es durchdämmert, daß damit schon die Rütli-Vereinigung, die „Stoupachersgesellschaft," wie sie bei Chronisten heißt, zu tun hatte. Das Siegel der Talgemeinde mit dem Urner Stier, sonst vom Ammann verwahrt, wurde auf die festeste Burg der Einheimischen, die des Freiherrn von Attinghausen unweit Altorf, gebracht.

Die Fürsicht und Bedachtsamkeit, die hier in den Maßnahmen sich zeigt, kennzeichnet

Digitized by Google

Verfolgung. Gemälde von Albert Lamm
(Sezessionsausstellung München)

Digitized by Google

OF THE

Digitized by Google

den gesamten Hergang vor und bei der Begründung der Eidgenossenschaft. Von Aufbrausen, Unklugheit, Übereilung ist da nichts zu finden. Kein germanischer Stamm erreicht die Empfindlichkeit, den eigentlichen Trutz des alamannischen. Aber diese sensible Selbstachtung hat ihm auch ungewöhnlich seit Frühzeit das Bezähmte und Schickliche aufgezwungen, das Ansichhaltenkönnen und Stilldenken, hat dem einfachsten Verkehr weit mehr das Diplomatische als Humor gegeben und gemacht, daß das Munddreiste nicht wohltut und man es auch, wo man gleicher Meinung ist, nicht gerne hört. Daß freibürtige Leute von dienstadligen Unfreien gerichtet werden sollten, ist ein Hauptpunkt der Beschwerden gewesen (zusammen damit, daß Habsburg die Steuerverwaltung auch gegen Amtskauf an die Vögte, als fiskalische Unternehmer, austat). Nichtsdestoweniger hat die Überlieferung, wenn sie aus Uri und Schwyz von „dem Vogt" erzählte, ihn noch lange auch „den Herrn" betitelt. Als man das schließlich doch als subaltern empfand, auch die Familiennamen überhaupt gebrauchter wurden, da war der des Tilndorf verdunkelt, nur vom Personennamen „Konrad" noch Kunde übrig, und weil auf der Burg bei Küßnacht ein früheres Rittergeschlecht der Geßler gewohnt, hat es am meisten eingeleuchtet, als ein Pfiffikus auf dieses riet.

Um die drei Gemeinden zur aktiven Erhebung reif zu machen, muß es ihnen in der Tat schon so übel gemacht worden sein, wie es nacherzählt wurde, mit den scheußlichen Leibesstrafen neuerer Herrengewalt, den Frauengelüsten verdorbener Ritterminne. Durch die berichtigte Datierung vor 1291, statt um 1307, erhalten die Erzählungen ihre zuverlässigste Bekräftigung in der Bundesurkunde vom 1. August, indem sie anhebt: „In einer gefährlichen und üblen Zeit, wo die Sicherheit vor Unrecht und Beleidigungen, vor Gewalttat und Angriff verloren ist, wollen wir uns und das Unsrige schützen." Umgekehrt erhält die Anklage den bisher nicht aufgefundenen Inhalt.

Den eigentlichen Zusammenhalt der Bewohner gab in den drei Waldstätten je für sich die alte germanische Markgenossenschaft, die die Nutzung von Wald, Weide und sonstiger Allmende regelte. Auf die natürlichste Weise wurden so aber auch anderweitige Angelegenheiten durchgesprochen und darüber Beschlüsse gefaßt, so daß das Märkerthing auf dem Weg zur Landsgemeinde war, was durch die Anschläge Habsburgs nur beschleunigt wurde. Im Rechtsverhältnis standen die drei Talgemeinden verschieden. Uri war 853, zur Zeit, als die Äbtissinnen des Fraumünsterstifts in Zürich karolingische Königstöchter waren, mit dessen Reichsunmittelbarkeit verbunden worden, und 1231 glückte es ihm, durch königliche Entscheidung erneut und unveräußerlich ans Reich gezogen und von der schon eingedrungenen habsburgischen Verwaltung gelöst zu werden. Die Reichsregierung verkehrte in Amtssachen mit den einheimischen Landammännern. Das Verhältnis, wie Uri hatte, ersehnten nicht minder die Schwyzer, wo Habsburg die von Lenzburg ererbte Landgrafschaft ausübte. In diesem Bestreben der Schwyzer verdiente sich 1240 ihr militärisch geleisteter „außergewöhnlicher Eifer" den Dank des in Italien kriegführenden Friedrich II., und zu Faenza verbriefte auch ihnen der Kaiser, sie unmittelbar am Reiche halten zu wollen. Daran hat sich König Rudolf nicht gebunden. Was er in gönnerhaften Worten zusicherte, hielt mit der Zuständigkeit des Königs die — seiner Söhne aufrecht. Was drittens Unterwalden anlangt, so hatte hier Habsburg die Landgrafschaft und mannigfachen Besitz, den es unter Rudolf eifrig noch durch großen Zukauf von Klostergut mehrte. Dadurch, daß der unermüdliche Mehrer seiner Hausmacht 1273 die Wahl zum deutschen König erreicht hatte, kamen die Hoheiten des Königs und die von Habsburg zueinander, was ein Vogt der Art Tilndorfs auch durcheinander bringen konnte. Der junge Herzog Rudolf starb schon 1290. An seine Stelle trat nun als Vertreter des Hauses der älteste Sohn des Königs, Herzog Albrecht, der aber fern in Österreich blieb, so daß die Herrlichkeit des Vogts auch so nicht beengter wurde. Unter Albrechts formeller herzoglicher Regierung haben sich die Ereignisse von 1290 und 1291 abgespielt, die Szenen von Altorf und bei Küßnacht, die Zusammenkünfte auf dem Rütli.

Der Name Albrechts hat vermittelt, daß man später bei jenen Ereignissen an seine Regierungszeit als König dachte. Hinzu kam noch eines. Albrecht hat es nicht viel gekümmert, wie er beurteilt werden mochte. Schwerlich haben die französischen Nachrichten völlig unrecht, daß dieser deutsche König bereit gewesen wäre, die gesamte Reichshoheit links vom Rhein dem groß ausspähenden Kapetingen Philipp dem Schönen preiszugeben, für wirksame Mithilfe zu dynastischen Zielen des Habsburgers. Seinen Neffen Johann betrog Albrecht mit hartnäckigem Hinhalten um dessen Erbgut, wofür ihn der, unter Mitwissen weniger Freunde, 1308 bei Brugg ermordete. Und zu dem finsteren Andenken, das Albrecht ohnedies hinterlassen hat, kam nun die barbarische Art, wie der Mord von der Familie Albrechts an zahllosen Unschuldigen heimgesucht wurde, die in der heutigen Schweiz gelegenen Besitzungen der Mittäter verwüstet und niedergebrannt und, wo die Besatzungen die Burgen übergaben, sie nachher Mann für Mann hingerichtet wurden. Ganz anders das Andenken, welches Rudolf I. hinterlassen hat, noch heute der Liebling von Töchterschullehrerinnen, dieser Gerissenste und Kälteste, der je in Deutschland gekrönt worden. Der Großmeister der würdelosen Weisheit, daß Worte gehört und geglaubt werden, Handlungen sich den wenigsten entkleiden; der Künstler der Biederkeit, Einfachheit, Volkstümlichkeit und

Digitized by Google

ihr Clown mit seinem sauren Gesicht, wenn er Metzgersfrauen sagt, mit solchem schönen Haus und ihrem Mann möchte er wohl tauschen, oder wenn er die Urner in einem kindischen Amtslatein „Eia ihr unübertrefflichen Getreuen!“ anredet. Man würde es nicht für möglich halten, aber selbst die Schwyzer haben bis 1289 gebraucht, daß sie dann aber endgültig auch von ihm genug hatten. Und nach und nach ist in der vergrößerten, über die Waldstätte hinausgewachsenen Eidgenossenschaft doch wieder die allgemeinere Vorstellung durchgedrungen von dem guten König Rudolf und dem harten und bösen König Albrecht. Die zeitliche Verlegung der Landvogtserzählungen von Rudolfs Regierung auf Albrechts war schon eingetreten, als im 16. Jahrhundert Gilg Tschudi, der Glarner Staatsmann und Gelehrte, vom Tell und vom Rütlibund mit der Genauigkeit und Anschaulichkeit erzählte, die auch die Schillersche gestimmt hat. Tschudi hat zu seiner Verfügung noch zahlreiche Urkunden und Materialien gehabt, die seither verkommen und nicht mehr vorhanden sind. Mit der Sorgfalt der ihm erreichbaren Kenntnis und Nachsuche hat er den Stoff als selbständiger Historiker bearbeitet. Für das, was er präzisierte und was er berichtigte, hatte er die Gründe des scharfsinnigen Gelehrten; er sah nur das nicht, daß er diese ganze Methodik auf eine verfehlte Voraussetzung, die Zeit Albrechts, stellte. Zu Teilen liegen uns Tschudi's Gründe offen; so muß es ihm von den Stauffachern nicht Rudolf, sondern Werner sein, weil dieser um 1310 politisch hervortritt. In anderen Fällen vermag man ihm nicht mehr nachzuspüren, auch nicht, wie er zu dem 7. November 1307 für die Vereidung auf dem Rütli gekommen ist. Für „Geßler“ war noch der Name Konrad gekannt, Tschudi nach anfänglicher Unschlüssigkeit hat sich für Hermann entschieden. Seine Darstellung, die 1734 — erst! — zu Basel gedruckt wurde, hat ein Jahrhundert lang die Bilder der Befreiungsgeschichte der Schweizer durch die Welt verbreitet. Dann kam ihr 1835 die Vernichtung. Unschwer konnte der Luzerner Josef Eutychius Kopp beweisen, daß unter König Albrecht in den Waldstätten keine Gewaltzeit und kein Aufruhr war. Dadurch war der nächstliegende Schluß gegeben, die Erzählungen müßten als Sage entstanden sein, Phantasie eines Volkes, — dem sie doch nach der ganzen Art seiner realistischen Vorzüge nicht gut zuzutrauen war, das solche Scheu hat vor dem Sichherauswagen, das sich so auf das Anfechtbare gegenseitig kontrolliert. Vom August 1291 an sind die öffentlichen Bündnisse sich gefolgt, das vom 16. Oktober 1291 von Uri, Schwyz und Zürich enthielt die verschärfte Wendung gegen Habsburg; 1294, unter Rudolf Stauffacher als Landammann, ward die Schwyzer Landsgemeinde zum vollen Ausdruck der souveränen Staats- und Rechtspersönlichkeit des Landes, — wer in aller Welt hätte Interesse dafür gefunden, Verschwörung und Heimlichkeit in eine dann erst folgende Zeit hineinzudichten?

Die Hohle Gasse verliert nun jeden Schein erfundener Romantik durch Tilndorf, da er von Uri nach der Kyburg heimzufahren hatte. Hier zeigt sich handgreiflich, daß dies der alte Bestandteil getreuer Überlieferung ist; sie hielt ihn fest trotz der Schwierigkeit, die mit der Einsetzung „Geßler“ entstand. Der bei Küßnacht wohnende Geßler, um durch die Hohle Gasse zu kommen, hätte schon von Brunnen durch Schwyzer Gebiet über Arth und unter der Rigi hin reiten müssen, wo schlechthin kein Reiter durchkommen konnte. Nach Uri konnte er sowieso nur zu Schiff, und dafür hatte Geßler direkt von Küßnacht ohne Umsteigen die wohleingerichtete Reiseroute, welche der ganze Verkehr benutzte. Wer von Zürich, also auch von der Kyburg kam, fuhr über den Zürichsee bis Horgen, fand dort Mietpferde und Saumtiere für die Überlandstrecke an den Zuger See, über den man zu Schiff bis Immensee fuhr; dort war wieder die Station für die kürzere Überlandstrecke. Gleich zu Anfang dieser kam man in die noch heute von Bäumen überdunkelte Hohle Gasse, die um eine Mannshöhe tiefer als jetzt lag, da sie 1820, wenn ich nicht irre, oder ungefähr so, aufgehöht worden ist. Und weiter war man bald in Küßnacht, von wo man in den großen Nauen, den geräumigen starkgebauten Kähnen, über den ganzen verzackten Vierwaldstätter See fuhr. Weder „Geßler“ noch Tilndorf konnten es anders machen, aber durch die Hohle Gasse kam nur Tilndorf.

Die Aufrichtung des Hutes zu Altorf hat nichts Legendarisches oder Weithergeholtes, da der Hut das bekannte Sinnbild von Herrentum und Amtshoheit war und dies die natürlichste Maßnahme, um das Rückgrat der Urner am einzelnen Manne zu probieren. Die Deutungsseuche aus dem Mythologischen hat in dem Hut die hangende Wolke erkennen wollen, die von Heimdall zerstreut wird durch den Strahlenschuß der Sonne. Heimdall ist nur leider überhaupt kein volksgekannter Gott gewesen, gehört in die Reihe der skaldischen Konstruktionen, und noch so haben einzig die Spätnorweger und die Isländer von ihm erfahren. Zur Zeit der Heidengötter waren übrigens die Urner noch Räter, und anthropologisch verspürt sich dies bis heute. So hat auch der Basler Maler Ernst Stückelberg für die Ausmalung der erneuerten Tellskapelle am See, die er bis 1887 vollendete, seine prächtigen Studienköpfe aus dem Reußtal und Schächental gesammelt, die oft mehr an die rätischen Bündner, als an den alamannischen Typus erinnern. Im volklichen Wesen und Denken ist aber Uri durchaus alamannisiert worden, und zu der rätischen Ortsnamenschicht sind die ganz deutschen der neuen Siedler hinzugetreten, zu Silenen, Gurtnellen, Göschenen: Spiringen, Sisikon, Bürglen, Altorf, Attinghausen, am Steg, an der Matt. So germanisch, wie möglich, waren die öffentlichen und recht-

Digitized by Google

lichen Begriffe, die gegen Habsburg verfochten wurden und seit 1291 die werdende Staatsgemeinde formten.

Schon im 18. Jahrhundert hat man darauf aufmerksam gemacht, daß der Apfelschuß ähnlich in dänischen, nordischen, persischen Märchen vorkommt. Mag sein, daß hier ein arisch verbreitetes Motiv steckt. So gut aber, wie ein Sagen ausheckender Eidgenosse, konnte der höfische und vielgereiste Ritter es dann auch kennen und seine herzlose Zumutung dem entnehmen.

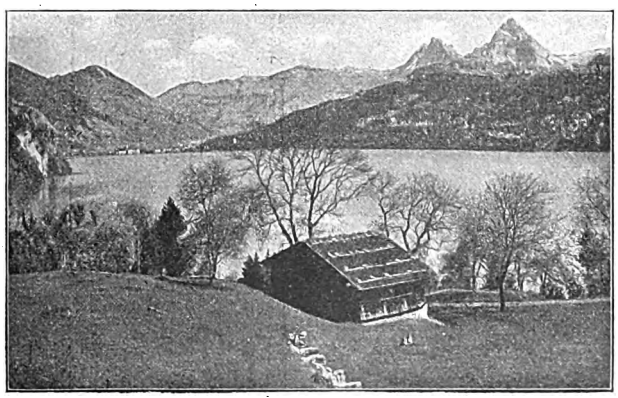
In der Reisenaue nach Küßnacht nahm der heimkehrende Vogt den unbotmäßigen Urner mit. Wie der eingezwängte Föhn auf dem Urner See selbst den Dampfer schaukelt, hat wohl auch ein Leser schon erlebt. Vor Sisikon entsprang der Gefangene auf die bekannte Weise, „und lüf dür (lief durch) die Berg us, so er vasteſt (mit aller Anstrengung) mocht, und lüft dür Switz hinn schattenhalb dür die Berg us (am Fuß der dunkelnden steilen Rigi hin), untz gan Küsnacht (bis gegen Küßnacht) in die Hohlengaß. Da was er vor dem Herren (die einzige Stelle, wo er ihn noch wieder fassen konnte und nicht vorher sichtbar dabei wurde), und wartet da, und als sie kamen riten, duo stund er hinder einer Studen (Staude mundartlich für Strauch) und spien sin Armbrest und schoß ein Pfyl in den Herren. Und lüff wider hinder sich inhinn gan Ure, durch die Berg inn; da fand er sin Gesellen und seit (sagte) inen, wie es ergangen war."

Wie er, zu Fuß, da überall durchgekommen ist, dafür fehlt mir die Kenntnis älterer Wegbehelfe für die Uferleute, die seit dem Bau der Axenstraße überflüssig geworden und verschollen sind. Auf eine unmögliche Schilderung hätten sich aber das soeben zitierte Weiße Buch aus Unterwalden und andere ältere Erzähler doch nicht eingelassen. Der Pfeilschuß war tödlich. Das Verzeichnis, welches Tilndorf über seine Einkünfte führte, bricht in 1290 ab und endet schlußlos auf leerem Pergament. Seine junge Frau wird im Oktober 1292 erwähnt als die nunmehrige Gattin eines thurgauer Ritters von Schwandegg, und sie hatte noch die Gefälle des Zürcher Kornhauses. Am 19. Februar 1291 gab König Rudolf die schriftliche Zusicherung, daß künftig kein Unfreier auf irgendeine Weise solle über die Freien in Schwyz Gericht halten dürfen. Auch das scheint eine vorläufige Vakanz zu besagen; doch könnte das „künftig" auch heißen, sie sollten Geduld haben.

Rudolf gab gute Worte. Die Gärung in Schwyz war im Gange; in Uri auch, wenn es heißt: „da fand er sin Gesellen," für die der Schütze sein Handeln mitgültig fühlte. In dies Licht rückt es, wenn er nicht sofort zu Altorf in der Aufwallung des gepeinigten Vaters auf den Vogt zielte und weiteres Blutvergießen herbeiführte, daß er aber, als er aus der Naue unverhofft entkam, nun auch wußte, was er zu tun hatte. Der Äußerung Bismarcks, er fände rühmlicher, wenn der Tell den Vogt im überlegungslosen Zorn erschossen hätte, läßt sich zu gewissem Grade zurückgeben, daß der mit Politik befaßte Bismarck gelassen hingenommene Napoleonische Zumutungen wegen Belgiens oder der Pfalz im tiefsten Köcher barg für den tödlichen Augenblick, sogar vor seinem König. Das eigene Leben setzte doch der Schütz aufs Spiel, wenn er an noch so günstigem Ort den Vogt aus dem Gefolge schoß.

Das Hochmittelalter ist die Zeit der aus persönlichen Anlässen genommenen Zunamen, wie Ludwig der Springer oder Otto mit dem Pfeil; in den einfachen Schichten haben sie auch vielfach zur Bildung der Familiennamen mitgewirkt. Ein solcher, zwar nicht weiter vererbter, ist „der Tillenschütz". Das ständige Abkürzen, die „Koseform" Till oder Tilln, ist hier schon darin, und weiter ist der Tillenschütz gekürzt worden, so wie auch später die Tellenplatte am See und die Küßnachter Tellenkapelle hinten weggeschrumpft sind und die Anwohner für sie die „Tällä" sagen. Das i ist in die mundartliche Verdunkelung geraten, bis zum Beiklang von a in dem e. Was aber aus dem ursprünglichen Zunamen noch immer übriggeblieben, sind die Deklination und der Artikel, des Tellen, den Tellen, „der Tell".

Nun noch der Rütlibund. Uris Nachbaren, die Schwyzer, kamen darüber nicht weg, daß sie um die Reichsfreiheit wieder betrogen waren. Drum versuchten sie auf dieselbe Weise, wie i. J. 1240 von Friedrich II., sich sie nochmals zu verdienen und, was der König ihnen mit Rechtsdeduktionen vorenthielt, seinem Anstand abzuzwingen. 1289 bekriegte der Habsburger den bur-



Die Rütliwiese

Digitized by Google

gundischen Pfalzgrafen Otto und rückte vom Oberelsaß aus auf Besançon. Da zogen ihm mit 1500 Mann die Schwyzer zu, mitten im Sommer, so daß daheim für alle Wirtschaft nur Frauen und Kinder blieben, und ganz auf eigene Faust, indem sie nächtlich die Hänge des Mont Brégille überstiegen, entschieden sie durch diesen Handstreich den Feldzug für den König. Dafür hat ihnen Rudolf, der so gut wie die Nachbaren daheim wußte, auf was sie zielten, „an ir roten Paner (Banner) das heilig Rich" verliehen, das weiße Kreuz aus der Sturmfahne. Die Eidgenossenschaft, die Gründung der Schwyzer, hat dies Kreuz in Rot auch übernommen, so wie auch der Name Schwyz im Volksgebrauch mit der Eidgenossenschaft und ihren Ausbreitungen verwachsen ist.

Aber aus ihrem freiwilligen Feldzug, der den letzten Mann auf die Beine gestellt hatte, kamen so die Schwyzer nur mit der verschönerten Fahne heim und, was noch viel mehr brannte, wie belachte Schildbürger. Dieses war der letzte Streich, daß man von dem König Rudolf was erwartet hatte. Seit 1289 hatte Rudolf Stauffacher unschwierigen Erfolg, den Zielgedanken umzusetzen in die Selbsthilfe, wofür er, bei Sammlung der in Schwyz Entschiedneren, auch mit den Ammännerfamilien im Urner Schächental (Fürst), in Bürglen (Schüpfer) und den Gleichdenkenden in Unterwalden anknüpfte. Mit aller Bedachtheit und Diplomatie ist in jedem Punkt vorgegangen worden. Schon die Stätte für die Zusammenkünfte zeigt sich so gewählt, daß kein Teil den Vorzug eines anderen Teils herausklügeln konnte, die zu Uri gehörende Rütlichtung am Ufer gegenüber. Hier haben die drei Abordnungen den Wortlaut verabredet und schriftlich aufgesetzt, der danach am 1. August 1291 in die Bündnisurkunde eingefügt wurde. Er ist mit derartiger Geschicklichkeit abgefaßt, daß deutsche gewiegteste neuere Diplomatiker, die sich aber in diesem Zurückhalten nicht auskennen, ihn nur als „harmlose Landfriedenseinung" haben gelten lassen wollen. Und doch ist das ganze Ziel darin. Alles, was im Rütlibund wegen der heimischen Obrigkeit und Gerichte, des Zusammenstehns zum Gehorsam und zur sittlichen Ordnung gesagt wird, geht gegen die fremde Gewalt, als ungesagtes Programm der Selbstbestimmung der drei Gemeinden. In der persönlichen Verständigung und Vereidung war man gerüstet und verstand es, nun zu warten. Der geeignete Augenblick kam bald: gegen Ende Juli 1291 ging sichere Kunde, daß am 15. zu Speyer König Rudolf gestorben sei. Habsburgs Verfügung über die Reichsgewalt bestand nicht mehr, und sehr zweifelhaft war, daß die neue Königswahl sie wiederbringe. Ohne Verzug schlossen nunmehr die Gemeinden *als solche*, Uri, Schwyz und Nidwalden — Obwalden war vorerst noch zu sehr in Habsburger Gewalt — am 1. August das öffentliche Bündnis mit den Gemeindesiegeln, das mit Recht als die formelle Grundlegung zur künftigen Schweiz gefeiert wird. Doch ist von dem „oberen Pundt" in Alamannien die Bezeichnung Eidgenossenschaft in dauernden Ehren gehalten worden, denn das August-Bündnis übernahm die private Formulierung, in ausdrücklicher Bezugnahme auf den vorhergegangenen Eidbund (confederationis forma juramento vallata). Den zu Recht bestehenden Verpflichtungen, Abgaben und Abhängigkeiten sollte sich keiner entziehen wollen, und die Reichsgewalt eines redlichen Königs mußte als günstigster Beistand und Schutz angesprochen werden. Die Mäßigung eines erziehungsvollen Volkes übten beschämend die Eidgenossen, als sie die Habsburger Türme und Burgsitze jetzt einnahmen; sie haben die Besatzungen ungekränkt abziehen lassen und selbst Beamten, die den Haß um freche Schuld verdienten, die Freiheit bald wiedergegeben. Am Weihnachtstag 1291 ward Sarnen eingenommen und nun konnte auch Obwalden beitreten.

Die Ablösung der Schweiz vom Reich ist erst seit 1499 eingetreten, unter der verderblichen Reichsregierung des schönrednerischen Maximilian. Doch das Jahr 1291 ist Anfangspunkt der fast noch bedeutsameren volksgeschichtlichen Scheidung. Von der werdenden Bürokratie befreiten sich die Waldstätte, während durch ihre Weiterentwicklung unsere deutsche Geschichte bezeichnet wird. Zeichen der schweizerischen ward die nicht gesuchte, aber aus Verhältnissen und Herkommen sich ergebende Wiederbefestigung und Erneuerung alt-echter germanischer öffentlicher Formen.

Auf der Gemeinschaft beruht die menschliche Geschichte, zu allen Zeiten aber, wo mit ihr Tüchtiges ausgerichtet wird, steht ein Einzelner mit überlegenem geschicktem Verstand und hochsinniger Tatkraft dahinter. Hier ist es Rudolf Stauffacher gewesen. Er ist der Begründer der Eidgenossenschaft, und ihm gebührt ebenso der Ruhm, daß die Ostschweiz nicht Vorarlberg geworden ist, wie der Cherusker Arminius „zweifellos" als persönlicher Befreier Germaniens, nach Tacitus' Worten, die gutgehende Verrömerung unterbrochen und abgewendet hat. „Zuerst also weihte er wenige, bald mehrere als Genossen in seine Gedanken ein," berichtet Vellejus von Arminius, seinem Offizierskameraden einst auf Feldzügen des Tiberius; das gleiche war das Vorgehen Stauffachers, und sein Denkwürdiges hat es so, wie auch die heimliche Vergildung mit Vertrauensmännern der weiter zu verbündenden Völkerschaften und der Schwurgott germanischer Bündnisse annähernd bei den Ereignissen von 1289 bis 1291 sich wiederholten.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Albert Daudistel: Die lahmen Götter (Berlin 1925) — Friedrich von Gagern: Wundmale. 2. Bd. (Leipzig 1924) — Otto Gysae: Abrechnung (Berlin 1924) — Alice Berend: Betrachtungen eines Spießbürgers (München 1924) — Wilhelm von Scholz: Gesammelte Werke (Stuttgart 1924)

Wieder einmal wird uns eine neue Kunst geweissagt, diesmal eine neue Erzählungskunst, auf die man um so mehr gespannt sein darf, als sie ein wirklicher Dichter befür- und bevorwortet, nämlich Rudolf Leonhard. Den beiden Erzählungen, die Albert Daudistel unter dem Namen Die lahmen Götter herausgibt, schickt Leonhard — den wir als Lyriker hier wiederholt nach Verdienst gewürdigt haben — folgenden Drommetenstoß voraus: „Hier ist nicht nur ein neuer Mann und ein neues Werk, nicht nur die Stimme einer Schicht, die sich Gehör erzwingt, die tausendmal ausgelaugt und ihrer schaffenskräftigen Individuen enteignet, dennoch nicht nur das Produktionsreservoir der ganzen Gesellschaft, sondern jetzt auch zur eignen Produktion fähig und entschlossen ist — hier ist, ganz absichtslos, die Ahnung der Kunst, die bald kommen wird — und sei es über unsere Leichen — hier ist ein Anfang des einzigen gültigen Weges, des Weges nach vorn."

Das läßt sich hören. Und bei so überzeugtem Ton überwindet man mancherlei Bedenken, die einem beim Lesen des übrigen, mehr als drei Seiten langen Vorworts beschleichen. Es zeigt nämlich deutlich, daß man ein begabter Lyriker und dabei doch ein unzulänglicher Kunsttheoretiker sein kann. Oder was will Leonhard damit sagen, wenn er gleich zu Anfang behauptet, daß der Expressionismus „gar nicht gestorben ist," „sondern, wie vor ihm der Naturalismus ... seine Mission erfüllt hat und ... sich außer Diskussion gesetzt hat." Ja, um Himmels willen, was heißt denn das bei einer Kunstrichtung anders, als daß sie eben selig entschlafen ist? Von ähnlicher Logik zeugt es, wenn Leonhard dies Buch für eine Probe „proletarischer Kunst" ausgibt und im selben Atem erzählt, daß der Verfasser „Schlachtermeistersohn, Agent, Matrose" gewesen sei. Nun, Schlachtermeistersöhne werden sich selber wohl eher zu den „Bourgeois" als zu den proletarischen „Enterbten" (für die auch mir das soziale Gefühl keineswegs fehlt) zählen, jedenfalls kann man just die Schlachtermeister schwerlich, wie Leonhard es tut, als die „tausendmal ausgelaugte" Schicht bezeichnen. Auch ein Agent ist als solcher nicht — wie das Beispiel Dehmels zeigt — ein Vertreter proletarischer Kunst. Wohl aber könnte man als Erzähler zum Exempel „Den armen Mann von Tockenburg" dazu rechnen, der freilich schon seit hundert Jahren tot ist ...

Gleichwohl verdient Leonhard unsern Dank, wenn er auf Daudistel hinweist, denn ohne Frage haben wir hier ein neues, sehr frisches Talent, dem man die Vorzüge „feste Kontur, Gedrungenheit, psychologische und soziologische Bestimmtheit," die sein Bevorworter von ihm rühmt, ohne weiteres zugestehen wird. Daudistel, der als sozialer Revolutionär fünf Jahre Festungshaft verbüßt, hat seine Erlebnisse in nuce sehr lebendig und, was ebenfalls erfreulich wirkt, ohne Betonung der politischen Tendenz erzählt. Ja, er macht sich in der ersten der beiden Erzählungen sogar ein wenig lustig über die Parteifanatiker, die selbst auf der Festung ihre hitzige Propaganda fortsetzen, das Gefängnis zu einer Pflanzschule und Erziehungsstätte radikaler Agitation machen und von nichts anderem als von Politik schwätzen. Er stellt diesen Unentwegten in seiner Hauptgestalt, dem Matrosen Muck, einen lustigen Allerweltskerl gegenüber, der schon auf der Fahrt zum Festungsgefängnis alle Mitreisenden auf den Kopf stellt und sogar die Wärter vergnügt macht. Und als auf der Festung, wo die Gefangenen ja nicht an ihre Zellen gebunden sind, die Revolutionäre sich zu politischen Versammlungen und gemeinsamer Arbeit zusammenschließen, beantragt Muck die Gründung einer Vergnügungskommission und veranlaßt allerhand lustige Streiche. Am schönsten gelingt dieses fröhliche Liebeswerk, als sein altes Mütterchen ihn tiefbekümmert und in der Sorge, man werde ihn noch erschießen, auf der Festung besucht. Da veranlaßt er einen Kameraden, sich seine alte Offiziersuniform anzuziehen und als jovialer Festungskommandant die Alte zu begrüßen ... ihr alle Befürchtungen zu nehmen. Er täuscht ihr allerhand Bequemlichkeiten, Bedienung und gute Verpflegung vor, bis das Mütterchen endlich erleichtert und froh die Festung verläßt, nicht ohne eine große Kiepe mit Wurst und Schinken vorher entleert zu haben. Diese Episode ist das Schönste der ersten Erzählung, die leider ein Bruchstück bleibt, da sie mit der Versetzung Mucks auf eine andere Festung abschließt.

Novellistisch geschlossener ist die zweite Geschichte, deren Hauptperson — wieder ein Matrose — nach Auflösung der Marine sein

Digitized by Google

Mädel heiratet und mit ihr eine leere Dachstube in einem rheinischen Industriestädtchen bezieht. Mit Mühe und Not verschaffen sie sich die notwendigste Einrichtung und Arbeit. Peter, der eine richtige Wasserratte geworden ist und schon fürchtet, als Grubenarbeiter sein Brot verdienen zu müssen, findet eine Stelle als Schauermann im Hafen und ist sehr vergnügt darüber. Aber er verunglückt schwer, wird arbeitslos und erhängt sich, was seine Frau, die zuletzt auf die Straße gegangen ist, um für ihren Mann und sich Lebensunterhalt zu schaffen, ihm nachmacht. Wie man sieht: eine schaurige, traurige Geschichte, deren Eindruck nur durch eine Unwahrscheinlichkeit gemildert wird, denn daß für einen bei der Arbeit ohne eigne Schuld verunglückten Schauermann weder vom Arbeitgeber noch vom Staat gesorgt wird, ist heutzutage wohl nur im Erzählungsplan eines Fabulierers möglich. Gleichviel: eine ergreifende Geschichte, deren Tragik sich wirkungsvoll-düster von der gesunden und frischen Lebensanschauung des Verfassers und seiner Lieblingsgestalten, die ihm wohl stark ähneln, abhebt.

Aber daß mit dieser Art der Erzählung nun eine neue Kunst angebahnt sei, „ein Anfang des Weges nach vorn," ist ein Irrtum. Wir hatten schon in den achtziger und neunziger Jahren eine viel ausgeprägtere proletarische Kunst, als diese 1½ Erzählungen des Schlachtermeistersohnes. Damals lebte Leonhard freilich noch nicht, oder konnte doch noch nicht lesen. Aber Dinge, die man nicht kennt, darf man deshalb noch nicht verneinen. Damals zeigte es sich auch, daß die „proletarische Erzählungskunst", so erfreulich die Erweiterung unseres Schrifttums durch sie war und ist, doch nur auf einen verhältnismäßig engen Bezirk beschränkt bleibt, bleiben muß, schon ihres Stoffes wegen. Daß aber auch für den Erzähler selber ein Fehlbetrag an Bildung, an Kultur noch nicht ohne weiteres einen Vorzug, einen „neuen Weg" bedeutet.

Gewiß: ich stelle es nicht als unerläßliche Bedingung hin, daß ein guter Romanschriftsteller oder Novellist zugleich ein feiner, im besten Sinne gebildeter Kulturmensch sein muß, aber ich halte es im allgemeinen doch für sehr wünschenswert, sofern es sich nicht um eine Begabung handelt, die dem Genie sehr nahekommt. Übrigens wird gerade eine solche Begabung nicht darauf verzichten ... Der facettierte Stein hat vor dem ungeschliffenen freilich nur den größeren und vielseitigeren Glanz voraus, aber am farbigen Abglanz haben wir nun einmal das Leben, man unterhält sich länger bei ihm, vorausgesetzt natürlich, daß der Stein echt ist. Das ist mir so recht deutlich geworden, als ich den Roman Die Wundmale von Friedrich von Gagern las. Er umfaßt zwei Bände von zusammen 854 Seiten und behandelt zum großen Teil katholische Angelegenheiten, dazu schlichte Alltagsmenschen, die an sich keine sonderliche Anziehungskraft haben. Auch ist der Roman fast gänzlich frei von aufregenden Begebenheiten, von jener Spannung, die gewiegte Erzähler wie Kohlensäure hineinzupumpen wissen in ihr Zapffaß. Trotzdem wird man beim Lesen dieses Romans nur selten ein wenig müde, nämlich dann, wenn der Verfasser sich gar zu eingehend mit dogmatischen Angelegenheiten beschäftigt; dafür verweilt man gern bei Betrachtungen, Gesprächen und Geschehnissen, die langweilen würden, wenn sie ein Dichter von geringerem Wissen und Geschmack erzählte. Aber Gagern bleibt niemals an der Oberfläche haften, zu allem nimmt er persönliche Stellung, und niemals bleiben seine Horizontlinien eng. Sein nicht geringster Vorzug ist, daß er schließlich die große Liebe hat, ohne die auch die blendendste Erzählergabe ein tönend Erz und eine klingende Schelle bleibt.

Die Geschichte selbst ähnelt von ferne der des Scheffelschen Ekkehard. Ein junger Geistlicher, Benedikt Siebenschein, der bei dem Fürstbischof in gutem Ansehen steht, hat nach glänzend bestandenem Priesterexamen auf eigenen Wunsch eine Landpfarre bezogen, nicht gerade freundlich empfangen von dem dortigen alten Pfarrherrn. Auch die betagte Haushälterin betrachtet den „studierten" jungen Kaplan mißtrauisch, nur die lebensdurstige Mali, die Verwalterin von Küche und Keller, sorgt dafür, daß er ein wenig Behagen findet, schließlich sogar in ihren Armen. Aber noch eine andere Verführung harrt des empfänglichen jungen Mannes hier. Im Sommer kommt eine große Sängerin ins Dorf, und infolge der leidenschaftlichen Liebe zur Musik, die Benedikt erfüllt und ihm schon von seinen Vorgesetzten und Amtsbrüdern verdacht wird, treffen beide bald bei dem Lehrer, dem einzigen musikalischen Insassen des Dorfs zusammen. Als Benedikt sie auf dem Klavier begleitet und — etwa in der „Salome" — sich eine für den in klösterlicher Einsamkeit Aufgewachsenen ganz neue Welt auftut, wird er von dieser Welt des Sinnenrausches so ergriffen und betäubt, daß — die Mali ein leichtes Spiel mit ihm hat ...

Und noch andere Anfechtungen muß der junge Kaplan hier auf dem Lande erdulden. Da ist der Dorfarzt, ein prachtvoller, wenn auch etwas knorriger Edelmensch, der aber als Ketzer gilt und von der Geistlichkeit in Acht und Bann getan wird. Es gehört zu den besten Schilderungen des Romans: wie dieser Aufrechte und Klarblickende zu kämpfen hat gegen Bosheit, Dummheit und hierarchische Unerbittlichkeit. Sobald er gar ein „Wunder" entlarvt, nämlich die „Wundmale" einer jungen „Heiligen" als die Folgen heimlicher Mißhandlungen durch ihre Mutter, einer Gesundbeterin, feststellt, hat er ganz bei der Geistlichkeit ausgespielt, und Benedikt wird es zum schweren Vorwurf gemacht, daß er mit dem Verfemten verkehrt. Es ist unmöglich, die lange Kette von Mißhelligkeiten, die sich dem jungen Kaplan (und dem alten Doktor) entgegenstellen, hier ab-

Digitized by Google

zuwickeln. Benedikt benimmt sich tapfer genug, muß sich aber von dem Herrn Protonotarius sagen lassen, daß Disziplin für einen katholischen Geistlichen das erste Gebot sei: „Gehorsam der Kirche! Biegen oder Brechen.“ Schwer sei der Dornenweg eines Priesters und am meisten dann, wenn er mit dem Herzen, statt mit dem Verstande dabei sei, wenn er eigene Wege zu gehen sich einfallen lasse, statt sich der Politik der Kirche ganz zu unterwerfen. Je ehrlicher und idealer es jemand mit seinem Amt nehme, um so härter sei sein Weg.

So ist — um die Summe zu ziehen — dem Benedikt Siebenschein viel von seinen Idealen genommen, als er abgelöst wird und von seiner Pfarre scheiden muß. Nun will er nach Rom und dort seine große Arbeit vollenden. Mit einer schwärmerischen Verherrlichung der „ewigen Stadt“ schließt der Roman. Herz und Verstand waren in guter Gemeinschaft am Werk, zu schaffen, Menschen und Zustände sind ohne jeden Ismus naturwahr und lebendig dargestellt, auf jeder Seite spürt man den klugen und warmherzigen, oft humorvollen Beobachter, der das Echte und Vernünftige von dem Andersgearteten reinlich scheidet. Ich kenne keinen Roman, in dem katholische Angelegenheiten unbefangener und einsichtiger ohne engherzige Parteinahme behandelt wären, und der mehr hierüber zum Nachdenken anregte. Ein besonderer Genuß sind, wie immer bei Gagern, die Naturschilderungen, mögen sie noch so knapp gehalten sein. An diesen Bildern allein erkennt man diesmal das liebevolle Auge des leidenschaftlichen Jagdfreundes Friedrich von Gagern.

Wie ein Kunstschütze zu einem solchen Weidmann verhält sich — ihre Eigenschaften hier auf die Art zu schauen und zu gestalten angewendet — Otto Gysae zu Gagern. Also ist er eigentlich noch „kultivierter?“ Wie man will. Jedenfalls bietet er in seiner Abrechnung die Form eines psychologischen Romans mit allen Raffinement neuer Erzählungskunst ausgestattet, es ist erstaunlich, wie hier ein Quentchen äußere Handlung zu einem Filigran von Romanweite ausgesponnen wird.

Die Personen dieser epischen Tragödie bestehen aus drei Männern und drei Frauen. Im Vordergrund bleiben davon nur zwei Frauen und ein Mann. Auch von diesen beiden Frauen verschwindet die eine nach kurzem Verweilen und es bleiben die zwei: Jakob und Fanny, sie im Vordergrund, er im Mittelpunkt. Beide haben vor acht Jahren einen kurzen Rausch des Glücks miteinander durchlebt. Jakob, ein junger bedeutender Arzt, ist aus der Provinzstadt, in der sie beide wohnten, plötzlich mit Fanny, einer schönen stolzen Patrizierin abgereist. „Direkt ins Glück“ hatte Fanny, die bisher Unnahbare, keck auf die Frage „Wohin?“ geantwortet. Aber das Glück konnte nicht von langer Dauer gewesen sein, denn nach zwei Monaten schon kehrte Fanny allein zurück und lebte wie früher, als ob nichts geschehen wäre, in ihrem einsamen großen Hause. Da kehrt — und hier setzt das erste Kapitel ein — nach acht Jahren Jakob Morin, der hochmütige vornehme Mann, ein anscheinend gefühlloser und kaltblütiger Denker, unerwartet zurück. Kein Wunder, daß es nun etwas zu klatschen gibt in der Provinzstadt.

Auf die Frage eines Bekannten, warum er zurückgekommen sei, erwidert Jakob, „um dem Leben noch eine Gelegenheit zu geben.“ Er meint eine Gelegenheit, die Sinnlosigkeit des Daseins gegenüber dem Aufwand von Kraft und Qual, deren es benötige, zu rechtfertigen.

Natürlich fühlen sich die beiden bald wieder zueinander hingezogen. Da scheint ein drittes Menschenwesen, ein kränkliches Weibchen von unendlicher Güte und Zartheit, die Fäden, welche sich nun zwischen ihnen spinnen, zu verwirren. Sie wird von der Liebe zu jenem Mann wie von einer Flamme ergriffen, die sich indessen selber bald verzehrt. Jene beiden aber fühlen, daß sie über die Grenze ihrer Liebe hinaus sind, daß ihnen das Leben schal sein muß, weil es nicht will, daß ein Glück zweimal blühe, weil es Maß in allen Dingen fordert, weil es das Gefühl nicht vom Verstande kontrollieren läßt und den Weg zur Unendlichkeit, nach dem Jakob sehnlich sucht, mit ewigen Wänden versperrt. So gehen die beiden stolzen und eigensüchtigen Menschen in gemeinsamem Freitode, der ihnen den letzten Augenblick noch verschönt, aus dem Leben. So rechnen sie mit dem Leben ab, nicht das Leben mit ihnen. „Es war Gnade“ ist das letzte Wort eines Freundes.

Manches ist in dem Roman ungesagt geblieben, mit Absicht. Wie man denn die Absicht, mit anderen Worten die artistische Berechnung, die erklügelte Technik auf jeder Seite greifbar spürt. Verstandesarbeit überwiegt. Fast jeder Moment, jede Frage, jede Episode wird in langen Zwiegesprächen zergliedert, und schließlich steht die Analyse siegreich über der Synthese. Das soll kein Vorwurf sein, nur eine Artbestimmung. Das Leben selbst läßt ja die Synthese zugunsten der Analyse reichlich zu kurz kommen ...

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und wer möchte Gysae als einen der geschicktesten Vertreter des modernen Kunstromans missen, wenn auch manche Kunstgriffe bedenklich das Gebiet des Hokuspokus streifen, so das geheimnisvolle Wispern von „jenen Ereignissen“, „dieser ganzen Angelegenheit“, von „alten Geschichten“, das Heranziehen von Gerüchten sich widersprechender Art, um die Gestalten mit einem gedämpften Zauberlicht zu umgeben, das stete Spielen mit etwas gefahrvoll Kommendem, wie mit eingewickelten Handgranaten, die andeutende Zeichnung in wenigen Umrißlinien, die Isolierung der einzelnen Menschen, die

Digitized by Google

stete psychologische Bemühung auch bei nebensächlichen Dingen, — ein äußeres Merkmal ist die wohl ein dutzendmal wiederkehrende Wendung, daß diese Seelenregung nur bei einer Frau, oder nur bei Frauen unter sich, jene nur bei einem Mann möglich sei — kurzum ein verschwenderischer Aufwand von halb wissenschaftlicher, halb literarisch-kunstgewerblicher Mühe. Viel Geschick, viel Reife, viel Feinheit — in seiner Art bewundernswert. Aber, wie gesagt: ein Kunstschütze, dessen Fertigkeit man bestaunt, kein naturliebender Weidmann, mit dem man durch Feld und Flur streift und seine Freude am Wachsen und Blühen, an lebendiger Gestalt hat, nicht so sehr Erlebtes als Erdachtes, richtiger gesagt Ergrübeltes. Der denkbar schärfste Gegensatz zu jener Kunst, die uns bei Daudistel als die neue, als „der Weg nach vorn" gepriesen wurde.

Begeben wir uns auf neutraleres Gebiet. Alice Berend gehört zu den sehr seltenen Schriftstellerinnen, die über wirklichen Humor verfügen; trotzdem habe ich ein paar ihrer letzten Bücher überschlagen (was übrigens schon durch die kaninchenartige Fruchtbarkeit ihrer Muse gerechtfertigt ist), weil es mir unmöglich war, die Fülle von Gemeinplätzen, mit denen sie immer die ersten Zeilen selbst ihrer gelungensten und lustigsten Kapitel verunstaltet, auf die Dauer zu ertragen. So nahm ich denn auch ihr neuestes Buch Betrachtungen eines Spießbürgers mit einigem Zagen zur Hand und besah mir zunächst einige Kapitelanfänge. Richtig! da beginnt das eine wieder mit: „Gerechtigkeit muß sein", ein anderes mit: „Irgendwann muß jeder einmal etwas erleben". Schon hatte ich das Büchlein wie ein Wurfgeschoß gefaßt, um es in die Ecke zu spedieren, wo andere Geschmacklosigkeiten eine Art Kehrichthaufen bilden, da besann ich mich auf die List, die ersten Zeilen der Kapitel einfach zu überschlagen, ein Verfahren, das ich allen Lesern dieser fruchtbaren Schriftstellerin, die sich gegen Stumpfsinn schützen wollen, nur dringend empfehlen kann. Es lohnt sich wirklich, denn es ist beinahe der einzige Fehler, den Alice Berend in ihren Büchern nicht vermeidet ...

Im übrigen wird man es auch diesmal nicht bereuen, sie gelesen zu haben. In diesen Tagebuchblättern eines Großpapas, des Kaufmanns a. D. Theodor Pfeiffer, ist Alice Berend sogar von besonderer Schalkheit. Die Kinder und Enkel halten ihn für einen Spießer, Philister und Trottel mit gänzlich veralteten Anschauungen, während er in Wirklichkeit nicht nur ein geriebener Schlauberger, sondern obendrein ein humorvoller Mensch mit feinem Empfinden und gütigem Verstehen ist. Und aus den scheinbar lose und absichtslos hingeworfenen Tagebuchnotizen schält sich nach und nach die unabweisbare Tatsache heraus, daß nicht der Alte der eigentliche Spießbürger ist, sondern diese junge und sehr laute Gesellschaft mit ihrer Affektiertheit und ihrer „zeitgemäßen" Betulichkeit.

Wenn diese vordringliche Sippe alles besser weiß und keinen Widerspruch verträgt, so hat der Alte eine gute Waffe dagegen: er stellt sich plötzlich eingenickt und gibt einen sanften Schnarchton von sich. Das Dümmste ist, meint er, auf alle Fälle klug scheinen zu wollen. „Laßt euch ruhig für einen Trottel halten. Es kommt nur auf eins an. Daß man es nicht ist." Und das bestätigt er auf jeder Seite seines Tagebuchs. Es steckt viel feine Weltklugheit, gute Beobachtung und treffende Gesellschaftskritik in diesen Betrachtungen, eine Kritik, die doch niemals verletzt, weil ein versöhnender, liebenswürdiger Humor die Nasenstüber und Rippenpüffe mildert, welche an die wirklichen Spießbürger ausgeteilt werden.

*

Als im vorigen Jahre Wilhelm v. Scholz 50 Jahre alt wurde, und sich die Feuilletonfedern dutzendweise in Bewegung setzten, diesen Tag, nach altem deutschen Brauch, mit einer Betrachtung seines Werkes feierlich zu begehen, da kam es plötzlich wie eine Offenbarung in die Öffentlichkeit: Mein Gott, wir haben ja einen Dichter, einen richtigen, wirklichen, wesentlichen, geistig wie seelisch von erheblicher Potenz, der obendrein alle Gebiete der Dichtkunst beherrscht. Wußtet ihr das schon? Nein, sie wußten es nicht, die lieben Deutschen. Sie müssen erst am fünfzigsten, bei manchen erst am sechzigsten Geburtstag, bei nicht wenigen erst nach dem Tode mit der Nase auf die Feuilletons gestoßen werden, die den Dichter ernennen. Immerhin — freuen wir uns, daß so wenigstens die Stunde für Scholz geschlagen hat, und wünschen wir ihm nachträglich zu seiner endlichen Entdeckung Glück! Wer es noch nicht weiß, daß wir in Scholz einen Dichter von Rasse, von sicherem Können und hohem Sinn haben, der kann es aus seinen Gesammelten Werken erfahren, einer Jubiläumsausgabe in fünf Bänden. Auch der Literaturbeflissene erstaunt da über die Vielseitigkeit und Fülle der Schöpfungen. Er ist gleich hervorragend als Dramatiker, Erzähler, Lyriker, Kunstschriftsteller und rhapsodierender Wanderer. Als Erzähler — dies Fach kommt ja für uns hier besonders in Betracht — ist er verhältnismäßig spät hervorgetreten, aber es gibt kaum einen unter den heutigen Schriftstellern, der ihn in dieser Kunst überträfe. Er hat, sichtlich an Kleist geschult, ohne dessen Nachahmer zu sein, die hohe Fähigkeit, eine starke (an E. T. A. Hoffmann erinnernde) Phantasie, die auch in das Übersinnliche hinüberspielt, ohne die Logik der Natur zu verwirren, mit plastischer Anschaulichkeit, mit leise klingender Stimmung und einer sorgfältig gepflegten Sprache zu vereinen. Das heißt wohl so ziemlich die Anforderungen erfüllen, die man an einen Erzähler hohen Ranges stellen darf ...

Digitized by Google

Start zum Jagdrennen. Gemälde von Rudolf Otto
(Kunstausstellung Dresden)

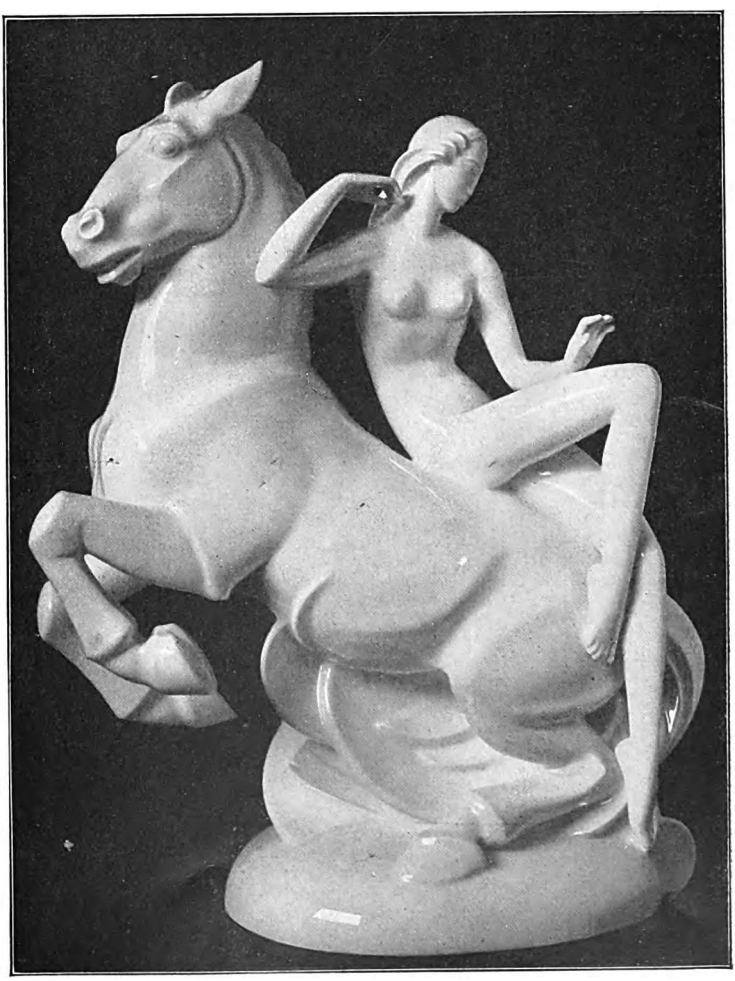
Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Auch die Staatliche Porzellan-Manufaktur in Berlin hat die akademischen Pfade verlassen. Häufiger als früher erteilt sie dem künstlerischen Nachwuchs Aufträge. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Ringen und Streben dieses Instituts, auf das wir alle stolz sind, seitdem sichtbarer geworden ist. Auch der Laie verfolgt die Berliner Neuausgaben jetzt mit wachsender Aufmerksamkeit. „Phantasie" nennt Gerhard Schliepstein seine Gruppe der zartgliedrigen Jungfrau auf dem sprungbereiten, steigenden, jeder Zügelführung ledigen Pferd. Anatomen werden die überschlanken Glieder der jungen Dame nicht nachmessen dürfen, auch jedem geübten Reiter muß das Herz stillestehen, wenn er sich sachlich den nächstfolgenden Augenblick vorstellt, in dem die jetzt so unbekümmerte Eva unbarmherzig zwei Meter weit von der Kruppe des aufgeregten Zelters in den Sand fliegen wird. Aber hier ist ja alles Phantasie, und vielleicht soll gerade der Reiz in der Darstellung einer Situation liegen, die der nüchterne Alltagsmensch nicht begreift. Wer sich von solchen Bedenken loslösen kann, empfindet ganz gewiß die Harmonie der Linien dieser Gruppe in allen Überschneidungen. Und muß seine Freude haben an der technisch vollendeten Ausführung des schwierigen Stückes durch unsere Berliner Porzellan-Manufaktur.

Das nächste Bild unserer Rundschau gibt einen Blick in die Diele einer Dresdner Villa. Es ist ein Werk des unsern Lesern längst bekannten Berliner Architekten Georg Honold, der, aus der Praxis stammend, durch Begabung, Fleiß und künstlerische Ehrlichkeit sich emporarbeitend, soeben sein 25jähriges Jubiläum feiern konnte. Der Raum, dessen Teilansicht wir vor uns haben, ist ganz in Eichenholz gehalten. Zwischen dem Holzpaneel und der Holzdecke ist als Verbindung ringsherum ein in Felder geteilter Lederfries angebracht; über den Türen befinden sich recht gut durchgearbeitete Schnitzereien. Honolds Lieblingstönung, die ruhig-vornehme Wärme, die alle schreienden Farben ausscheidet, erfüllt auch diesen behaglich-stimmungsvollen Raum. Der Kaminofen, ein Meißner Fabrikat nach Honolds Entwurf, hat sattgrüne Kacheln; Wände, Decken und Möbel sind in schönen grau-



Phantasie. Porzellangruppe von Gerhard Schliepstein für die Staatliche Porzellan-Manufaktur, Berlin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Aufnahmen der indischen Tänzerin Vanah Yamy. Die Tempeltänze hat die amerikanische Berufstänzerin Ruth St.-Denis vor zwei Jahrzehnten durch alle Erdteile getragen. Hunderte von Nachahmerinnen haben sie dann immer mehr dem Tanzkatechismus des alten Balletts angeähnelt. Kommen Eingeborene aus dem fernen Osten und zeigen uns ihre seltsam scharfprofilierten Tänze mit dem fremdartigen Rhythmus, der dem Geklapper des Jazzband-Niggertums so himmelweit entfernt ist, dann lauscht und staunt man doch immer wieder über die feierliche Note, die sich dem erotischen Grundakkord so selbstverständlich einordnet, — und lächelt über die unbeholfene Varietéschule der Kopistinnen. Tänzerinnen, die noch vor ein paar Jahren ein Abendprogramm aufstellen durften, worin sie sich in den verschiedensten Nationaltrachten zeigten und uns bald spanisch, bald ägyptisch oder ungarisch kamen, sind heute einfach unmöglich geworden. Der Tanz ist nicht mehr eine Fertigkeit der Muskeln und Gelenke, sondern er ist eine Ausdruckskunst, die sich noch immer weiter und höher entwickelt. Sogar der Musik kann er entbehren, er bedarf nur leichter rhythmischer Stützen. Man tanzt auch nicht mehr Chopin und Strauß. (Eher schon Goethe.) In keiner andern Kunst hat sich eine so durchgreifende Revolution und Reformation vollzogen — und in so kurzer Zeit!

Unsere Kunstbeilagen, deren große Reihe das aus dem Schlosse Sagan stammende Bildnis der Herzogin Dorothea eröffnet, zeigen Werke von Künstlern verschiedenster Richtung. Walter Georgi, der allzufrüh verstorbene feinsinnige Künstler, ist als Landschafter kurz vor seinem Tode mit einer Sammelausstellung im Münchner Kunsthaus Brakl hervorgetreten. Seine Motive stammten aus dem bayrischen Oberland und aus der Bretagne. Meistens enthalten sie auch Figürliches, schlicht und natürlich in die Landschaft hineingesetzt. Besonders seine Fischertypen aus der Bretagne haben Erd- und Wassergeruch. Das weist auf die doppelte Begabung des Künstlers hin. In seinem Herrenbildnis, das wir in diesem Heft wiedergeben, beweist Walter Georgi seine beseelende, den ganzen Menschen unbarmherzig und doch

Abendkleid. Aufnahme Lipnitzki

Digitized by Google

Digitized by Google

ständige Künstleraufsätze unserer Hefte — unsern Freunden längst keine Fremden mehr.

Im 24. Jahrgang, also vor jetzt anderthalb Jahrzehnten, haben wir Albert Lamm als den Maler des Franken-Jura gezeigt. Ältere Leser werden sich der Veröffentlichung, die eine größere Reihe von Gemälden Albert Lamms wiedergab, auch des anschaulichen Textes halber entsinnen. Der Künstler selbst hatte ihn verfaßt und in spannender Weise von seinen Höhlenwanderungen erzählt, die er von Muggendorf aus zu unternehmen pflegte. Die ganze Gegend um Muggendorf herum lebte damals für weite Kreise auf, die bis dahin vom Franken-Jura überhaupt nur eine recht blasse Vorstellung hatten: die Ruine Neideck, das Wiesental, Tuchersfeld, Doos, Burg Rabenstein, die Einöde Baumfurth u. a.

Der Münchner Kunstmaler Alfred Bachmann, dessen stimmungsvolle Nordsee- und Wattenbilder rasch sehr bekannt geworden sind, überließ uns im Jahre 1923 (Augustheft) die höchst interessante Schilderung der deutschen Expedition nach Südwestpatagonien, an der er teilgenommen hatte. Die aus seiner Hand stammenden farbigen Skizzen gaben eine gute Vorstellung von dem seltsam düsteren Lande mit seiner abergläubisch verängstigten Bevölkerung, seinem Sturmheulen, seinen tropischen Regengüssen und der weltabgeschiedenen Einsamkeit.

Die indische Tänzerin Vanch Yamy. Photographie Lipnitzki

Rudolf Otto, der Dresdener, 1887 zu Groß-Schönau geboren, ein Schüler vom Meister Karl Bantzer, hat im Kunstsalon Richter in Dresden kürzlich eine Sammelausstellung veranstaltet, die ein gutes Gesamtbild seines starken Könnens zeigte. Leibl, Schuch, Trübner sind die Ausgangspunkte seines Schaffens. Sein „Start zum Jagdrennen" beweist, daß er die große Form der Alten beherrscht und eigne Wege zu gehen gewillt ist, ohne doch das gute Handwerkskönnen zu verachten. Gesunder Fortschritt ist's, dem auch die sonst leicht etwas argwöhnische, das Neue ablehnende ältere Generation freundwillig folgen wird.

Die Novellen dieses Heftes bieten grundverschiedene Stoffe und grundverschie-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
39. Jahrg. / August 1925 / 12. Heft

Die Fürstin reitet

Erzählung von Ina Seidel

Die achtzehnjährige Fürstin Daschkoff befand sich zu Anfang des Jahres 1760 im Hause ihrer Schwiegermutter zu Moskau, in Erwartung ihrer zweiten Niederkunft und beträchtlich gelangweilt durch die Einschränkung der Bewegungsfreiheit, die ihr Zustand ihr auferlegte. Diese Schonungsbedürftigkeit, weniger von ihr selbst empfunden als von ihrer Umgebung, besonders von der alten Fürstin, vorausgesetzt, betont und berücksichtigt, hatte sich ihr besonders peinlich bemerkbar gemacht, als sich Fürst Daschkoff im Spätherbst, einem der launischen und unvorhergesehenen Befehle des Großfürsten Peter folgend, noch vor Ablauf seines Urlaubs nach St. Petersburg zu seinem Regiment hatte zurückbegeben müssen, und sie ihn nicht hatte begleiten dürfen. Schon eine Woche nach seiner Abreise hatte sie das ganze Glück ihrer beiden ersten Ehejahre fraglich werden zu sehen gemeint. Der Abschiedsschmerz, ausgelebt bis in die Raserei körperlicher Krisen hinein, über Weinkrämpfe und Fieberanfälle hinweg zu der wundervollen Steigerung der Gewißheit seelischer Unzertrennlichkeit dringend, — zu jenem Rausch übersinnlichen Verbundenheitsgefühls, der auch unglücklich Liebende beflügeln und beseligen kann, — dieser Abschiedsschmerz war Wonne, war Entzückung gewesen angesichts der öden Wochen und Monate, die gefolgt waren. Freilich, — wieder war man die kleine brütende Amsel im Nest, wieder ward man verwöhnt, betreut und gehätschelt, mit Leckerbissen gefüttert, in Seide und Daunen gebettet wie vor Jahresfrist, vor der Geburt der kleinen Natascha. Wieder hieß es: Vögelchen, Töchterchen, Mütterchen, nur nicht dieses, nicht jenes! Keine kalten Füßchen riskiert, keinen Schnupfen, keine Kolik, — beileibe keine Schlittenfahrt, keinen Schritt auf die eisigen Fliesen der Kirchen und keine Kohlsuppe ohne ein Kümmelschnäpschen darauf! Aber dieser ganze Kult ihrer werdenden Mutterschaft, vor einem Jahr lieblich, erwärmend, erheiternd, — langweilig war er jetzt, aufreizend, erbosend, da Michael ihn nicht leitete, da er nicht da war, sie in seine mächtigen Arme zu nehmen, nächtlich mit ihr von dem kommenden Kindchen zu flüstern und die gute, warme Hand auf ihren Leib zu legen, um das pochende, stoßende Leben zu fühlen. All diese Rührseligkeit der alten Leute um sie her machte sie ungeduldig und verzweifelt: die trüben Augen, die ihre Schritte bewachten, die welken Hände, die sie tätschelten, wo sie ging und stand, die unaufhörlichen Rhapsodien von den Gütern, den Verdiensten, von der großen Vergangenheit der Daschkoffs und der prächtig gesicherten Zukunft des Erben, den im Schoß zu tragen sie gewürdigt war. Da wußte die Tante Vera Alexandrowna diesen Zug aus dem Leben von Michaels Urgroßvater und der Onkel Sascha Petrowitsch jenen Heldenstreich von jemand, der gegen die Türken zu Felde gezogen war. Die ältliche Base Lisaweta Iwanowna erzählte unermüdlich aus Michaels Kindheit und nun gar die Mamuschka! Sie wünschte in dem Enkel Michaels Vater auferstehen zu sehen, und der früh Verblichene schritt durch alle Gespräche, ein Urbild edlen Bojarentums, das selbst Michael, der geliebte, ja, der angebetete Sohn, — nein, das Michael nie erreichen würde, denn der Zar, dem er dienen würde, dieser holsteinische Her-

 Nachdruck verboten. Copyright 1925 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

zogssohn, Peter, aus dem Hause Gottorp, er war kein Russe! Aus diesen Erinnerungen, Erwartungen und Hoffnungen seufzte Enttäuschung, flüsterte Melancholie, und nicht die Enttäuschung und Schwermut allein der greisenhaften Familie, des aussterbenden Geschlechts. Katharina Romanowna, die junge Fürstin Daschkoff, fühlte zuweilen sehr wohl, was für Wünsche es waren, die ihren schwangeren Schoß umkreisten, — mächtigere Wünsche als die eines gealterten Stammesgeistes, der mit tyrannischer Zärtlichkeit über der Möglichkeit wachte, sich noch einmal verkörpern zu dürfen, — Wünsche eines ganzen, ungeheuren, dumpfen, träumenden Volkes, das im Schlaf vom Helden lallte, der es erlösen, von der Mutter, die ihn gebären sollte. Nicht umsonst hatte sie sich mit dem Augenblick ihrer Hingabe an Michael Daschkoff auch der alten, heiligen Heimaterde hingegeben, war aus dem europaisierenden St. Petersburg mit ihm ins alte heilige Moskau gezogen und fühlte sich nun mit der mystischen Vermischung von ihrer beider Blut in ihrem Schoß dieser Erde vollends heimgegeben und verfallen. Nicht umsonst hatte sie die französische Sprache, in der sie von früh auf hatte denken und sprechen müssen, die westlichen Gewohnheiten, in denen sie erzogen worden war, endlich gegen die Muttersprache vertauscht, hatte russisch sich kleiden, russisch essen gelernt, — war zwanzig Monate lang in dem patriarchalischen Verwandtenkreise des Gatten aufgegangen wie die Ähre im Weizenfeld. Oh, Katharina Romanowna fühlte sehr wohl. Aber sie deutete ihr Gefühl nicht. Oder aber, die dunkle gewaltige Spannung, die sich auf sie richtete, ward von ihr nicht weiter geleitet auf die zuckende Frucht ihres Schoßes. Sich selbst fühlte sie im Mittelpunkt der drängenden Ströme, sich selbst überließ sie ihnen, jung und voll unerlöster Lebenswut, wie sie war. Und manchmal entnervt, und manchmal rätselhaft erregt und immer unzufrieden mit dem grimmigen Winter, mit dem satten behaglichen Moskau, mit den ewig kartenspielenden Verwandten, mit der demütigen Dienerschaft, mit der weinenden kleinen Natascha, — mit der Einsamkeit, ach, dieser Einsamkeit! — und mit sich selbst brachte sie diese Monate hin. Nichts hatte die Trennung von St. Petersburg bedeutet, solange Michael sie mit ihr geteilt hatte, solange sie mit ihm von den gemeinsamen Freunden, vom Hof, von der Politik der Kaiserin und von Gott weiß welchen großen und kleinen Intrigen hatte plaudern können, — solange die Gewißheit der gemeinsamen Rückkehr das Ziel aller Pläne und Unternehmungen gewesen war. Michael aber dort zu wissen, allein, ohne sie, — St. Petersburg sich vorzustellen und Michael mitten drin, wie er Bälle und Zirkel besuchte, tagtäglich mit den amüsantesten Leuten aus aller Herren Ländern plauderte, wie er tanzte, an den Spieltisch der Kaiserin befohlen ward oder zugezogen zu den kleinen intimen Soupers beim Großfürsten, — wie er Musik hören konnte (woraus er sich freilich nichts machte!) und die geliebten französischen Schriftsteller und Philosophen, deren Werke in St. Petersburg hatten zurückbleiben müssen, jeden Abend vor dem Einschlafen lesen konnte (was er natürlich nicht tat!) — oh, diese Vorstellungen schufen die Residenz vollends zum verschlossenen Paradiese um. Michaels Briefe voll offener und geheimnisvoller Andeutungen über die Vorgänge am Hofe machten nichts besser. Sie waren kurz, diese Briefe, aber gerade deshalb boten sie der eigenen Phantasie unendlichen Stoff zu Grübeleien, zu Vermutungen. Die Kaiserin kränkelte, — nun ja, das war bekannt. Erwartete man etwa eine plötzliche Wendung zum Schlimmeren? Rechnete man bereits mit ihrem Abscheiden? Wozu die häufigen Erwähnungen ihres Befindens? „Gott erhalte unser Mütterchen, mögen die Jungfrau und alle Heiligen über sie wachen und über unser armes Rußland!“ seufzte die alte Fürstin und bekreuzigte sich. Denn der zukünftige Zar hatte keine Sympathien. Mißtrauisch, mißvergnügt betrachtete man die beiden deutschen Fürstenkinder, die die alternde Zarin ins Land geholt und denen sie den Thron zugedacht hatte. Diese Stimmung herrschte wenigstens, soweit es sich um den Großfürsten handelte. Was Katharina, die Großfürstin, betraf, so war eine andere Strömung fühlbar. Man bedauerte sie. Ach, gezwungen, diesen Blödian zu heiraten, mit ihm zu leben, dessen beste Unterhaltung in der Dressur von Hunden und im Drill von Soldaten nach preußischem Vorbild bestand, der seine holsteinischen Korporale zu Generälen avancierte und mit ihnen Tabak rauchte und Bier trank! Sie sollte eine schöne junge Frau geworden sein, Geschmack und Geist haben, töchterlich an der Zarin hängen und wahre Liebe für ihr neues Vaterland an den Tag legen. Nun, wußte Katharina Romanowna etwa von ihr zu erzählen? Hatte sie sie gesehen? Sie einmal gesprochen?

Dies war die Frage, die Katharina Romanowna gesprächig machte. Dies war das Thema, über das sie zu schwatzen begann, selig, mit einem Aufleuchten der gelangweilten Augen und einem Erglühen der Wangen, wie es sonst nur Michael hervorrief. Sie

Digitized by Google

war der Großfürstin begegnet, — einmal, im Hause ihres Oheims, des Großkanzlers. Sie war der geistigen und weltlichen Vollendung in Person begegnet, hatte Gnade gefunden, war durch eine längere Unterhaltung ausgezeichnet worden, sie, ein unscheinbares kleines Mädchen, sechzehnjährig damals, kurz vor ihrer Verheiratung. War der Großfürst ein Bauer, und weniger als ein Bauer, sie, die Großfürstin, war für den Thron geboren wie nie ein Weib zuvor. „Und ..." irgendein Strahl von Sehertum zuckte sekundenlang auf — „sollte Rußland schon reif sein, der Mutter ganz zu entbehren? Oh, Katharina wird uns wohl aus den Windeln heben und uns gehen lehren ..."

Die Bemerkung fiel unter den Tisch. Der Onkel Sascha mischte die Karten, die Damen griffen nach den Süßigkeiten und dem Tee. Die alte Fürstin aber schüttelte den Kopf und sagte: „Leg' dich nieder, Täubchen, zieh dich zurück! Sieh, wie du glühst, du fieberst mir wieder. Was würde Michael sagen?" —

★

Der feinfühlige Genius der Verbundenheit dieser beiden Gatten bewirkte es, daß Michael Daschkoff stürmisch und unaufhaltsam von St. Petersburg nach Moskau aufbrach, als der Körper Katharina Romanownas von den ersten, noch unbewußten und traumhaften Wehen befallen ward. Durch blauweiße Ebenen, reifstarrende Wälder, durch atemraubende Flockenwirbel, durch krachenden Frost rief das Geläut seines Dreigespanns unaufhörlich den Namen der Geliebten und die Botschaft seines Kommens. Sein Blut siedete, er fand keine Ruhe in den elenden Schenken an der Straße, trieb noch vor Morgengrauen zum Aufbruch und saß mit geladenen Pistolen bereit, den hungrigen grauen Schatten zu wehren, die lungernd seiner Fährte folgten. Das Sieden des Blutes hatte seinen Grund nicht in ungeduldiger Sehnsucht allein. In Moskau ließ er sich vor das Haus von Verwandten fahren, taumelte halb besinnungslos vor Fieber aus dem Schlitten, von einem schmerzhaften Halsübel befallen und kaum noch fähig, seine Mutter von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Es war der Abend, an dem Katharina die ersten deutlichen Anzeichen der nahe bevorstehenden Entbindung gespürt hatte. Sie hatte sich schon zurückgezogen und war im Begriff, sich niederzulegen, als sie aus der Geheimtuerei ihrer alten Wärterin ein besonderes Ereignis argwöhnen mußte und nicht ruhte, bis ihre Fragen die Wahrheit aufdeckten. Ah, mon Dieu, und sie hatten ihr den Geliebten vorenthalten wollen, bis das Kind da wäre! Lächerlich! Fühlte sie nicht, wie Michaels Sehnsucht, sie zu sehen, das Haus in Brand setzte! Welche Mühe kostete es, die alte Fürstin zu bewegen, zur Ruhe zu gehen, sie zu überzeugen, die Wehen hätten wieder ausgesetzt, das Kind hätte durchaus nicht vor, in dieser Nacht zu erscheinen, — aber es dächte nicht daran! Daß Katharina Romanowna es dann fertig brachte, sich mit Hilfe der Hebamme und der alten Wärterin unter fortwährenden Schmerzen durch die eisige Nacht zu dem Hause zu schleppen, wo Michael war, — daß sie nicht stöhnte, sondern nun unaufhörlich ihre ob dieses sündlichen Leichtsinns lamentierenden, alten Krücken antrieb, ausschalt und so unter Fluchen, Lachen und Weinen ans Ziel gelangte, — das war vielleicht das erste Zeugnis, das Leidenschaft von ihr forderte und erhielt. Freilich brach sie am Bett des Gatten ohnmächtig-selig zusammen und fand sich erst zu Hause auf dem Schmerzenslager wieder. Übrigens kam der Knabe schnell und gesund zur Welt, seine Mutter schrie und lachte dabei und hatte kaum den ersten stärkenden Schlaf hinter sich, als sie wieder nach dem Vater fragte, — nach dem Vater und dann erst nach dem Sohn. Nun gab es gemeinsames Kranksein, gemeinsames Wochenbett, gemeinsame Genesung, — gab ein heiliges und nahrhaftes Tauffest mit einem feierlichen Te deum und der großartigen Beschenkung aller Leibeigenen, — endlich, endlich aber gab es Sichwiederhaben, Aufatmen nach Trennung und Fährlichkeit, Stille, Verwunderung und Seligkeit des Sichwiederfindens.

Michael hatte eine ganze Wolke Petersburger Luft mitgebracht, und es war seltsam, wie sie beide auf einmal mit vertauschten Reizen aufeinander wirkten: von ihm ging jetzt der Zauber jener Welt der Ambitionen und Intrigen aus, der Welt der Masken, der amoureusen Verwicklungen, der diplomatischen Komödien, — jener Welt, wo es unter der Oberfläche des Spiels und der graziösen Tändelei um große Dinge ging, um Macht, und wieder um Macht. Sie aber, die kleine brütende Amsel im federgepolsterten Winternest hinter dem riesigen Kachelofen, aus dem die Birkenholzblöcke helle, sausende Wärme strahlten, — sie, das Mütterchen mit dem Kind an der eigenen zarten Brust, sie blühte da mitten im alten Schnee der Heimat für ihn als die einzige lebendige Frau auf der Welt nach all den Puppen in St. Petersburg. Ihre Ehe hatte nie etwas mit Vernunft und Übereinkunft zu tun gehabt. Sie war von Anfang an eine ganz und gar menschliche Angelegenheit gegenseitiger seelischer und körperlicher Bedürftigkeit gewesen, ein wundervoller Fall von Aufein-

Digitized by Google

anderangewiesensein, — eine Sache, so rar, wie zwei Mandeln in einer Schale. Aber jetzt erst schien sie entfaltet, im vollen Besitz ihrer Leuchtkraft, ihres Duftes, ihres Überschwangs. Das zeigte sich in der Stille der Nacht, im trautesten Beieinander, wenn die ganze Korona wohlwollender greiser Gesichter, die den Tag über um sie herum gewesen war und entzückt Notiz von jedem zärtlichen Blick, jedem Handkuß, jeder kleinen sehnsüchtigen, körperlichen Verständigung genommen hatte, — wenn dieser ganze, so herzlich an ihnen beteiligte Zuschauerkreis ins Wesenlose gesunken war. Wenn man wußte, sie waren nun in Gottes Schutz und unter Gebeten eingeschlafen, die Mamuschka und der Onkel Sascha Petrowitsch, die Tante Olga Fedorowna und Vera Alexandrowna nebst Lisaweta Iwanowna, den Basen! Untergebracht waren sie, lagen in den Federbetten vergraben bis zu den Ohren, wisperten nicht mehr, lächelten, nickten, tätschelten nicht mehr, waren mäuschenstill, atmeten bloß, schnauften, schnarchten gelinde. Still waren auch die großen Öfen, die nun stundenlang nichts zu fressen bekamen. Die Luft seufzte manchmal in ihnen und im Dunkeln bewegten sich heimlich die glühenden Lämpchen vor den Heiligenbildern. Dann erst war man allein, in warmer Geborgenheit, auf einer Insel des Sommers mitten im starrenden Winter. Dann erst wuchsen aus gestillter Sehnsucht die langen, köstlichen Stunden des Plauderns und der Vertraulichkeit. Katharina fragte nach den Menschen, die ihre Kindheit und ihre frühe Jugend umgeben hatten, es waren so viele, daß Michael manchmal versagte, diesen mit jenem verwechselte, sich an den Kopf griff und sagte: „Verzeihe mir, Vögelchen, aber den mußt du geträumt haben, oder er ist gestorben, ich kenne nicht einmal seinen Namen!“ Wurde sie aber ungeduldig, oder ward ihm des Fragens zu viel, so begann er vom Hof zu erzählen. Und bald waren sie beide heiß und eifrig wie zwei Kinder, die bereden, was sie unternehmen wollen, wenn sie erst groß sein werden.

Was ging hier vor?

Wie ein starrender Leichnam lag das alte Rußland unter den klingenden Wintergestirnen. Aber es war nicht tot. Hier, mitten im heiligen Moskau, in dem alten hölzernen Palast glühte und zuckte sein unsterbliches Herz.

Michael Daschkoff sprach von der alternden Kaiserin, von ihrer körperlichen Hinfälligkeit, von der allgemeinen Erwartung ihres Todes. Er sprach vom Großfürsten. Und wenn er genug vom Treiben dieses traurigen Schwachkopfs erzählt hatte, von seiner geistlosen Nachbeterei des preußischen Königs, seiner Hunde- und Menschendressur, seinem Soldatenspiel, seinen unappetitlichen Gewohnheiten und seiner geschmacklosen Günstlingswirtschaft, — so schwiegen sie beide eine Weile. Dann aber sprachen sie von — ihr.

Sie aber war Katharina, die Großfürstin.

Daß sie geistvoll sei, mutig; daß sie von Monat zu Monat schöner werde, prangender, strahlender, gütiger. Daß sie gelehrte Bücher lese und Tragödien schreibe und mit den feinsten Geistern Europas in Korrespondenz stehe; daß sie aber auch reite wie der Teufel, was die alte Kaiserin nicht haben wolle. Sie tue es aber doch. Daß sie die bezaubernste Frau am Hofe sei, die jedermann anbete, von den Kammerherren und den Offizieren der Garden an bis zum letzten Ofenheizer ...

Katharina, die kleine Fürstin, mit beiden Armen auf die mächtige Brust ihres jungen Gatten gelagert und ihm im Schein der leise wehenden Kerzen in das rötliche Antlitz blickend, über dem das von Puder entstaubte Haar aschblond und lockig wirbelte,—Katharina flüsterte atemlos: „Auch du, Mischa, mein Birkbaum, auch du?“

Und wenn er nun beide Arme reckte, sie zu umfassen und ans Herz zu pressen, wenn er stammelte: „Auch ich, Katja, mein Amselseelchen, auch ich! Wir alle sind ihre Sklaven!“ so flüsterte sie an seinem Munde und halb erstickt von seinen Lippen nur dies: „Und auch ich. Auch ich ...“

Indessen war der Winter noch lang und die Tränen und Beschwörungen der Mamuschka ließen ernsthafte Heimkehrpläne in das gelobte Land der Kultur und in den Bannkreis der Zauberin gar nicht aufkommen. Die Langweile, die auch über Michael kam, und die alle Freude, alle Zärtlichkeit, alles Glück aneinander mit ihrer Erstarrung bedrohte, zeitigte sonderbare Früchte der Phantasie. Nachdem Katharina jene Scheu überwunden hatte, die die Mutterschaft von neuem über sie gelegt wie einen reizenden Schleier gravitätischer Würde, — nachdem sie den Kleinen völlig der Amme überlassen hatte und ihr Körper begann, seine ursprünglichen Formen zurückzugewinnen, deren einstige Herbigkeit jetzt freilich reizvoll gesänftigt war, so bat sie in einer Nacht Michael, ihr einen Knabenanzug machen zu lassen. Es war in einer sonderbaren Mitternachtsstunde; auf dem Bettrand sitzend war Michael aus dem unmutigen Politisieren über den preußischen König und die Kaiserin von Österreich ins Schwärmen geraten und der

Digitized by Google

alte Russentraum von der Sprengung der Pforte und der Eroberung des Goldenen Horns hatte seine Rede befeuert.

„Einen Knabenanzug — Kind, wozu?"

Ihre schmalen Hände umklammerten heiß seinen Arm.

„Mit dir in den Krieg reiten — du!" Und die vorzeitig unterdrückte Flamme ihres ungestümen, knabenhaften Geistes, — die in allzu früher Mutterschaft verlorene Lust nach Abenteuern und Heldentum hatte plötzlich Luft bekommen und brannte steil auf. Als dann der Anzug fertig war, — eines Edelknaben Anzug aus dunkelblauem Taft, — Michael hatte ihn in schnell entfachtem Entzücken gleich bei dem leibeigenen Hausschneider bestellt, — und als Katharina ihn zum erstenmal anhatte, da kam in der Stille der Nacht ein solcher Taumel der Entrückung über sie beide, daß sie meinten, zum ersten Male vereinigt zu sein. Eine bezaubernde Fremdheit war plötzlich zwischen ihren einander so vertrauten Körpern eingebrochen; Spiel und Wirklichkeit verschmolzen miteinander und ergaben eine Steigerung gegenseitiger Anziehung, wie noch nie.

Das Spiel einer solchen Nacht begann etwa so:

Katharina Romanowna erschien als blauer Knabe unter der Tür, die Hand am Dolch. Sie fragte in bescheidener und doch kecker Haltung, ob Hoheit für die Nacht noch Wünsche hätten. Und siehe, der Fürst hatte den Wunsch, unterhalten zu werden. Er war bereits im Schlafanzug, dem grünseidenen Kaftan, und hatte die hohen weichen Saffianstiefel an den Füßen; er lagerte auf dem Ruhebett wie ein gefällter Riese und auf dem Taburett neben ihm standen Liköre und Süßigkeiten, lag die kurzhalsige bauchige Balalaika, das einzige Instrument, dessen er fähig war. Er reckte dem Knaben die Hand entgegen, er hieß ihn, am Fuß des Lagers Platz nehmen. Der Knabe, bemüht, seinem Herrn angenehm zu sein, begann, von der schönsten Frau Rußlands, der Kaiserin aller Frauen Europas und Asiens, zu reden; er heftete seine Augen mit dunklem Glanz auf den Fürsten und sprach voll verhaltener Ekstase. Der Fürst, über ihn hinwegsehend, lächelte und tat zuweilen einen unbestimmten Griff in die Saiten. Summte er dann vielleicht eine Strophe eines traurigen Heldenliedes, so verstummte der Knabe und starrte grübelnd vor sich hin. Auf einmal umfaßte er die Knie seines Herrn, über ihn sich werfend, leidenschaftlich flüsternd: „Und warum ist sie nicht die Zarin vor aller Welt, da sie es in tausend russischen Herzen doch ist? —"

Dieser Ausbruch der wahren Meinung war wie das Aufschlagen des Feuers aus der Glut.

Jetzt steigerten Rede und Gegenrede sich zum Wechselhymnus.

Jetzt flüsterten Wünsche Tod und Untergang herbei und bauten das junge Reich.

Jetzt warf sich der Knabe völlig über den mächtigen Körper seines Gebieters, wühlte die zarten Hände in dessen strudelndes Haar und raunte leidenschaftlich: „O Mischa, Mischa! Wir bringen sie auf den Thron!"

Aufrecht dann saß der Fürst, niedergebeugt auf das Haupt des Knaben, der zwischen seinen Knien kauerte. Gerötet sein Gesicht, blauglühend die schmalgeschnittenen Augen darin. Schwere Handbewegungen: ha, die Garden bedurften nur des Rufs, um sich für die Großfürstin ins Feuer zu stürzen. Wie Spreu im Winde würden die holsteinischen Truppen Peters vor dem heißen Atem der Vaterlandsliebe verwehen! Und die Bojaren würden ihre mit Blut getaufte Zarin mit blankem Schwert gegen ganz Europa verteidigen ...

Wie er nun wieder in die Balalaika griff, wie er mit gedämpfter Stimme diesen klagenden Gesang von neuem begann, der sich immer wieder zu dem klagenden Schrei nach Rache, Raserei und grenzenlosen Ritten steigerte, da stimmte der Knabe nicht ein. Er stand in der Mitte des Raumes. Er begann, sich inbrünstig rhythmisch zu wiegen, die Hände auf die Hüften gestemmt und die schweren Takte des Liedes mit Bewegungen begleitend, wie der einsame Baum in der Steppe sich dem von Osten ansausenden Winde hingibt. Und es schlugen Gesang und Tanz zusammen in die eine schwertrecht aufsteigende Flamme der Leidenschaft. —

*

Niemand möge indessen die phantastischen Spiele zweier großer Kinder für eine ernstliche Verschwörung ansehen! Niemand möge in der Dritten, die zur Steigerung der Ekstase beschworen wurde, das Ziel dieser Ekstase suchen. Einstweilen! Denn einstweilen war die gegenseitige Entflammung letztes und höchstes Ziel gewesen und der jäh hereinbrechende späte Frühling hatte da noch größere Wunder getan, als jene sonderbare deutsche Herzogstochter am Petersburger Hof, — jene Frau, deren Gewalt noch gebunden war und nur in dem unerklärlichen Magnetismus auszustrahlen begann, den sie auf ihre Umgebung ausübte. Als die Daschkoffs im Juli nach St. Petersburg zurückgekehrt waren, und der Fürst, wie mehrere seiner Kameraden von den Preobraschenskischen Garden, den Befehl erhielt, sich mit seiner Gemahlin nach Oranienbaum zu

Digitized by Google

begeben, wo das großfürstliche Paar seine Sommerresidenz hatte, da waren die Mysterien der Winternächte scheinbar so weit vergessen, daß es bei der Aussicht auf ein so enges Attachement an den keineswegs vergnüglichen Hof Peters allerlei Seufzer und sogar ein paar Tränen seitens Katharina Romanownas gab. War man etwa dazu heimgekehrt? Nein, wahrhaftig nicht, um sich im Stil des preußischen Tabakskollegiums langweilen zu lassen und etwa die kleine Natascha mit der Amme allein in St. Petersburg installieren zu müssen, da man sich schon schweren Herzens von dem Söhnchen getrennt hatte, das bei der Großmutter auf dem Lande geblieben war! Sollte man den alten Vater, den geliebten Onkel, die ganze eigene, langentbehrte Familie und den Kreis der Freunde gleich wieder verlassen? Gar nicht erst wieder heimisch werden in der Stadt der Kindheit und Jugend, inmitten der vertrauten alten Möbel, der Atmosphäre der Bücher, der Noten, des endlich wieder erlangten Klaviers? Gründe genug für ein nachhaltiges, unzufriedenes Raisonnement, dem Michael teilnahmsvoll lauschte, indem er die feinen Lippen mit schwerem Kopfnicken vorschob, was Katharina nun wieder veranlaßte, sich aus allem Gemurr heraus sehr unvermittelt in die nächste Nähe dieser Lippen zu begeben, denn sie war verliebt in diese Art von Gesichtsmimik.

Da es denn auch völlig aussichtslos war, zu protestieren, — in aller Heiligen Namen, so fügte man sich eben! Katharina traf ihre Vorbereitungen zur Übersiedelung und behielt es sich nur vor, jedem Besucher, jedem Bekannten gegenüber freimütig ihre Meinung zu äußern und weidlich über den unerhörten Zwang, der da ausgeübt wurde und alle eigenen Pläne vernichtete, zu schimpfen.

Was übrigens hatte sie für eigene Pläne? dachte sie dann manchmal verwirrt nach einem solchen Gespräch, wenn sie sich halb beseligt, halb erschreckt wieder der wundervollen Unruhe bewußt ward, die in ihrem Herzen trieb wie eine unterirdische Quelle, die einen Ausweg sucht. In der Tat — was für Pläne? Eigene? Gar keine! Keinerlei Pläne, keinerlei Absichten, — nur das deutliche, das hellsichtige Wissen, daß jetzt, — jetzt, mit diesem Befehl, der der Laune eines Schwachsinnigen entsprungen war, — das Schicksal, das so lange sanft gelockt, mit leiser Hand Türen geöffnet, Wege geebnet hatte, daß dies Schicksal endlich den herrischen Ruf ausgestoßen hatte: Ich bin bereit und du hast auch bereit zu sein!

Torflügel sprangen dröhnend auf. Eine Gasse erbarmungsloser Priester führte geradeswegs in die Opferhalle auf das furchtbare und lockende Geheimnis des Altars zu.

Dieser Weg war es, den die Seele Katharina Daschkoffs vor sich sah, um den sie wußte, den sie in wachen Nächten mit offener Brust und in verzückter Bereitschaft schon betreten hatte. Dieser Weg war es, dem das letzte schwache, nur scheinbare Widerstreben galt, diese Komödie vor sich selber. Aber wen ging das etwas an? Es ging selbst die Gattin Michael Daschkoffs nichts an, die unter der Devise, man müsse die kurzen Tage der Freiheit noch ausnutzen, das Haus zu einem Taubenschlag machte, und das elegante Petersburg durch hinreißende Liebenswürdigkeit bezauberte: Ah, was hatte die Ehe aus diesem immer zwar graziösen und geistreichen, aber doch ein wenig blassen und kränkelnden Kinde gemacht!

★

Es waren hauptsächlich Michael Daschkoffs Kameraden von den Preobraschenskischen und Ismailoffschen Regimentern, die hingerissen von der jungen Fürstin waren. Denn hier war alles vereint: Anmut, Geist, knabenhaftes Draufgängertum und unbedingtes Mittun bei Tanz und allerart von Ausgelassenheit; aber auch schwesterliches Verstehen aller Nöte, seien's Spielschulden oder Liebesschmerzen, und ein Ausstrahlen jener fraulichen Wärme, ganz unbetont, ganz selbstverständlich, daß die Atmosphäre um sie her immer den richtigen Grad für die Erschließung der Herzen hatte. Als die Daschkoffs eine Woche nach ihrer Rückkehr nach Oranienbaum aufbrachen, — Graf Woronzoff, der Vater der Fürstin, hatte ihnen ein Haus auf dem Wege zwischen der Hauptstadt und der Sommerresidenz anweisen lassen, — besaß Katharina Romanowna eine ganze Reihe bedingungslos ergebener Freunde unter den jungen Offizieren, von denen aber der Hauptmann Passik vielleicht der einzige war, der mehr als Freundschaft, — wenn schon feurige, begeisterte Freundschaft! — für sie empfand. Dieser gute Schelm pflegte zu beteuern, er wisse zwar ebensogut wie jeder andere, daß man sich lächerlich mache, wenn man eine Frau liebe, die nur Augen für ihren Gatten habe, und um so mehr, wenn dieser Gatte Michael Daschkoff heiße, — indessen, er habe nur ein Herz und ein Leben und über diese möge Katharina Romanowna verfügen, — was sie versprach, mit vollem Vertrauen zu tun, sobald der Augenblick dafür ihr gekommen schiene. Sie selbst hatte sich ein wenig an ihren Vetter, den kleinen Grafen Stroganoff, attachiert, einen behenden Burschen und tollkühnen Reiter, der, mager und häßlich wie ein Affe, von schnel-

Digitized by Google

lem Witz und dreister Mundfertigkeit, auch der besondere Liebling, wenn auch keineswegs ein Günstling der Großfürstin war. Er selbst litt an einer wahnsinnigen Leidenschaft für die Gemahlin Peters, die kein Mensch hinter dem schlagfertigen Hanswurst vermutete und die dieser wiederum noch niemand anvertraut hatte, ehe die seltsame Art Katharina Romanownas, ohne Worte zu fragen, ihm eines Abends die Zunge löste. Es mag sein, daß er ihr nun verfiel, als der Mitwisserin seines Geheimnisses. Es mag sein, daß es der Inhalt seiner Beichte war, der ihn ihr lieb machte.

Um die Tageshitze zu vermeiden, befahl der Fürst den Wagen zur Übersiedelung erst spät am Abend: es waren die Monate, in denen für diese Breiten die Sonne nur vorübergehend hinter dem Horizont verschwindet, nicht aber aufhört, von unter her die Kuppel des Himmels mit weißem Licht zu bestrahlen. Michael Daschkoff ruhte, die schweren Glieder gelöst, in seiner Wagenecke; auf dem Polster gegenüber schlief die kleine Natascha im Schoße der gleichfalls halb schlummernden Amme. Katharina Romanowna war sehr wach. Sie blickte mit Aufmerksamkeit in die Landschaft, die selbst in dieser Jahreszeit ernst blieb, als hüte sie ein trauriges Geheimnis; der Duft der Akazien und Linden in der tauigen Kühle der Nacht erregte sie sanft und weitete ihr die Brust. Sie war in diesen Stunden sehr allein und nicht nur, weil sie unter Schlummernden wachte. Der Wissende, der Wollende ist allein, wo und mit wem er sich immer befinde. Und *wußte* sie noch nicht klar das Ziel, *wollte* sie es noch nicht, wie der bogenspannende Schütze: auch Ahnung kommenden Schicksals, auch Bereitschaft dienen der Vereinsamung der Seele, — jener Vereinsamung, die der Berufene als Stigma auf der Stirne trägt. Die unendliche Mütterlichkeit der reifenden Nacht bedrängte Katharina und machte sie seufzen. Sie blickte auf die träumende kleine Tochter, sie dachte an den fernen Knaben, und fühlte, es müsse gut sein, mit beiden Kindern in einer der strohgedeckten Hütten am Straßenrand zu verschwinden, namenlos unterzugehen und ein Leben lang nichts zu sein, als eine Mutter, hütend, wärmend, gebend und darin vergehend.

Dies währte ein paar empfindsame Minuten, kurz ehe sie das Hufgeklopf, das den Wagen von Anfang an von ferne begleitet hatte, — sie wußte, es war Passik, sie hatte mit Michael darüber gelächelt und sie waren übereingekommen, es nicht zu bemerken, — kurz ehe sie diese Hufe näher galopieren hörte, den Reiter grüßend an ihrer Seite auftauchen sah und seinen Ruf vernahm: „Achtung! die Großfürstin!“ Und gleich darauf das hastige Ausweichen des Kutschers, dunkles Räderrollen, ihnen entgegenkommend und, — Vision im unwirklichen bläulichen Licht der Nacht: schimmelbespannte Equipage, in deren Fond hochaufgerichtet Katharina saß, und vorüber war, ehe noch die ganze Huld ihrer grüßend erhobenen Hand ganz begriffen werden konnte. Der blaue Funke aber, der von Wagen zu Wagen übersprang, er hatte getroffen, hatte gezündet.

★

Der erste Besuch, den Katharina Romanowna am nächsten Tage empfing, war der ihrer Schwester, der Gräfin Elisabeth Ronanowna Woronzoff, die seit einigen Jahren als Hofdame am großfürstlichen Hof lebte und mit der Zeit zur erklärten Geliebten Peters avanciert war. Katharina erwartete diesen Besuch, war vorbereitet und empfing die Schwester mit vollkommener Beherrschung aller eigentlichen Gefühle, von denen das stärkste vielleicht die Empörung war, daß man der Großfürstin eine so plattnasige und einfältige Person wie diese Gräfin Woronzoff vorziehen könne, — ein kindlich rabiates Gefühl, das bald der lächelnden Überlegung wich, daß Peter gar keinen schlagenderen Beweis seiner allgemeinen Unwürdigkeit liefern könne, als es durch diese Geschmacksrichtung geschehen war. In der Tat war nun die Gräfin von großer Schlichtheit des Geistes und von einer gewissen derben Körperbeschaffenheit, doch Katharina hatte in ihrer gegenwärtigen hochgespannten und anspruchsvollen Verfassung durchaus nichts für solche vor Sanftmut wehrlose Weiblichkeit übrig. Zudem wirkte aus Kindertagen eine alte Rivalität nach: Katharina, die nach dem frühen Tode der Mutter ganz im Hause des Onkels, des Großkanzlers, aufgewachsen war, hatte von jeher eine leise Eifersucht auf die im Vaterhause verbliebene Schwester empfunden. Dies alles hinderte nicht eine Begrüßung in den Formen herzlicher Wiedersehensfreude. Die kleine Natascha wurde hereingebracht, betrachtet, belobt und beschenkt, das ferne Söhnlein beredet und geschildert. Michael erschien und Katharina faltete sich im Glanz ihres Familienglücks auseinander, wie ein schönes kleines Pfauenauge im Sonnenschein, worauf die Gräfin Elisabeth alsbald auch von Rührung überkommen, seufzte und fragte, ob Katharina auch wisse, wie gut sie es habe? In der Fürstin prickelte und zuckte es von Vergeltungswünschen, für sich, für eine

Digitized by Google

andere, — sie wußte es selbst nicht. Sie beugte sich vor und über das kleine weißblonde Haupt Natascha hinweg sagte sie sanftmütig, sie fühle, daß sie es so gut habe, wie jede Frau in Rußland und überall auf Erden es haben könnte, die von Moral und Sitte nicht abweiche. Und warum Lisaweta nicht heirate? Die Großfürstin würde doch alles, gewiß alles tun, um ihr günstige Chancen zu verschaffen!?

Die Gräfin, errötend, daß es unter dem Puder sichtbar ward, hatte zunächst ratlos in das bräunliche Gamingesicht der Schwester geblickt. Dann wurde sie interessiert, — oh, hatte man gehört, daß die Großfürstin etwas für sie übrig habe? Vraiment, — sprach man in der Gesellschaft davon? Sie legte die Hand auf Katharinas Arm, — nein, was doch alles möglich war und wie man sich täuschen konnte! Sie selbst hätte eher das Gegenteil angenommen. Nun ja, — jetzt kam sichtlich eine große Befriedigung über sie, — es war auch wirklich das einzige, was der Großfürstin übrig blieb, wenn sie Anspruch auf den Ruf einer geistreichen Frau machen wollte, den Peters Feinde ihr anhingen, um ihn zu verkleinern! In nun unaufhaltsamem Redefluß versicherte sie, daß es damit in Wahrheit nicht viel auf sich habe. Wer sollte das besser beurteilen können, als der Großfürst, der jahrelang vergeblich versucht hätte, mit dieser Frau zu leben? „Der Großfürst, meine Liebe," beteuerte sie, „bedarf einer Frau, die seine männlichen Qualitäten würdigt, und von einem Soldaten nicht verlangt, daß er Geschmack an französischen Tragödien findet. Einer Freundin, die seine männlichen Schwächen lächelnd übersieht und nicht Anstoß an jedem rauhen Wort, an jeder kriegerischen Gewohnheit nimmt. Die Großfürstin tut wohl daran, diese Freundin anzuerkennen ..."

Katharina Romanowna, ein wenig gelähmt von so viel wohlwollender Verkennung ihrer Bosheit, biß sich auf die Lippen. Michael war ans Fenster getreten, ein Gefährt war auf der Chaussee zu hören, die ein umzäunter Rasenplatz vom Hause trennte. Jäh wandte er sich ins Zimmer zurück: „Hoher Besuch!" rief er aufstrahlend. Ein Läufer hatte das Tor zur Einfahrt aufgerissen. Schon knirschten Räder über den Gartenkies.

Die Großfürstin stand unter der Türe, nachdem der Diener sie kaum gemeldet hatte. Ihre blauen Augen umfaßten die Anwesenden mit einem Blick. „Gräfin," sagte sie kalt, — „ich sah Ihren Wagen vor der Tür. Ich glaube, Sie dürfen die Pferde nicht länger warten lassen ..."

Erstarrung. Der kleine Solotanz des französischen Hofknickses seitens der Gräfin. Die tiefe russische Verbeugung, die Bewegung bedingungsloser Ergebenheit seitens Katharina Romanownas und des Fürsten. Pompöses Rauschen starrender Kleider. Der Fürst geleitete seine Schwägerin hinaus.

Die Großfürstin tat ein paar Schritte der Mitte des Raumes zu, sie hielt Katharina Romanowna die Hand zum Kuß entgegen. Dabei sagte sie, während sie mit gespannten Brauen und erhobenem Kinn über den gebeugten Nacken der Fürstin hinweg ins Leere lächelte: „Verzeihen Sie, Liebe, den Eingriff in Ihr Familienleben! Ich vergaß in der Tat einen Augenblick, daß es sich bei dieser Dame um Ihre Schwester handelt!"

Sie sprach französisch. Aber gleich darauf in Russisch verfallend und sich an Frau von Tschoglokoff, ihre Begleiterin, wendend, rief sie lebhaft: „Welche Verschiedenheit zwischen diesen Schwestern, meine Teure, — haben Sie es beachtet?"

Und auf dem kleinen Sofa des lichten und ländlichen Salons Platz nehmend: „Wir hatten das Jahr zuvor die Gesandtschaft eines Mongolenhäuptlings hier, — ah, irgend so eines Baschkiren- oder Kirgisenkönigs über hunderttausend Pferde und Kamele, — er hatte seinen Sohn als Vertreter geschickt, einen Knaben von vierzehn, fünfzehn Jahren. Fürstin, als ich diesen kleinen Steppenprinzen sah, habe ich an Sie denken müssen, wollen Sie es mir glauben? Wahrhaftig, Fürst, Sie mögen über mich lachen oder nicht, aber ich wette, daß Ihre Frau sich zu Pferde besser ausnimmt, als auf einem Taburett, — mais que dis-je, ma très chère, — damit soll nicht gesagt sein, daß Sie sich nicht auch auf einem Taburettchen allerliebst ausnähmen, wie eben jetzt! Aber wo fühlen Sie sich wohler, Fürstin? Das ist die Frage, die entscheidend ist! Zu Pferde! Ah, très bien! Ganz mein Fall."

Katharina Romanowna hatte stammeln wollen: ‚Dort, wo ich Ihrer Hoheit am besten zu dienen vermag ...', indessen erwartete die Großfürstin keine Antwort, oder sie las ihr die noch unausgesprochene von den Augen ab. „Fürst," redete sie kaum merklich lächelnd weiter, redete in der geläufigen, übermäßig geläufigen Art der Audienz Erteilenden, „Sie werden erstaunt sein, Fürst, sich schon heute von mir überfallen zu sehen. Jedoch Sie ahnen nicht, welchen Zuwachs von Heiterkeit und Geist wir uns von Ihrer Ankunft versprechen, — nun, ist's nicht so, liebe Tschoglokoff? Es fehlt uns freilich nicht an Menschen, an Namen, — jedoch, unser Kreis — er ist zuweilen ein wenig — unfruchtbar ..."

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Abbrechend und die Oberhofmeisterin mit einem vaguen, unruhigen Blick streifend, als fürchte sie, zuviel gesagt zu haben, wandte sie sich wieder voll Katharina Romanowna zu und sprach schnell ein paar unverständliche Worte. Die Fürstin beugte sich vor: „Hoheit?“

Die Großfürstin lachte kurz auf und schüttelte heftig den Kopf, sie bewegte abwehrend die Hände: „Passons, passons! Lassen wir das! Ich fragte, ob Sie Deutsch verstünden. Ja, hören Sie, Fürstin, ist es nicht traurig, daß ich meine Muttersprache verlernen muß, weil ich zu niemand in ihr reden kann? Aber ich weiß sehr wohl, — oh, sehr wohl, —“ und sie erhob sich und stand sehr groß, sehr majestätisch vor den Anwesenden, — „daß Russisch für Deutsch eintauschen nichts anderes heißt, wie als Strom in den Ozean münden. Und was mich betrifft, so hat der Ozean Reize für mich!“

Ein Blick voll übermütigen Triumphes und von stahlblauer Festigkeit in Michael Daschkoffs, in Katharina Romanownas Augen. Derselbe Blick, abgeschwächt durch ein halb verächtliches Nachprüfen der Wirkung der letzten Worte auf die Tschoglokoff, die undurchdringlich aussah. „Gut, Tschoglokoff, wir brechen auf. Und ich rechne auf Ihre rege Beteiligung an unserem Kreise, Fürst. Ich erwarte Sie morgen nach Ihrer Audienz beim Großfürsten und wünsche Ihr häufiges Erscheinen bei meinen kleinen Soupers. Madame, wir werden zusammen reiten, aber auch Voltaire lesen. Oh, ich weiß wohl, daß Sie nicht nur ein wilder kleiner Steppenprinz, sondern auch ein Schöngeist sind, — ich habe etwas übrig für die Mischung!“ —

*

Nach diesem merkwürdigen und gänzlich unzeremoniellen Besuch sagte Michael Daschkoff bekümmert: „Du siehst es, Ljuba, du siehst es. Sie bricht aus. Sie ist wie ein Tier im Käfig, wie eine gefangene Löwin. Sie war erregt, hast du es bemerkt?“

Katharina Romanowna, nicht fähig zu sprechen, nickte stumm. Der Fürst fuhr in seinen Betrachtungen fort, wiegte das schwere Haupt, dessen wildes Blondhaar mühsam in die vorschriftsmäßige Frisur gezwängt war, und schob die feinen Lippen hin und her.

„Dieser Besuch war außerhalb aller Etikette. Erfährt die Kaiserin davon, so wird sie abgekanzelt wie ein Schulkind. Und sie wird es erfahren, zweifellos. Das weiß sie auch. Sie läßt es darauf ankommen. Oh, sie ist aber doch unsicher, wagt nicht zu sprechen, ohne die Tschoglokoff mit Blicken zu befragen. Hast du bemerkt?“

„Ich habe bemerkt,“ sagte Katharina Romanowna stürmisch, „daß sie im kleinen unvorsichtig ist, um dafür im großen um so weniger bewacht zu werden. Ich habe bemerkt, daß die Tschoglokoff ein Subjekt ist, dem man nicht trauen kann. Ich habe bemerkt, daß Katharina uns braucht, — uns, uns, uns!“

Sie warf sich in Michaels Arme und schluchzte leidenschaftlich auf. Aber schnell gefaßt, raffte sie sich zusammen, stand vor ihm, die Hände auf seinen Schultern. „Michael, — wen hat sie außer uns?“

Der Fürst, ein wenig übernommen von ihrer Raschheit, kniff die schmalen Augen zusammen. „Geduld, Katja, Ljuba, — laß sehen. Nun, hat sie nicht alle, — alle, außer solchen, denen Peters Dukaten lieber sind als Rußlands Wohlfahrt? Katja, — was fragst du? Du weißt doch!“

Mächtig stand er auf, über sie weg sah er in die Ferne. „Laß uns nicht reden. Die Stunde wird kommen und die Herzen offenbaren. Viele, die jetzt noch schwanken, werden ihr zufallen, wie reife Äpfel, wenn der Wind durch den Baum fährt.“

Er tat ein paar Schritte, stand grübelnd wieder still. „Nein,“ murmelte er und machte eine auslöschende Handbewegung, als wischte er einen Schlachtplan auf einer Tafel aus, — „nein, — die Situation ist noch nicht klar genug. Warten wir ab, Ljuba.“

„Ja, warten wir ab! Warten wir ab! Ihr würdet das Kind im Schoß ersticken, die Mutter verderben lassen und keinen Geburtshelfer holen! Aber ich bin da. Ich bin da!“

„Katja! Katja! Du bist böse, aber du bist süß. Nun wohl ... Nur, — sei wachsam ...“

Katharina Romanowna stand nahe vor ihrem Gatten, ihre Körper berührten sich; er fühlte den Griff ihrer Hände fast schmerzhaft durch das Tuch der Uniform an seinen Armen.

„Vertraust du mir, Mischa, — vertraust du?“

Und niedergebeugt auf ihr heißes Gesicht, mit Betroffenheit, Ratlosigkeit, Frage in das wilde, entschlossene Licht ihrer Augen blickend, murmelte er beruhigend: „Aber Katja, — vertrauen, — dir vertrauen! Wem denn sonst?“ — — —

*

Die Audienz beim Großfürsten am nächsten Tage verlief insofern ein wenig anders, denn Katharina Romanowna erwartet hatte, als sie beim Verlassen des Schlößchens fast

Digitized by Google

mit Enttäuschung feststellte, daß durchaus keine Steigerung, — ja, eher eine Dämpfung, eine Mäßigung ihrer Abneigung gegen den Großfürsten durch diese erste persönliche Begegnung mit ihm eingetreten war. Mit leichtem Ärger bekannte sie sich selbst, es sei unmöglich, diesen gutmütigen Narren zu hassen. Sie war darauf gefaßt gewesen, einen brutalen Dummkopf anzutreffen, und ein schlaffer, junger Herr, dem selbst die preußische Uniformierung keine straffe Haltung zu geben vermochte, war ihr entgegengetreten und hatte mit leerem Lächeln einige Redensarten gemacht, deren Inhalt nur als gegenstandslose Albernheit in ihrer Erinnerung stand. Zwar hatte er seine Enttäuschung geäußert, daß die Daschkoffs nicht im Schloß selbst wohnten. Zwar hatte er hingeworfen, er hoffe, man würde mehr Zeit in seinem Zirkel zubringen, als in dem der Großfürstin. Allein solche Sätze, mit einem törichten Lachen und ohne Nachdruck, ohne Hintersinn vorgebracht, verfehlten es, eindrucksvoll zu wirken. Dieser Mann, der gleich darauf die Gräfin Woronzoff am Ohrgehänge zupfte und schäkernd sagte: „Ei, ei, Lisaweta, Sie haben eine recht hübsche Schwester, — aber sie ist magerer als Sie!“, der sich zwischendurch in fahriger Weise mit den Hunden abgab, die überall herumliefen und jedermann die Füße beschnüffelten, der war verächtlich, langweilig, — aber kein Gegner, der die Phantasie beschäftigen konnte. Übrigens war die Großfürstin zugegen gewesen, und obgleich sie keine zehn Worte mit Katharina Romanowna gewechselt hatte, fühlte diese erneut die wundervolle Beunruhigung, den Stachel zum Handeln, den Ruf, — ja, den Ruf, der von dieser Frau an sie erging, — sei es aus einem Blick, einem Lächeln, einer Wendung ihres Kopfes mitten aus dem Gespräch mit andern heraus, — oder nur aus einem Aufblitzen der Steine an ihrer Hand, jenes azurnen Saphirs, der die unglaubliche Strahlkraft ihrer Augen eingefangen zu haben schien.

Michael sagte zärtlich: „Ist Katharina eine Löwin, so bist du eine Pantherin, Katja, wilde. Ah, ich liebe, euch zu sehen!“ Indessen war mit dieser Aufnahme am großfürstlichen Hof ein Stadium scheinbarer Ruhe, scheinbaren Gleichmuts erreicht. Es lag kein Grund vor, sich sprungbereit zu halten. Michael hatte recht: die Situation war durchaus nicht klar. Und es gab Augenblicke, in denen man sich fragte, warum in aller Welt man sich eigentlich erhitzt und beunruhigt habe? Die Kaiserin, — nun ja, sie kränkelte, das hieß, sie laborierte dauernd an verdorbenem Magen, was bei ihrer Lebensweise, ihrem unbändigen Appetit und ihrer Strategie, fette Pasteten mit starken Likören in Schach zu halten, durchaus nicht wunderbar war. Warum aber sollte sie nicht noch zehn, noch zwanzig Jahre leben wie andere alte Leute auch, die ihre Apoplexie bereits ein Vierteljahrhundert wie ein Schoßhündchen pflegten und ihre kleinen Anfälle gemütlich hinnahmen wie schlecht Wetter, das vorübergeht. Wozu also sich unnötig echauffieren. Der Sommer war entzückend, und diese ganze burleske Komödie von Peters Hofhaltung mitzumachen, war ein sonderbarer Taumel, wie das Erlebnis eines sinnlosen drastischen Traumes, bei dem man doch irgendwie schwindelnd ahnt, daß jede Handlung, jeder Schritt, jede Geste zweierlei Bedeutung hat, — neben der augenscheinlichen eine höhere, schwebende, künftige. Der Pfeil in der Luft meint den Pfeil, — aber auch das Ziel. Die Brücke meint die Brücke; aber jenseitig ist ihr Sinn. Nun, diese öden Gesellschaften im tannengeschmückten Saal, bei denen der Großfürst an der langen Tafel präsidierte und alle fünf Minuten eine Gesundheit ausbrachte, am häufigsten aber befahl, auf das Wohl „seines Herrn, des Königs von Preußen“ zu trinken, — diese derben, reizlosen Mahlzeiten, bei denen die holsteinischen Generale unbeeinträchtigt in den Ton ihrer Vergangenheit zurückfielen und die mit Biergelagen und im Qualm holländischer Tonpfeifen ihren Abschluß fanden, sie hatten ihren seltsamen Reiz durch die Mischung der Gesellschaft mit Katharinas Getreuen, die, unter die Versammlung verteilt, doch die elektrische Kette, die sie verband, jeden Augenblick fühlten. Peter bevorzugte Katharina Romanowna eine Weile als Tischdame. Sie saß zu seiner Linken, gegenüber ihrer Schwester, hatte Grund, sich in der Beherrschung ihres Mienenspiels zu üben, und mimte nicht ohne Erfolg eine etwas einfältige kleine Person, die sich der Ehre, die ihr widerfährt, kaum würdig weiß. Es gelang ihr auch in der Tat, das Zutrauen ihres Gönners zu gewinnen, allerdings nur für die Zeit, in der Elisabeth Romanowna noch keinen Argwohn geschöpft hatte und die eigene Sphäre nicht angetastet sah. Die Krönung solcher Abende bildete eine vollkommene Verblödung der Gesellschaft bei der Vertiefung in ein kindisch anspruchsloses Spiel, das „Campis“ hieß und währenddessen Peter sich so völlig in seinem Element fühlte, daß er alle Hemmungen verlor. „Kind,“ sagte er bei dieser Gelegenheit einmal zwischendurch zu Katharina Romanowna, „ich möchte Sie gern vor Enttäuschung bewahren. Hören Sie auf mich:

Digitized by Google

hüten Sie sich vor den großen Geistern, die den Saft aus der Orange pressen und die Schale fortwerfen! Ah, haben Sie mich verstanden?"

In der sehr schnellen Antwort versagte zwar diesmal die Klugheit Katharina Romanownas völlig, aber ein Lächeln der Großfürstin, ehe diese sich zurückzog, ein Lächeln, das ihr sagte, ihre Antwort habe die Runde um die Tafel gemacht und ihr eigentliches Ziel erreicht, dieses Lächeln genügte, um sie völlig mit dem mürrischen Mißtrauen auszusöhnen, das Peter ihr gegenüber fortan zur Schau trug. Es war ein bezauberndes Lächeln gewesen, ein Lächeln, das dankte, lockte und Besitz ergriff zugleich.

Ihre Antwort aber hatte gelautet: „Kaiserliche Hoheit, die Orange will tausendmal lieber von heißen Lippen schnell ausgetrunken werden als am Ast verfaulen!" —

*

Jene Bemerkung des Großfürsten hatte ihren Grund in dem häufigen Zusammensein der Großfürstin mit den Daschkoffs oder auch allein mit Katharina Romanowna gehabt. Es war bald kein Geheimnis mehr, daß das Ehepaar sich für den engeren Kreis Katharinas beschlagnahmen ließ und fast nie bei den kleinen intimen Soupers der Großfürstin fehlte, deren Runde stets aus zwölf Teilnehmern bestand. Diese kleinen Soupers waren für gewisse Personen immer wieder ein willkommener Anlaß, Katharinas Umgang bei Peter zu verdächtigen, obgleich erwiesenermaßen die Verdachtsmomente auf die Tatsachen zurückgeführt werden konnten, daß die Unterhaltung in französischer Sprache geführt wurde, daß man am Schluß nicht Tee, sondern Kaffee zu sich nahm und daß eine durchaus nicht geräuschvolle, aber sehr gleichmäßige, sehr angeregte Heiterkeit die Grundstimmung dieses Kreises bildete. Jedoch eben, — sie waren verdächtigt, diese Heiterkeit, diese Leichtigkeit des Tones, diese Wärme und Intensität der Konversation zwischen der Großfürstin und ihren Gästen! Es herrschte da eine unbegreifliche geistige Vertraulichkeit des Verkehrs wie zwischen Verschworenen, und war auch fast ausschließlich von Fragen der Philosophie, der Mode, der schönen Literatur und etwa der Reitkunst die Rede, und von Politik nur insoweit, als es um allgemeine Neuigkeiten von den europäischen Händeln ging, so konnte doch niemand wissen, ob nicht etwa eine Chiffresprache geredet wurde und ob die Namen Diderot und d'Alembert, Bayle und Voltaire, ebenso wie Rustan und Florian nicht etwas ganz anderes als Philosophen und Pferde bezeichneten, und ob unter Enzyklopädie, Aufklärung, Rückkehr zur Natur und in den Ausdrücken der hohen Schule nicht etwa über Thronfolge, Cäsarensturz und vielleicht gar über den Gefangenen in der Schlüsselburg verhandelt wurde. Es muß gesagt sein, daß die Albernheit der freiwilligen Spione Peters an der noch größeren Albernheit des zukünftigen Zaren scheiterte. Denn dieser Mensch war wohl imstande, sich etwa durch Katharinas Bevorzugung anderer Männer mit verbissenem Ärger in seiner Ehre gekränkt zu fühlen. Er empfand auch persönliche Eifersucht, aber nicht auf diese Günstlinge, sondern auf seine Gemahlin selbst, weil die Verehrung der besten Leute am Hof immer zu ihr ging. — Jedoch überschaute er in keiner Weise, was die Anhängerschaft dieser begabtesten und glänzendsten jungen Leute für die Zukunft bedeuten konnte. Er pflegte auf einen derartigen Vortrag seiner Zwischenträger bedenklich wichtig mit irgendeinem Naturlaut zu antworten, etwa mit „Ratatata!" und sodann Order zu geben, der gesamte Kreis Katharinas sei zu seinem nächsten Fest zu befehlen. Er würde dann selbst sehen. Indessen sah er niemals selbst, — auch dann nicht, wenn in seiner nächsten Nähe eine Leuchtrakete aufstieg, deren Licht genügt hätte, Blinde sehend zu machen.

Der Fähnrich des Ismailoffschen Regiments, Herr von Tschelitschkoff, war für eine Nichte der Kaiserin, die Gräfin Hendrikoff, entflammt und machte ihr eine Weile in ebenso feuriger wie unvorsichtiger Weise den Hof, bis er plötzlich abgekühlt schien und bei allen öffentlichen Gelegenheiten seiner Dame gegenüber so sehr die äußere Form wahrte, daß Fama wahrhaftig Gründe gehabt hätte, sich dieses Falles zu begeben. Indessen tat sie das keineswegs, und hatte sie bisher diese Sache mehr oder weniger scherzhaft behandelt, so tat sie's jetzt bösartig und deutete die auffallende Beruhigung des Liebhabers, sein nunmehr korrektes Benehmen, aber nicht minder seine nicht zu übersehende Zufriedenheit dahin, daß er's nicht mehr nötig habe, sich bei den gesellschaftlich gebotenen Anlässen anzustrengen, da sich denn Seitenwege und Hinterpförtchen zur Erreichung des Zieles aufgetan hätten. Wie dem auch sei, es war dies nur eine der unzähligen Geschichten, mit denen eine geile und müßige Hofgesellschaft sich wach hielt; doch war es eben diese Geschichte, die eines Tages an Peters Tafel zur Sprache kam. Der Großfürst, gelegentlich durch solche Histörchen billig zu erheitern, war in einer autokratischen Laune und außerdem nicht mehr nüchtern. Es beliebte ihm, die Sache vom Ehrenstandpunkt der

Digitized by Google

kaiserlichen Familie aus zu betrachten: willkommener Anlaß, mit der Faust auf den Tisch zu schlagen und den ihm zunächst sitzenden holsteinischen General über den Tisch hinüber zu fragen, welche Strafe wohl ein Offizier verdiene, der es wage, die Augen zu einer Angehörigen seines Herrscherhauses zu erheben?! Spießruten oder Hängen, he? Und glücklich angeregt durch das beifällige Gemurr und pagodenhafte Kopfnicken seiner Geschöpfe, steigerte Peter sich dahin, den Kopf dieses Hanswursten aufgespießt zur Warnung für alle anderen Offiziere sehen zu wollen. In der peinlichen Stille, die eintrat und in der niemand es wagte, den Blick auf den Grafen Grigori Orloff zu richten, der neben der Großfürstin saß, da es diesmal in der Tat zweifelhaft schien, ob der Großfürst wieder einmal aufs Geratewohl und ohne bestimmte Absicht drauflos bramarbasierte, oder ob er wirklich einmal zu einem Schuß ins Schwarze angelegt hätte, vernahm man plötzlich die Fürstin Daschkoff. Sie saß, durch einige Personen vom Großfürsten getrennt, zwischen Herrn von Tschoglokoff und dem Grafen Stroganoff. Ein wenig blaß über ihrer erdbeerfarbenen Robe beugte sie sich vor.

„Sire," sagte sie mit ihrer kindlichen, eben leicht schwankenden Stimme, „Sire, das klingt tyrannisch! Bedenken Sie, es handelt sich um ein unbewiesenes Verbrechen!"

„Gleichviel!" erwiderte Peter, nun durch rollende Augen und vorgeschobene Unterlippe finster kokettierend. „Mit der Todesstrafe sparen, heißt Malefikanten züchten. Sie sind ein Kind, Fürstin, — dies ist Männersache!"

„Ich bin aber überzeugt," rief Katharina Romanowna nun mit einem lebhaften Rundblick über die Anwesenden, „daß viele gleich mir erschreckt durch die blutdürstigen Worte Eurer Kaiserlichen Hoheit sind. Bedenken Sie, Sire, — wir sind Russen, — wir haben alle nur unter einer Regierung gelebt, unter der solche Strafen unerhört waren ..."

„Nochmals, — Sie sind ein Kind. Woher denn der jetzige Mangel an Subordination, he? Es gibt kein Mittel, ihm zu begegnen, als durch Disziplin, durch Strenge, äußerste, blutige Strenge!"

Katharina Romanowna hatte sich aufgerichtet und ihre Stimme klang jetzt sicher und ruhig: „Es mag sein, Sire, daß ich von Ihren Ansichten nichts verstehe. Was ich aber sehr wohl verstehe und weiß, ist, daß Ihre erhabene Tante noch lebt und den Thron noch einnimmt!" —

Das allgemeine Gespräch, das nach diesem vorzeitigen Kampfruf sofort ringsum aufbrauste, als wollte man durch seine Wogen den streitbaren kleinen Herold decken und schützen, umnebelte auch des Großfürsten ohnehin schon beeinträchtigte Wahrnehmungskraft. Er griff nach dem Glase, — vorher aber zeigte er Katharina Romanowna die Zunge. Dies hieß, aus seiner primitiven Mimik übertragen, daß er auf eine Fortsetzung des Gesprächs keinen Wert legte, und versicherte gleichzeitig einige aufmerksame und ängstliche Beobachter des Vorgangs, daß der Großfürst auch diesmal nichts begriffen habe, — aber durchaus nichts.

*

Katharina Romanowna fragte: „Warum lieben wir sie, Iwan Alexandrowitsch?" Und Graf Stroganoff lachte kurz auf. Sie waren zu Pferde, die Fürstin im Herrensitz reitend, im blauen englischen Frack und Stulpstiefeln, den Dreispitz auf dem Kopf. In kurzem Trabe ging es heimwärts, den Strand entlang, am Rande einer schwermütigen, kaum bewegten dunstigen See. Der Graf zwang seinen Fuchs so nahe an ihren Falben heran, daß sein Schenkel den ihren streifte. „Fürstin, ich fürchte, darüber würden wir uns nicht einigen können. Denn ich — ich liebe sie als Mann ..."

Katharina Romanowna machte eine unwillige Bewegung und fuhr mit der Reitgerte durch die Luft, daß der Falbe aufbegehrte. „Wie ich das hasse! Und wo ist der Unterschied, — sagen Sie mir: wo?"

„Oh, Katharina Romanowna! Sie sind eine kluge Frau! Sie sind eine geistvolle Frau! Aber in einem Punkt, — verzeihen Sie! — ist Ihnen der dümmste Mann in Rußland überlegen."

„Oh, meinen Sie einen bestimmten?" schrie Katharina Romanowna zornig und trieb ihr Pferd an, indem sie über die linke Schulter böse nach dem Grafen zurückblickte. Der sagte sanft: „Ich meine den, der Ihnen neulich über Tisch zu verstehen gab, daß Sie ein Kind seien. In diesem einen Punkt, Katharina Romanowna, in diesem einzigen, — da hat er doch recht."

Der letzte Satz war durchaus monologisch. Katharina Romanowna hatte dem Falben die Sporen gegeben und war ihrem Begleiter fünf Längen voran, noch ehe er ausgeredet hatte. Mit einem melancholischen Feixen seines lederbraunen Gesichts blickte er ihr nach, beschleunigte den Schritt seines Tieres nicht und winkte dem Reitknecht, zurückzubleiben.

Katharina, dahinfliegend, schrie in den Wind. Das war gut: das brachte Erleichterung: das löste Seligkeit aus der elenden Spannung! Wo war der Unterschied, wo? Oh, diese Männer, sie waren nicht besser als

Digitized by Google

Hengste und Stiere, wenn sie liebten; mochten sie eine Katharina meinen oder eine Bauerndirne im Heu. In einem Punkt, räsonierte dieser rasende Mädchenknabe zu Pferde zornig vor sich hin, — in einem Punkt, Monsieur, ist euch jede Frau überlegen, die eine Frau liebt. Ach, und welcher Punkt war das? Katharina Romanowna wußte es nicht, daß sie in französischer Sprache dachte. Ja, als verlangte ihr Gefühl den Ausdruck gepflegten, straffen, adeligen Heldentums, verlangte eine Präzision seiner Kundgebung, die im Russischen nicht zu erreichen war, — eine Zärtlichkeit, die ritterlich blieb, Distanz hielt, Überschwang bändigte und in Form zwang, — als könnte sie eigener Unbändigkeit so Herr werden, deklamierte sie vor sich hin: „Monsieur! Ich begehre sie nicht! Ich bewundere sie! Ich will keine Nebenbuhler erschlagen und habe nicht Mordgelüste, wenn ich Grigori Orloff neben ihr sehe! — Nein, — nein!“ schrie Katharina Daschkoff dem Meere zu und drohte einer gigantischen Spiegelung ihrer selbst, die sie an der glühend versinkenden Sonne vorbeirasen sehen mochte, mit der Faust. „Nein! Nein! Ich liebe sie anders als ihr! Hundesöhne! Ah! Ihr! Ihr wollt ein Weib auf den Thron, um Rußland selbst zu beherrschen!“ Diese letzten Sätze auf Russisch. Dann wieder: „Mais moi — je suis la Russie moi-même! Ich habe sie erkannt zu meinem Heil, sie ist stark, sie ist klar, sie hat den schauenden Geist, die herrschende Hand. Und so sie nicht weiß und nicht will, — ich selbst, ich selbst will ihren Fuß auf meinen Nacken setzen ...“

Katharina Romanowna zügelte ihr Pferd, sie hielt mit dem Rücken zum Lande, hinausgewandt auf die träge wallende baltische See. Kronstadt schwamm drüben im Dunst wie der vergehende Traum eines andern Zeitalters. Schlüsselburg fiel ihr ein und der zweite Prätendent auf dem Zarenthron, der zwischen Mauern am grauen Tuch seiner trostlosen Tage webte.

Die Fürstin preßte die Hände gegen die Brust. „A bas!“ flüsterte sie, „à bas! Zugrunde mit den Idioten und Säufern! Jawohl, — ich hasse alle Nebenbuhler deiner Größe. Dies, dies ist meine Eifersucht. Was geht mich deine weiße Haut an, dein strahlendes Auge, — deine zauberische, zauberische Hand ...“

Plötzlich von der Vorstellung der körperlichen Nähe Katharinas überkommen, lächelte sie verklärt, senkte den Kopf und taumelte ein wenig im Sattel.

Straganoff war ihr zur Seite. „Mütterchen,“ murmelte er verdrießlich, „Ihr seid des Teufels!“

„Ja, — aber glücklich, — glücklich, Iwan Alexandrowitsch. Allons!“ sie straffte sich und entzog sich seinem stützenden Arm. „Eilen wir uns! Wir haben heute noch viel vor.“ —

Die Großfürstin hatte sich für den späten Abend zu einem Abschiedsbesuch angesagt. Es war Anfang September und sie war im Begriff, zur Kaiserin nach Peterhof überzusiedeln und die letzten warmen Tage in der Nähe ihres Sohnes zuzubringen, den die alternde Elisabeth nicht aus ihrem Bannkreis entließ. War es, daß sie dies Kind vor dem Schicksal schützen wollte, das sie selbst einst dem unmündigen Neffen zugefügt hatte? Quälte sie eine abergläubische Angst um den Knaben, für dessen zukünftigen Glanz der Gefangene in der Schlüsselburg dahindämmerte, ein am Geiste Verschnittener?

Gleichviel, — die Großfürstin hatte ihr Kind den Sommer über nur einmal die Woche bei ihren Besuchen in Peterhof sehen dürfen. Jetzt brach sie auf, nahm ihre Muttergefühle zum Vorwand, ganz hinüberzuziehen, und erstickte durch diese natürliche Geste im Keim alles Gerede, das aus ihrer Übersiedelung eine Flucht aus Oranienbaum machen wollte. Katharina Romanowna wußte sehr wohl, daß die Unruhe, von der sie umhergetrieben ward, ihren Grund in der Furcht vor dem Abschied des Sommers hatte: und es war Herbst, sobald die Großfürstin fort war. Zu Ende die Teegesellschaften zwischen den beschorenen Hecken im Park von Oranienbaum. Schluß mit dem Theaterspielen und Scharadenaufführen an Regennachmittagen im Gartensaal, mit den heiteren Tafelrunden der Zwölfe. Schluß aber am schmerzlichsten mit den langen, gemeinsamen Ritten am Strand entlang und durch melancholisches Kieferngehölz, — mit den Plauderstunden im Kabinett der Großfürstin und dem atemlosen Genießen gestohlener Minuten des Gespräches inmitten der Bierseligkeit von Peters Gastmählern. Schluß der unwiederbringlichen Tage des Taumels und der Erwartung, und die Gewißheit, daß ein Winter bevorstand, der Entscheidungen fordern würde, so oder so. — — —

Die Großfürstin kam an diesem Abend früher, als sie erwartet wurde. Katharina Romanowna, in ihrer Rastlosigkeit zu der kleinen Natascha geflüchtet, hatte im Spiel mit dem Kind das Rollen des Wagens überhört. So ward sie von Katharina überrascht, die unangemeldet, plötzlich schnell und lautlos eintrat, — am Boden kniend, die Arme für Natascha geöffnet, die, durch die hohe Erscheinung erschreckt, hineinstürzte und die kleine Mutter ins Schwanken brachte.

Digitized by Google

„Ah quel charmant tableau! Um Gottes willen, bleiben Sie, Fürstin, bleiben Sie, wo Sie sind, und lassen Sie mich hier einen Augenblick ruhen!“

Katharina sank in einen Sessel; Katharina Romanowna winkte der Amme, sich zu entfernen. Sie selbst blieb kniend, das blonde schimmernde Kindchen im Arm. Sie lächelte. Katharina beugte sich vor.

„Es ist Michaels Tochter,“ sagte sie langsam, ließ aber den Blick nicht von Katharina Romanownas bräunlichem Gesicht. „Blond wie ukrainischer Weizen und mit Augen, wie persische Türkise. Sie wird schön werden, die kleine Natascha Michailowna. Aber sie gleicht nicht Ihnen ...“

„Ich weiß, — ich bin nicht schön,“ sagte Katharina Romanowna demütig-schelmisch.

„Böse! Wer sollte das sagen? Aber Ihre Schönheit ist keine Frauenschönheit, chérie! Warum ist Ihr Knabe nicht hier? Ihn möchte ich sehen, — er soll einmal mit mir reiten, Katharina Romanowna, was meint Ihr dazu?“

„Daß ich dann eine alte Frau bin,“ lachte die Fürstin.

„Vous êtes un enfant terrible! Katharina Romanowna, ich habe Sie bis jetzt nur für den Steppenprinzen gehalten und für die russische Madame de Rambouillet, — oh, böses Kind, was für ein Gesicht! Aber nun sehe ich, daß Sie auch eine Mutter sind. Hören Sie, Fürstin, wissen Sie, daß ich Sie beneiden könnte?“ Katharina stützte den Kopf in die Hand. Hoch saß sie da, majestätisch und doch gebeugt, den Blick voll dieser kühlen westlichen Klarheit, doch auch voll skeptischer Schwermut auf das heiße Antlitz, den vollen, bebenden Mund, die feuchten, leuchtenden, dunklen Augen der Knienden gerichtet.

„Steppe und Acker und Geist und Blut, — Katharina Romanowna, was sind Sie noch?“

Die Fürstin Daschkoff warf den Oberkörper zurück, ihr Gesicht richtete sich mit einem Ausdruck blinder Opferbereitschaft nach oben, sie hob das Kind empor und hielt es der Großfürstin hin: „Ich bin Rußland. Und meine Kinder sind d e i n !“

★

Frühzeitig und gnadenlos brach der Winter herein. Und diesmal schien es, als kröche er keuchend als ein eisiger, schauriger Heerwurm aus dem Palast an der Moika hervor und legte sich lähmend über St. Petersburg. Hier, wo er sonst verleugnet ward, wo man seiner spottete, wo Abend für Abend glänzende Feste, Musik, Duft, Wärme, Kerzenhelle in die starrenden, stöhnenden Nächte hinausgestrahlt hatten, hier hatte er jetzt seine Höhle, sein Hauptquartier. Wenige Kerzen nur brannten in der Flucht der Gemächer, aber sie brannten bis tief in den Morgen hinein. Die nähere Umgebung der Zarin wachte, saß an Kartentischen, plauderte gelangweilt, gähnte. In dieser und jener Ecke lehnte auch wohl jemand und hielt einen kurzen Schlaf, um aufzufahren, wenn jene schleifenden Schritte sich wieder näherten und eine schwere, alte Frau, die Arme um die Schultern zweier junger Hofdamen gelegt, vorüberschwankte. Dies war Elisabeth, die Zarin. Indem sie die Arme so ausgebreitet auf den Nacken der beiden Kinder wuchten ließ, hing ihr das massige Haupt vornüber, doch senkte sie es nicht. Sie blickte aus den vorquellenden Augen mit einem Ausdruck von Angst geradeaus und bewegte die zitternden Lippen zwischen den großen hängenden Backen, als zählte sie die eigenen Schritte, — Schritte, bei denen sie die Füße gewaltsam vorwärtsstieß, ohne die Knie zu heben. Der Leib war aufgetrieben und stand unförmig vor, was selbst der Reifrock nicht verdecken konnte. Kam sie näher, so nahm man die furchterregende Beschaffenheit ihrer aufgedunsenen Gesichtshaut wahr: sie war bläulich von blutigroten Adern durchzogen. Zwischen stoßenden Atemzügen flüsterte die Zarin unaufhörlich Gebetszeilen, während Speichel ihr übers Kinn tropfte, den ihre Damen immer wieder mit einem Tuch entfernten. Obgleich alles sich erhoben hatte und ihr die schuldigen Reverenzen erwies, blickte sie niemand an und schien kaum etwas von ihren lebenden Krücken zu wissen. Im letzten der Säle machte sie kurz vor der Wand kehrt und stampfte zurück, gefolgt von der pathetischen Feldherrngebärde eines Reiterbildes ihres großen Vaters, das dort hing. Sie begab sich in ihr Schlafgemach, um dort, auf die Lehnen zweier hoher Sessel gestützt, stehend zu verharren, nach Atem ringend, murmelnd und kopfnickend, bis sie mit einem dumpfen Laut von neuem nach einer Promenade verlangte, oder endlich gegen Morgen zu einem kurzen, durchröchelten Schlummer in einen der Lehnstühle sank. Der Leibarzt Boerhove und der Beichtvater der Zarin waren unaufhörlich im Vorzimmer anwesend und vertrieben sich jeder in seiner Art die Zeit mit Rosenkranz und Patiencekarten. Jedoch waren weder der Großfürst noch seine Gemahlin innerhalb des Rayons der kaiserlichen Gemächer zu sehen, und es hieß, daß Seine Kaiserliche Hoheit es vorzöge, in seinen eigenen Räumen und in Gesellschaft zu wachen. Über den Gesundheitszustand der

Digitized by Google

Großfürstin, die auch am Tage kaum je gesehen wurde, gingen widersprechende Gerüchte. Es geschah, daß Katharina Romanowna eines Tages von einer Schlittenfahrt heimkehrend zu ihrem Gatten hereinstürzte, den Lesenden, der mit seinem schönen Lächeln aufgesehen hatte, am Arm ergriff und ihn schüttelte, während sie ihn atemlos mit flammenden, empörten Augen ansah.

„Katja, Ljuba, wart, wart! Ei, sind die Pferde dir durchgegangen?"

„Der Hund! der Schurke! der Mörder! Er hält sie gefangen. Ich habe es gehört. Es ist sicher. Michael! Michael! Es wird Zeit!"

Michael Daschkoff bewegte die breiten Schultern und schob die Lippen hin und her. Er hatte die dichten blonden Brauen gefaltet.

„Ej! Ej! Was hast du gehört? Werde ruhig! Wo ist Sonja? Sie soll dir den Mantel ... Oder warte!" Er erhob sich, nahm ihr den Pelz ab, führte sie zu einem Taburett und zwang sie sich zu setzen. Dann kniete er nieder, blickte in ihr Gesicht, lächelte dann, bückte sich und begann ihr die schweren Überschuhe von den Füßen zu ziehen. „Ich bin dein Sklave, Fürstin, du siehst es!"

Eine ungeduldige kleine Faust hämmerte auf seinem Kopf: „Oh, Michael, — deine Ruhe — deine Ruhe! Höre!"

Wilder, sich überstürzender Bericht. Jawohl, die Großfürstin werde in ihrem Trakt des Palastes gefangengehalten, wie vor zwei Jahren. Niemand habe Zutritt zu ihr, ihr Hofstaat sei teilweise abgelöst und mit unbekanntem Reiseziel fortgeschickt. Dies sei die Wahrheit, endlich! Der Grund ...

„Wofür der Grund?"

„... dafür ..." Zögern. Erröten. Michael lächelte.

„Also?" fragte er sanft.

„Daß sie mich seit einer Woche nicht zu sich befohlen hat!" stieß Katharina Romanowna zornig schluchzend hervor. „Mich nicht, — und auch keinen andern, — weder Stroganoff, noch Panin, — selbst Narischkin nicht. Diese haben es versucht, sie zu sehen, und sind abgewiesen worden. Ich habe es nicht versucht, — weil ich nicht abgewiesen werden will."

„Ej!" Michael wiegte den Kopf. „Mütterchen, so versuche es doch!"

„Michael!"

„Nun, ich meine, vielleicht bedarf sie der Freundin jetzt mehr als der Freunde ..."

„Wie das? Michael, er hat sie nach Kiew ins Kloster gebracht, der Hundegeneral!"

„Mütterchen, errege dich nicht. Nun wohl, warum sollst du es nicht wissen? Katharina ist schwanger."

„Nein! Nein!"

„Wozu sich exaltieren? Ich erfuhr es heute von ihrer Kammerfrau, von Anna Iwanowna. Ich traf sie im Vorzimmer Ihrer Majestät. Ich war du jour, — du weißt."

„Nun — und ...?"

„Sie machte Andeutungen, die nicht mißzuverstehen waren. Die Großfürstin liegt, — schont sich einige Tage auf Boerhaves Rat."

„Das war alles?"

„Ej, — nicht genug? Hättest du ihr Gesicht dazu gesehen ..."

„Ihr Männer hört aus allem immer nur das eine heraus! Wie sollte es! Poniatowski ist seit dem Frühjahr in Paris."

„Nun, nun, was ficht dich an? Warst du blind, Mütterchen? Ist Grigori Orloff aus Schnee?"

„Wie ich euch hasse! Nicht dich, Mischa, nicht dich! Aber euer Prahlen und euern billigen Triumph. Du nicht, Mischa, du bist anders als alle. Poniatowski ist ihr einziger Freund, ihr Gatte, der, den sie als ebenbürtig fühlt nach Geist und Blut! Beleidige sie nicht! Orloff, — bah, — er ist nicht wert, ihr als Fußkissen zu dienen. Sie hat Freude an schönen Hunden und Pferden, — weißt du das nicht?" — — —

Michael griff nach seinem Buch, er blätterte zerstreut und pfiff leise vor sich hin. Katharina Romanowna verließ das Zimmer und schloß heftig die Tür. Beim Souper erfuhr der Fürst, Ihre Hoheit fühle sich unwohl und bäte, zu entschuldigen. Er speiste allein, tief in sich gekehrt und nachdenklich. Die Stimmungen seiner Frau und selbst ihr körperliches Befinden vermochten ihn in diesen Tagen nicht zu beunruhigen, so stark beschäftigten ihn gewisse andere Dinge. Er hatte Abend für Abend Besprechungen mit den Kameraden, die bis tief in die Nächte hinein währten. —

Katharina Romanowna lag zwei Tage in einer seltsamen Apathie, aus der sie zuweilen erwachte, um krampfhaft zu weinen. Sie erklärte sich für krank und war in der Tat in einem fieberhaften Zustand. Es war am 20. Dezember spät abends, daß ihre Zofe ihr meldete, ein Monsieur Odart wünsche sie zu sprechen, und den Befehl erhielt, den unzeitigen Besucher unverzüglich vorzulassen. Die Fürstin setzte sich erregt im Bette auf und ließ sich einen Pudermantel umwerfen.

Monsieur Odart, ein Mann italienischer Herkunft und unbestimmten Berufes, der der Großfürstin gelegentlich als Sekretär und Vorleser gedient hatte, betrat das Zimmer unter endlosen Bücklingen und Devotionsversicherungen.

Digitized by Google

„Reden Sie!“ fuhr die Fürstin ihn heftig an.

Odart wand sich. Sein glattes piemontesisches Gesicht, seine beweglichen Schultern, seine Arme, seine Hände drückten Tragik aus.

„Die Majestät wird den Morgen nicht mehr erleben. Ich sprach den Doktor Boerhave selbst.“

Katharina Romanowna faßte ihn scharf ins Auge. Sie wußte, daß man ihm nur die Hälfte von allen seinen Berichten glauben durfte, und es war unwahrscheinlich, daß Boerhave gerade ihn mit Vertrauen beehrt habe.

„Ist die Großfürstin in Gefahr?“ fragte sie kurz und kalt. Odart zuckte die Achseln. Er zog den weiten schwarzen Mantel eng um sich zusammen.

„Wir alle stehen in Gottes Hand!“ sagte er feierlich. Er verneigte sich tief und ging. —

Katharina Romanowna rief nach der Zofe. Sie beherrschte ihre wahnsinnige Erregung, befahl mit ruhiger Stimme den Schlitten und verließ bald darauf in Pelze gehüllt das Haus. —

★

Katharina Romanowna wußte, daß es unmöglich war, unbemerkt durch die Wachen hindurchzudringen, die das Hauptportal des Palastes, den Zugang zur Kaiserin, zu der Wohnung des großfürstlichen Paars, besetzten. Sie ließ den Schlitten unfern der Moika halten und zu Fuß suchte und fand sie den Weg zu einer Hintertür im Flügel der großfürstlichen Herrschaften. Glück war mit ihr: die Tür war unverschlossen, und ehe sie sich im Labyrinth der matt erleuchteten Korridore verirren konnte, traf sie auf ein Mädchen aus der Bedienung der Großfürstin, das sie stellte und dem sie befahl, sie zu Ihrer Kaiserlichen Hoheit zu führen. Das Mädchen zauderte. Katharina Romanowna, kaum noch wissend was sie tat, riß sich die goldene Kette vom Halse. „Nimm und beeile dich! Tochter einer Kuh! Es geht um Leben und Tod!“

Das Mädchen flog. Die Fürstin folgte ihr, von Fieberschauern geschüttelt. Im letzten Augenblick fragte sie sich, was ihr eigentlich das Recht gab, auf Schleichwegen in das Sanktuarium des Zarenpalastes einzudringen, und wie sie sich rechtfertigen wollte, wenn sie kalt und staunend empfangen würde? Alle Gunstbeweise, Briefe, Einladungen und Vertraulichkeiten heiteren Beisammenseins, was galten sie in dieser nächtlichen Schicksalsstunde? Noch nie war ein ernsthaftes, nie ein offenes Wort über die Zukunft des Thrones zwischen Katharina und ihr gewechselt worden. Und alle Andeutungen und Rätselreden, mit denen man sich gelegentlich über Hoffnungen und Wünsche verständigte, — ja, war es denn gewiß, daß man sich auch verständigt hatte? Und daß Katharina wußte, daß sie kein Herz besaß, auf das sie fester bauen konnte, als auf dieses, — auf Katharina Romanownas heißes, anbetendes, tapferes Herz? Diese Erinnerung an das eigene Herz gab auf einmal Sicherheit, Trotz, ja, Kälte, selbst der Möglichkeit gegenüber, mit Kreaturen des Großfürsten zusammenzutreffen. Indessen war das Vorzimmer der Großfürstin, das sich ihr nach kurzem Warten auftat, leer, bis auf zwei oder drei kartenspielende Hofdamen, die, gut gezogen, den verhüllten Gast nicht zu bemerken schienen. In der Tür zu den nächsten Räumen stand die erste Kammerfrau, grüßte mit gemessener Höflichkeit und schritt voran, endlich unter einer letzten Türe stehend bleibend: „Kaiserliche Hoheit, die Fürstin Daschkoff!“ sagte sie kalt, ließ Katharina Romanowna an sich vorüber und zog sich zurück. —

Die Fürstin, halb blind und schwankend vor Erregung, tat ein paar Schritte vorwärts und fiel neben Katharinas Bett auf ihre Knie. Es dauerte einige Sekunden, ehe sie wieder ganz zu sich kam und Katharinas Hand auf ihrem Haupte fühlte.

„Kind, Kind!“ murmelte die Großfürstin, „Sie bringen sibirische Kälte mit und sind selbst halb erfroren. Was führt Sie zu mir?“ Und da Katharina Romanowna schwieg und nicht aufhörte, ihre Hand leidenschaftlich zu küssen, fragte sie leise: „Kommst du als Mütterchen, — kommst du als Steppenprinz? Höre, Freundin, — bringst du mir Botschaft?“

Katharina Romanowna hob das Haupt, von dem der Baschlik zurücksank. Ihre Augen glänzten vor Tränen. Sie breitete die Arme aus.

„Zarin, Zarin! Ich komme zu dir. Denn die Stunde ist da.“ —

Zeitlosigkeit. Von stummbewegten Kerzenflammen schwankend erhelltes Gemach. Schatten glitten über teppichbehangene Wände. Zwei Frauen, die eine auf dem breiten, niedrigen Lager, halb aufgerichtet über das Haupt der anderen hinweglauschend, einen übermäßigen und doch ungläubigen Triumph in den Zügen, und gleich darauf die Augen ruhig, klar-prüfend, skeptisch ins Gesicht der anderen senkend. Aber dieses Gesicht, — ach, dieses Antlitz aus Steppe, Strom und Ebene, von ewigen Windgöttern geformt, Spiegel von Wolkenflucht, Grases- und Waldeswogen seit Jahr-

Digitized by Google

Letzter Sonnenstrahl (Stall der Mutterstuten in Kladrub.) Gemälde von Victor Eckhardt von Eckhardsburg

Digitized by Google

Digitized by Google

tausenden, — ach, dieses Antlitz, trunken von Wildheit und Sehnsucht nach Unterwerfung zugleich, — Rußlands unerlöste Augen, Rußlands stammelnder, durstiger Mund ... Katharina blickte hinein: ruhig, klarprüfend, skeptisch: So prüfte westliches Auge von je Blachland, östlich, — unausmeßbar, — horizontweit. Lohnte es sich? — — —

Katharina sagte: „Kind, — Sie sind eisig. Sie zittern. Und — sagte man mir nicht, Sie seien krank? Wie springen Sie mit dem Kleinod um, das Michael Daschkoff und — mir so teuer ist? Kommen Sie! Die Pelze herunter! Kommen Sie — hierher zu mir! Erwärmen Sie sich erst und sprechen Sie dann!"

Katharina Romanowna sprach hastig. Sie sprach russisch, auf die zeremoniellen Formen europäischen Hoftons verzichtend: „Großfürstin, — die Zarin stirbt, du weißt es. Sie erlebt vielleicht den Morgen nicht mehr. Was ist zu deiner Sicherheit geschehen? Wo ist dein Sohn? Gib mir Befehle! Schicke mich in die Kaserne! Laß mich die Garden rufen, — ihre Führer sind dir und mir ergeben. Für dich gehen sie durchs Feuer. Verfüge über Michael Daschkoff und mich!"

Sie schluchzte. Katharina streichelte sie, als besänftigte sie ein Kind. Die Fürstin beruhigte sich. Sie lehnte den Kopf an Katharinas Schulter, ihre Tränen versiegten, sie schloß die Augen, seufzte tief auf und ein Lächeln süßester Zufriedenheit breitete sich auf ihren Zügen aus.

„Höre jetzt," begann die Großfürstin in eindringlichem Flüsterton, — „du wirst nichts für mich unternehmen, denn die Zeit ist noch nicht reif. Auch wenn die Zarin — aufhören sollte zu regieren, ist die Zeit noch nicht da. Alles — muß sich entwickeln. Fürchte nichts für mich, — er — scheut es, zu handeln. Er wirft mit Drohungen um sich, wie ein Pudel sich schüttelt. Aber — w e n n die Zeit da ist, — höre, Katharina Romanowna, — dann wird niemand sein, dem ich mehr vertraue, als dir! Und heute sage ich dir: ich vertraue dir auch, daß du errätst, — wann die Zeit reif ist! — Assez!" Sie fuhr laut und in französischer Sprache fort, die Augen unruhig auf einen großen Wandschirm richtend, der einen Teil des Raumes verdeckte: „Nein, Fürstin, bei Gott, ich habe keine Pläne für mich. Ich danke Ihnen für Ihre Sorge um mein Leben. Aber ich stehe in des Allmächtigen Hand, — ich und meine Kinder."

Und auf ein Zucken, einen Blick der Fürstin hin, die wie erwachend sich aus der Nähe ihres Körpers löste, sagte Katharina leichthin: „Ja, — K i n d e r. Denn ich bin schwanger, Fürstin. Sie wußten es nicht?"

Da nur ein Schweigen ihr antwortete, schrie sie unterdrückt und zornig auf. Katharina Romanowna fühlte sich bei den Schultern ergriffen und geschüttelt: „Richtet ihr, — ihr Glücklichen! Wißt ihr, was Einsamkeit heißt?!"

Katharina Romanowna warf sich herum und küßte ihr die Füße, den Rocksaum: „Ich Elende! Schlage mich, Mütterchen, schlage mich! Gesegnet dein Schoß! Ich bin deine und deiner Kinder Sklavin."

Katharina drängte sie sanft von dem Lager hinunter. Die Fürstin faßte sich, sie warf den Baschlik über, den Pelz.

„Es ist nichts weiter zu sagen," hauchte sie, sich über Katharinas Hände beugend, — „Sie wissen nun, — Sie wissen ..."

Katharina lächelte. Sie lächelte dies bezaubernde Lächeln, das entläßt und doch unauflöslich fesselt.

„Fürstin! Ich bin Ihnen unendlich verbunden ..."

Die Tür hatte sich kaum hinter Katharina Romanowna geschlossen, als Grigori Orloff hinter dem Wandschirm hervortrat.

„Welche Kindereien!" bemerkte er finster.

Die Großfürstin sah auf ihre Hände und beschäftigte sich mit ihren Ringen.

„Nun wohl, — ein Kind. Aber ein kostbares Kind. Verlasse auch du mich, Grigori! Ich bin müde." —

*

Nicht etwa, daß die Gemütlichkeit des Bierkrugs, der Tonpfeife und des Campisspiels unterbrochen gewesen wäre, dadurch, daß nun im kaiserlichen Flügel die Tote aufgebahrt lag. Der neue Kaiser erschien zwar, wie das Zeremoniell es forderte, täglich zu bestimmten Stunden am Paradebette, warf einen mißliebigen Blick auf das graue verfallende Antlitz auf dem brokatenen Kissen, einen zweiten auf die in Trauergewändern reglos kniende Gestalt seiner Gemahlin, und senkte die Augen für eine Minute unter leerem Gesichterschneiden auf seine über dem Degengriff gefalteten Hände. Doch wie er alsbald begann, von einem Fuß auf den andern zu treten und unter gesenkter Stirn auf die Stiefel und Gamaschen der wachehabenden Grenadiere zu schielen, — wie er nach kurzem den Kopf hob und der nächsten diensttuenden Hofdame eine schnöde Bemerkung über die Priester zuraunte, die die Totengebete lasen, — wie er am Ende hüstelnd oder verhalten kichernd den Raum verließ, um schon im Vorzimmer mit schnodriger Schneidigkeit einen Offizier wegen irgendeines Fehlers in der Montierung der Leute anzulassen, — so gab er sich innerhalb seines eigenen Traktes erst recht keiner

Digitized by Google

Stimmung hin, die etwa einer, wenn schon nur offiziellen, Trauer angemessen gewesen wäre. Übrigens fiel es auch niemand ein, ihm eine andere Haltung nahe zu legen. Seine eigenen Subjekte fanden sie selbstverständlich und der übrige Hof war duldsam, war unterwürfig. Ahnte Peter, daß Gefahr unter dieser Langmut schlummerte? Ahnte er es dumpf wie ein Tier im umstellten Revier, daß seine Selbstherrlichkeit trügerisch war? Er warb um Freunde, — tat es plump, tat es läppisch, — aber er warb.

„Fürstin," sagte er zu Katharina Daschkoff, die er zwei Tage nach dem Tode der Zarin zum Souper befohlen hatte, die aber unter vielen triftigen Ausflüchten nicht eher als am Silvesterabend in seinem Kreise erschienen war, — „Fürstin, der Augenblick ist gekommen, in dem Ihre Schwester Ihrer besonderen Freundschaft bedarf. Verstehen Sie mich?"

„Nein, wie sollte ich, Majestät! Es scheint mir im Gegenteil so, als täte jetzt jeder gut, sich der Freundschaft meiner Schwester zu versichern ..." Sie saß in einem Fauteuil, zurückgelehnt und sah ihn sehr wachsam, sehr aufmerksam an. Peter dachte nach, vornübergeneigt, die langen Arme zwischen den Schenkeln herabhängend, und die Hände unaufhörlich reibend. Er sagte langsam: „Hm. Ich sehe, Sie haben mich doch verstanden. Sehr gut. Ich wollte Sie prüfen. Sie sind ein Kind, aber gar nicht dumm."

„Ich habe in diesen Monaten — gelernt, Majestät!"

Peter starrte hinüber zum Spieltisch, wo Elisabeth Woronzoff mit Leo Narischkin gegen die Gräfin Bruce und Nikita Narischkin hielt. Letzterer warf soeben seine Karte mit einer Gebärde komischer Verzweiflung aus der Hand. „Majestät, Lisaweta Romanowna beutelt mich aus!" rief er; „geht das mit rechten Dingen zu?"

„Die Romanowna hat die Trümpfe jetzt in der Hand," bemerkte Peter mit einem bedeutsamen Blick seiner vorquellenden Augen zur Fürstin, „wer mit ihr spielt, hat Glück, sehen Sie wohl. Es gibt jetzt vielleicht keine andere Art und Weise sein Glück zu machen, als dadurch, daß man auf ihre — und ihres Partners Karten setzt ..."

„Ihres Partners?" fragte Katharina Romanowna unschuldig, „also Leo Narischkins?"

Leo Narischkin war als unbedingter Anhänger der Großfürstin bekannt. Peter zischte ärgerlich.

„Tsch! Sie sind und bleiben ein kleiner Narr. Nein, Sie sind nicht gefährlich. Aber sagen Sie Ihrem Gatten, daß er — seiner Schwägerin mehr Aufmerksamkeit erweisen möge!"

Er nannte Katharina Romanowna fortan seinen Hofnarren, und sie machte Gebrauch von der Freiheit, die dieser Titel verlieh. Sie unterbrach für ihre Person die langweiligen Tafelrunden beim Thronfolger so häufig wie möglich, indem sie sich erhob, die Gesellschaft umkreiste, diesem und jenem anmutige Sottisen sagte und in die Gespräche hineinlauschte. Es entging ihr nicht, daß Peter den preußischen Gesandten mit „Brüderchen" anredete und ihm immer von neuem zutrank; daß er dagegen dem Österreicher gegenüber renommierte, die von Elisabeths Kabinett ausgearbeiteten Kriegsordern gleichzeitig in Abschrift nach Berlin gesandt zu haben. Sie sah das verzerrte Lächeln dieses Herrn und sie stand hinter dem Stuhl der Gräfin Stroganoff, während über diese Dame hinweg Graf Schuwalow mit dem englischen Ambassadeur, Mr. Keith, darüber skandalisierte, daß hier Gelage gefeiert würden, während drüben die Leiche der Kaiserin immer noch über der Erde stand. Von Peter herangewinkt und um neue Narrenweisheit befragt, gab sie ihm listig flüsternd den Gedanken ein, ihren Onkel, den alten Nikita Panin, den Erzieher des Großfürsten, einen gepflegten Höfling ältester französischer Schule, zur Belohnung für seine Verdienste um den jetzigen Großfürsten zum General der Infanterie zu erheben, — einen Rat, den Peter sich im Kopf herumgehen ließ, um ihn dann in den nächsten Tagen, nach einer Prüfung des Prinzen in seiner Gegenwart, prompt auszuführen, und der in der komischen Empörung Panins über diese seinen Fähigkeiten so wenig angepaßte Ehrung ganz den Erfolg erzielte, den der irrlichternde Kobold beabsichtigt hatte. Sie verharrte bei ihren Vettern, dem Fürsten Repnin, dem Grafen Stroganoff, und unter dem Anschein harmloser Plauderei tauschten sie Nachrichten und Botschaften von Katharina aus. Sie sagte Alexis Orloff Schmeicheleien über sein neues Schlittengespann, drei tadellose Litauer Rappen, um Grigoris herausfordernden Blick mit kalter Verachtung abzuweisen. Und sie stand lange, lange hinter Michael Daschkoff, der schweigsam und mit melancholischer Freundlichkeit hinter seinem Glase saß und sich nun zurücklehnte, damit sie die Wange an seiner reiben, den Kopf an sein mächtiges Haupt lehnen konnte. So geborgen spähte sie noch einmal zu dem ältesten Orloff hinüber, diesem weißblonden Burschen, der sein Haar kaum zu pudern brauchte, und dessen Wangen und Lippen wie

Digitized by Google

geschminkt wirkten. Sie sah ihn scharf an, begegnete finster seinem überheblichen Blick.

„Frierst du, — Katja, Ljuba?“ fragte Michael. —

Im Januar, noch vor der Beisetzung der Kaiserin, geschah es, daß während einer Parade der Garden, bei denen neuerdings ungeheuerliche und bisher unerhörte Anforderungen an Offiziere und Mannschaften gestellt wurden, der Kaiser auf den Fürsten zuritt und ihm angesichts der Truppen einen scharfen Verweis erteilte, da seiner Ansicht nach die Kompagnie des Fürsten nicht exakt genug geschwenkt hatte. Michael Daschkoff, wie alle seine Kameraden weder an preußischen Drill und Gamaschendienst gewöhnt, noch auch daran, vor seinen Leuten im Unteroffizierston angefahren zu werden, blickte seinen Souverän zunächst nur verblüfft an, und eine Sekunde schien es, als wollte er lächeln. Dann aber stieg ihm jäh das Blut zu Kopf und er gab hörbar eine rasche Antwort, die ebenso russisch war, wie der Anschnauzer Seiner Majestät preußisch. Der Kaiser prallte ein wenig zurück, rang kurz nach einer endgültigen Erwiderung, biß sich jedoch auf die Lippen, wendete und zog sich zurück. —

Dieser Vorfall eines bläulichen, froststarrenden Wintertages blieb nicht unbemerkt, — er blieb auch nicht ohne Folgen. Die Freunde des Fürsten beeilten sich, ihm nahezulegen, sich dem Hofe für eine Weile fernzuhalten, — am besten, Petersburg zu verlassen, — am allerbesten: eine Zeitlang ins Ausland gehen. Er war dem neuen Kaiser auf militärischem Gebiet zu nahe getreten, — dem einzigen, auf dem dieser Mensch Zuständigkeit und etwas wie Ehrgeiz empfand. Er hatte gegen das Gebot der Subordination gefehlt, seinem obersten Kriegsherrn vor der Truppe eine Antwort ins Gesicht geschleudert, die allen Forderungen der Disziplin Hohn sprach: und war die Strafe nicht sofort und auf dem üblichen Wege erfolgt, — um so schlimmer! Es galt, diese Sturmpause auszunutzen, in der Peter seine Rache ausbrütete. Katharina Romanowna, durch die Unglücksprophezeiungen der Freunde maßlos erschreckt, tat in bebender Erregung Gang über Gang zu ihrem Vater, zu Panin, zum Großkanzler, und erreichte es, daß der Fürst mit der Mission, die Thronbesteigung des neuen Kaisers anzusagen, zum Großtürken nach Konstantinopel gesandt wurde, ohne daß der Kaiser selbst die Person des Gesandten erfuhr. Einer seiner Begleiter deckte ihn mit seinem Namen.

Michael verließ Petersburg sofort, um zunächst nach Moskau zu seiner Mutter zu gehen. Der Abschied war schmerzlich-heiß. Dennoch überkam ein Gefühl der Erleichterung Katharina Romanowna, als sie, am Fenster stehend, das Geläut des Reiseschlittens im Schneegestöber verhallen hörte. Sie, die ihre Handlungen wenig überlegte, sondern aus heißen Impulsen schnell und unmittelbar tat, was ihr Herz für gut hielt, umdachte mit Verantwortlichkeit das Leben ihrer Nächsten so sehr, daß sie eben diese Verantwortlichkeit oft fast drückend und hemmend empfand. Mochte jetzt kommen, was wollte: Michael war in Sicherheit. Trotzdem überkamen sie gleich darauf wieder Sehnsucht und Verlassenheitsgefühle, und als am Abend der alte Mr. Keith vorsprach, um nach „seinem Töchterchen“ zu sehen, wie er sie zu nennen liebte, fand er sie blaß und verweint, die kleine Natascha auf dem Schoß und mit einer Neigung, von nichts anderm zu reden, als von dem großen Michael, der in die eisige Nacht hineinfuhr, und von dem kleinen Michael, der nun in Moskau auf seinen Vater wartete, und den sie selbst so lange, — ach, schrecklich lange! — nicht gesehen hatte. — — —

*

Indessen war die seltsame Erleichterung über die Abreise des Fürsten am nächsten Morgen wieder da und zum Erstaunen Katharina Romanownas erwies sie sich auch in der Folge stärker als alle Anwandlungen von Sehnsucht und Einsamkeitsgefühl. Zuweilen fragte sie sich selbst verwirrt, ob diese Entfernung des Gatten eine geheimnisvolle Erfüllung ihrer eigenen verborgenen Wünsche gewesen wäre, — jedoch vermied sie es, sich tiefer in solche Selbstprüfungen zu versenken. Macht uns doch auch ohne unser Wünschen unser Dämon immer zur rechten Zeit für die Aufgaben frei, die das Schicksal uns zugedacht hat. Wir fühlen, daß Hemmungen aus dem Wege geräumt, Lasten von uns genommen, scheinbar unüberwindliche Hindernisse in Nichts aufgelöst werden und daß unser Wille darauf geringen oder gar keinen Einfluß hat. Vielmehr agiert eine unsichtbare Hand mit uns wie mit Puppen an Drähten oder mit Figuren auf dem Schachbrett, und die einzige Freiheit, die uns bleibt, ist die bewußte, unbedingte Hingabe an diese Hand, — der Wille, Werkzeug, und wenn es sein soll, auch Spielzeug zu sein. —

Schon in den ersten Tagen nach Michaels Abreise begann Katharina Romanowna mit größerer Freizügigkeit zu handeln als bisher. Eine erstaunliche Sicherheit in der Auswahl der Menschen, denen sie Vertrauen schenkte, beherrschte sie. Sie vermied die nächsten Freunde der Kaiserin, die Brüder Orloff und

Digitized by Google

die Narischkins, gegen die sie zwar von bezaubernder Höflichkeit, aber ganz ohne jegliche Intimität blieb, bevorzugte dagegen den ihr selber blind ergebenen Passik und den Grafen Stroganoff, der, als Kammerherr in der nächsten Umgebung der Kaiserin tätig, von dieser zwar geachtet, doch als Mann übersehen wurde, um dafür mit um so blinderer, verbissenerer Leidenschaft an ihr zu hängen. Sie hatte an diesen beiden zuverlässige Kundschafter über die Stimmung unter den Offizieren und in der Gesellschaft. Durch die geistlichen Verwandten Stroganoffs bauten sich Brücken bis zur höchsten kirchlichen Instanz, dem Erzbischof von Nowgorod, dessen Veto auch die erfolgreichsten Anstrengungen hätte vernichten können. Zu erfahren, daß die Stimmung des Synods für Katharina und gegen Peter sei, war wie die letzte notwendige Bestätigung auf dem Wege zur Tat. Wann aber, und vor allem *wie* diese Tat zu vollziehen sei, das war der Fürstin noch ebenso unklar, wie dem Kreis ihrer Mitverschworenen. Es mag sein, daß in diesen Monaten jeder einzelne der Anhänger der Kaiserin sich ebenso im Mittelpunkt des Netzes fühlte wie die Katharina Romanowna, und mit Recht. Jeder der Offiziere wußte, daß von seiner Geistesgegenwart die Entscheidung abhängen konnte, und daß, nachdem sich die Gewißheit durchgesetzt hatte, auch die Führer der Regimenter und Inhaber der höchsten militärischen Ehrenstellen seien stillschweigend im Einverständnis, der jüngste Leutnant mit einem Schlage sich zum Mann des Tages, zum Retter des Vaterlandes machen konnte. Katharina Romanowna übersah die einzelnen Motive ihrer Gesinnungsgenossen, sie glaubte nicht an Ehrgeiz, Eitelkeit, Berechnung, da sie selbst frei davon war. Sie setzte bei jedem die eigene schrankenlose Liebe zum Vaterlande voraus, diese Leidenschaft, die bei ihr täglich mehr mit der Bewunderung für die Kaiserin verschmolz, als seien die beiden schon eins. Sie beging tollkühne Dinge, indem sie zum Beispiel Mr. Keith und Nikita Panin zum Tee einlud und den beiden alten Diplomaten ihre Karten mit einer Rückhaltlosigkeit aufdeckte, für die sie viel Kopfschütteln, aber zunächst wenig Beifall erntete. Mr. Keith nannte sie eine „gefährliche kleine Person", hüstelte, suchte Blicke mit Panin zu wechseln und tätschelte ihr voll Rührung die Wangen wie einem feurigen Pferdchen. Der Erzieher des Großfürsten dagegen schnupfte unbehaglich und fragte verdrießlich, wie sie dazu komme, ihm von derartigen Wühlereien zu sprechen, und ob man in ihren Kreisen etwa annähme, er könnte das gutheißen? Ob etwa die Ansicht bestehe, ihn hinein zu verwickeln, oder ob sein Name gar schon unter ihnen genannt worden sei. Was er sich gründlichst verbeten haben wolle! Er würde nötigenfalls zur Kaiserin selbst gehen und ihr seinen verfassungstreuen Standpunkt klarlegen und die Nichte möge dankbar sein, wenn er es dabei bewenden ließe.

Nachdem er vor dem Vertreter Großbritanniens derart die Würde der bestehenden Regierung gewahrt und seine eigene Person gedeckt hatte, und nachdem nun Katharina Romanowna ihm auch mit einer glücklichen Umstellung ihres Tons ins Kindlich-Gläubige versichert hatte, es handele sich bei allen diesen Plänen doch nur um die Phantasien einiger schwärmerischer junger Leute, beruhigte er sich, und begann nun seinerseits den gedachten Fall anscheinend zum erstenmal und völlig objektiv ins Auge zu fassen. Er dozierte eine halbe Stunde lang Thronfolger-Politik, drehte ohne besondere Anwendung alle Möglichkeiten einer Übergehung des rechtmäßigen Erben hin und her, zog auch die augenblicklichen Zustände der schwedischen Monarchie in Betracht und schloß diese ganz beiläufigen Erörterungen mit der Bemerkung, daß für ein Land freilich ein Herrscher im Kindesalter mit einer geeigneten Regentschaft neben sich vorteilhafter wäre, als ein unfähiger, unbeliebter Fürst. Womit er zu seiner Teetasse und einer amüsanten Darstellung der neuen Hofsitten überging. Mon Dieu, man sah die ältsten und fettsten Leute auf einmal in preußische Galauniformen eingezwängt, von früh bis spät gestiefelt und gespornt dem neuen Regime huldigen, und welches Schauspiel war es, die beleibten Säulen des ehemaligen kaiserlichen Hofstaates das französische Kompliment, das Peter an Stelle der einfachen tiefen russischen Verbeugung eingeführt wünschte, üben zu sehen! Die alte Gräfin Buturlin war neulich darüber beinah zu Fall gekommen und hatte sich drehen müssen wie ein Kreisel, um es zu verhindern.

Jedoch trotz dieser gleichgültigen Haltung, die der alte Schlaukopf zur Schau getragen, hatte Katharina Romanowna keinen Grund, mit der Wirkung ihrer Enthüllungen unzufrieden zu sein. Schon am nächsten Tage sah sie sich mit einem Billettchen im dringendsten Tone zu ihm eingeladen, traf ihn allein an und wurde nach einer zweiten ernstlichen Strafrede einem plaudernden Kreuzverhör unterzogen, das sie mit Würde bestand. Es ward ihr durchaus nicht klar, daß dieser väterliche Freund sich spielend in den Besitz von Kenntnissen setzte, mit denen ausgerüstet er in seiner Stellung sowohl der

Digitized by Google

jungen Kaiserin als ihren Anhängern einen furchtbaren Schlag zu versetzen imstande war. Sie redete zu ihm, wie sie zu allen andern geredet hatte, mit Grazie, Feuer und hingerissen von Begeisterung für — das Vaterland. Sie glühte, ihre feste kleine Faust packte Panins braune welke Altmännerhand am Gelenk und sie flammte mit sprühenden Augen ihn an. In Sibirien sterben? Nun wohl, warum nicht? Besser, jedenfalls, tausendmal besser, als mit dem Bewußtsein weiter zu leben, den Augenblick, sich für Rußland opfern zu können, versäumt zu haben! Panin betrachtete sie aufmerksam. „Ich freue mich," sagte er langsam, „noch zu erleben, was ich für unmöglich hielt: ich sehe eine Frau vor mir, und diese Frau begeistert sich für eine Sache, — eine Idee. Das ist selten, — sehr selten ..."

Katharina Romanowna, jäh errötend in sein skeptisches altes Gesicht blickend, verwirrte sich. Sie rief: „Eine Idee? Ist nicht Rußland unser aller Mutter und ist nicht die Zarin ihr Herz, ihre Seele, ihre Hand? Rußland und die Zarin!"

„Rußland und die Zarin! Welche Parole, welches Feldgeschrei! Nun — brav, brav! Aber prenez-y garde, ma petite: vergiß nicht, daß Rußland heut einen Zaren, einen Vater hat, — der freilich nicht recht weiß, wie er zu seinem Kinde gekommen ist!"

Panin meckerte mit boshaftem Vergnügen in Erinnerung an den scheelen Ausdruck, mit dem Peter den Thronfolger gelegentlich musterte. Er klopfte Katharina Romanowna auf die Wange.

„Nun wohl, Nichte! Rußland und die Zarin! Betrachte mich als deinen Bundesgenossen, aber geh in Zukunft behutsamer mit deinem Geheimnis um. Zieh vor allem nicht Leute des alten Regimes ins Vertrauen, ohne deinen Onkel zuvor um Rat zu befragen ..."

Die Fürstin fand in den nächsten Monaten einen immer geduldigen Zuhörer, einen zurückhaltenden Mentor an ihm. Er lauschte aufmerksam, er lächelte, er ironisierte sanft und nie griff er merklich in ihre Absichten ein. Zuweilen meinte sie, aus seinen wie zögernd erteilten Ratschlägen eine seltsame Übereinstimmung mit den von der Kaiserin zu ihr geäußerten Betrachtungen der Lage herauszuhören. Zuweilen kam ihr gleichsam traumhaft die Erkenntnis, daß seit ihrem Einverständnis mit Panin eine merkwürdige Planmäßigkeit, eine fremde Zielsicherheit ihr bis dahin nachtwandlerisches Handeln überformte, — daß die Fäden sich entwirrten und der eine rote, dem zu folgen war, in ihre Hand glitt, wie hineingespielt. Zuweilen fühlte sie deutlich, schmerzhaft wie ein Joch, einen Willen über ihrem, der ihre Schritte bestimmte, widerstrebte dumpf und gehorchte dennoch mit der blinden Seligkeit derer, über denen der Gott ist. — — —

*

Blut vergießen? Oh nein, wozu? War es nötig, einen Toten zu erschlagen? War Peter mehr als ein Toter, ein hampelnder, leerer, lächelnder Leichnam? Wie lächerlich würde man sich vor einem europäischen Parterre machen, wollte man hier ein Trauerspiel inszenieren. Einen Narren sperrte man ein und überließ es ihm, seine Hanswurstiade zwischen vier sicheren Wänden für sich selbst zu Ende zu spielen!

Stroganoff erwiderte den empörten, verächtlichen Blick der Fürstin mit seinem gewohnten Lächeln voll melancholischer Ironie. Die übrigen Mitglieder des Kreises, — Hauptmann Bredichin, die Brüder Rasloffleff, Leutnant Lassunski, Fürst Repnin und einige andere, neue Erscheinungen, der Fürstin selbst noch unbekannt, — verhielten sich ebenfalls schweigend und drückten achselzuckend, kopfschüttelnd Mißfallen, Abneigung aus. Der brave Passik blickte verlegen auf seine Stiefelspitzen. Nun gut, er hatte es nicht so gemeint. Nur gedacht, es sei vielleicht der kürzeste Weg ... Ob er seinen Degen dazu hergeben wolle, fragte Lassunski kurz und scharf. Passik weinte bereits. Da sei Gott vor und die heilige Jungfrau möchte ihn bewahren. Sein Blut, sein eigenes! gern wollte er es hergeben, um den Kameraden den Rücken zu decken, um das Mütterchen zu befreien. Er hätte nicht an Mord gedacht, nicht er. Es sei dieser Italiener, dieser Odart, der ihn bewogen habe ...

Katharina Romanowna erhob sich. Sie bäte Herrn Passik und jeden der Anwesenden noch einmal dringend, mit keinem, aber auch keinem Außenstehenden über die Dinge zu reden, die ihnen allen am Herzen lägen! Jedem Fremden gegenüber seien die Wünsche, die Hoffnungen, — was sei es mehr? — die man in bezug auf die Zarin hegte, abzuleugnen, — besonders diesem piemontesischen Schwätzer gegenüber, der sich an Wankelmütige heranmache, um Einblick zu gewinnen! Ob er ihm etwa auch Geld geboten hätte, he?

Passik schluchzte laut.

Ob er nicht wisse, wie er die Zarin durch seine Schwatzhaftigkeit gefährde? Wenn sie noch atme, — sein, Passiks, Verdienst sei es nicht! — Die Fürstin genoß einen Augenblick zornig atmend die Wirkung ihrer Worte. Dann sank sie in ihren Sessel zurück.

„Genug! Gehen wir auseinander!"

Digitized by Google

Sie winkte Stroganoff mit den Augen, zu bleiben. Die Herren traten einzeln vor sie hin, verneigten sich tief und verließen den Raum. Zuletzt kam Passik, noch immer von Schluchzen geschüttelt. Er beugte das Knie und küßte ihr den Rocksaum. „Geh!“ sagte sie kalt, „bessere dich! Nimm dich zusammen! Sei kein Weib!“ Ihre Augen suchten den Grafen im Dämmer des großen, von wenigen Kerzen beleuchteten Raumes. Er trat aus dem Schatten hervor. Sie waren allein.

„Diese Knaben langweilen mich, — einer wie der andere!“ stieß Katharina Romanowna hervor. Sie hob ihr Antlitz zu Stroganoff empor, der über den Rücken eines Stuhles gelehnt auf sie niederblickte. Es war kindlich vor Hilflosigkeit. Stroganoff murmelte: „Wir brauchen sie, — wir brauchen die Truppen ...“ Die Fürstin seufzte. Dann raffte sie sich zusammen. „Wie ist die Stimmung bei den Soldaten?“ fragte sie sachlich.

Der Graf berichtete. Es sei kaum nötig, die Leute zu beeinflussen. Sie vergötterten Katharina, so wie sie Peter haßten. Sie haßten ihn für die Einführung der preußischen Montur. Sie murrten gegen das neue eiserne Reglement. Der Feldzugsplan gegen Dänemark war durchgesickert und die Kasernen brausten von Widersetzlichkeit, wie Bienenstöcke vor dem Schwärmen. Stroganoff war überzeugt, daß nicht ein Mann sich einschiffen lassen würde, um Peter die paar Fuß Holstein zurückerobern zu helfen, auf die er versessen war, wie ein eigensinniger Knabe auf ein entwendetes Spielzeug. Stroganoff beugte sich tiefer herab und flüsterte erregt: „Ja, Peter in diesem Plan bestärken und seine Ausführung beschleunigen, — das wäre vielleicht die beste Politik! Es wäre um ihn geschehen, ohne daß wir einen Finger zu rühren brauchten. Die Soldaten würden alles besorgen ...“

Sie blickten sich fest in die Augen. Katharina Romanowna sagte langsam: „Wir müssen ihnen zuvorkommen ...“ Und während Stroganoff sie unverwandt brennend ansah, schwer nickte und die Lippen öffnete, daß sein häßliches Gesicht die Schönheit der Leidenschaft atmete, setzte sie hinzu: „Uns sollen sie es danken, — u n s ...“

*

Dies war an einem Abend gegen Ende März. Am nächsten Tage fand ein Festmahl zur Feier des Friedens mit Preußen bei dem — noch immer nicht gekrönten — Zaren statt. Eine seltsame Stimmung verächtlicher und frivoler Lustigkeit beherrschte die Gesellschaft. Der Kaiser schien seinen Lebensgeistern schon vor Anbruch der Tafel durch Burgunder aufgeholfen zu haben, sein Gesicht war gerötet, seine Bewegungen unsicher und plump. Dabei schien ein Druck auf ihm zu lasten, dem er vergeblich suchte, sich durch den Ton der eigenen renommierenden Stimme zu entziehen. Katharina Romanowna, nicht allzufern von ihm sitzend, sah ihn zuweilen in sich selbst zusammensinken, den Kopf mit stumpfem Ausdruck vorgeneigt und die langen Finger in ruheloser, müßiger Spielerei mit einem Stück Brot, mit dem Fuß eines Glases beschäftigt. Dann schreckte er auf, sah mit blöder Scheu um sich. Ein Grauen überkam Katharina Romanowna. Sie bemerkte, daß nicht sie allein es war, die den Zaren beobachtete. Von allenthalben her lagen Blicke auf ihn gerichtet gleich den ihren: scharf, kalt, klar, wie ebensoviele Büchsen auf ein Ziel. Sie wandten sich ab gleich den ihren, wenn des Zaren Auge ihnen begegnete, dieses mühselige Auge, blutunterlaufen, glotzend und stumpf, aber eines Menschen Auge doch, eines Bruders Auge, das blickte wie das eines umstellten Tiers.

Die Zarin präsidierte am andern Ende der Tafel. Stroganoff stand als Kammerherr vom Tage hinter ihrem Stuhl. Sie war strahlend schön. Ein fremder Zug von Zurückhaltung, ja, von Demut lag auf ihrem Gesicht, etwas Schutzheischendes in ihrer Haltung. Sie befahl die älteren Hofleute abwechselnd an ihre Seite und unterhielt sich gedämpft mit ihnen, bezaubernde Anmut in jeder Geste. Schuwaloff saß neben ihr, als Peters schneidende Stimme den Lärm der allgemeinen Unterhaltung jäh lähmte. Er forderte die Anwesenden auf, unter dem Donner der Kanonen von der Festung her, drei Gesundheiten mit ihm zu trinken. Nämlich zum Ersten: „Auf das Wohl des Königs von Preußen!“

Zum Zweiten: „Auf die Dauer des glücklich geschlossenen Friedens!“ Aber zum Dritten: „Auf das Wohl der kaiserlichen Familie!“

Und während das Dröhnen der Geschütze verzitterte, unter dem Lärm des Stühlerückens und Gläserklingens nach dem letzten Trinkspruch, sah man, daß die Zarin sich niedergelassen hatte und die Huldigungen der Gesellschaft sitzend entgegennahm. Gleichzeitig eilte Peters Adjutant Gudowitsch um die Tafel herum zu ihr, von seinem Herrn mit einem bösartigen Blick verfolgt, und die der Zarin Zunächstsitzenden hörten, wie Gudowitsch sich seines Auftrages entledigte, der in der Frage bestand, warum Ihre Majestät sich zu diesem Toast nicht erhoben hätte. Katharina, erstaunt, sah von dem Boten hinüber zu ihrem Gemahl und ohne sich des Zwischenträgers zu bedienen, gab ihre klare

Digitized by Google

vernehmliche Stimme die Antwort über die Tafel hinweg. Das Lächeln, mit dem sie sprach, forderte zum Mitlächeln auf, und in der Tat, ein Lächeln lief über die Gesellschaft; eine Woge von Sympathie schwoll ihr zu. Die kaiserliche Familie, rief sie, bestünde doch nur aus ihrem Gemahl, ihrem Sohn und ihr selbst! Ob es da denn schicklich für sie gewesen sei, stehen zu bleiben.

Was folgte, war überaus peinlich für alle Zeugen. Peter beachtete die direkte Antwort seiner Gemahlin nicht; stehend, das Weinglas noch in der Hand, starrte er dem zurückeilenden Adjutanten finster entgegen. Die Romanowna an seiner Seite, die einzige Dame, die sich sofort niedergelassen hatte, nachdem sie die Antwort der Zarin begriffen, bewegte angstvoll und skandallüstern zugleich die Zunge zwischen den Lippen und blinzelte zu ihrer Schwester hinüber. Der Zar vernahm Gudowitschs Bericht, er setzte sich nieder und stellte das Glas hart hin.

„Zur kaiserlichen Familie gehören auch meine erlauchten Oheime, die hier anwesenden Herzöge von Holstein!" schnarrte er über die Schulter zurück. „Sagen Sie der Zarin, sie sei eine Närrin!"

Die letzten Worte waren hörbar genug. Geflüster wiederholte sie weiter. Blicke wie Klingen wurden gegen Peter gezückt, Zähne gefletscht. Der alte Großkanzler gab das Zeichen, sich wieder niederzulassen. In der allgemeinen Bewegung wandten sich Augen scheu, schadenfroh oder teilnehmend zur Zarin, vor der Gudowitsch stand wie ein verprügelter Hund. Peter starrte hämisch hinüber. Katharina erbleichte, ihr Gesicht zuckte und während sie, nach Fassung ringend, dem Grafen Stroganoff einige Worte sagte, sprangen ein paar Tränen über ihre Wangen. Gleich darauf lächelte sie, der Graf beugte sich plaudernd zu ihr nieder und hörte nicht auf zu sprechen, bis die Zarin in Rede und Antwort ihre Fassung wiedergefunden hatte.

Auf rätselhafte Weise war dieser Vorfall schon in der Mittagsstunde des nächsten Tages in ganz Petersburg verbreitet. Das Volk erzählte ihn sich auf dem Markte, die Kasernen waren voll davon. Die Ausfahrt der Kaiserin gestaltete sich an diesem Tage zu einem Triumphzug, während Peter sich bei der Parade von einem Schweigen empfangen fühlte, noch eisiger, noch drohender als sonst, wenn das möglich war. — — —

Der Graf Stroganoff erhielt am Abend Befehl, sich auf seine Güter zu begeben und Petersburg bis auf weiteres nicht zu betreten.

*

Kurz nach diesem Ereignis empfing die Fürstin einen Brief von Katharina, eins jener kleinen Billetts, unregelmäßig gefaltet, flüchtig gesiegelt, deren Anblick jedesmal ihren Herzschlag einen Augenblick aussetzen ließ. Plötzlich lagen sie immer in ihren Händen, hervorsteigend aus den Ärmelaufschlägen, den Corsagen, den Stiefelstulpen der ungewöhnlichsten Boten, — irgendwelcher Besucher, irgendeines Grenadiers, eines Ofenheizers oder einer Kammerfrau, zu denen die Zarin den Mut des Vertrauens gefaßt hatte.

Diesmal war Panin der Überbringer. Katharina Romanowna bemerkte mit Zorn, daß das Siegel erbrochen war, unterdrückte aber jedes Wort darüber. Sie trat zum Fenster und las. Der Onkel ging hinter ihr auf und nieder, seine Absätze klappten ungeduldig über das Parkett. Aber Katharina Romanowna blieb abgewandt stehen, nachdem sie die wenigen Zeilen gelesen hatte. Ihr Herz bebte wie von einem Schlag. Die Zarin schrieb kurz und kühl. Sie forderte Katharina Romanowna auf, St. Petersburg freiwillig zu verlassen, ehe es ihr erginge wie — anderen Leuten. Sie möge sich auf ihr kleines Landgut bei Krasnoi Kabak begeben und versuchen, ein wenig in Vergessenheit zu geraten. Das war alles. Es war nicht unterzeichnet. Plötzlich trat Panin zu ihr, und ehe sie es hindern konnte, hatte er ihr das Papier aus den Händen genommen und zerriß es in Fetzen.

„Es ist ihr Wunsch so," sagte er. „Habe Einsicht! Gehorche! Deine jungen Leute kompromittieren sie mit ihrem Degengeklirr und ihren bedrohlichen Blicken, wenn Peter sich zeigt. Eure Zusammenkünfte werden beobachtet, — weißt du es nicht?"

„Wer hat sie gewarnt? Vor mir — gewarnt?"

Panin war mürrisch.

„Was weiß ich? Mag sein — ihre eigene Vernunft. Mag sein — Orloff ..."

„Ah! Gut! Gut! Ich gehe. Ja, ich gehe. Aber glaubt nicht, daß ich austrete aus dem Spiel!" Unvermittelt ergriff sie den Onkel beim Arm. „Und was läßt sie mir sagen, — mündlich sagen? Höre! Was unterschlägst du mir?"

Panin machte sich ärgerlich frei und nahm eine Prise.

„Eh, Nichte, — was für Manieren! Ist die Fürstin Daschkoff ein Grenadier? Sie läßt dir nichts sagen. Sie will niemand in Gefahr bringen, — nun ja. Und Ende Juni ginge der Hof nach Peterhof hinaus, — bis dahin verlangte sie, daß ihre Freunde sich still verhielten."

Digitized by Google

Er glättete seinen Ärmel, zupfte an der Brüsseler Manschette.

„Ich hörte sie das sagen. Beziehst du es auf dich?"

Katharina Romanowna sah ihn verächtlich an und schwieg. Triumph war in ihrem Innern. Der wundervolle und jähe Aufstieg aus der Tiefe der Verstoßung und Verzweiflung zu der taumelnden Selbsttäuschung, sich immer auch unter Demütigungen und Mißhandlungen, immer, immer durch die federnde Kraft des eigenen Gefühls im Einverständnis mit dem Gegenstand seiner Anbetung zu finden, — diese heroische Entschließung, ja zu sagen, zu allem, was die Liebe verhängt, und sei es Tod, weiterzulieben, und gerade im Leiden die höchste Verzückung zu erreichen, — sie hatte sich innerhalb weniger Herzschläge vollzogen. Krasnoi Kabak und dieses öde, birkenbestandene Stück Sand und Sumpf zwischen St. Petersburg und der See, — oh, es war gerade der rechte Ort, eine treffliche Eremitage, sich der einsamen Passion zu ergeben, Kräfte zu sammeln für die letzte höchste Anstrengung. Wer wußte in der Gesellschaft von Krasnoi Kabak? Der eigene Vater der Fürstin, Graf Woronzoff, nahm mit allen andern an, Katharina Romanowna sei nach Moskau abgereist, um dort die Rückkehr des Fürsten zu erwarten. Indessen verlebte sie den herben, einsamen Frühling dort draußen in dem hölzernen Hause, das die Stürme mitzunehmen drohten. Mit dem alten Verwalter saß sie über den Plänen zur Verbesserung des Bodens und zitterte innerlich, ob draußen nicht ein Hufschlag ertönen, ein Besuch aus der Stadt hörbar werden möchte. Sie spielte mit Natascha, sie lehrte sie die Namen des Vaters, des kleinen Bruders, aber Ruhe kam nicht in ihr Herz. Dann ritt sie über die Ebene, den Stallknecht hinter sich. Dann ließ sie sich Wind gegen Brust und Stirne prallen, zerteilte ihn galoppierend und schrie ihm entgegen. Der Atem des Tieres wölkte ihr ums Gesicht, die Mähne flatterte, sie griff hinein, — oh, das Leben so zu zwingen wie diesen Gaul, daß es sie trug, wohin sie wollte! Und Katharina Romanowna hob ihre Arme und sang in den Abendhimmel hinein, nicht Worte, nicht Melodie, — ein schwermütig-rhythmisches Geschrei, den Aufbruch ihrer wilden Seele ins All, ins Gewander der Wolken, ins letzte mystische Leuchten des Tages, dort, fern am Rande der Welt. —

Stroganoff kam von seinem nahegelegenen Gute herüber, sie zu sehen, so oft er konnte. Die Kameraden in der Stadt wechselten sich mit Botenritten ab: sie brachten nicht viel Neues. Immer dieselben Geschichten von den Entgleisungen des Zaren, die allmählich langweilten. Denn die Akten hierüber waren geschlossen. Es bedurfte keiner Beweise mehr. Der Stab schwebte über seinem Haupte, um gebrochen zu werden. Dies war ihnen allen klar, und dennoch gab es kaum ein anderes Gesprächsthema als seine Albernheiten, zum Exempel diese Ehrenrettung seines Leibnegers Narzissus, über dem nach einer öffentlichen Prügelszene bei der Parade die Regimentsfahnen hatten gesenkt werden müssen. Und ganz abgesehen von solchen Geschmacklosigkeiten, er begann Dinge zu begehen, die von einem völligen Mangel auch des geringsten Sinns für Würde zeugten. Er hatte einige Herren aufgefordert, gewisse Gelder, mit denen sie von einem Hochstapler namens Horwarth bestochen worden waren, damit sie große Unterschlagungen staatlichen Eigentums, die dieser begangen hatte, verschleiern möchten, mit ihm, dem Zaren, zu teilen, um samt ihrem freigebigen Schützling straffrei auszugehen. Dergleichen Geschichten in ihrer ganzen Ausführlichkeit und mit allen Einzelheiten anzuhören vermochte weder Katharina Romanowna noch irgendein Angehöriger ihres Kreises. Sie waren alle bitter gelangweilt, bis zum Ekel übersättigt von den Charakterzügen Peters III. Ja, diese Geschichten waren Propagandamaterial und nur in diesem Sinne lohnte es sich, sich mit ihnen zu beschäftigen, sie in möglichst wirksamer Form unter die Leute zu bringen, was übrigens kaum noch nötig war, denn der Appetit nach derlei Anekdoten war im Volke so gewachsen, daß es sich selbst in ihren Besitz zu setzen wußte, wo immer nur eine neue gekeimt war. Das, was den Kreis der jungen Verschwörer unruhig machte, was Katharina Romanowna selbst maßlos erregte, war die Unsicherheit, die über das Befinden, ja über den Aufenthalt der Zarin herrschte! Was man wußte, war, daß sie einer Tochter das Leben gegeben hatte. Dies war um Mitte April veröffentlicht, das Kind war in der Isaakskathedrale zur Taufe getragen worden. Die Zarin aber hatte sich noch nicht wieder gezeigt, nicht in der Gesellschaft und noch viel weniger öffentlich. Es gingen Gerüchte, sie sei am Kindbettfieber erkrankt, sie sei gestorben, ja, sie sei heimlich im Newskikloster beigesetzt worden und ihr Ableben sollte erst nach der Krönung Peters bekannt gegeben werden. Dann wieder hieß es, sie lebe und sei bei guter Gesundheit, nur mache sie nach dem Vorbild ihrer Vorgängerin die Nacht zum Tage und man wollte sie bei mitternächtlichen Promenaden im Sommergarten beobachtet haben. Unter den Soldaten

Digitized by Google

Gewitter im Anzug. Gemälde von Erich Fraaß

Digitized by Google

LAW LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

hieß es immer wieder, Peter habe sie vergiften lassen, und mehr als einmal hatten Offiziere die Mannschaften zurückhalten müssen, vor den Sommerpalast zu ziehen und ihren Anblick zu fordern. Gegen Ende Mai, endlich, gab es Beruhigung. Der erste Pfingsttag hatte wie stets Gesellschaft und Volk im Sommergarten zusammengeführt. Nach alter Sitte hatte der Zar öffentlich unter einem Baldachin gespeist und bei dieser Gelegenheit war auch Katharina erschienen, von einem Jubel begrüßt, der dem Zaren offensichtlich mißtönig ins Ohr geklungen hatte.

Katharina Romanowna, seelisch krank von wochenlanger Sorge und außerdem an den Folgen eines tollen Rittes mit Stroganoff leidend, der mit einem Einsinken ihres Pferdes und ihrer selbst im Sumpf geendet hatte, fühlte in der endlich eingetretenen Entspannung ihre letzten Nervenkräfte nachlassen. Ein heftiges Fieber befiel sie, wie oft in den Krisen ihres Lebens, und als an diesem Zeitpunkt zum erstenmal nach so langen Wochen der Entbehrung ein Gruß der Zarin sie wieder erreichte, ein kleiner Brief, ruhig, gelassen und ohne jede politische Anspielung, da war es mit ihrer Beherrschung zu Ende. Ihr Antwortschreiben war ein Hymnus, eine Huldigung, eine jauchzende Bereitschaftserklärung. Und als wiederum hierauf Katharina mit lächelndem Erstaunen über Ton ihrer Zeilen erwiderte, als sie fragte, ob der Geist von Krasnoi Kabak ein Pfingstgeist der Weissagung sei, und als sie mit der beiläufigen Mitteilung schloß, sie sei im Begriff, mit dem Zaren nach Peterhof überzusiedeln, — da meinte Katharina Romanowna den Ruf zu hören. Noch am selben Abend brach sie nach St. Petersburg auf.

★

St. Petersburg, die bunte junge Stadt mit den blanken Bändern der Newa um Brust und Gürtel, hingelagert in die zärtliche Wasserlandschaft zwischen Seen und Meer, dehnte sich im Arme des frühen Sommers und lachte in den blauen Himmel empor. Birken standen pfingstlich hell. Faulbaum blühte. Als Katharina Romanowna in die geliebten Straßen einfuhr, fühlte sie den Atem drängenden Lebens so stark, daß Tränen in ihre Augen schossen. Das vergnügte Volk, das nach dem langen Winter der Sonne so froh war und seinen Geschäften auf Markt, Straßen und Kais lärmend und fröhlich nachging, wie Kinder ihren Spielen, die Schiffe mit den rufenden, singenden Matrosen auf dem glänzenden Strom und über allem die strahlenden Kuppeln der Kirchen, — das war bereit zur Sonnenwende, zum Fest, zum Sprung durch die Flamme. Die unzähligen Freunde, die ihr Haus füllten, kaum daß ihre Rückkehr bekannt geworden war, hoben das Gefühl der Vereinsamung, das sie dort draußen in der Kiefernheide von Krasnoi Kabak getragen, so jäh von ihrem Herzen, daß sie an diesem ersten Abend Panin umarmte und rief: „Ich verstehe nicht, daß man in St. Petersburg altern kann, mon oncle! Dort draußen bin ich in drei Monaten hundert Jahre alt geworden. Aber drei Stunden in dieser Stadt haben mir meine Jugend wiedergegeben."

Panin bemerkte: „Sehr schade! Denn man hoffte, du würdest Vernunft mitbringen von draußen, Nichte!"

„Wer ist ‚man'? Aber sei ruhig, mein ehrwürdiger Freund. Ich werde niemand enttäuschen."

Panin betrachtete sie mißtrauisch. Sie nahm es mit heimlichem Triumph wahr. Eine ganz unbegründete Gewißheit war über sie gekommen, der Rausch einer medialen Einsicht, die ihr eine unerhörte Sicherheit gab: sie empfand zwischen der Zarin und sich einen Kontakt wie noch nie. Sie hatte sie weder gesprochen noch gesehen. Der Hof war einen Tag vor ihrer Rückkehr nach Peterhof übergesiedelt. Sie hatte keine greifbare Botschaft von ihr empfangen. Dennoch war ihr nichts weniger zweifelhaft, als dies, daß die Wand, die ungefähr seit dem Zeitpunkt von Michaels Abreise zwischen Katharina und ihr trennend aufgerichtet gewesen, gesprengt war, und die plötzliche Erkenntnis, daß Panin etwas mit dieser Wand zu tun gehabt habe und daß er jetzt ausgeschaltet sei, gab ihr ihm gegenüber ein Machtgefühl, stark genug, um Mitleid einzuschließen. Ja, dieses rätselhafte Bewußtsein einer geheimen Sendung war so mächtig, daß auch das völlig unerwartete Auftauchen Grigori Orloffs in dem Kreise, der sich abendlich bei ihr versammelte, nicht imstande war, sie aus der Fassung zu bringen. Da war er, der sich ihrer Gesellschaft bisher mit mürrischem Hochmut entzogen hatte. Kameraden führten ihn ein, in seiner blonden Mächtigkeit stand er abseits, nachdem er den notwendigsten Höflichkeiten genügt hatte, verharrte in verdrießlichem Schweigen, und alles an ihm drückte aus, daß er nicht freiwillig gekommen war. Wessen Wille aber hatte ihn hergezwungen? Oh, Katharina Romanowna hing keinen Grübeleien nach. Es genügte ihr vollkommen, zu erkennen, daß die Kaiserin sich isoliert hatte. Panin, es war klar, wußte nichts mehr von ihren eigentlichen Gedanken, so geschickt er auch den Eingeweihten zu spielen suchte. Und daß sie Orloff fortschickte,

Digitized by Google

war es nicht eine Bestätigung dafür, daß sie sich in die Wüste begeben hatte, einsam der Berufung entgegenharrend?

Nein, Katharina Romanowna grübelte nicht. Sie fühlte gegen den alten Schranzen, der neuerdings den Schwarzseher spielte und viel von Peters holsteinischen Truppen fabelte, die man nicht herausfordern dürfe, ebenso wie dieser unruhigen Gesellschaft ungeduldiger junger Männer gegenüber jene nachtwandlerische Überlegenheit, die sich kraft des in ihr waltenden Dämons gelassen dem aussetzen darf, das die andern sich scheuen zu befragen: der Entscheidung des eigenen dunklen Herzens, dem Zug der mächtigsten Sternenstunde. — — —

Übrigens, — wann wäre Zeit zum Grübeln gewesen? Zwei Tage nach ihrer Ankunft kamen spät abends Passik und Hauptmann Bredichin zu ihr. Sie behaupteten, daß die Preobraschenskischen Grenadiere drauf und dran wären, ohne Führer nach Peterhof zu marschieren, um die Kaiserin zu beschützen. Sie verlangten, die Kaiserin zu sehen, um zu glauben, sie sei noch am Leben; vor allem aber schienen sie darauf versessen, den verdammten Holsteinern eine Schlacht zu liefern und Peter zu zwingen, die preußische Uniform wieder abzuschaffen. Die beiden Herren waren düster und tief erregt. Passik sah Katharina Romanowna mit den Augen eines gutgezogenen Jagdhundes an: er würde nicht vorgehen ohne Befehl, aber jetzt war Befehl Pflicht, denn das Wild war gestellt. Die Fürstin, vor ihnen stehend, schloß einen Atemzug lang die Augen und preßte die Hände gegen die Brust. Michael und die Kinder erschienen für einen Augenblick vor ihrer Seele; dessen erinnerte sie sich später mit Erstaunen. Ja, sie glaubte die Gestalt ihres kleinen Knaben zu erblicken, wie er mit ausgestreckten Ärmchen vor ihr stand und geisterhaft wieder verschwand. „Es ist — zu früh ...“ hauchte sie und war sich gleich darauf bewußt, daß ihre Lippen fast ohne Absicht Worte formten, die auch innerster Überlegung entsprochen hätten. Sie raffte sich zusammen und wiederholte bestimmter: „Es ist zu früh! Die Kaiserin ist nicht vorbereitet. Geht! Beruhigt die Leute! Sagt ihnen, ich hätte täglich Nachricht von Ihrer Majestät. Sie sei bei bestem Wohlsein.“ Und als die Herren zauderten, fügte sie ärgerlich hinzu: worauf sie noch warteten? Wolle man ihr nicht glauben, daß sie im Sinne der Kaiserin handele, so möge man auf ihre Mitarbeit verzichten und die Folgen übereilter Handlungen selbst übernehmen. Kaum war sie allein, als sie sich mit der Frau des der Kaiserin treu ergebenen Kammerdieners Schkurin in Verbindung setzte und diese bat, — für alle Fälle — einen Wagen mit vier Postpferden nach Peterhof gehen zu lassen und ihn dort in Bereitschaft zu halten, ohne daß die Umgebung der Kaiserin etwas davon erführe. Als dies geschehen war, atmete sie auf, ohne sich erklären zu können, welche Wichtigkeit ihre Maßnahmen eigentlich haben könnten. In einem Zustand von rastloser Lethargie verbrachte sie die Nacht und den folgenden Vormittag.

Es war der 27. Juni. Panin speiste mit ihr, er war schlechter Laune und weit entfernt davon, zu bemerken, daß seine Nörgeleien unerträglich waren. Als gegen sechs Uhr der Graf Orloff gemeldet wurde, erhob er sich unwirsch, um zu gehen, aber Katharina Romanowna hielt ihn fest. Eine Ahnung sagte ihr, daß dieser Besuch des Grafen zu einer ihm ganz ungewöhnlichen Stunde etwas zu bedeuten habe. Orloff trat ein, er war bleich und seine Kleider mit Staub bedeckt. Ob die Fürstin wisse, daß Hauptmann Passik Gefangener sei? Nun, dies zu melden, sei er gekommen. Niemand unter den Offizieren wisse, ob die Fürstin davon benachrichtigt sei. Es herrsche unübersehbare Verwirrung. Ja, — gestern abend, bei den Versuchen einiger Herren, die Mannschaften in den Kasernen zu beruhigen, sei es Passik in seiner Ungeschicklichkeit begegnet, daß er von Uneingeweihten belauscht worden wäre. Gut also, Passik sitze fest. Aber ob als militärischer oder als Staatsverbrecher, das wisse kein Mensch.

Der Graf war in einem Zustand hemmungsloser Erregung. Er hatte sich in einen Sessel fallen lassen, als versagten seine Füße den Dienst, die schwere Gestalt zu tragen. Da in seinem erblaßten Gesicht das kindliche Wangenrot nicht vergangen war, wirkte es seltsam wie bei einer geschminkten Leiche; die blauen Augen sahen porzellanen grell und ratlos zwischen der Fürstin und Panin hin und her.

Katharina Romanowna betrachtete ihn neugierig. Er fürchtete sich, kein Zweifel. Panin, unbehaglich die Hände reibend, sagte: „Da habt ihr es, nun, da habt ihr es! Erst kann man nicht genug tun, das Feuer zu schüren, und wer holt nun die Kastanien heraus — wer? Etwa der alte Panin? Eh, da habt ihr euch verrechnet, da seid ihr auf dem Holzweg, liebe Freunde.“

Katharina Romanowna, ohne ihn zu beachten, rückte mehr an den Grafen heran, sie legte die Hand auf seinen Arm. „Graf Orloff, Sie wissen, um was es jetzt geht?“ Der große Mensch blickte ihr in die ruhig strahlenden Augen; er nahm Haltung an, sein hilf-

Digitized by Google

loser Mund schloß sich. „Jawohl, Fürstin," sagte er dankbar. „Ich weiß. Was ist zu tun?"

„Ich muß wissen, ob Passik als Staatsgefangener behandelt wird, ich muß es in dieser Stunde noch wissen! Alles hängt davon ab. Ist er Staatsgefangener, so sind wir verraten und müssen handeln. Fliegen Sie und senden Sie mir Botschaft!"

Hinter dem enteilenden Grafen her meckerte Panin ein gereiztes: „Ach, Kindereien über Kindereien! Macht nur aus allen Mücken Elefanten!"

*

Es war nicht leicht, Panin zu überzeugen, daß er nun gehen müsse, er schien es für notwendig zu halten, dazubleiben und die Rückkehr Orloffs abzuwarten. Schließlich wich er der Einsicht, daß es jetzt, eben jetzt, vermieden werden müsse, durch Zusammenkünfte Verdacht zu erregen. Kaum war er gegangen, als Katharina Romanowna ihre Uniform anlegte, die Uniform eines Leutnants vom Preobraschenskischen Regiment, nach dem Muster von Michaels riesigem Waffenrock angefertigt und seit drei Monaten ein ängstlich gehüteter Schatz.

„Was hast du vor, Mütterchen? Welche Streiche! Du siehst aus wie ein Knabe! Was würde Michael Michaelowitsch sagen! Welche Schande! Du willst so auf die Straße?" jammerte die alte Sonja, die ihr beim Ankleiden und Frisieren helfen mußte. Die Fürstin blickte starr in den Spiegel. Sich langsam in den verwandelnd, der ihr dort entgegenblickte, fühlte sie ein fremdes Selbst sich überkommen, das Selbst jenes Knaben dort in der knapp sitzenden grünen Montur. Es war ein heißes, ungestümes Selbst, ein Selbst, das alles vergessen hatte, was bis zu diesem Augenblick hinter ihm lag. Dieser Körper, von der geschmeidigen Härte einer Klinge, — war er je Geliebte gewesen, — Mutter geworden? Diese festen, gebräunten Hände, die jetzt die silbernen Sporen über den straffen schwarzen Gamaschen um die schmalen Fesseln schnallten, — hatten sie je etwas anderes verrichtet, als ein Pferd gebändigt, einen Degen geführt? Waren sie je von heißen Lippen geküßt worden, — kannten sie Liebkosungen? Da, dieser junge Mensch, der sich den niederen Federhut tief in die Stirn drückte und einen weiten Radmantel um sich schlug, er hatte ein unschuldigverwegenes Lächeln in den heißen Augen, um den weichen, kindlichen Mund. Was hatte er vor? Ein erstes Abenteuer im Dienste einer Frau?

Katharina Romanowna klopfte der Alten, die sie unter Beschwörungen, Scheltworten und hündischen Küssen am Zipfel des Mantels festhielt, ungeduldig auf den Kopf und entzog sich ihr. Sie eilte die Treppe hinunter, die Sporen gaben eine entzückende Musik. Ihr war vogelhaft frei zumute. Es war ihr halb und halb klar, daß sie in die Kaserne wollte, um sich selbst von Passiks Schicksal und von dem Stand der Dinge zu überzeugen, da sie Orloff nicht traute, doch handelte sie seltsam sicher, leicht und unbeschwert von Überlegung. Die Straße, die sie betrat, war leer. Sie eilte. Ein Reiter kam ihr entgegen, sie stutzte, — das war nicht Grigori Orloff, sondern Alexis, der mit verhängtem Zügel an ihr vorüberwollte, als sie die Hand hob, um ihn anzuhalten. Er zügelte das Pferd, starrte sie an: „Fürstin?" stammelte er zweifelnd.

„Sie wollten zu mir?"

„Ich komme von meinem Bruder ..."

„Nachricht über Passik?"

Der Atemlose nickte.

„Mein Bruder läßt Ihnen sagen: Alles verraten! Passik ist Staatsgefangener. Weitere Verhaftungen stehen bevor. Wir sind ratlos. Wir wissen nicht ..."

Katharina Romanowna hob die Hand beschwörend zu ihm auf.

„Alexis Orloff! Sie reiten ohne Verzug nach Peterhof! Ohne Verzug, sag' ich, — es darf Ihnen niemand zuvorkommen. Sie lassen sich vor Ihre Majestät führen, brauchen Sie welchen Vorwand Sie wollen."

Sie stampfte auf: „Sagen Sie meinetwegen, Sie brächten Botschaft von Grigori, — das mag ein Passepartout sein. Aber wenn Sie vor ihr stehen, Graf Orloff, — wenn Sie vor ihr stehen, sagen Sie: Botschaft von der Fürstin Daschkoff, Majestät! Die Stunde ist da! — Weiter nichts. — Und dann, Graf Orloff, soll die Kaiserin den Wagen besteigen, der bereit steht. Schkurin weiß Bescheid. Sie begleiten sie zum Stadtviertel der Ismailoffschen Garden, die sie erwarten werden, denn ich — ich eile jetzt in die Kasernen und bereite alles vor. — Was ist? Worauf warten Sie? Einen Brief soll ich schreiben? Der Kaiserin die Lage erklären? Ah, bah, ihr seid einer wie der andere, — Helden! — träg, langsam und kalt! Soll ich mehr sagen? Hast du Angst, du Riese? He, reitest du nun oder soll ich selbst? Willst du reiten auf Leben und Tod?!"

Von dem tänzelnden Rappen herab sah der Graf ratlos auf diesen zornigen Knaben, dem der weite Mantel von den Schultern fiel, wie er nun beide Fäuste schüttelte und schrie. Er stammelte: „Fürstin, — nicht Angst ... Aber lassen Sie mich erst in die Kaserne zurück, mit den andern sprechen ..."

Katharina Romanowna biß mit einem

Digitized by Google

wilden Laut die Zähne zusammen und bewegte wütend den Kopf. Plötzlich kam eine eisige Ruhe über sie. Sie sah zu Orloff auf und sagte kameradschaftlich: „Gut, gut, du sollst in die Kaserne zurück. Aber steig ab, Freund. Ich brauche dein Pferd. Du leihst es mir. Nun, — steig ab! Sieh, du wirst nicht so unhöflich sein, eine Dame zu Fuß gehen zu lassen. So. Schnall' mir die Bügel ein wenig kürzer. Nun — deine Hand!"

Sie saß im Sattel und klopfte das Pferd auf den Hals. „Alexis Orloff, so, du hast deinen Willen. Geh in die Kaserne zurück. Suche die Freunde auf: Rasloffleff, Lassunski, Tschertschkoff, Bredichin und die andern. Sage ihnen, sie sollten unverzüglich zu ihren Truppenteilen eilen, unverrückt auf ihren Posten bleiben und die Kaiserin am Weichbild der Stadt empfangen. Alexis Orloff, sage ihnen: Rußland und die Zarin! Sage ihnen: „Die Fürstin reitet!" —

Wildes, lachendes Antlitz. Grußhand, rückwärts gestoßen, — Schrei, wie Möwenschrei über brandendem Meer. Spritzender Sand, — wirbelnder Staub. Fort. Wind im Rücken, Wind vom Osten, mächtiger Wind. Steppenatem, Völkeratem, Geschrei nach Westen. Und hier, fliegend, zu Pferd, geduckt vor dem Winde, kleiner grüner Reiter am Meer: das war der Schrei, — das war der Ruf, das war das Wort, das Rußland in den Abend schrie, wie ein Riesenkind von barbarischen Wandergöttern gezeugt, geboren und in Wildnis verlassen. In den weinklaren Himmel des Westens hinein, den die Sonne eben verlassen hatte, ritt der Bote von Osten. Schiffe, Inseln, Drachen, Dämonen, — Pinguine und Walrosse schwammen dort oben veilchenfarben bestrahlt, schmolzen, vergingen und wandelten sich. Reiterschwärme bedrohten sich, Dromedare wankten, Zelte quollen aus Nichts. Fischer schleppten Netze, — Barken zogen, — Städte bauten sich, Städte, überkuppelt von Kirchen des Lichts. Es stieg, es stieg der Thron, der Wolkenthron des neuen Reiches und darüber, hoch im Zenit, stand die scharfe Sichel des wachsenden Mondes, — Symbol der mütterlichen Majestät. Katharina Romanowna saß jetzt aufrecht, die Hände mit dem Zügel auf dem Sattelknopf, zieltrunken und eins mit dem rasenden Rhythmus des Rittes. In ihr war alles gelöst und gelöscht und sie war Kiew, und sie war Kasan und sie war Nowgorod und Moskau und Wolgaflut und Edelsteinfeuer, strahlend aus dem starren Ural. Sie fühlte nicht sich selbst, — dies Selbst, das der grüne Reiterknabe aus dem Spiegel vor einer Stunde herrisch an sich gerissen und sich dienstbar gemacht hatte. Zuweilen, taumelnd von einer Empfindung, getroffen von dem warmen, süßen Hauch des Kiefernharzes, den die Wälder am Wege strömten, dachte etwas außer ihr, über ihr: Nicht ich, — nicht ich ... Mein Knabe, mein Sohn ... Und außer ihr, über ihr wiegte eine Mutter den Sohn, fühlte den Sohn, gab sich dem Sohn: Fleisch, Seele, Blut und Schoß und Hirn. Und ihr Knabe schrie aus ihr. Sie, der Reiter, der er werden sollte, der Held ...

Des Rittes Ende. Die Gärten von Peterhof, dunkel, schwarzsamten vor den erblaßten Himmel gestellt. Der Reiter ließ sein Pferd an der Straße, der Bote kam wie ein Schatten zu Fuß, behutsam, auf Seitenwegen, zum Schloß. Unbewachte Nebeneingänge, vom vorigen Jahr her wohlbekannt. Festlicher Lärm aus dem beleuchteten Gartensaal: der Zar war dabei, sich für die Nacht zu betrinken, — um so besser. Die Hinterpforte zu den Gemächern der Zarin. Eine Gestalt, — ein Posten? Es war Schkurin, der Getreue, hier stand er, der Entscheidung gewärtig. Lautlos öffnete er. „Heilige Jungfrau, — Hoheit, — Sie selbst ..."

„Den Wagen! Den Wagen! Auf die Chaussee mit ihm! Zu der großen Pappel! Und ein Pferd für mich, ein frisches Pferd! — Führe mich zur Zarin!"

Zwei Kerzen brannten auf dem Schreibtisch, an dem Katharina saß. Der kleine grüne Leutnant kam herein, mit straffem Schritt durchmaß er die Länge des Gemachs, die Augen schicksalsstarr auf die Kaiserin gerichtet wie ein Nachtwandler auf sein Gestirn. Jetzt stand er still vor ihr, die sich erhoben hatte, — groß und bleich und ernst, — grüßte, Linke am Degen, Federhut in seitlich mit steif gerecktem Arm erhobener Rechten. „Zarin! Rußland ruft dich! Bist du bereit?"

★

Dieser Knabe in der Uniform des Preobraschenskischen Regiments, der im perlgrauen Licht jener denkwürdigen Sommernacht neben der kaiserlichen Equipage in St. Petersburg eingeritten war, blieb in den folgenden Tagen an der Seite der Zarin, wo immer Ihre Majestät sich aufhielt. Unter dem hallenden Geläut sämtlicher Kirchen, im Gedränge und unter dem ohrenbetäubenden Jubel der Soldaten und des Volkes, schwankte er im Sattel. Offiziere salutierten vor ihm, jauchzten, winkten ihm zu. Vor der Kathedrale sah er sich vom Pferde gehoben und im Triumph über die Köpfe der Menge hinweg in die Kirche getragen, wo Katharina den Treueid der Truppen empfing. Er lachte wie ein Kind, seine Schritte tanzten treppauf, treppab durch den Winterpalast.

Digitized by Google

Er war es, der dem alten Panin das blaue Band des Andreaskreuzes entführte, um es der Kaiserin über der Brust zu befestigen. Ha, war Ihre Majestät jetzt nicht Großmeister dieses höchsten Ordens im Staat, der eigentlich keiner Frau verliehen werden konnte! Irgendein anderes Ordensband, das die Kaiserin diesem zuliebe hatte abnehmen müssen und das sie ihm in die Hand gab, — mit einer besonderen bedeutsamen Bewegung, einem Lächeln in die Hand gab, — schob er gleichgültig leichtsinnig in die Tasche. Ja, in der geschlossenen feierlichen Senatssitzung, der ersten, die die Kaiserin abhielt, tauchte er auf, unbehindert die Wachen passierend. Sein Gesicht war heiß und gerötet, seine überwachten Augen glänzten fieberhaft. Er eilte auf die Kaiserin zu, er salutierte, — er beugte sich zu ihr nieder, er flüsterte ihr ins Ohr. Ihre Majestät lauschte angelegentlich, hob ihren Blick und lächelte ihn an. Sie wandte sich den Senatoren zu, sie sagte, man möge nicht erstaunen über diese Unterbrechung: die Fürstin Daschkoff, die sie die Ehre habe, ihnen vorzustellen, und der sie für große Dienste immer zu Dank verpflichtet sei, habe sie soeben an eine notwendige Vorsichtsmaßregel zur Sicherheit des Vaterlandes erinnert. Der Knabe erlebte es, daß die ehrwürdigen Senatoren sich zu seiner Begrüßung erhoben. Er errötete noch tiefer, dankte aber sehr anmutig. Es war ihm nämlich eingefallen, Peter möchte mit seinen Holsteinern einen Ausfall gegen Kronstadt unternehmen und sich in den Besitz der Flotte setzen, während man hier fröhlich proklamierte und manifestierte, und er hatte es für geboten gehalten, der Zarin seine Befürchtungen mitzuteilen. Es ergab sich später, daß Katharina längst Vorkehrungen getroffen hatte, solche Befürchtungen unnötig zu machen. Indessen, sie hatte dem Knaben gedankt; sie hatte ihm zugelächelt. Sie hielt seine Hand fest, als er nun bescheiden verschwinden wollte, und hieß ihn, hinter ihrem Stuhl stehend der Sitzung beizuwohnen. Er war auch an ihrer Seite, als sie, ebenfalls in der Uniform der Garden, am Nachmittag an der Spitze der Truppen nach Peterhof aufbrach, um den Zaren zu stellen, der mit seinen Holsteinern ruhe- und ratlos an der Küste umhermanövrierte. Es gab des Abends ein wundervolles Biwak nahe bei Krasnoi Kabak. Die warme, helle Nacht war süß vom Atem der Erde. Die lagernden Soldaten sangen. Die Zarin hatte Unterkunft in einer Bauernhütte gefunden, sie verschmähte das elende Bett nicht, über das ein Mantel gebreitet ward. Der Knabe lief hin und her, schaffte Erfrischungen herbei, stellte Schildwachen ums Haus, — die Leute jubelten ihm zu, wo er sich zeigte. Als er taumelnd vor Müdigkeit eintrat, winkte ihm Katharina, sich zu ihr auf den Bettrand zu setzen: sie hatte neue Manifestationen entworfen, sie las sie ihm vor. Er hörte die Stimme, ohne die Worte zu verstehen, und schließlich hörte er auch die Stimme nicht mehr. Als er zu sich kam, schien der Tag in die Kammer; sein Haupt ruhte an der Schulter der Zarin, die mit stillem Antlitz dalag. Nur die Augen lebten darin, fast blauschwarz strahlend von der Arbeit der Gedanken hinter der königlichen weißen Stirn. Jetzt wandte sie den Kopf ein wenig, lächelte und sagte sanft: „Wieviele Nächte hatten Sie für mich gewacht, Fürstin?“ —

Der Knabe erlebte in Peterhof die Abdankung Peters in der unmittelbaren Nähe Katharinas. Er durfte die elenden Briefchen lesen, in denen dieser Mann ohne Pathos auf die Rechte des Thrones verzichtete und sich nur eine ihm entsprechende Gesellschaft und außerdem seinen Leibneger Narzissus, seinen Hund Monsieur, seine Violine und genügende Vorräte an Tabak und Burgunder für seine Verbannung ausbedang. Hinter einer Gardine verborgen sah er den Aufbruch nach Schloß Ropscha mit an: er zog in ungebrochener Einfalt ab. Vier Offiziere begleiteten ihn, sie standen der Zarin für sein Leben gut. Passik war darunter und Alexis Orloff, der ungeschlachte Zauberer jenes großen Abends. Der Knabe sah auf ihn, der neben dem Wagen ritt und bemüht schien, den Gefangenen in einer seinem Geschmack entsprechenden Weise zu erheitern. Er lachte laut und roh auf, sein Blick streifte dabei die Fensterreihe des Schlosses. Der Knabe ballte die Faust.

★

Es hieß, daß auch Grigori Orloff angelangt sei, Katharina Romanowna wußte es, doch hielt ein seltsames Gefühl sie davon ab, sich von der Anwesenheit des Grafen zu überzeugen. Sie empfand dies Gefühl, das einer angstvollen Traurigkeit zum Verwechseln glich, als unwürdig, aber sie konnte es nicht hindern, daß es Besitz von ihr ergriff, ihr ganzes Wesen durchdrang und die herrliche Spannkraft der letzten Tage lähmte. Sie beschäftigte sich in einem abgelegenen Teil des Schlosses, bereit, Unaufschiebbares vorzuschützen, falls die Zarin sie rufen ließe. Aber die Zarin ließ sie nicht rufen. Sie hatte an all diesen Tagen allein mit der Zarin gespeist; zur Stunde des Soupers begab sie sich zögernd hinüber. Das Schloß und sein Garten glichen einem Heerlager, überall schliefen, tranken oder spielten die Offiziere,

Digitized by Google

draußen hatten die Mannschaften ihr Wesen: in der Nacht sollte nach St. Petersburg zurückgekehrt werden. Von allen Seiten begrüßt und angerufen, stürmte die Fürstin lachend und winkend an den verschiedenen Gruppen vorüber; mit einem übermütigen Ruck riß sie die Tür zum Zimmer der Kaiserin auf. Sie hatte im Innersten nicht mehr gezweifelt, Orloff hier vorzufinden. Dennoch fühlte sie ihre Lippen erkalten, als sie ihn vor sich sah. Er lag in seiner ganzen Massigkeit ausgestreckt auf dem Sofa, ein gedeckter Tisch mit drei Couverts war zu ihm herangerückt, und zum Teil mit Papieren bedeckt, die das Staatssiegel trugen. „Fürstin," sagte der Graf phlegmatisch, „verzeihen Sie, wenn ich mich nicht vor der Retterin des Vaterlandes erhebe. Die Verletzung meines Fußes, die mich, wie Sie wissen, in den letzten Tagen abhielt, an der Seite der Zarin zu weilen ..."

„Ich weiß, Graf. Sie wurden nicht vermißt, soviel ich bemerken konnte."

Orloff musterte sie ironisch. „Eine allerliebste Verkleidung, Katharina Romanowna. Michael Michaelowitsch wird entzückt sein. Wird man ihm auch sagen, er wurde nicht vermißt, soweit man bemerken konnte ...?"

„Mein Gatte, Graf Orloff, wird es mir zu danken wissen, wie ich ihn und sein Haus im Dienste des Vaterlandes vertreten habe. Wäre er hier gewesen, die Zarin hätte sich nicht in der entscheidenden Stunde auf eine Frau verlassen müssen. Was tun Sie da?"

Orloff hatte mit gelangweiltem Gesicht eines der Papiere entfaltet, um es zu lesen. Er zog die hellen Brauen hoch und sah sie kalt und erstaunt an.

„Ich prüfe diese Angelegenheit auf den Wunsch Ihrer Majestät."

„Ihre Majestät kann nicht wünschen ..."

Die Zarin war eingetreten. „Ihre Majestät wünscht vor allem, daß ihre treuesten Diener in Frieden miteinander leben. Was geht hier vor? Lassen wir doch die Politik einmal ruhen! Katharina Romanowna, — was fehlt Ihnen, Seelchen? Grigori Grigorjewitsch, sie hat für uns alle gewacht ..."

Sie legte den Arm um die Schulter der Fürstin und führte sie zu ihrem Stuhl. Sie lachte und plauderte während der Mahlzeit, sie war weich und gelöst, die strenge Größe der letzten Tage war von ihr geschmolzen, als ertrüge ihr Herz sie nicht mehr. Orloff hatte gebeten, seiner Dienste als Kammerherr enthoben zu werden. Es mochte eine diskrete Art sein, der Kaiserin nahe zu legen, ihm ein anderes Amt anzuvertrauen, aber Katharina stellte sich harthörig. „Wie, Katharina Romanowna?" wandte sie sich heiter an die Fürstin, „wäre es nicht undankbar, den Grafen jetzt zu entlassen, gerade jetzt?"

Katharina Romanowna blickte sie starr an. „Warum seinen Wünschen Gewalt antun?" fragte sie kalt, — „die Kaiserin von Rußland verfügt über mehr als ein Mittel, um zu belohnen!"

Katharina zuckte ein wenig zusammen. Sie tauschte einen Blick mit Orloff, einen Blick, der den seinen, in dem Hohn und Ungeduld lagen, mit lächelnder Nachsicht beschwor. Die Fürstin bemerkte es und die entsetzliche kalte Klarheit der Erkenntnis breitete sich aus und ergriff auch ihr Herz. —

Wie im Traum erlebte sie den zweiten Einzug in der Residenz, der mehr noch als der erste von ungeheuren, maßlosen Kundgebungen der Volksfreude begleitet ward. Sie eilte nach Hause, ihr Kind zu sehen, sie suchte ihren alten Vater auf. Ein getroffenes Wild glaubt nicht an seine Wunde. Es ist ruhelos, umhergetrieben von Schmerz, sucht Kühlung, Heilung, wo es kann ... Die kleinen, schmeichelnden Hände, die lachenden, klaren Augen, die von nichts wußten, sie taten wohl. Sie fühlte Michaels Herzschlag in den Zärtlichkeiten des Kindes, eine heiße Sehnsucht nach ihm überkam sie jäh und in der wilden Freude auf seine Heimkehr überfiel sie erst ganz die bebende Heimatlosigkeit und Ernüchterung ihres gegenwärtigen Zustandes. Sie fand das Haus ihres Vaters von oben bis unten von Soldaten besetzt und erfuhr, dies sei auf Anordnung des Grafen Orloff geschehen, da sich die Gräfin Lisaweta zu ihrem Vater geflüchtet habe. Sie war sich selbst bewußt, daß es weniger Freundschaft für die Schwester, als Haß gegen den Erlasser dieses Befehls war, der sie veranlaßte, die Probe auf ihre Popularität bei den Truppen zu machen und das ganze Aufgebot bis auf eine Schildwache vor der Tür in seine Kaserne zu schicken. Der diensthabende Offizier gehorchte zwar widerspruchslos, doch war es kaum eine Stunde später, daß er der Fürstin im Vorzimmer der Kaiserin wieder begegnete, an Graf Orloffs Seite die kaiserlichen Gemächer verlassend und ebenso verlegen grüßend wie Orloff es hohnvoll tat.

★

Die Kaiserin kam ihr mit Kälte entgegen. „Legen Sie die Uniform jetzt ab, Fürstin!" sagte sie, „sie verführt Sie zu Eingriffen in militärische Maßnahmen, deren Berechtigung sich Ihrem Urteil entzieht!" Sie sah die dunklen Augen Katharina Romanownas fassungslos auf sich gerichtet. Ein Schein von Röte trat auf ihre Stirn, ihre Augen milderten sich, sie trat einen Schritt näher auf

Digitized by Google

die Fürstin zu. „Kind," sagte sie, „ich habe Michael Michaelowitsch einen Kurier geschickt, ich will Sie bald wieder vereinigt sehen. Wollen Sie ihm als Knabe entgegentreten oder als Gattin, — als Mutter seiner Kinder — und zukünftiger Kinder?"

Katharina Romanowna lächelte schwach. Das Schwankende in der Stimme der Zarin bei den letzten Worten entging ihr. Die Zarin legte jetzt beide Hände auf ihre Schultern. „Der wilde Steppenprinz wird wieder eine Weltdame werden und das russische Hotel de Rambouillet gründen. Hören Sie, Katharina Romanowna, ich sehe Aufgaben vor mir, bei denen ich den Beistand der Fürstin Daschkoff brauche, — den Beistand ihres Geistes, nicht ihrer Reitkunst! Ich erwarte Sie heute abend in Ihrer hübschesten Robe zu sehen, meine Freundin, geschmückt mit dem blauen Bande, das ich Ihnen neulich gab, und das Sie so wenig beachteten. Wo ist es? Das Band meines Katharinenordens?"

„Das Band?" sagte Katharina Romanowna wie im Traum und griff in die Tasche ihrer Uniform. Sie zog es hervor und reichte es der Kaiserin hin, zerdrückt und zerknittert wie es war. „Ich vergaß ..." murmelte sie. Die Kaiserin glättete es, sie hob die Hände. Die Fürstin wich zurück: „Nicht für mich, Majestät — nicht um Lohn ..."

Katharina hob das breite blaue Band, sie hielt seine goldene Inschrift hoch. „Katharina Romanowna, was steht hier?"

Die Fürstin senkte den Kopf: „Für Liebe und Vaterland," sagte sie leise.

„Für Liebe und Vaterland!" wiederholte Katharina mit strahlendem Ernst und warf ihr das Band um die Schulter.

Katharina Romanowna beugte das Knie. Sie küßte der Zarin die Hand. Indessen durcheiste sie wieder jenes Gefühl ratloser Erstarrung, als sie an einem der nächsten Tage ihren Namen auf der Liste derer fand, die von der Zarin mit Belohnungen für ihre Dienste in der letzten Zeit ausgezeichnet werden sollten. Eine jährliche Pension und 600 Bauern, jawohl! Dies dem Hauptmann Rasloffleff und dem Grafen Stroganoff, dem Leutnant Passik, der Fürstin Daschkoff, dem Hauptmann Lassunski und einigen andern. Warum auch nicht? Gleiche Brüder, gleiche Kappen. Aber Grigori Orloff stand nicht auf der Liste, — denn, — oh, in der Tat! — eine Kaiserin hatte wohl noch andere Mittel um zu belohnen, als Geld!

Katharina Romanowna fühlte die Zunge bitter werden in ihrem Munde, aber sie ließ nicht zu, daß ihr Herz sich empörte. Eine wütende Scham war in ihr, mit Belohrung gedemütigt worden zu sein, eine andere darüber, daß sie nicht zufrieden war; eine letzte: daß sie überhaupt auf etwas gewartet hatte und immer noch wartete, nicht auf Belohnung, weiß Gott, nein, aber auf etwas, das dem Lächeln glich, das die Zarin in den ersten brausenden Tagen für den grünen Knaben gehabt hatte. Es blieb aus. Der grüne Knabe war ja auch fort, er hing im Schranke, war leer, war tot! Für die Fürstin Daschkoff in der Galarobe mit dem blauen Band des Katharinenordens um die Brust hatte die Zarin alle Aufmerksamkeit einer sehr gnädigen Souveränin. Ein neuer großer Zug flutete durch das Hofleben. Verbannte und Vergessene kehrten zurück und wandelten umher wie auferstandene Tote der glorreichen Vergangenheit. Mit besonderer Auszeichnung ward ihnen allen die Fürstin Daschkoff vorgestellt, — dem alten Feldmarschall Münnich, dem ehemaligen Großkanzler Bestutscheff. Ja, eine Tochter von Roman Woronzoff, eine junge Person von großer Zukunft, der der Thron bereits manches verdankte. Orloff aber war mit der Selbstverständlichkeit eines voll beglänzten Trabanten um die Zarin. Man stellte ihn nicht vor. Er war da. Ihm wurde an der Seite der Zarin gehuldigt. Er galt als Führer der Revolution. —

„Es gab keinen Führer, Mischa, Gott ist mein Zeuge, daß keiner von uns bis zum letzten Augenblick wußte, wie alles geschehen sollte. Nicht ich, nicht Panin gaben das Zeichen, aber am allerwenigsten einer dieser trägen Orloffs, die ohne Rückendeckung nie handeln würden. Ich, — ja, — ich bin geritten ..."

Es war am Abend der Heimkehr Michael Daschkoffs. Unendliche Brandung der Freude verebbte in schönem langsamen Wogen. Ein Tränensturz war vertropft. Fiebernde Unruhe, unüberwindliches Wachsein ward endlich überspült von tiefer schattender Müdigkeit.

„Ich werde schlafen können, Mischa, ach, schlafen, schlafen. Du bleibst bei mir. Alles ist gut. Erzähl' mir nun du. Erzähl' mir vom Kleinen, vom Brüderchen. Wie ich mich nach ihm sehne, wie ich an ihn denke, du weißt es nicht. Wir werden ihn holen, Mischa, nicht wahr, — bald. Ach, ich dachte an ihn, — ich dachte an ihn, als ich ritt ..."

Michael murmelte: „Morgen, Geliebte, — morgen. Schlafe jetzt — schlafe ..."

Er streichelte ihr Haar. Mit geschlossenen Augen lächelte sie. „Sagt er schon Mutter, Mischa? Er wird es lernen, — oh, bald ..."

Am nächsten Morgen durchlief das Gerücht vom Tode des Zaren die Stadt, schlimme

Digitized by Google

Vermutungen begleiteten es. Man sprach von Gift, man sprach von einem ungleichen Kampf zwischen ihm und seinen Offizieren. Der Name Alexis Orloff wurde immer wieder genannt. Die letzten und schwersten Mutmaßungen blieben verschwiegen, aber sie waren da, sie standen in den Augen der Menschen und zogen sich erschrocken zurück, wenn sie einander erkannten. Katharina Romanowna empfing die Nachricht beim Erwachen durch Michael, der von einem Morgenritt heimkehrte. Sie fuhr im Bett empor und preßte die Hand gegen das Herz. „Nicht das!" rief sie, „nicht das! Alles ging rein und groß und friedlich zu. Sprich nicht aus, was du denkst. Er hat sich zu Tode getrunken."

Ein Manifest der Kaiserin, das nach wenig Stunden erschien und dem Volke das Ableben Peters infolge einer kurzen heftigen Krankheit kundgab, schien ihre Meinung zu bestätigen. Dennoch war ihre Brust von Furcht zusammengepreßt, als sie am Nachmittag den Palast betrat. Katharina empfing sie bleich und ernst; im kalten Schein ihrer Augen las sie die Wahrheit und brach zusammen. Sie sagte schmerzlich: „Der Ruhm unserer Revolution war ihre Sanftheit und ihr Friede, Majestät! Was haben wir Mütter mit Mord zu tun?"

Grigori Orloff, der von ihr unbemerkt in einer Fensternische lehnte, trat jetzt hervor. Er äußerte höhnisch: „Recht so! Wäre nur jede Mutter bei ihren Kindern geblieben ..."

Eine heftige Geste der Zarin ließ ihn verstummen. Die Zarin sprach: „Fürstin, ich verabscheue den Mord, der durch nichts geheiligt wird. Ich lehne die Verantwortung für die blinde Tat meiner Diener ab. Fürstin, wo ich stehe, stehe ich durch Gott. Ihm allein bin ich verpflichtet; er allein richtet mich auch." Sie machte eine Bewegung, als wüsche sie ihre Hände. Katharina Romanowna ging wankend hinaus. Am Abend dieses Tages sprach sie zu Michael Daschkoff: „Laß uns reisen, Freund, laß uns reisen! Oder laß mich mit Natascha nach Moskau und das Brüderchen holen. Ich bin krank, das Herz zerbricht mir vor Kummer, aber er wird mich heilen."

Michael Daschkoff fiel vor ihr auf die Knie und umfing ihren Schoß mit den Armen.

„Mütterchen," stöhnte er, „bleibe du! Bleibe du bei mir! Ich will dich trösten! Du sollst Söhne haben ... Lebe ich doch!"

Katharina Romanowna schrie auf: „Michael! Was heißt das?"

„Daß du vergeben sollst, Katja, Ljuba! Mütterchen, meine Seele, er ist tot, unser Sohn, das Lämmchen. Er war lange krank, er starb an einem Krampf, — es ist drei Monate her ..."

„Und ich — und ich — Warum wußte ich nicht?"

Michael Daschkoff sagte leise: „Sie wollte es nicht ..."

Katharina Romanowna flüsterte: „Wer?"

„Die Zarin."

Nach einer Weile entsetzlichen Schweigens hob er scheu das Antlitz zu ihr und sagte stockend: „Sie meinte jetzt, du solltest es nicht eher erfahren, als bis ich — als bis dein Schoß wieder Leben empfangen hätte. Katja! Katja, Ljuba! So rede, so weine! Sie ist die Zarin. Sie steht vor Gott."

Katharina Romanowna sah mit leeren Augen nieder in sein Gesicht. Sie wiegte den Kopf hin und her, — sie wiederholte: „Sie ist die Zarin. Sie ist die Zarin ..."

Michael Daschkoff bekreuzte sich: „Was durch sie kommt, schickt Gott."

Gewitterglück. Von Emanuel von Bodman

Meine Heimat, die noch schlief,
Lodert im Gewitter.
Baum und Straße leuchtet tief,
Vaterhaus und Gitter.
Unverhofftes kurzes Glück
Seh' ich weithin blinken,
Bis ins Kinderland zurück
Darf mein Auge trinken.

Dank dir, Leben, das mich klar
Durch den Vater zeugte!
Dank der Mutter, die gebar,
Als sie Liebe beugte!

Dank dir, daß du deinen Strahl
Über mich ergossen:
Werdelust und Werdequal
Hab' auch ich genossen!

Alles, was am Wege steht,
Möcht' ich an mich pressen.
Was da blüht und was vergeht,
Bleibt ja nicht vergessen.
Aus dem trunknen Bilderflug
Darf ich Schätze heben,
Und in einem raschen Zug
Atme ich das Leben.

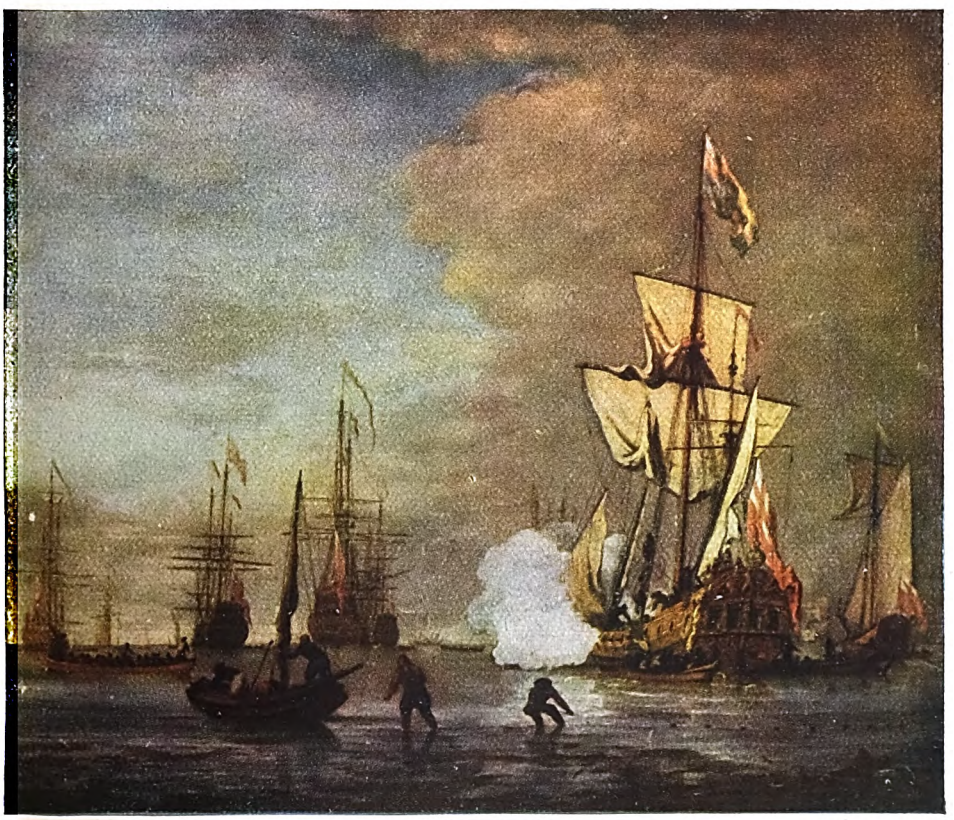
Digitized by Google

Die holländische Malerfamilie Van de Velde

Von Exz.-Rat Dr. Wilhelm von Bode

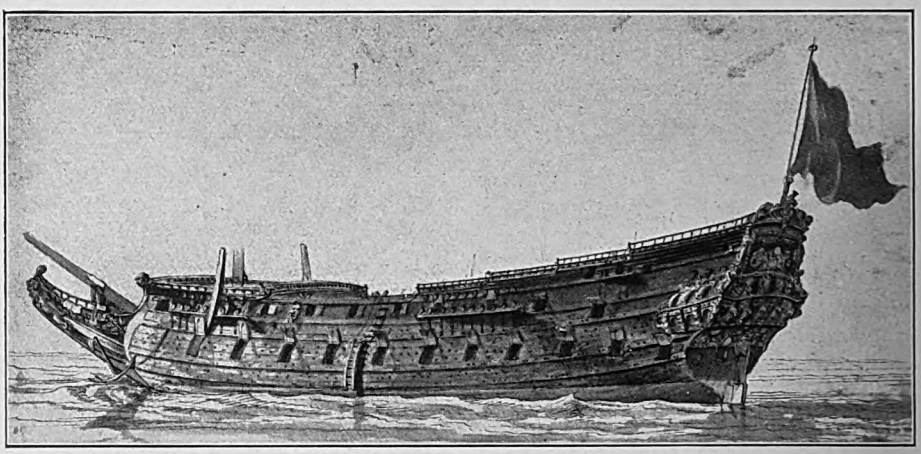
Der handwerksmäßige Betrieb der Kunst im späteren Mittelalter zeigt uns die heute ziemlich seltene Erscheinung, daß nicht nur einige Mitglieder, sondern ganze Generationen derselben Familie als Künstler tätig waren. Vor allem im Kunsthandwerk, aber auch in der Malerei. War in den Klosterschulen die Wand- und die Miniaturmalerei, in den Bauhütten die Steinplastik durch Jahrhunderte gepflegt, so sehen wir auch die Tafelmalerei seit ihren nachweislichen Anfängen im 13. Jahrhundert häufig von Mitgliedern derselben Familie geübt. Im 15. und 16. Jahrhundert waren in Antwerpen mehr als vierzig Künstler namens Franck, freilich nicht alle von gleicher Abstammung, in die Gilde eingetragen. Die Familien Brueghel, Teniers, Ryckaert u. a. m. haben durch mehr als ein Jahrhundert eine Reihe von Malern aufzuweisen. Das gleiche beobachten wir gleichzeitig in Holland. Bekannt sind die verschiedenen Mitglieder der Familien Hals, Terborch, Ruisdael, van der Neer usf., von denen nicht nur die bekannten Hauptmeister dieser Namen Außerordentliches, sondern auch die übrigen Tüchtiges leisteten. Kaum ein zweites Mal hatte aber eine Künstlerfamilie so gleichmäßig tüchtige Maler aufzuweisen, wie die Familie van de Velde in ihren zehn Mitgliedern, die in drei Generationen vom Anfang des 17. bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts tätig waren. Keiner von ihnen gehört zu den ganz Großen ihrer Schule; mehrere waren handwerksmäßige Gehilfen ihres Vaters, aber die meisten zeichnet besondere Tüchtigkeit aus. Diese sind in ihrer Art bahnbrechend gewesen, haben in vielseitiger Weise sich betätigt und die holländische Kunst weiter gefördert. Gemeinsam ist ihnen als charakteristischer Zug ihrer Herkunft aus einem handwerksmäßigen Kunstbetrieb, daß sie alle in Kunstgattungen sich betätigen, für die das Publikum gerade Interesse gewann, daß sie dies Interesse zu erwecken und zu fördern wußten, und auf diese Weise mit ihrer Kunst zugleich gute Geschäfte machten.

Der Stammvater des Künstlergeschlechts



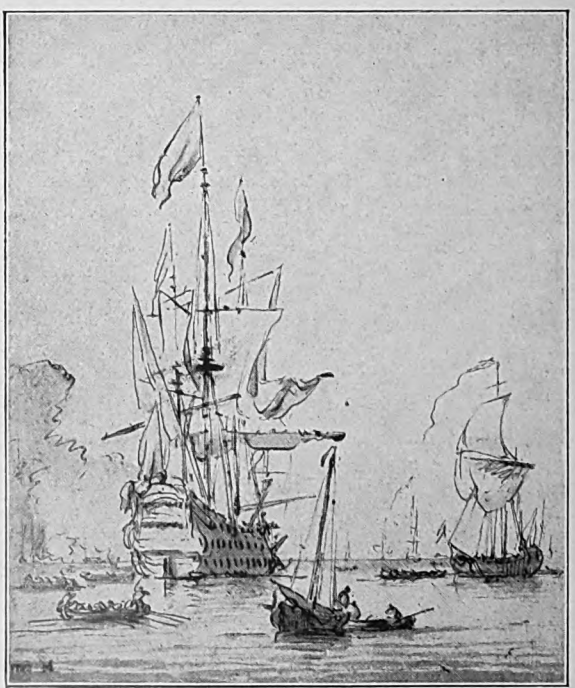
Der Salutschuß. Gemälde von Wilhelm van de Velde d. J. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Digitized by Google



Schiff. Zeichnung von Wilhelm van de Velde d. Ä. Berlin, Kupferstich-Kabinett

der van de Velde ist der Schreibmeister und Schullehrer Jan van de Velde, der von Antwerpen nach Haarlem verzog, wo er im Jahre 1623 starb. Sein Sohn Jan hat uns in einer Radierung sein Bildnis erhalten. Als Schönschreiber war er sehr wohl befähigt, seinen vier Söhnen, die er zu Künstlern bestimmte, den ersten Unterricht zu erteilen; denn die Kalligraphie selbst galt damals gerade in Holland als Kunst, und ihre Leistungen beweisen einen ungewöhnlichen Geschmack und barocken Schwung. Die Schreibkunst des Vaters und Lehrers hat auch auf die Kunst der Söhne einen gewissen Einfluß ausgeübt, indem sie gerade als Zeichner und Stecher oder Radierer sich mit Vorliebe, Jan und Willem sogar fast ausschließlich betätigen. Auch eine gewisse Trockenheit und Schärfe, die allen mehr oder weniger gemeinsam ist, deutet auf diesen ersten Unterricht beim Vater. Am meisten gilt dies für Jan van de Velde, der um 1593 in Rotterdam geboren sein soll. Sein Werk von Stichen und Radierungen, das D. Franken veröffentlicht hat, umfaßt nahezu fünfhundert Nummern; teils Stiche nach den Gemälden und Zeichnungen gleichzeitiger holländischer Künstler, vorwiegend aber eigene Erfindungen: einfache Genrebilder und namentlich Motive der heimischen Landschaft. Diese sind fast ausnahmslos vedutenartige Ausschnitte aus dem holländischen Flachland, in denen sich der Künstler — wenn er nicht gelegentlich Motive bei Nacht wiedergibt — ohne besonderen Lichteffekt auf schlichte Konturzeichnung beschränkt. Auch auf Tiefenwirkung in der Komposition verzichtet er fast ganz, deutet den Baumschlag nur an und bevorzugt daher winterliche oder herbstliche Motive. Ebenso einfach, ja nüchtern ist auch ihre Belebung durch Landvolk bei der Arbeit oder auf den Straßen und Plätzen und die seltenen Darstellungen rein genreartiger Motive.



Zeichnung von Wilhelm van de Velde d. J.
Berlin, Kupferstich-Kabinett

Digitized by Google

Starke Brise. Gemälde von Willem van de Velde d. J. Amsterdam, Reichsmuseum

Digitized by Google

Seestück. Von Wilhelm van de Velde. Hamburg, Kunsthalle

Dennoch haben diese schlichten Ansichten der Heimat, wie ihre große Zahl beweist, den größten Anklang bei den Zeitgenossen gefunden und haben besonders stark dazu beigetragen, die jüngeren holländischen Künstler auf die Bedeutung und die Reize des eigenen Landes hinzuweisen. Jan van de Velde wird auch als Maler genannt, aber wir besitzen kein einziges sicher bezeichnetes oder sonst beglaubigtes Gemälde von ihm. Er mag, wie seine Brüder, auch das Malen erlernt haben, aber bei seiner geringen malerischen Veranlagung hat er sich offenbar als ausübender Maler so gut wie gar nicht betätigt.

Jans wenig älterer Bruder Esaias van de Velde hat sich, im Gegensatz gegen jenen, zwar auch als Radierer, aber wesentlich mehr als Maler betätigt, nimmt als solcher unter den Bahnbrechern der holländischen Landschafts- und Genremalerei seinen Platz würdig ein und war als solcher schon zu seiner Zeit voll anerkannt. Daß er jung zum Hofmaler ernannt wurde und deshalb von Haarlem nach dem Haag übersiedelte, ist eine auffallende Ehrung, da der Hof sonst die romanistische Richtung der holländischen Malerei bevorzugte und die nationale Richtung fast ablehnte. Esaias ist weit vielseitiger als seine Brüder. In seinen Radierungen freilich ist er dem Jan noch sehr ähnlich; wie dieser radiert er in einfacher Strichmanier eine Monatsfolge, eine Folge der Jahreszeiten und von Stadtansichten, sowie ein paar Ereignisse, die ganz Holland in Aufregung setzten: einen Dammbruch bei Utrecht und die Strandung eines großen Walfisches bei Noortwyck. Auch in seinen Gemälden begegnen wir nicht selten kleinen Rundbildern, die zu Jahreszeitendarstellungen gehörten, in denen sich der Künstler noch der Tradition der alten Miniaturmaler anschloß und sie zu bescheidenen Bildchen aus dem heimischen Land gestaltete. Als Neuerer erscheint er erst in den Gesellschaftsstücken, die er uns im Vordergrunde eines Parks oder gelegentlich in einem reichen Prunksaal zeigt, der dann von einem Freunde (B. van Baßen) gemalt ist. Sie gehören der frühesten Zeit des Künstlers an, der bereits mit etwa zwanzig Jahren — um 1610 — die ersten Bilder dieser Art malt und entwirft. Mit den wenig älteren Willem van Buytenwegh und Johann Lis ist Esaias der erste,

Digitized by Google

Eisbelustigungen auf dem Stadtgraben. Gemälde von Adriaen van de Velde. Dresden, Gemälde-Galerie

der solche Genrebilder ohne jede Beziehung zu einem biblischen oder antikischen Motiv einfach als Sittengemälde der Zeit zu geben wagt. Aber während jene durch das freie Benehmen dieser Gesellschaft keinen Zweifel darüber lassen, daß hier Dämchen aus der Halbwelt mit jungen Kavalieren dargestellt sind, gibt Esaias die Figuren in diesen ‚Gartenfesten' so förmlich und gesetzt, in so reichen, steifen Trachten, neben stattlichen Bauten und vor reichen Parkanlagen, daß wir hier wirklich eine ‚vornehme Gesellschaft' vor uns zu haben glauben. Dabei sind die wenigen uns erhaltenen Bilder dieser Art, wie das hier farbig wiedergegebene, um 1612 entstandene Gemälde unserer Galerie beweist, so frei und tüchtig in Komposition, Ausdruck und Zeichnung, daß die Gesellschaftsmaler, die seinem Vorbild folgen: ein Dirk Hals, Hendrick Pot, Anton Palamedes und ihre zahlreichen jüngeren Nachahmer Esaias selten erreichen. Die kräftigen Farben dieser Gemälde sind in einem bräunlichen Gesamtton fein zusammengestimmt. In den letzten zehn Jahren seines kurzen Lebens ist der Künstler dem Interesse des holländischen Publikums, das durch den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges lebhaft angeregt war, durch verschiedenartige Kampfesszenen und andere Darstellungen aus dem Kriegsleben, mit denen er seine holländischen Landschaften staffiert, geschickt entgegengekommen. Er ist dadurch der Schöpfer einer eigenen Gattung von Kriegsbildern geworden, in denen Philips Wouwerman ein paar Jahrzehnte später seine Meisterwerke geschaffen hat. Kriegsbilder nicht im Charakter unserer modernen Schlachtenbilder, keine pathetisch aufgebauschten Illustrationen, sondern schlichte Darstellungen der holländischen Landschaft mit mannigfacher Staffage aus dem Kriegsleben, wie es sich damals abspielte.

Esaias hatte noch zwei Brüder, die Maler waren: Anthony und Willem van de Velde. Von Anthony wissen wir so gut wie nichts, sowohl in bezug auf sein Leben wie auf seine künstlerische Tätigkeit. Die Angabe im Wurzbachschen Künstlerlexikon, daß bei seiner Heirat in Amsterdam sein Bruder Esaias Zeuge gewesen sei, kann sich keinesfalls auf den Sohn des alten Schreibmeisters und den Bruder des Esaias beziehen, der schon 1630 starb. Als Künstler kommt er jedenfalls nicht in Betracht und kann uns hier ebensowenig beschäftigen wie die Fragen, wann und wo die Söhne des alten Schreibmeisters geboren sind, die immer noch nicht voll gelöst sind.

Digitized by Google

Digitized by Google

Flache Flußlandschaft. Gemälde von Adriaen van de Velde. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Digitized by Google

Die Fähre. Gemälde von Adriaen van de Velde. Amsterdam, Reichsmuseum

namigen ‚Schiffers', ist noch strittig; Wurzbach gibt in seinem „Niederländischen Künstlerlexikon" beides an. War er dann vielleicht der Enkel des Kalligraphen? Willem war nicht eigentlich Maler, sondern Schiffs- und Marinezeichner. Er hatte als solcher den größten Ruf; war doch der Geschmack des großen Publikums damals fast der gleiche wie noch heute: die Illustration, die treue Zeichnung der Seeschlachten, welche die holländische Flotte gegen die Franzosen und gegen die Engländer lieferte, interessierte mehr als die höchste malerische Leistung. Sowohl die Generalstaaten wie später der König von England schätzten den Künstler aufs höchste und verlangten seine Anwesenheit in den Seeschlachten, deren Darstellung er mit ängstlicher Treue abgezeichnet hat, wie schon fast hundert Jahre früher H. C. Vroom die Seesiege gegen die Spanier im Staatsauftrag verewigt hatte. Daher besitzen das Museum zu Amsterdam und die Königliche Sammlung in Hamptoncourt noch eine ganze Reihe dieser pedantisch nüchternen, bald nur mit der Feder gezeichneten, bald grau in grau gemalten Flottenansichten und Seeschlachten. Sein berühmter, 1633 in Leyden geborener Sohn Willem wurde mit dem Vater 1674 für den englischen Hofdienst gewonnen, nur um die Zeichnungen der Seeschlachten seines Vaters auszumalen, obgleich er schon mit zwanzig Jahren in ihrer Art unübertroffene Seebilder gemalt hatte.

Willem van de Velde d. J., der gleichfalls solche großen Flottenrevüen und Seeschlachten von Staats wegen zu malen hatte, hat daneben noch eine außerordentliche Zahl von Seestücken gemalt, die alle sehr sorgfältig durchgeführt sind. Die Leichtigkeit im Schaffen verdankte der Künstler der sorgfältigen Erziehung des Vaters, der ihn von frühester Jugend an beim Zeichnen seiner Schiffe heranzog, der aber einsichtig genug war, um ihn nach diesen gründlichen Vorstudien zu einem wirklichen Maler, zum tüchtigsten Seemaler der ersten Blütezeit der holländischen Kunst, zu Simon de Vlieger in die Lehre zu geben. Es waren die letzten Jahre dieses trefflichen, vielseitigen Künstlers, in denen er seine besten Bilder schuf. Vor solchen Ge-

Digitized by Google

Der Künstler und seine Familie auf dem Lande. Gemälde von Adriaen van de Velde
Amsterdam, Reichsmuseum

mälden wurde der junge Willem van de Velde rasch zum wirklichen Maler; ja, seine frühesten datierten Bilder, die er schon 1653 mit zwanzig Jahren malte, grade im Todesjahre seines Lehrers de Vlieger, gehören zu den besten Gemälden, die er in seiner langen Schaffenszeit (er starb 1707) hervorbrachte. Die warme, sonnige Wirkung und das farbige Helldunkel, wie sie grade diesen frühesten Bildern eigen sind, waren damals nach dem fast farblosen Helldunkel und der Tonmalerei der vorausgehenden Zeit unter dem Vorgehen von Rembrandt Allgemeingut der holländischen Malerei. Für das Seebild, für das der graue Himmel und die einförmige, kühle Fläche der Nordsee selten nur günstige Motive für diese malerische Auffassung bot, wußte sich der junge Künstler diese künstlich zu schaffen, indem er nun dichte Wolken bei vollem Sonnenschein am Himmel aufziehen ließ, deren helles Licht die stille Meeresfläche widerspiegelt, oder durch die Rauchwolken der Salve eines imposanten Kriegsschiffes einen ähnlichen Lufteffekt festzuhalten wußte. Bilder wie der „Strand bei Scheveningen“ in der Galerie Huldschinsky in Berlin, dessen feine farbige Staffage sein Bruder Adriaen malte, wie der „Kanonenschuß“ im Reichsmuseum zu Amsterdam, wie ein ähnliches Bild der Berliner Galerie oder die „Stille See“ in der Galerie zu Kassel (von 1653) — um nur die nächstliegenden zu nennen — geben einen Begriff, wie der Meister durch Anordnung der Schiffe und ihrer Takelage, durch Aufbau der Wolken, durch spiegelglatte oder bewegte See sich reiche Gelegenheit zur mannigfachsten Wiedergabe der feinsten Licht- und Lufteffekte, zu schönem Farbenspiel und wirkungsvollem Helldunkel zu verschaffen wußte.

Mit Rembrandts Tode im Oktober 1669 schien das warme Licht, das die Bilder der tüchtigen holländischen Meister vergoldet, das farbige Helldunkel, das sie unserem Herzen so nahe bringen, wie auf ein gegebenes Zeichen plötzlich erloschen. Einfache, nüchterne Tagesstimmung herrscht hinfort in den Werken fast aller holländischen Meister, auch des Willem van de Velde. Aber sein außerordentliches Können, seine feine Empfin-

Digitized by Google

Digitized by Google

Strandbild. Gemälde von Willem und Adriaen van de Velde. Kassel, Gemäldegalerie

Digitized by Google

Die Farm. Gemälde von Adriaen van de Velde. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

kennung verdienen, so zeigen doch Auffassung und Empfindung, daß diese Themata seiner Begabung und seinem Interesse fern lagen. Das kleine Bild eines jungen Mädchens im Begriff ein Glas mit Wein zu leeren und ein paar Selbstporträts zeigen, daß er auch als reiner Genre- und Porträtmaler Tüchtiges zu leisten imstande war. Aber sein wahres Feld, seine Freude war und blieb die belebte Landschaft, vor allem die heimische Landschaft. Freilich hat der Künstler auch eine Reihe von Bildern gemalt, in denen Motive in der Landschaft, namentlich die Bauten und Ruinen, gelegentlich auch die Hirten in ihrer Tracht italienisch erscheinen; aber der ganze Charakter der Landschaft wie der Figuren und vor allem der Tiere ist dabei echt holländisch, so daß die Annahme wahrscheinlich ist, der Künstler habe diese kleinen italienischen Versatzstücke seinen verwandten Landsleuten, die damals aus Italien zurückkamen und mit großem Erfolg italienische Motive malten und radierten, einem Pieter van Laer, Karel Dujardin und Nicolas Berchem, abgesehen. Auch der Umstand, daß diese Bilder aus seiner letzten Zeit sind, während ein halbes Dutzend Radierungen, die die Jahreszahl 1653 tragen, solche römische Motive in noch stärkerem Maße aufweisen, dagegen alle frühen Gemälde nur die einfachsten Motive aus der holländischen Landschaft zeigen, bestärkt diese unsere Annahme.

Gegenüber diesen späten, auf gut italienisch arrangierten Gemälden aus den letzten Jahren des Künstlers, die auch technisch durch Durchwachsen des Grundes und Nachdunkeln gelitten haben und trotzdem von den Sammlern der alten Schule besonders gesucht waren, stehen die einfachen Motive der holländischen Landschaft mit wenigem weidenden Vieh aus seiner Jugendzeit (mit Daten zwischen 1655 und 1659), die durch ihre Wahrheit, den weichen Schmelz der Malerei, die helle, sonnige Stimmung den Gemälden seines großen Vorbilds, des Meisters in der individuellen Wiedergabe der Haustiere, Paulus Potter, kaum etwas nachgeben, sie aber in der landschaftlichen Stimmung übertreffen. Ein charakteristisches Hauptwerk der Art bilden wir hier ab. Dann folgen seine Meisterwerke, die in der Zeit von etwa 1658 bis 1668 entstanden sind; umfangreicher, sehr viel mannigfaltiger in den Motiven, vollendet im Aufbau, von einer Schärfe in der Beobachtung der Jahres- und Tageszeiten, bis in die Charakteristik des Laubwerkes, von einem Duft der Atmosphäre, einer Feinheit des Lichts, einer Zartheit und Harmonie der Lokalfarben und einem Schmelz ihrer Behandlung, wie wir sie in gleicher Meisterschaft bei keinem an-

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde von Jan Jancz van de Velde. Haag, Museum

dern holländischen Maler wiederfinden. Nicht die wenigen großen Gemälde dieser Zeit (wie der „Auszug Jakobs“ in der Wallace Collection oder die „Fähre“ in Schwerin, 1659, mehrfach kleiner wiederholt) sind darunter die Hauptwerke, sondern die Bilder mittlerer Größe mit einer mäßigen Zahl von Figuren und Tieren, sowie kleine Meisterstücke, in denen Adriaen regelmäßig ein wunderbar geschlossenes, höchst anmutiges Bild gibt. Am häufigsten sind die Darstellungen von ruhendem und weidendem Vieh; ein Meisterwerk der Art in der Berliner Galerie (vom Jahre 1666) gibt unsere farbige Abbildung wieder. Ihm steht der „Sonnenaufgang“ im Louvre gleich. Mit Vorliebe und Meisterschaft gibt der Künstler auch Jagdszenen: Den Aufbruch zur Jagd mit den Jägern und Jägerinnen zu Pferde und der Meute, seltener die Jagd selbst. Motive, die an Ph. Wouwermans erinnern, sind die „Vedette“ im Kasseler Museum, die „Offiziere am Wirtshaus“ in der Leipziger Galerie, das „Pikett“ in Dessau, die „Heuernte“ und ähnliche Darstellungen. Seine kleinen Winterlandschaften, in denen sich eine bescheidene Zahl von Figuren bei mattem Tageslicht auf dem Eise bewegen, sind in der Feinheit der landschaftlichen Stimmung ebenso ausgezeichnet wie in der Anordnung und Zeichnung der Figuren. Seine mit Fischern und Spaziergängern belebten

Digitized by Google

Aufbruch zur Jagd. Ausschnitt aus einem Gemälde von Adriaen van de Velde. Buckingham, Galerie

Strandansichten, von denen wir ein Hauptwerk in Kassel wiedergeben (1658), wetteifern mit denen des Jakob Ruisdael. Wie die Winterstücke gehören sie zu den Meisterwerken der holländischen Landschaftsmalerei überhaupt; und doch schwankt man fast bei jedem dieser Bilder, ob man nicht den Figürchen, mit denen er sie belebt, den Vorzug geben soll. Landschaft und Staffage sind bei Adriaen van de Velde unzertrennlich; er dachte sie stets zusammen, deshalb wirken sie so einheitlich, stehen sie so einzig da in der klassischen Zeit der holländischen Malerei. Durch die zarte Empfindung, die uns besser als alle Biographen den liebenswürdigen, zartbesaiteten Menschen verraten, erhalten sie ihren ganz besonderen Charme. Seinen gefälligen Charakter, aber zugleich sein eminentes Talent, das Zusammenwirken der Figuren mit der Landschaft auch bei dritten Künstlern zu entdecken und sie im Charakter solcher ihm selbst oft sehr fernstehenden Landschafter damit auszustatten, bekunden Hunderte von Landschaftsbildern seiner

Landschaft. Farbige Zeichnung von Adriaen van de Velde. Berlin, Kupferstich-Kabinett

Digitized by Google

Gesellschaft auf der Terrasse. Gemälde von Esaias van de Velde. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Digitized by Google

Zeitgenossen in Amsterdam und Haarlem, in deren Gemälde er die Staffage malte: für Hobbema, Jacob Ruisdael, Jan van der Heyde, Philips de Koninck, Jan Wynants, Willem van de Velde, Jac Hackaert, Frans Moucheron usf. Nicht selten erhalten diese Landschaften erst durch Adriaens Staffage ihren vollen künstlerischen Akzent, eine Belebung zugleich in Licht und Farbe, die sich zudem in der Zusammenfassung in wunderbarer Weise der malerischen Behandlung der betreffenden Landschaft anpaßt. Als der Tod den jungen Künstler plötzlich aus ihrer Mitte riß, trauerte die ganze Künstlerschaft von Amsterdam um den Verlust dieses einzigen, stets hilfreichen Freundes.

In den beiden Brüdern Willem und namentlich Adriaen van de Velde hatte die außerordentliche künstlerische Veranlagung ihren Höhepunkt erreicht, sie erschöpfte sich aber auch in ihnen. Freilich hatten sowohl Esaias wie Willem d. J. jeder mehrere Söhne, die wieder Maler wurden, aber sie betätigten sich nur als Gehilfen bei den Arbeiten der Väter oder als deren Nachahmer.

Zu einer künstlerischen Selbständigkeit brachte es nur Jan van de Velde d. J., der, 1620 zu Haarlem geboren, mit großer Wahrscheinlichkeit als der Sohn des Radierers und Stechers Jan betrachtet wird. Er beschränkte seine Tätigkeit auf die Anfertigung kleiner Stilleben, Darstellungen eines bescheidenen Frühstücks, die durch delikate, weiche Behandlung und tonige Färbung von einer recht tüchtigen malerischen Wirkung sind, etwa den ähnlichen Stilleben eines Luttichuis verwandt.

Leichte Brise. Gemälde von Wilhelm van de Velde. Haag, Museum

Digitized by Google

Das Feuerhorn

Novelle von Hans Friedrich Blunck

Hans Owens blieb in der Nähe des Gärtners stehen und sah eine Weile zu, wie der Alte aus den Himbeeren das verblühte Gestrüpp ausschnitt, mit viel Sorgfalt die jungen grünen Triebe auf ihren Wuchs prüfte und die schönsten schon für das folgende Jahr reinigte und festband. Owens suchte seine Muße im Zuschauen zu finden. Er spürte den mangelnden Schlaf der letzten Nächte leidig in Gedanken und Gliedern und war doch zu träg, selbst in der Nachmittagshitze mit Hand anzulegen.

Der Gärtner wartete auf seine Hilfe, der Herr Doktor sprang ihm sonst nach Kräften bei, die Fruchtbeete des kleinen Sommerhäuschens in Ordnung zu halten. Aber er hatte auch eine feine Witterung für alle Launen seines Herrn. Er wußte, wenn der zu dieser Zeit nachschauen kam, war aus der Nachmittagsruhe nichts geworden und wenn er jetzt nicht half, fühlte er sich wieder mißmutig und fragte ihn, — der berühmte Herr, der Buch um Buch schrieb, fragte ihn, warum die Menschen nicht auch zum Herbst schlafen gehen dürfen, wie die Bäume, oder, noch ärger, ob nicht das Leben eine dumme Einbildung sei, über die man eines Tages lächeln würde.

Ein fremder Schritt im Kies, fest, ein wenig schwer. Der Arzt Ubbeloh kam vom Seeufer herauf, ein halber Seemann in Gang und Tracht.

„Ubbeloh, du?“ Hans Owens lachte auf, die Grübelei in seinem Antlitz war verflogen. „Bist du auf Urlaub? Nein doch, eine größere Freude konntest du mir nicht machen! Du bist mit dem Boot da?“

„Ja, bis morgen, wenn du willst. Ich hol' mir eines der Kinder vom Bahnhof.“

Owens machte ein enttäuschtes Gesicht vor dem älteren Freund. „Einen Tag nur? Bleib eine Woche!“

Aber Ubbeloh lachte kopfschüttelnd, er nahm den Freund unter den Arm und schob ihn polternd zum Gartenhäuschen hinüber, das rot und buntumblüht von der Höhe zum See hinüberblickte. „Was hilft mir deine Woche Einladung, wenn du mich am ersten Tage hungern läßt. Ich hab' mich bei der Flaute sieben Stunden gequält.“

Da tat Owens von Herzen erschrocken, schrie in die Küche nach der alten Gärtnersfrau und verlangte einen hochgefüllten Tisch, zumindest aber den Hecht, der fast unberührt geblieben war, und Dickmilch zuvor, und sofort zwei rohe Eier, — er wußte gar nicht, wo er anfangen sollte.

„Deine Frau ist nicht hier, Owens?“

„Muß ihre Mutter pflegen, ich hab' mir schon meinen Neffen verschrieben. Hätt' ich gewußt, daß du kämst —“

„Einsamkeit? Zeig' dich mal, lieber Kerl. Ein bißchen mickerig um die Augen. Zu viel geschafft?“ fragte Ubbeloh drohend.

„Herbstschwermut, oder wie du es nennst! Es hat mich diesmal etwas hart angefaßt.“

Ubbeloh hatte eine vorlaute Frage auf der Zunge. Da kam die Gärtnersfrau mit den Eiern, sie klapperte mit Schüsseln und Geschirr und ging wieder.

„Hör' mal, Owens, ich schlage mir die Eier in die Tasse, hast du einen Kognak?“

„Hier!“

„Ist er gut, Owens? Ich bin deinetwegen heute früh vor Dämmern von Klaas Lenzen ausgefahren, der einen vorzüglichen hatte. Und übrigens eine kleine Deern zum Einschenken dabei, soll ich dir mal erzählen, was ich mit der erlebt habe?“

„Los!“ sagte Owens, riß ein Streichholz an und hob die halbe Zigarre vom Aschbecher.

„Nichts hab' ich erlebt, ich wollte bloß dein neugieriges Gesicht dazu sehen.“ Da mußten sie beide lachen. —

Als Ubbeloh gegessen hatte, warfen sie sich plaudernd in die Stühle, die Gesichter zum blauen See. Auf dem schönsten Platz vor der Hauslaube saßen sie, den Wind im Angesicht, alles gelbe Sonnenflimmern von weither in den Augenwinkeln. Was gab es nicht alles an Büchern und Segelfahrten, an Landessachen und Leutegeschichten und hundertlei Dinge zu erzählen. Aber als Owens daran spann, spürte er mitten in einer Atempause jene jähe Erschöpfung, die ihn wie eine böse Laune seit Tagen anfiel, eine fliegende Hitze jagte unter der Haut. Er versuchte sie vor dem Freund zu verbergen, sah gereizt nach der Uhr und sprang auf. „Da hab' ich ganz vergessen, daß ich die beiden Jungens abholen muß!“

„Ruhig Blut, Owens, ich soll auch zur Bahn. Wir haben Zeit genug!“

Als der Zug schnaufend und prustend in den Bahnhof einfuhr, wollte sich erst keine Tür auftun. Endlich zerrte es weitab verzweifelt an einem Riegel, ein Fenster rollte klirrend nieder, zwei hochrote Köpfe fuhren hinaus, zwei Arme, die nach unten langten,

Digitized by Google

bis der Bahnhofsbeamte helfend kam. Als er öffnete, polterte ein junger Bursch gleich mit der Tür hinaus, sammelte seinen Hut wieder auf und dienerte nach drinnen.

Ein kleines winkendes Händchen beugte sich zu Ubbeloh. Dann stieg sein Mädchen treppab, Schritt um Schritt, die feinen Füßchen bis über die Enkel frei, ein verlegenheitsheißes, blühendes Gesicht unter dem Kinderhütchen.

Hinter ihr aber, polternd mit Taschen und Koffern, der zweite Ritter.

„Ist das dein Kind?" fragte Owens den Freund erstaunt. Ubbeloh verzog gereizt den Mund, er wußte nicht, ob er grob oder höflich sein mußte. Es war das erstemal, daß er junge Leute um sein Kind sah.

Da versuchte Owens eine Art Vorstellung. „Mein Neffe Bertram und sein Bundesbruder Ingwersen, — so war doch der Name? Mein Freund, Doktor Ubbeloh. Und Sie sind Fräulein Almut?" fragte er zuletzt, weil niemand etwas sagte.

Das Mädchen wurde sehr rot, gab Owens die Hand und sah bei ihm vorbei. Sie wippte kindlich verlegen auf den Fußspitzen, wußte wohl nicht, wie behende gespannt ihre Jugend dabei erschien. Dann ein mutiger Atemzug, ein feines Jungmädchenlächeln: „Ich hab' so viel Schönes von Ihnen gelesen, Herr Owens!" sagte sie hell. „Ich freue mich so sehr, Sie zu sehen." Es war, als hätte sie sich das Wort lange vorgenommen, sie seufzte erleichtert, als es heraus war.

„Nun aber los," knurrte Ubbeloh. Seine Finger strichen gereizt um den Hals, ihm fiel ein, daß er nur einen blauen Strickschal darum hatte, der nicht in diese Feierlichkeit paßte. —

In der Laube war gedeckt, der Blick konnte über den weiten, schier endlos scheinenden See hinüberschweifen.

Unruhig, mit überschnellen Worten folgte Owens der Unterhaltung, hastig lud er die Gäste ein zu essen und zu trinken. Aber seine Blicke sanken immer wieder auf seine Hände zurück, schweiften zwischen den Gesprächen zu den glutroten Ufern, zu der unersättlichen Buntheit der warmen umgestürzten Dämmerung im See. ‚Warum habe ich keinen Teil an ihrer fröhlichen Bewegung?' dachte er dabei mitten im Weinschenken.

„Herr Doktor!" Eine kleine Mädchenhand nahm ihm das schwankende Geschirr ab und stieß ihn vorwurfsvoll an.

Owens erschrak über seine Abwesenheit. Teller klirrten, die Gärtnersfrau räumte die warme Vorspeise ab. Almut Ubbeloh half ihr und sorgte mütterlich für jeden. Als man sie dafür lobte, ließ sie es, warf sich in den Stuhl, knabberte mit weißen Zähnen am Weinglas und trank es mit einem Schluck leer.

„Almut!" drohte Ubbeloh. Gleich packten die beiden Studenten nach dem Kristall, um ihr neu einzuschenken. Es sah sehr lustig aus, als sie sich darum stritten.

„Wer hat denn das bessere Recht, Fräulein Ubbeloh? Der Ältere an Jahren?"

„Oder wer länger die Freundschaft hielt?" fragte Ingwersen.

„Herr Owens!" sagte das Mädchen schelmisch und schob dem Dritten ihr Glas zu. Dabei sah sie ihm wieder voll ins Gesicht, einen Augenblick lang, wie aus einer erstaunten Ungläubigkeit seiner Nähe. Gleich ließ sie die Augen sinken, lächelte, als sei's zu den Worten der beiden Eiferer und hob den Blick auch nicht noch einmal zu Owens auf. Der aber ließ einige Atem lang Ubbelohs Fragen nach Wein und Jahrgang liegen und merkte auf seine Nachbarin.

‚Sie wird einmal sehr schön und klug sein,' sagte Owens zu sich selbst. ‚Und eine gute Hausfrau, sieh nur, wie sie für ihren Vater sorgt.'

Da betreute sie auch ihn, wunderlich mild und warm war die kleine reifende Hand, die ihn streifte. Mitten darin blieb aus einem versteckten Atemholen jäh wieder ihr Blick auf seinem Gesicht, fiel erschrocken auf den Tisch. ‚Warum wagt sie dich nicht anzuschauen?' dachte Owens.

„Wann hab' ich Sie zuletzt gesehen?" fragte er, „es sind vier oder fünf Jahre her, ich sagte noch Du zu Ihnen."

Sie nickte, die weißen Zähne blitzten. „Und jetzt sagen Sie es nicht mehr," fragte sie, die Augen auf dem Tisch. „Ach, ich hab' in der ganzen Schule davon erzählt und war so stolz darauf!"

„Denk mal an," sagte Ubbeloh rauschend, „als ich sagte, ich würde dich besuchen, haben die Frauen mir das Beste aus dem Keller geholt, so schwärmt alles Volk von dir!" Er winkte der Tochter und holte umständlich die Bootsschlüssel aus der Tasche.

„Laß sie hier," bat Owens, „laß sie uns Gesellschaft leisten!"

„Wer leistet dir Gesellschaft, ich bin deine beste Gesellschaft," knurrte Ubbeloh, es klang gereizt und ein wenig eifersüchtig. —

Owens schlief schlecht in jener Nacht, er erhob sich früh und legte sich eine Arbeit auf, bis Ubbeloh käme. Mit der steigenden Sonne stand jedoch wieder der braune Herbstschein im Glas und drückte auf sein Werk.

‚Wenn der Herbst nun einmal anhielte und kein Frühling mehr käme,' dachte er jäh, ‚hast du dir schon Heiterkeit genug geborgen?

Digitized by Google

Was gilt all deine Arbeit vor dem großen Sterben ringsum?'

Ein Geigenlaut kam durch die Landschaft, rückwärts nach der Straße zu. ‚Fahrende Wanderer,' dachte Owens, schob die Blätter zur Seite und ging in den Garten.

Zwei Spielleute hatten sich eingeschlichen und grüßten tief, als Owens in halber Neugier näherkam. Der eine der beiden hatte einen großen Schlapphut auf, aber seine Flöte pfiff und quirlte, daß das Herz im Leibe hüpfen mußte. Der Himmel war jetzt in voller Klarheit aufgebrochen, Sonne lag weithin über den buntscheckigen Hängen und dem gebräunten Schmelz der Wälder. Der Tau war verdampft, warm und weich war das Gras um die Schuhe. Owens hatte sich auf die Bank zwischen den Blautannen niedergelassen. Langsam kam sein Fuß in den Takt des Lieds, klopfte er an die Bank und sah die alten Tennentänze der Bauern zu dem Lied der Geiger. Es bracht' ihm Spaß, sich in seine Knabenzeit zurückzudenken. — Vom Haus kam ein kleiner Schritt herüber, kaum berührte der Fuß den Kies. Kam da nicht ein Bote von Ubbeloh?

Die Spielleute hatten aufgehört, sie waren sich nicht ganz einig, was jetzt folgen sollte. Aber der Sonnenschein hatte keine Zeit, er ringelte sich schon wieder goldflüssig aus dem Buchenlaub und eine kleine verzagte Stimme rief: „Herr Owens, Herr Owens!"

Der wandte sich mit einem Ruck herum, tat sehr überrascht und bat, sich zu ihm zu setzen.

„Vater ist sehr böse, daß Sie noch nicht zum Boot gekommen sind!"

Owens antwortete nicht darauf, er winkte den Spielleuten fortzufahren. Des Mädchens Augen sprangen hell auf, ihre Schuhspitzen begannen zu wippen, ein kleines schelmisches Lachen zog über ihr Gesicht.

„Tanzen," schrie der Pfeifer, drehte sich selbst und schwang den zerlumpten Stiefel. „Danzmusik! Danzmusik!" Jetzt drehte sich auch der Geiger um die Geige und alle Sonnenkringel überkugelten sich und alle Blätter spielten im goldenen Licht. Und Almut Ubbeloh nickte Hans Owens zu, hing ihm schon wie von ungefähr im Arm und schwebte um ihn, er spürte keine Last, nur die federleichten Arme und das kleine biegsame Mieder unter seiner Hand. Und mitunter die trippelnden Füße, die über seine schweren Tanzschritte hinweghüpfen mußten.

Den Blick hatte das Mädchen noch abgewandt, Owens sollte wohl nicht sehen, wie strahlend er war. Da rutschte der Geiger ins Knie, um ihre Augen grinsend aufzufangen. Sie flüchtete erschrocken näher zu Owens und er hatte ihren Atem und ihr volles schwärmendes Lachen vor sich, überschwenglich und doch von einer mädchenhaften Herbe überglüht, — der Mann hatte Mühe, sie nicht an sich zu reißen und vor Lust an ihrer Schönheit auf den Mund zu küssen. — Owens erschrak sehr über sich, ließ die Tanzende fahren und fand die Bank wieder. Als er ihr jedoch zu folgen winkte, sieh, da kreiste das Mädchen weiter, den Kopf gesenkt, die Hände an den Kleiderfalten. „Vor Hans Owens tanze ich!" lächelte sie und knickste. Die Augen hob sie noch nicht, aber das Schelmengesicht glühte vor Lust und Schreck über den eigenen Mut.

Da kam ein Ruf von der Haustür, ein eiliger Schritt und der junge Ingwersen fing schweigend den Tanz des Mädchens auf. Er war ein schlanker Gesell, wie aus dem Unwirklichen jäh für sie bestimmt.

Und Owens sah zu, wie die zwei sich drehten und wirbelten und mit neuen Schritten jeden Takt einfingen und im Gras gleichsam wieder klingen ließen. Töricht dünkte ihn sein Tanzen, wie ein eifersüchtiger Liebhaber saß er da, — er hielt das Wort fest, ja, wie ein Liebhaber vor diesem Mädchen. Aber wie er noch einmal zu ihr hinüberschaute, dünkte ihn das dichte Rot auf Almut Ubbelohs Wangen glühender als aller Brand des Herbstes, das Wildhaar reicher als die Ströme fliegenden Laubes und ihr schlankes Magdtum süßer als seiner Heimathügel geliebte Gestalt.

*

Was war aus dem Tag geworden? Was war aus Hans Owens geworden, der nicht lebte und sann denn für sein Werk? Gleich vielen Tagen erschienen ihm jetzt die wunderlichen Stunden, die vorübergegangen waren. Er wagte kaum um sich zu blicken, meinte, jedermann müsse die Trunkenheit sehen, in der er sich bewegte.

Bis zum Mittag hatte er mit Ubbeloh und Almut gesegelt. Dann ging er heim, um zu ruhen, der Arzt hatte es ihm befohlen. Aber er schlief nicht eigentlich. Jener Bildertraum des Halbwachseins drehte sich vor ihm ab, er redete wirre Worte in unbekannte Landschaften hinein, sah plötzlich den drohenden Ubbeloh, rang mit Ingwersen und wachte auf, weil er des Mädchens Name laut im Munde führte, erschrocken, ob jemand ihn hatte reden hören.

Eine Weile schlief er wieder, dann weckte ihn jenes Angstgefühl der Übermüdung, das ihn oft in den Nächten auftrieb und in eine überreizte Verlassenheit verfallen ließ. Seltsam nur, als er es heute kommen fühlte, vermochte er es weiter zu weisen. Ja, er schüttelte es körperlich ab, das Mädchen, das

Digitized by Google

er in seiner Nähe geträumt hatte, gab ihm eine barmherzige Kraft, die ihn ebenso erstaunte, wie mit leiser Beschämung erfüllte.

Owens fuhr mit den Händen über die Augen. Er richtete sich auf, der Wind fuhr milder, der See lag im Widerschein mittäglichen Höhenrauchs, blasser als in der Frühe, aber voll Sonnenschein, der in alles hineinleuchtete. ‚Was ist eigentlich mit dir?' fragte er sich beengt.

Schritte kamen vorbei, es waren die Studenten. Der Wind trug Owens ihre Worte zu.

„Ich kann dir nur sagen, es geht einem durch und durch!" Ingwersen suchte nach einem Grund. „Es ist so ein Wachen und Lachen bei dem Kind, man kann nicht anders!"

„Das dauert bei jeder, bis sie zum erstenmal — küßt und darum weint," drohte Bertram. Es war ein verwünscht eifersüchtiger Tonfall in der Frage.

‚Warum sollte sie weinen müssen?' dachte der Horcher erschrocken. Die beiden waren gereizt stehengeblieben. Da nahte ein schwerer Schritt, Owens schloß die Lider und sie gingen weiter.

Ubbeloh kam über den Kies. Er warf sich neben Owens in den Ruhestuhl, räusperte sich und meinte halblaut, er wolle gewiß nicht stören.

„Nein, das tust du nicht," sagte der andere lächelnd, schlug die Augen auf und suchte in des Freundes Antlitz nach einem Zug, nach dem sein Kind geartet wäre.

„Höchste Zeit, Jung', daß ich hier vor Anker ging!"

„Warum?"

„Weil ich mit dir reden muß! Hör'," sagte der Freund langsam, „hör', Owens, man kann zu viel Karren schieben und hält's nicht durch, man kann zu viel Börsenjobbern und muß ins Sanatorium. Aber für deine Art Werk gibt's nur eins: Sparsamer brennen lernen! Du verschwendest dich!"

„Arzt, hast du sonst kein Mittel?"

„Nun," sagte Ubbeloh gutmütig, „vielleicht noch die Welt ansehen, eine große Freude erleben, etwas ganz lächerlich Unwichtiges wichtig nehmen. Aber Junge, nicht weiterspannen, du bist an einer bösen Wende."

„Eine große Freude?" wiederholte Owens zweifelnd.

Ubbeloh warf sich ärgerlich im Sessel. „Komm vier Wochen an Bord zu uns. Laß dich mal furchtbar langweilen von uns, sollst sehen, was du für vergnügte Augen kriegst. Oder, — hör', mir geht's gut, nimm von mir was du willst, reise, — verwünscht, Owens, dein Werk gehört nicht dir allein."

Der wiegte den Kopf. Warum drängte Ubbeloh nur? Heiterkeit war ihm die Welt heute, Fröhlichkeit und blaue Brise überm See. Still blickte er in die fahrenden Windwolken und wunderte sich.

Mit dem Schlafen war es indes aus. Als sie langsam zum Ufer schritten, liefen die beiden Burschen voreinander mit langen Stöcken zum See. Ein Mädchen winkte von unten, es sah wie nach Verabredung aus.

„Was haben die drei?" fragte Owens. Seine Stimme klang überrascht, der volle Klang brach ein wenig um.

„Ich weiß nicht, was du an dem grünen Zeug findest," knurrte Ubbeloh, „aber wir können ja sehen!" Er hoffte Owens vom Weg ins Boot zu treiben, faßte ihn am Arm und zwang ihn zu einer Art Trab. Sie holten die beiden Studenten auch bald ein. Hechtschnüre hatten sie sich gebunden.

„Saht ihr was?"

„Wir nicht, aber Fräulein Ubbeloh hat welche gesehen."

Die wartete auch schon wie ein Jäger an der Schleuse, scheuchte die Männer aus dem Schattenfall und sah mit offnem Mund in den blinkenden, lehmigen Grund. Ihr Kleid hatte sie geschürzt, um das Haar trug sie ein grünbuntes Kopftuch, das gerade noch die Löckchen freigab.

„Her mit der Schnur!" Sie ruderte mit der Hand rückwärts, um den Stock zu fassen, ohne den Hecht aus den Augen zu verlieren, spannte dabei ihre Glieder behutsam und sah in dem Augenblick so liebreizend aus, Ingwersens Hand, die den Stock hinüberreichte zitterte, so vernarrt war der Jung'.

Kleine goldene Lichtstäbe eilten über den Grund. Das moosige Schleusenholz war dürr und bröckelig, das Wasser stand blinkend tief und strömte sanft vorbei. Unsichtbar sank der Ring in die Tiefe. Dann jäh ein Schatten, ein Laut, wie ein Ruderschlag, — das Wasser peitschte die Schleusenwand.

„Beinah," seufzte das Mädchen und sah sich fauchend um, als wartete sie auf das Lachen. Aber das blieb aus.

„Ich hab' noch einen Hecht gesehen," sagte sie freundlicher, „wer soll's jetzt wagen?" Da baten sie alle vier um Rute und Hecht. „Du hast nicht die Ruhe, Vater," sagte Almut kopfschüttelnd. Ihr Blick glitt hilflos an Owens vorbei, sie wählte unter den Jungen.

„Es ist Ihre Angel, Herr Ingwersen," sagte sie geschickt, wies zum Graben und ging voran. Sie folgten ihr alle, Ubbeloh knurrend, Owens in einer verblüfften Eifersucht. Er spürte es und erschrak darüber. ‚Du bist närrisch, du mußt auf anderes zu reden kommen,' dachte er. Ubbeloh versprach gerade eine bauchige Flasche für den ersten Hecht.

Digitized by Google

Da rief Owens Bertram zu sich. Aber der starrte mit halbem Auge zu Ingwersen hinüber, der vorgebeugten Leibes auf einem Stein stand und die Hechtschnur aus der Höhe niedersinken ließ.

„Wollen wir wetten, Ohm, daß er vorbeilangt?"

„Warum sollte er ihn nicht fangen?"

„Hab' du mal die ruhige Hand mit solchem Racker im Rücken."

‚Hier scheinen alle verhext zu sein,' dachte Owens.

Er blickte mißtrauisch zu Ubbeloh hinüber, als ob der davon wissen müßte.

Da ein Anziehen, ein Aufblicken aller Augen, dann verwünschte Ingwersen laut alle platzenden Hechtschnüren. Die andern seufzten auf, so freuten sie sich, daß ihm der Fang nicht gelungen war.

Das Mädchen gab es auf, sie hielt sich befangen zurück, seit Owens wieder in ihrer Nähe war. Aber Ubbeloh wollte nicht heim, ohne sich versucht zu haben. Er drang auf Bleiben, schwor den Studenten einen durstigen Abend zu, wenn sie ihn im Stich ließen. Da drückten die zwei ihm die letzte Schnur in die Hand und machten sich auf, gegen Licht und Laut den Graben entlang, den Hecht wieder zu suchen. ‚Ich werde auch helfen müssen,' dachte Owens, ihm wurde unbehaglich, als er allein mit Almut zurückblieb. Sie wandte den Blick ab, schaute den drei Fischern nach.

Dann begann sie freundlicher von ihrem Vater zu erzählen, Wort um Wort suchend, während sie den Vorauseilenden folgten. Ihre fast sachliche Art breitete Ruhe um sie hin. ‚Was hattest du nur?' suchte Owens und sah ihren ernsten Mund, der ein wenig vorsichtig erzählte, wie oft die Ubbelohs früher bei Owens zu Gast gewesen waren.

„Vaters Praxis ist heute so groß," seufzte sie. „Und wir Frauen in der Stadt verschwenden uns in kleinen Dingen."

‚Wie sie altklug redet,' dachte Owens freundlich. Sie war bei diesen Worten nichts als Ubbelohs Tochter, ohne Anspannung konnte er sie beobachten.

Da fing sie einen Blick von ihm auf, hielt ihn einen Atem lang fest und es war, als bräche sie übermütig seinen Frieden. Ihr Gesicht überzog sich mit Schelmerei, ein Werben, Verlegensein, Ausweichen und wieder verstecktes jungmädchenhaftes Lächeln aus Augenwinkeln und Grübchen war da.

„Wenn Sie wüßten, wie Vater Sie mir geschildert hat, — ich muß lachen."

„Hat er mich so alt gemacht?"

Sie biß sich auf die Lippen. „Nein, so ganz unnahbar, so, — ich weiß nicht wie heilig. Ich hatte solche Furcht, den berühmten Mann kennenzulernen."

„Ich werde ihn gleich zur Rede stellen."

„Dann verrate ich nie ein Wort mehr. In Ihren Büchern ist übrigens oft so einer, wie Vater Sie ausmalte. Ja, ich muß mir schon solch Bild von Ihnen machen."

Owens rang heiter nach Antwort. ‚Jetzt müßtest du wahrhaftig fragen, was für eins?'

„Wissen Sie, daß ich oft Mitleid mit Ihnen hatte?"

„Wieso?" fragte Owens verblüfft.

„Weil ich all Ihre Gestalten miterleben muß. Und Ihre Helden sind so einsam und machen oft leiden." Sie wurde rot, als sie es sagte, schaute wie hilfeflehend nach den andern aus. Er fand das feine Aufreizende ihrer Worte und fragte sich, schwankend und erschreckt, wer sie doch sei.

Dann kam ein schreckendes Hallo von vorn. Ubbeloh kniete auf einem springenden Silbergeschupp, dunkelrot von Eifer und Kampf mit dem gefangenen Hecht. Als er Owens sah, schwang er die Beute hoch. „Ich hab' ihn, den König der Graben. He, Owens, dein Herd wird heut noch rauchen müssen, he, Almut, du hast jungen Leuten die Schnur gereicht, dachtest du nicht daran, daß es keine Hand gibt, die meiner gleicht?"

Ubbeloh gefielen die Studenten besser, nun sie mit ihm den Räuber durch die Schleusen jagten. „Kommen Sie," sagte er, kurz, „daheim können Sie keine Hechte schnüren." Es lag etwas in seiner Stimme, das die Freundschaft aufsagte für jedermann, der ihm nicht folgte. Die jungen Leute waren klug, sie zauderten, aber sie wußten wohl, daß es heut noch den Vater über die Tochter zu halten galt.

Hans Owens war töricht, oder er hatte es nicht nötig. Er folgte langsamer mit Almut, immer die Flut forschend im Auge.

Da, wie sie noch ohne ein Wort durch den gelben Glanz schauten, kam ein ferner, klagender Schall über die Höhe. Sie hielten beide den Schritt an, um zu horchen. Noch einmal, wie aus Abgründen dröhnte es. „Feuer!" rief das Mädchen und bebte im Gesicht einer fernen Not. Wieder kam der Ruf, langgezogen, klagend, als täte die Erde selbst ihren Mund auf zu einem Schrei. „Feuer!"

Die zwei sahen sich an, ein wenig bleich im Gesicht. Einmal blickten sie noch nach den drei Hechtfischern, aber die waren weit von dannen. „Wir müssen hin!" sagte Owens. Er roch gleichsam den Brand und spürte die Furcht der Menschen in Not unter dem Schall. Immer seit seiner Kindheit war das Feuerhorn sein eigenes Leid gewesen, der schauerliche Ton verband alle Wesen in ein nötiges

Digitized by Google

Helfertum — so dünkte ihn. Schweigend liefen sie zur nächsten Höhe. Da sahen sie drüben im Dorf Rauch aufsteigen. Hinter Mulden und Hügeln lagen die roten Dächer der Höfe, eckig über den Hecken der Tannichte, mitten darin ein Qualm und wieder der schauerliche Ruf: „Feuer! Feuer!“

Ihre Füße eilten von selbst, rasch, als wären Bruder und Schwester in Not. Kleine sandige Wege jagten sie hinab, an einem Bachgerinnsel folgten sie dem moderigen Fußsteig. Nur die kürzesten Wege galten. Im Sprung setzten sie über das Wasser, liefen auf einem schmalen Balken über den Moorgrund, drängten durch Erlen und sandige Kiefern bis an einen Stoppelacker und eilten, immer stärker vom Feuerhorn aufgerufen, vom Schall gepeinigt, von einem dünnen Brandgeruch gehetzt, dem Dorf zu. Dann lag ein brennender Hof vor ihnen, schreiende Menschen darum, Feuerwehrleute, die den Schlauch zu legen und die Pumpe über Hecke und Sumpf zu einem Wasserloch zu schleppen suchten. Vor der Tür gerettetes Gut, ein jammerndes Weib, Tiergeschrei aus dem Qualm und ein Stier, der gebändigt abgeführt wurde. Kreisend stieg der schwarze Rauch zur Höhe.

Owens war bei den Leuten, suchte zuzupacken und hörte die furchtbaren Rufe der Rinder in den Ställen. Einige Männer standen hilflos, mit hängenden Armen vor dem gelben Dampf der Tenne. „Hilft nichts,“ schrie jemand, „nicht mehr hinein!“ Aber ein anderer wagte es noch — der Bauer selbst.

Das Mädchen lauschte, außer sich vor Mitleid, nach drinnen, ihr Gesicht war schneeweiß, die Hand, die sich auf Owens' Arm legte, flog auf und ab. Da nahm irgend etwas im Leiden der Tiere dem Mann die Besonnenheit, er raffte einen Mantel über den Kopf, folgte dem andern nach drinnen und suchte sich, geblendet von Funkenfall und rußendem Qualm, zu dem Voranschreitenden durch. Ein Windstoß, der die Tenne noch einmal öffnete. „He, he,“ schrie der Bauer fortwährend, riß hier eine Kette auf und trat da mit Gewalt eine Tür ein. Owens drang nach, ein Pferd schrie in Todesangst, er konnte den Halfter lösen, führte das bäumende, gepeinigte Tier durch die glühende Tenne nach draußen. Lautes Brüllen. „Hierbleiben!“ Hände, die nach ihm griffen.

Ein Mädchen rief, daß sein Blut siedete: „Hierbleiben, Herr Owens!“ Aber es war, als müsse er die Rufende quälen durch die Furcht um sein Wagnis. Er sah sich wieder um, jemand rief neben ihm: „Der Bauer! Der Bauer ist noch drinnen!“ Es war der Bruder dessen, der mit ihm eingedrungen war. Owens erkannte ihn halb blind, nahm ihn gleich an der Hand, zog den Mantel lose bis über die Stirn und drang noch einmal in die knisternde Diele, durch die der Qualm schon den brennenden Strohflug trug. Er wußte noch dumpf, wo der Bauer zuletzt gewesen war, irrte mit vorgestreckter Hand dahin, fühlte den Rauch im Hals schmerzend brennen und stützte sich an einer Wand entlang, so schwer wurden ihm die Knie. Dann stieß sein Fuß auf, er riß den Helfer näher, fühlte, wie der sich bückte und den ohnmächtigen Bruder mitzerrte. Owens wollte anfassen, aber er trug jetzt genug an sich selbst. Ja, er bekam vielfaches Gewicht, lief sich selbst schier über Kopf und vergaß, wo der Boden zum Schreiten war. Nur seine Knie wanderten noch, und die Hand des Ohnmächtigen ließ ihn nicht los. Und ja — da kam jemand zu helfen. Vor seinen Augen lief einen Atem lang Almut Ubbeloh — wie war sie nur zu ihm gekommen? Er sah deutlich, daß sie sich vor Furcht wand, das tröstete ihn und tat ihm leid. Dann drang Helle aus der tanzenden, funkenstäubenden Furchtbarkeit um ihn. Noch einige Schritte, ein Stolpern auf der Schwelle und er stand im Freien. ‚Wo ist Almut?‘ dachte er erstaunt. ‚Haben die Menschen gemerkt, daß sie mich holte?‘ wiederholte er sich unruhig. Leute eilten heran, jemand stützte ihn, rote Gesichter lachten ihn an. Des Bauern Weib stand vor ihm und legte ihm dankheulend beide Hände auf die Schultern. ‚Wo ist Almut?‘ dachte Owens, sah verwundert den versengten Mantel, der ihm vom Kopf glitt und blickte nach allen Seiten. Ein Mann strich ihm den Rock zurecht, eine Magd brachte Waschgeschirr aus dem Nachbarhof. Jemand half Owens, das Wasser tat ihm sehr wohl. ‚Wo ist Almut?‘ dachte er wieder, aber er fragte nicht, das durfte er vor den Menschen nicht tun. Da erkannte er die Hände, die ihn pflegten. ‚Wie schön,‘ wiederholte er sich, ‚wie das schönste ist, daß sie selbst für mich sorgt.‘ Das Gefühl ihrer Nähe vertrieb die Betäubung im Haupt. Owens' Blick wurde klar, er sah das Mädchen dicht vor sich und lachte es aus seinem Geheimnis an. Es war überhaupt, als stärkte ihre Nähe ihn wie frisches Blut in den Schläfen, seine Sehnen strafften sich. „Danke,“ sagte er, „danke, Almut, es ist schon wieder besser, man war etwas benommen.“ Er sah an ihr vorbei, die Leute schauten alle auf sie beide.

„Wie konnten Sie das tun?“ klagte das Mädchen. Und dann gleich: „Wie tapfer Sie sind, wie leichtsinnig!“

Owens dachte nach, sein Verhalten im

Digitized by Google

Krieg fiel ihm ein. „Mut im Augenblick ist nicht viel," sagte er abweisend, „Mut im Beharren fehlt mir." Seine Füße schmerzten, der Blick blieb an den versengten Kleidern. „Wollen wir heimgehen?"

Einige Neugierige drängten sich noch um ihn. Ein alter Bauer drückte Owens feierlich die Hand. Dann machten sie sich frei und wanderten.

‚Rüstig geht's,' dachte Owens und schritt gut aus. ‚Wäre das Mädchen nicht nahe, würdest du heimhumpeln und dich wunder wie wichtig dünken. Jung macht solch Dirnlein!'

Straffer war sein Schritt. Als der Brandgeruch hinter ihnen blieb, hielt er an und suchte den Rauch aus der heiseren Kehle auszuatmen. Und wie er so stand, lag das Land herbstblühend, purpurn und goldbraun am Weg und grüßte ihn wie einen Wiedererstandenen. Er faßte des Mädchens Hand. „Der Herbst," sagte er, „ist er nicht der Schönste von allen?"

Sie nickte, vielleicht nur, um ihm zu gefallen, aber ihre kleine Hand bebte in seiner und glühte wie ein Feuervogel. Auch ihr Antlitz trug den Widerschein des bunten Landes, es blieb abgewandt, solange er ihre Hand festhielt.

Hans Owens' Haus stand leuchtend im Sonnenlicht, von Astern umkränzt, roten Wein unterm Dach. Sein Tisch war gedeckt, der Hunger meldete sich.

„Ich glaube, wir haben den Kaffeedurst ganz vergessen," fiel ihm ein. Er führte Almut zur Laube. „Die Gärtnersfrau wird schön schelten."

Das Mädchen ließ sich ihm gegenüber nieder, sie saß nachlässig, so wie man sich bei langem Nachdenken einmal gehen läßt.

„Wie durften Sie's nur tun? Was sind jene Tiere und Dinge gegen Ihre Arbeit?"

Er winkte ärgerlich, er litt solch Gerede nicht. „Wo mögen die Fischer sein?" Da stand sie auf, schenkte die Tasse voll und sorgte für ihn. „Seien Sie nicht böse, ich will so etwas nicht wieder sagen. Es ist nur," zögerte sie, „weil Bewundern oft solch Nahesein ist."

Owens war überrascht und wußte keine Antwort. Nur daß etwas aus ihr seiner Bewegtheit entgegenschwang, spürte er. Mitten im Rauch hatte er sie gesehen, ein lügendes Spiel seiner Sinne, das eigentlich immer noch nicht aufhören wollte.

Die Luft war warm und duftete so stark vom verblühenden Garten herüber, daß er's in seinem noch rauchbedrängten Atem spürte. Er fühlte auch das warme Ebben des Tages wie eine Traurigkeit. ‚Morgen wirst du wieder einsam sein,' überlegte er, und sah fern die Stunden seiner Schwermut warten.

„Wie rasch Sie doch wieder abfahren," klagte er.

Sie nickte immer noch in der wunderlichen Haltung der Grübelnden. „Ich habe eben wieder nachgedacht, was ich Ihnen noch alles sagen wollte, und hab' es vergessen.

„Warum vergessen Sie es?"

„Vielleicht ist's das Feuer, ich weiß es nicht!" lächelte sie wieder, ohne ihn anzusehen.

‚Jetzt möchte ich antworten müssen,' dachte Owens, ‚jetzt möchte ich, daß sie mich nach dem vernarrten Tag fragt. Aber ich bin ein Schelm, dies Kind wird lachen. Zwanzig Jahre liegen zwischen mir und ihm.'

Ihre Hand streifte ihn, als sie ihm den Teller zuschob. Sie zuckte zurück und es war ihr, als habe etwas aus ihrem Blut auch ihn getroffen. Töricht waren sie beide! ‚Wenn jetzt doch ein weißes Wölkchen vor die Sonne zög',' dachte Owens, ‚dann brauchte ich dies Haares Glitzern nicht stets anzustarren, wenn sie doch Furcht wie ich haben und fortlaufen möchte, dann wäre es stiller in mir.' Er versuchte an sein Weib zu denken — aber es wollte nicht gelingen, es gab keine Brücke von jenem feierlichen Glück zu diesem ersten Jungmädchenlachen um ihn. Brausend drang der volle Herbst in Owens ein.

Er bückte sich, er meinte, seine Augen müßten von ihm verraten.

„Warum schweigen Sie, Almut?" fragte er. Er sprang auf. „Wollen wir gehen oder erzählen Sie etwas?"

Das Mädchen erhob sich. Sie antwortete nicht und es war ihnen beiden wie ein Glück, daß niemand weiter etwas sagte. Nur ihre Finger spielten noch mit den Krumen am Tisch, und als ein Fink danach ziepte und sie ihm sich wendend davon gab, sah Owens wieder den blanken Schein in ihren Augen, ein wenig voll am untern Lid, wenn der Sonnenschein darauf blinkte.

‚Eine Stimmung, wo Knaben sie einmal fangen und küssen werden,' dachte er eifernd.

Sonne lag auf ihrem Gesicht, es trug den verlegenen Glanz des Abends zuvor. Aber es war keine Helle, kein Blut, das da leuchtete. Jenseits von Licht und Wärme ging ein Glanz von ihr aus, der ihn anging.

Er sprang auf: „Wir wollen die Fischer suchen!"

Das Mädchen warf ein Tuch, das sie im Arm trug, über die Schultern, es verdeckte ihre Weiße, und das schien Owens gut. Aber ihre Augen leuchteten noch immer von unten, wenn er sie ansah.

‚Wäre sie erst weit fort,' hoffte Owens.

Digitized by Google

Da schob sie ihren Arm biegsam in seinen, tat eingeschmiegt, als sei der Weg zum Ufer zu steil. Owens fühlte ihren Tanzschritt vom Morgen.

Als sie in den Buchenwald traten, fröstelte Owens ein wenig. Das Mädchen spürte es und hielt ihn an. „Sie sollten noch ruhen."

Ihre kleine Sorge rührte ihn unsagbar. „Nein, nein, es ist gar nichts," sagte er hastig und sah sie, wie sie ihn aus dem Brand führte. ‚Wenn wir nur rasch zugingen,' peinigte er sich.

„Was soll ich nur für Sie tun?" sagte sie wieder mitten im Weg. Und dann in rührender Anmut: „Was soll ich denn tun, ich hab' Sie ja so gern!" Sie warf, ohne ein Wort, den freien Arm um seinen Hals und küßte Hans Owens auf den Mund.

„Almut!" rief er erschrocken.

„So gern hab' ich Sie, Hans Owens."

Ganz fest schlang sie sich an ihn, bebende, schwebend, nur um seinen Mund festzuhalten, um seine Wange zu streicheln.

Da brach des Mannes Vorsicht. Er legte die Hände um ihre Schulter und küßte sie wieder. „Almut, kleine, liebe Almut, was tust du doch!"

Eine wehrende Verantwortung überflog ihn jäh, er beugte sich zurück. Sie spürte es, ihre Augen standen voll Tränen. „Weil ich Sie so gern habe, hör', wie soll ich's anders weisen?"

Er strich noch über ihre Hände und über ihre Schläfen. „Weil ich dich so gern habe," wiederholte er's sich und spürte eine Freude, wie sie ihn niemals so quellfrisch berührt hatte. Es war, als schenkte sie vom Überfluß ihrer Jugend an ihn und die sänke von seinen Lippen in sein Blut.

„Wie kam das nur?" fragte Hans Owens.

Sie wiegte sich auf den Fußspitzen und strich ihm segnend mit ihren kleinen bebenden Händen über das Haupt. „Ich weiß es wohl," sagte sie seufzend.

Ein ferner Laut. Er nahm ihren Arm: „Komm, wir wollen es beide in uns verschließen."

„Ja," nickte sie. Sie löste sich, nahm sein Haupt noch einmal in ihre kleinen Hände. Ein Leuchten war in den Augen, dann jäh ein schelmisches Frohlocken junger Weiblichkeit. „Hans Owens!" sagte sie leise und berührte seinen Mund flüchtig. „Hans Owens hab' ich zuerst geküßt."

Dann lachte sie, drehte sich und schlug das Tuch wie ein Schelm vor die Augen. „Gehen Sie, gehen Sie zu, Herr Owens!"

Er wollte etwas einwenden, aber sie nahm seine Hand und warf sie voran. Und er schritt stolpernd, überwunden, aber mit einem selig vollen Gefühl im Herzen. Und mit jedem Schritt, den er neben ihr tat, brauste es stärker in ihm auf, wußte er, daß dieses Mädchen ihn wie eine Jugend geweckt hatte. ‚Es ist etwas Wahres am Genesen durch ein Kind,' dachte er. „Almut," lächelte er dankbar, „kleine Almut!"

Sie blickte ihn drohend an. „Kein Wort?" fragte sie und legte die Finger auf den Mund.

„Kein Wort," antwortete er. Da nickte sie zufrieden, und plötzlich hatte sie ihn wieder eingehakt und trat neben ihm aus dem Wald.

Sieh da, die drei Fischer standen scheltend da und beschuldigten einander, wer den letzten Hecht verjagt habe. Vom Brand wußten sie nicht viel. Sie hatten sich erst gründlich verlaufen, dann waren sie wieder auf Hechte gegangen.

‚Was war doch mit den Hechten?' dachte Owens nach. Eine lange Zeit lag zwischen vorhin und jetzt. Lächelnd, spannungserlöst, stand er vor den beiden Burschen, eine Kraft zum Bersten in sich. Die Augen der Studenten zogen sich wieder zu Almut Ubbeloh, sie sprachen mehr zu ihr als zueinander. Owens sah es, er sah es ohne Eifersucht, der heimliche Sieger dieses Tages.

Etwas Überraschung mischte sich dazwischen: Was war er doch für ein Held gewesen bei solch jungem Ding. Aber es war hundertmal mehr als das!

„Eine große Freude," hatte Ubbeloh geraten. Die Welt lag wie neuerschaffen vor ihm, voll schwingender Erinnerung hinter der drohenden Arbeit.

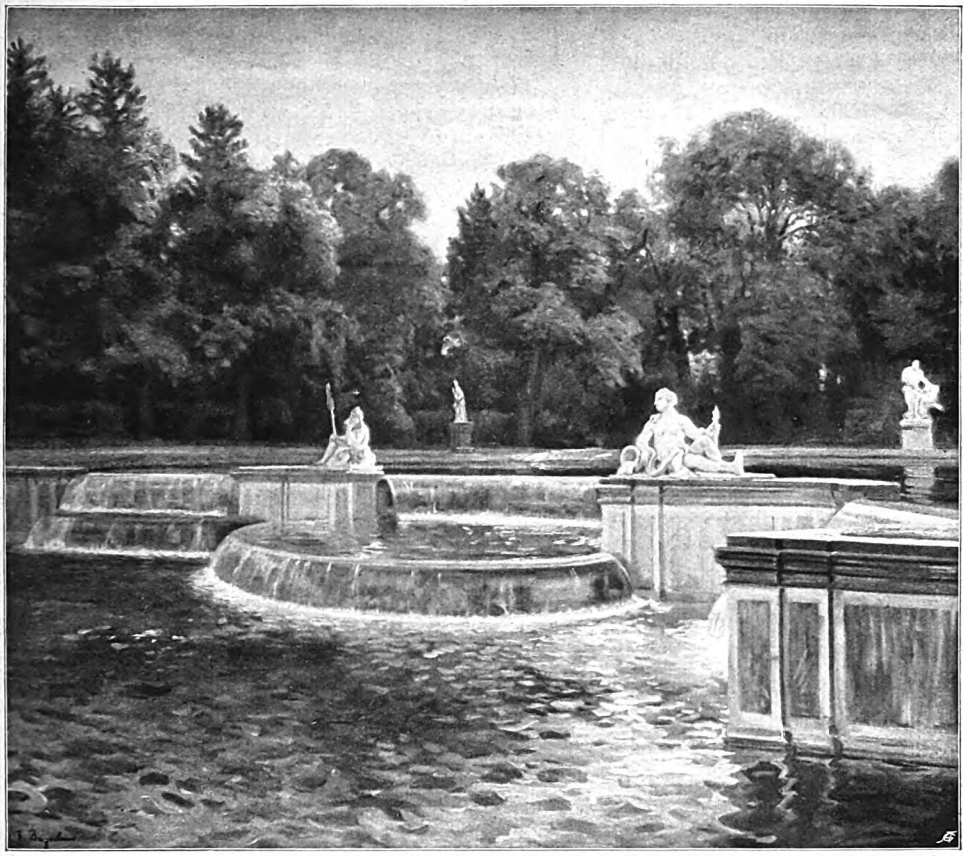
Als sie Abschied nahmen, spät nach dem Abendbrot — Ubbeloh wollte schon bald nach Mitternacht segeln —, gab Owens Almut noch einmal die Hand. Sie bebte ein wenig, ein Seufzer, halb ernst, halb schalkhaft, berührte ihn. Dann spürte er einen zagen Druck, sie entzog sich rasch und wandte sich den Studenten zu. Von Besuchen sprachen die, von vielen Hechtstellen — wie listig sie Ubbeloh hineinzogen! Owens horchte fröhlich. Wann doch? Nach ein paar Jahren wird einer von diesen wiederkommen, Almut wird ihm gehören. Man wird lächeln, man wird vom Älterwerden reden — wieviel Jugend hatte Hans Owens heute gewonnen?

„Ohm," knurrte Bertram, als sie den Hügel hinaufstiegen, um heimzukehren, „du läufst wie ein Hase, aber ich hörte schon, du rauchst wenig und trinkst wenig, du wilst wohl lange jung bleiben?"

„Verwünscht ja, Junge!"

„Hilft das wahrhaftig?"

Digitized by Google



Im Nymphenburger Park. Gemälde von Fritz Bayerlein

Digitized by Google

Digitized by Google

Horaz und das Lied der Griechen

Von Theodor Birt

Dichten ist ein Träumen des Wachenden. Ohne sein Zutun schaut der Phantast die wirre Fülle der Gestalten. Ist er Künstler, so ordnet er seine Träume, und wird selbst zum Gestalter. Und so entsteht der Roman, das Märchen, das Epos und Drama. Der Lyriker, von dem ich handeln will, der Liederdichter kommt dem freilich nicht gleich; er ist nur der, der in seiner Qual nicht verstummt, sondern dem gegeben worden ist, zu sagen, was er leidet. Er ist Dichter nur im engeren Sinne; nur sich selbst gestaltet er und stellt sein im Lied verklärtes Ich vor seine Freunde hin, sich selbst vor Gott und Welt auf die Zeitenbühne: ein Entblößen der eigenen Seele mit all ihren Trieben und Sehnsuchten in Weh und Wonne.

Zu diesen Lyrikern zählt auch Horaz. Durch viele Jahrhunderte haben seine Oden wie Kleinodien der Dichtkunst als Vorbild gedient. Für die Gegenwart sind sie fast schon zur Makulatur geworden. Die vielen Versuche, sie neu zu beleben, scheinen vergebens. Sie bleiben steif wie auf Draht gezogene Blumen. Gleichviel sind sie höchsten Wertes und lohnen wahrlich jede Bemühung, die es versucht, sie dem Verständnis der Modernen näher zu bringen.

Die römische Literatur ist von der griechischen grundverschieden, die griechische echt jugendlich, die römische die des gealterten Volkes. Ich weiß wohl, wieviel Altersweisheit schon im Homer steckt; trotzdem tritt der Unterschied scharf ins Auge. Bei den Griechen ein Sprießen, ein Schwelgen im Genuß der eigenen Talente, in der Freude am Finden des noch nicht Dagewesenen; Urschöpfung des Schönen. Der Römer erfindet nicht, er gestaltet nur, und auch das nur rückblickend und in kritischer Selbstbeobachtung.

Die Jugend eines Volkes ist die Zeit seiner Nichtvollendung, seines Hoffens und Aufstrebens; die römische Literatur aber entstand erst, als diese goldene Zeit schon vorüber war. Das Römervolk war bis zu den Zeiten des Hannibal dichterisch unmündig; keine Muse stand an seiner Wiege, und es fand nur Taten, keine Worte. Daher fehlen, als man nun wirklich zu dichten lernte, jene erquickenden Töne des ersten Finderglücks fast ganz. Nur Plautus, der Hannibals Besiegung noch miterlebte und mit dem Roms Dichtung für uns beginnt, hat wirklich echten Jugendton, naturwüchsig, frisch in seinen Späßen, aber auch, wo er zu ernsten Stoffen greift, ein ungeschliffener Diamant, den die pedantischen, prüden Ästheten Roms hernach beiseite warfen.

Denn gleich danach änderte sich schon alles. Durch die weiteren Siege, Länderraub, Eroberung, Ausplünderung der weiten Umwelt war das Römertum überernährt und lag da in Schmerzen. Der Staat selbst wurde zur Beute der großen Staatsmänner; Tumult über Tumult. Die politische Moral verfiel; der Orient drang ein; die Fäulnis kam, die Zersetzung des alten starken Wesens, und in der Literatur, die man jetzt planvoll ausbaute, kam nur hohle Prahlsucht oder aber der richterliche Ton der Moralisten zu Worte, voll Sehnsucht nach der verlorenen Jugend und Tugend. Dunkle Glut und grelle Farben; ein Ernst bis zur Bitterkeit; schneidende Satire. Das lachende Helle, sorglos Fröhliche, wie selten tönt es uns von Römerlippen entgegen!

So nun auch Horaz. Aus solchen Stimmungen floß auch seine Dichtung. Auch sie verfällt nur zu oft in den Ton des Kapuziners. Nicht nur seine Satiren und poetischen Briefe sind lehrhaft und erziehend, so anmutig und graziös dabei ihre Verse auch oft fließen; auch seine Lyrik ist es. Zur Predigt erheben sich seine Gesänge: das Vergangene soll wiederkehren, die verlorene Größe des Römertums sich erneuern. In seinen Trinkliedern ermahnt er zum Leichtsinn, aber er ermahnt doch, und auch diese Lieder setzen die Sorge voraus, die es am Festtag einmal zu vergessen gilt.

Es ist ein drückendes Los, Epigone zu sein. Wo bleibt da die Originalität, die Urzeugung? Der Nachgeborne übernimmt den Ton aus der Leier seiner Vorgänger. Er muß ihn zum Eigenton machen.

Bei den Griechen, dem Volk Pindars, ist im Gebet, im Schlachtgesang, im Liebesseufzer jede Zeile, jede Silbe original, Freiwuchs, ein natürliches Klingen des eigensten Ichs. Dies Volk war ein Volk der Künstlernaturen, die das All mit ihrem Ich beseelten. Anders das starke Volk Italiens. Der Italiker, auffallend phantasielos und unmusikalisch, geharnischter Realist, Mann der Praxis und Feind der Muße, entdeckte seine dichterische Begabung, das Kunstvermögen, mit dem Wort zu spielen, erst, als er dem griechischen Einfluß erlag, und aus Nachahmung also erwuchs alles Schöne, was uns Roms Dichter schließlich doch wirklich gaben. Schon Plautus, der Umbrer, entlehnte von dort seine Motive, seine Bühnentechnik, und so ging es weiter in wachsender Verfeinerung. Ein geborener Redner war der Römer schon lange vor des Demosthenes Zeit, auch ein geborener Jurist und Staatsmann; aber auch die Juristen und Redner Roms tauchten ihre Feder tief in griechischen Geist.

So nun auch Horaz. Wie kam er dazu, Oden zu dichten? Oden! reimlose Lyrik! Es ist die Gedichtform, die wir aus Klopstock,

Digitized by Google

aus Hölderlin und Platen kennen, die bei uns jedoch ein rechtes Bürgerrecht nie gewonnen hat.

Wie unerschöpflich reich war gerade diese strophische Lyrik bei den Griechen! Archilochus, Sappho, Alcäus, Stesichorus, Pindar, Simonides! Da war es Horaz, der alle diese für Rom zu ersetzen sich erkühnte; er, der als Satiriker spottlustig durch das niedrige Leben ging, erstieg ab und an nicht ohne Mühe den Helikon, harrte geduldig, bis die Begeisterung, die Sehnsucht nach Silbenwohlklang ihn faßte und gab so dem staunenden Italien seine Epoden und seine Oden, die das scheinbar Unmögliche wahr machten und niemals ihresgleichen fanden. Das letzte, was der römischen Literatur noch fehlte, schien damit ersetzt, die geistige Kahlheit vorüber; man hatte jetzt endlich alle Sorten der Poesie und Prosa angepflanzt und zur Blüte gebracht, und ein Quintilian mochte kommen und voll Stolz Roms gesamte literarische Produktion mit der der Griechen von Gattung zu Gattung durchvergleichen.

Was ist eine Strophe? Eine in sich geschlossene Zeilengruppe, die bei ihrer Wiederholung fähig ist, immer nach derselben Melodie abgesungen zu werden. Archilochus schuf die zweizeilige, Sappho und Alcäus die vierzeilige. Es sind dies kurze Strophen für Sologesang in Liedform. Horaz ahmte erst in den Epoden den Archilochus, hernach in der Form der Ode den Alcäus und die Sappho nach. Hierüber und zu den schwierigen Strophengebilden eines Pindar wagte er sich nie hinaus. Die vielgliedrigen Gebilde Pindars in der lateinischen Sprache nachzubilden, die sich überdies nur singen, nicht lesen ließen, war zu schwierig. Horaz aber plante Lesepoesie.

Wer nun aber seine Art zu dichten richtig auffassen will, muß zuvor die griechischen Lyriker kennen oder doch den Versuch gemacht haben, von ihnen einen Eindruck zu gewinnen. Wir werden alsbald den Kontrast empfinden, und er dient zur Verdeutlichung.

Es handelt sich für uns hier nicht um die Chorlieder, die vom Chor im Tanzschritt oder bei der Prozession vorgetragenen Gesangstexte, sondern nur um das Solo, die nicht chorische Lyrik, die Monodie, das ganz persönlich gehaltene Lied, und da ist nun mit Homer zu beginnen, der dem Griechentum überhaupt zuerst gleichsam eine Sprache gab. Denn seine Helden kämpfen und sterben nicht nur, sie öffnen ihr Herz auch im lebendigen Wort.

Daß in den eingelegten Reden des homerischen Epos, soweit es Wechselreden sind, sich der Dialog des Dramas vorbereitet, Homer selbst also schon Tragiker war, hat schon Aristoteles gesehen. Daß sich in den Ansprachen, die bei Homer in der Heeresversammlung oder im Zelt des Achill gehalten werden, die Kunst der Prozeßrede und Parlamentsrede Athens vorbereitet, erkannte man gleichfalls schon früh. Aber damit nicht genug. Auch die Lyrik, der Erguß der allein auf sich gestellten Seele im Verse, der Seele, die klagt und hofft und dankt, bereitet sich da vor in den Selbstgesprächen und Anrufen der Angst und Freude. Man versäumt mit Unrecht hierauf achtzugeben.

Wie vieles der Art bringt die Odyssee! Man lese nur, wie Odysseus, auf Ithaka heimkehrend die Heimaterde küßt und den Nymphen das „Seid mir gegrüßt“ zujubelt (13, 354):

Nymphen, ihr Töchter des Zeus, nie hofft' ich euch, hohe Najaden,
Wieder zu schauen; doch nun mit dem Anruf inniger Rührung
Seid mir gegrüßt. Bald bring' ich euch Gaben, so wie ich es einst tat,
Wenn mir gnädig des Zeus siegwaltende Tochter gewährt,
Daß ich noch lebe hinfort, und den Sohn mir, den lieben, behütet.

Solche Stellen sind die natürlichen Erstlinge der Monodie, der Ichpoesie, aus einer bestimmten Situation heraus gedichtet, wie es hernach auch die eigentlichen Lyriker machten. Man könnte sie so ausheben und in die Anthologie einstellen. Nicht anders, wie der Sauhirt den Telemach begrüßt (16, 23):

Kommst du, Telemachos, kommst du, mein süßes Leben? O nimmer
Hofft' ich dich wiederzusehn, da hinweg du schifftest gen Pylos.
Nun denn herein doch komm, du teures Kind; es ist Labe
Für mein Herz dich zu schaun, da du heil aus der Fremde zurückkehrst.

Und vor allem nun Penelopes stiller Liebesseufzer (18, 201), da sie aus dem Schlaf erwacht ist:

O wie so sanft, gramstillend, mich lieblicher Schlummer umhüllt hat!
Möchte so sanft mir den Tod nur die keusche Artemis senden
Gleich jetzt, daß ich nicht länger in unaufhörlicher Schwermut
Dies mein Leben verweine vor Sehnsucht nach des Gemahles
Herrlichkeit; denn so herrlich wie er ist keiner der Griechen.

„Er, der Herrlichste von allen“ — Frauenliebe und -leben. Diese Töne sind uralt und ewig neu. So wie in seinem „Frauenleben“ Chamisso sich in das Herz der Frau versetzt und aus ihrer Person heraus Lyrik macht, ganz so tat es auch schon Homer; und nicht anders Goethe, der seinem Gretchen das „Meine Ruh' ist hin“ in den Mund legt; „wo ich ihn nicht hab', ist mir das Grab; sein hoher Gang, seine edle Gestalt!“ Es sind auch da die Gedanken Penelopes.

Das also waren die Anfänge der griechischen Ichpoesie. Die Entwicklung ging nun dahin, daß man solche Stücke, wie Homer sie einlegt, verselbständigte, und so entstanden die lyrischen Produkte des Archilochus und die artverwandten der Elegiker, indem man den Umfang beibehielt oder auch etwas ausweitete (solche Einlagen umfassen bei Homer gelegentlich 10 oder 14 Zeilen: Odyssee 5, 215 ff. und 299 ff.), vor allem aber jetzt andere Versmaße wählte, die beim Vortrag eine größere Mannigfaltigkeit der

Digitized by Google

Melodie ermöglichten. Es hängt das zusammen mit der Entwicklung der Musik.

Und damit war nun zugleich Gegenwartsdichtung gewonnen. Damit stand die Kunst der Lyrik plötzlich frei da und auf eigenen Füßen, eine Mündigsprechung des Herzens, und der Dichter will nichts anderes mehr, als dies sein Herz ausschütten in Liebe und Haß, Angst und Übermut; ja, auch der lose Leichtsinn regt sich gleich in fein und lieblich gefügten Versen.

Dabei sind aber manche der Gedichte noch den bei Homer eingelegten Ergüssen nahe verwandt. Wenn Kallinos die junge Mannschaft zum Kampf aufruft: „Wie lange wollt ihr träge da liegen? Ehre bringt es, für die Heimat, für Gattin und Kinder zu fechten", so ist das Hektors Sprache aus der Ilias. Wenn Archilochus seinen Thymos anruft, so glauben wir wieder Odysseus zu hören. Der Thymos ist nichts anderes als das Ich des Menschen: „Mein Ich, du von heillosem Leid umgeworfenes, tauche auf, wehre dich und wirf allem, was feindlich, die Brust entgegen" (Fr. 62). Nicht anders Alcäus. Auf dem Inselmeer treibt er raufluſtig sich um und ruft seine Sturmpoesie in die Wellen hinein: das sind die Angstrufe und Seufzer des von Poseidon verfolgten Odysseus, die nun hier zum Liede werden. Schaumspritzen, Krachen des Mastes, echt homerische Stimmung, nur noch trotziger. Denn Alcäus war kein Dulder.

Begreiflich aber, daß nun die Themen sich bereichern und sich mehren. Denn das Trinklied entsteht, und die Liebe kommt jetzt ganz anders zu Worte. Homer kannte den Seelenerreger Dionys noch nicht, auch noch nicht den Eros, den starken Gott der Liebe. Jetzt greifen Sappho und Anakreon in die Saiten: wie Frühlingssturm wirft sich jetzt Eros, der Gewaltige, in das Herz der Männer, und Sappho spricht neidisch zu der Schönen:

> Götterlos hat wahrlich der Mann gefunden,
> Der dir gegenüber sich setzen durfte,
> Und dir nahe genug ist, um deiner süßen
> Rede zu lauschen.

So ist Anakreon der verliebte, joviale Zecher, und auch Alcäus ruft: „Mag an der Klippe das Schiff zerbersten! Wozu sich grämen? Wir wollen tanzen und trinken. Stell' mächtige Humpen auf. Semeles Sohn schenkte unserem Geschlecht zum Trost den Wein. Im Wein ist Wahrheit; wie ein Spiegel ist er der Menschenseele." Und so geht es weiter.

Leider sind die meisten der Elegien und Lieder, von denen ich sprach, trotz der gelegentlich neu hinzukommenden Papyrusfunde, für uns verklungen. Nur noch ein paar losgerissene Fetzen flattern zu uns her. Das ist bedauerlich.

Gleichwohl läßt sich noch eins deutlich erkennen. Diese Dichter dichten nie ohne Adresse, wie auch bei Homer Penelope ihren Seufzer an die Göttin Artemis richtet und Odysseus bald die Najaden, bald einen anderen Gott, bald sein eigenes Ich oder den Thymos anruft. Die Ausnahmen zu dem Gesagten scheinen ganz selten, wie es denn auch in der deutschen Lyrik ähnlich steht.

Man blättere in Bürgers Gedichten, in Goethe, Lenau und Heine. Der Dichter dichtet nicht in sich hinein, sondern richtet seine Worte nach außen. Solche Lieder wie das: „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer", die das verlassene Weib vor sich hinspricht, sind bei uns recht selten, und hier ist eben das Gretchen im Theaterstück auf der Bühne sprechend gedacht, und das Publikum soll sie hören. Denn jedes Lied, jeder Gefühlsausbruch ist Beichte und verlangt nach einem Hörer, oder das Lied ist Gebet, oder es ist Aufmunterung, und daraus ergibt sich dasselbe. Soll ich Beispiele bringen? Sie sind mannigfaltig. Im Kriegslied: „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd". Im Gebet: „Du Heilige, rufe dein Kind zurück, ich habe gelebt und geliebet". Goethes Seufzer: „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust". Derselbe Goethe redet die Luna an oder die Rosen oder die Tränen: „Trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe". So ruft Lenau: „Holder Lenz, du bist dahin", und Bürger, der Verliebte: „Schlagt, Wellen, über mir zusammen; ich brenne, darum kühlet mich". Auch der Ring fehlt nicht in dem viel gesungenen: „Du Ring an meinem Finger", und in Tiecks Magellone wird so die Leier verabschiedet: „Wir müssen uns trennen, geliebtes Saitenspiel". Vor allem aber im Liebeslied das ständige Du, mit oder ohne Namennennung und dazu das Herz: „Herz, mein Herz, was soll das geben?" „Du, du liegst mir im Herzen". „Du bist wie eine Blume", und so hunderttausendfach. Als Namen figurieren Molly und Laura und Minna und die „liebliche Therese" und das Evchen, das Lottchen. Sind dies vielfach Decknamen, so macht doch die „liebe Lilli" bei Goethe hiervon eine Ausnahme; die viersilbige Friederike ließ sich nicht wohl in den Vers bringen. Heine aber ist vorsichtig, und in seinem reich assortierten Gefühlssortiment begegnen Eigennamen, die den Eindruck des Tatsächlichen steigern würden, sehr selten. Bei Platen fehlen sie ganz.

Ganz ebenso steht es nun aber auch offenbar mit den allermeisten der besprochenen Dichtungen des Altertums; denn es wimmelt in den erhaltenen Bruchstücken von Anreden mit du und mit ihr. Die Namen aber, die da auftauchen, sind gewiß keine Pseudonyme, wie wenn Sappho die holde Anaktoria anredet oder Archilochus losfährt gegen den verhaßten Lykambes. Um so zutreffender ist es, wenn wir nun diese gesamte Lyrik nebst Elegie als echteste Gelegenheitsdichtung bezeichnen. Denn sie entstand nicht wie heute vielfach, um Bücher zu füllen und das Publikum zu unterhalten, sondern jedes Stück war Augenblickserlebnis, daher adressiert, und

Digitized by Google

verdankte einem besonderen Anlaß seinen Ursprung.

Ausnahmen zu dem Gesagten scheinen ganz selten; ein berühmtes Beispiel dafür will ich hier anführen, den Seufzer Sapphos. Er lautet, kurz genug:

Die Stunde ist gekommen,
Stern und Mond verglommen.
Mitternacht hüllt mich ein.
Ich aber schlummre allein.

Hier fehlt die Anrede. Aber gerade das ist künstlerisch wundervoll, denn nur so kommt das völlige Einsamkeitsgefühl, die Verlassenheit der Liebenden zum ergreifenden Ausdruck. Übrigens bemerke ich gleich hier, daß auch keiner der Oden des Horaz eine Adresse fehlt; auch sie sind dadurch als echte Gelegenheitsdichtungen gestempelt. Die wenigen Ausnahmen, die Horaz uns bietet, erfordern wiederum eine besondere Erklärung.

Es lohnt endlich noch zu fragen: wie wurden jene für die Seelengeschichte der Menschheit so denkwürdigen Erstlinge der Griechenlyrik und Ichpoesie, die dem Horaz um 600 Jahre vorauflagen, überliefert? und in welchem Zustand kamen sie in seine Hände? Denn Horaz kannte sie.

Das Bücherwesen war in jenen alten Zeiten noch in sehr primitivem Zustand. Es gab noch gar keine Lesepoesie, noch keine Damenkränzchen, die sich beim Tee aus Büchern das Neueste vorlasen. Alles war mündlicher Vortrag; man hörte nur, aber man las nicht selbst; und wer da vortrug, waren entweder die Dichter oder sonst die erlesenen Begabten. Die Trinklieder, Spott- und Liebesverse sang man auf den Kommersen in der Runde, wo es an der nötigen flotten Weiblichkeit nicht fehlte und auch der junge Schenke herumging, den man gleichfalls in Hafistönen besang. Des Tyrtäus und Alcäus Kriegsgesänge erklangen auf dem Kampffeld oder Schiffsdeck, die Mahnworte der Sittlichkeit, wie Solon sie gab, auf dem offenen Markt. Da es noch keine Pastoren und Wanderredner gab, sind damals in den jungen Republiken die Dichter die einzigen Wortführer für die Masse gewesen, daher hochangesehen wie die Propheten bei den Juden und vom Ruhm getragen. Die Texte selbst aber wurden gewiß nur im beschränktesten Maße vervielfältigt; die Dichter schrieben ihn zunächst für sich auf einer Wachstafel nieder oder in eine Bleirolle, etwa seit dem Jahr 600 v. Chr, auch auf Papier. Sappho ist früh so abgebildet worden, wie sie in einer Frauengruppe sitzend aus solchem beschriebenen und rollbaren Papierblatt vorliest, und eine Verehrerin tritt hinter sie, um ihr den Kranz auf das Haupt zu setzen. Dann aber wurden die einzelnen Texte, da es noch keine eigentlichen Bibliotheken gab, in den Tempelbauten oder Kapellen niedergelegt, und man sorgte, daß nichts verloren ging. Schwerlich tat das Sappho selbst, sondern ihr Schülerinnenkreis. Sappho hat fabelhaft viel produziert. Populär wurden immer nur einige Lieder und Elegien, und die Texte davon gingen dann wirklich im Publikum um. Ein Buchhandel entstand und bemächtigte sich ihrer. Dabei wurde aber das Eigentumsrecht nicht immer gewahrt; Stücke des Solon gerieten unter die Verse des Theognis, und Phokylides hielt es daher für nötig, an jedem Gedichtsanfang seinen Namen zu nennen: „Auch dies ist von mir."

So lagen die Dinge, und drei oder vier Jahrhunderte mußten vergehen, da nahmen die alexandrinischen Philologen endlich die wichtige Aufgabe auf sich, die Werke der Sappho, des Anakreon und der weiteren planvoll zu sammeln und in gut lesbaren, käuflichen Abschriften neu zu verbreiten, und in dieser Neuausgabe kamen sie in die Hände des Catull und des Horaz, aber auch in die Hände der Horazleser, so daß man imstande war, Horaz mit seinem Vorbild Alcäus zu vergleichen. Man konnte feststellen, was an Horaz neu war.

Jene Philologen gruppierten die Gedichte übrigens ganz äußerlich und schablonenhaft nach den Versmaßen zusammen. Das wirkte ertötend, und kein Dichter hätte solche Anordnung getroffen. Keineswegs aber waren alle Gedichte, die man da vorfand, gleich lesenswert. So geht es bei allen stark produktiven Poeten. Die absolute Bewunderung jeder Sapphozeile ist unnötig, und auch Horaz wußte seine Auswahl zu treffen.

Horaz, der Odendichter, hatte nun die Wahl, in welchem Stil er dichten wollte. Was ihm in den bisher von mir besprochenen Mustern vorlag, war der neueste Stil, wie ich ihn nennen möchte; Gedichte, die keinen Kommentar brauchten und die nichts sind als der natürliche Wellenschlag der erregten Seele, in dem alle Gelehrsamkeit, alle Prunksucht mit Worten, alles Prahlen mit Redeschmuck verstummt. Es waren nicht etwa Volkslieder, es waren Schöpfungen bedeutender Personen, die aus der Menge sich heben und denen es gelingt, für das, was alle fühlen, das nächstliegende Wort zu finden im natürlich schlichten Ton. Solche echtesten Poeten hat es zum Glück zu allen Zeiten gegeben, und sie sind die Quelle alles Guten und Gesunden in der Literatur. Man denke an den heiligen Ambrosius und sein schlichtes Kirchenlied. So haben wir es auch noch in den letzten Kriegszeiten erlebt. Die Verse meine ich, die aus den Schützengräben zu uns flogen, gedichtet bei Nacht angesichts des Todes, unter dem Brand der Dörfer, in tiefer Heimatssehnsucht: „In der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen", Momentgewächs, frisch erlebt und ohne Vorbild, Rückkehr zur Urnatur aller Dichtung, warm weg vom Herzen und herzergreifend, wahr und echt. Je einfacher das Kleid des Gedichts, je echter tritt der Wuchs des Gefühls heraus. Es ist oft nur ein Stammeln wie beim Beten. Man will nicht mehr und braucht nicht mehr; denn

Digitized by Google

Worte engen das Gefühl nur ein wie der Becher den Quell, der aus der Tiefe kommt.

So jene Kriegsgedichte, und so nun auch jene Erstlinge der griechischen Lyrik und Elegie. Im großen Verlauf der Literaturentwicklung wird die Neuschöpfung sonst durch die großen Vorbilder erdrückt, und das Vergangene liegt lastend auf der Gegenwart. Das ist der Vorzug des Autodidakten, daß er etwas sagen kann, was er nicht aus Büchern nimmt; seine Verse und Schildereien geben Leben aus erster Hand. Die Proben, die ich aus Homer, Alcäus und Sappho vorlegte, haben es uns gezeigt.

Und dieser Ton blieb nun in der Antike auch noch weiterhin bis zu des Horaz Zeit, ja, in gewissen Schichten auch noch hernach lebendig; man denke nur an die Anakreonteen, vor allem an die Einlagen in der Komödie und an Catull, und es lohnt sich, auch noch dies zu vergegenwärtigen. Klotzig derb sind die Liederproben bei Aristophanes, der uns z. B. in den Acharnern das naturwüchsige Phaleslied gibt, das der Landbauer frech-vergnügt auf der Dorfgasse absingt. Nicht viel feiner bei ihm das Lied des alten verliebten Weibes:

Will jemand süße Liebe schmecken,
Soll er in meinem Arm sich strecken.
Die Mädel sind dumm und nicht gerieben,
Wir reifen Weiber verstehen das Lieben.

Zum Mädchen fleht dann der Jüngling im selben Stück zunächst ganz maßvoll:

Komm o komm, komm o komm, süßes Lieb,
Eilig herab, die Pforte mir zu öffnen.
Kommst du nicht und bist du taub,
Bett' ich hier mich in den Staub.

Dann aber wird sein Verlangen nach Zärtlichkeit doch wieder recht handgreiflich.

Sehr viel feiner der Anakreontiker, der übrigens die Strophenform aufgibt. Er lehnt es ab, von des Atreus Söhnen zu singen; denn seine Seele tönt nur von Liebe im Erklingen. Wenn er zechen will, so blickt er in die Natur und singt:

Die Erde trinkt den Regen,
Der Baum das Naß der Quelle.
Es trinkt das Meer die Ströme,
Der Mond die Sonnenstrahlen,
Und ihr wollt, lieben Freunde,
Das Trinken mir verbieten?

Wenn er verliebt ist, singt er in galantem Getändel:

Ein Lufthauch wär' ich gerne,
Die Schultern dir zu kühlen,
Wenn du die Straße wandelst
In heißer Sonnenglut usf.

Der frische Ton ist überall der gleiche, und ihn finden wir so nun auch bei den Römern wieder. Plautus hat ihn: denn auch Plautus läßt im Lustspiel seine Mädchen und Jünglinge hübsch singen; aber auch er hat nicht mehr das Strophenlied; er wirft das Korsett der Strophe ab im sogenannten Apoleleiménon und kann sich um so ungefesselter bewegen, verliert sich aber dadurch oft gewaltig ins Breite. Ich löse die Sache in Prosa auf, wenn ich aus Plautus ein Beispiel gebe. Wie lustig und nett naturwüchsig ist es, wenn da der Sohn aus guter Familie dem Publikum vorklagt: „Bisher war ich ein so braver und anständiger Junge, als ich noch in der Hand der Zimmerleute, meiner Erzieher war. Jetzt schlug der Hagel in mein Gebäude, und das Dach meiner Tugend ist durchgebrochen. Da regnete die Liebe mir ins Herz; es ist ganz durchnäßt davon, und alle guten Eigenschaften flossen aus mir aus. Ein schlechter Kerl bin ich geworden; mein Balkenwerk modrig und morsch; der Schaden geht bis zum Fundament und scheint nicht mehr auszubessern. Einst, ja einst war ich der beste Sportsmensch unter den Jungen beim Diskus, Lanzenwerfen, Wettlaufen und Reiten; immer ich Erster. Nun bin ich nichts, und ich selbst bin schuld daran." Ein Lied der Reue, die leider wenig nützt. Das Ganze im Plauderton gehalten, fast schon Geschwätz. Ähnlich geht es, wenn der Fischer bei Plautus über seinen Fischfang jubelt, und selbst der junge Sklave oder Hausdiener singt gelegentlich ein breites Liebeslied:

Lippe an Lippe, Brust an Brust,
Das ist wahre Lebenslust.
Das ist warum man das Leben liebt,
Das ist die Wonne usf.

Dann aber die zwei Schwestern, die da fürchten alte Jungfern zu werden. Drollig wirkt es, wie sie mit der Weisheit einer Köchin ihre Klage vortragen, ein Stückchen, das ausnahmsweise kurz ist:

Wir sind zu gut gehütet und gehegt.
Ja, Schwester, glaub', die jungen Leute meiden,
Weil wir wie Pökelfleisch sind, uns beiden,
Wie Pökelfleisch, das man in Salzlake legt.
Es lag zu lang, zu lang darin,
Und Wohlschmack und Milde sind dahin.
Man müßte es lange erst wässern im Kübel;
Sonst ist es versalzen, riecht auch übel,
Und niemand rührt es leider an.
So sind auch wir; wir finden keinen Mann.

Man merkt: ein lustiger Plebejer hat das gedichtet. Plautus hat solche Gesangstücke nicht etwa aus dem Griechischen übersetzt. Gewiß nicht. Er war selbständiger, als viele noch heute glauben.

Endlich aber begegnen wir diesem ungenierten Sprechton — naturwüchsig bei allem Raffinement — nun auch bei Catull, dessen literarische Bedeutung ich schon hervorhob, bei ihm, dem unmittelbaren Vorgänger des Horaz. Da ist es schon bezeichnend, daß Catull unter seine kleinen Gedichte, die Sprechpoesie sind und die Strophenform vermeiden, auch eine Übersetzung aus Sappho mit aufnahm. Diese Sappho-Ode sticht im Ton von den umgebenden Catullgedichten durchaus nicht ab; vielmehr empfinden wir die Artgleichheit auf das deutlichste.

Aber Catull ist nun nicht der lustige Plebejer und Spaßmacher; er ist Heißblut. Er ist aber auch kein Alcäus, der wie ein Pirat auf den Sturmwogen des Meers sich umtreibt, sondern ein Großstädter, dem bestimmt ist zu zerschellen im Wirbel der großen poli-

Digitized by Google

tischen Dinge, miterfaßt und hineingerissen in die Korruption der vornehmen Kreise und des sündhaften römischen Frauenlebens, hin- und hergeworfen zwischen Lachen und Weinen, Zärtlichkeit und Wut, Schwärmerei und tödlicher Verachtung. Da hören wir denn ganz andere Herzenstöne, die unvergeßlich in ihrer Wirkung sind. Das Scherzende:

Spätzchen, du meines Mädchens Entzücken,
Kleiner Tröster, wenn Schmerzen sie drücken.

Das Bittere:

Hör' auf, Catull, zu klagen wie die Toren,
Und was verloren ist, das gib verloren.

Den Ingrimm:

Mag sie ehebrechend weiterleben
Hundert Buhlen auf einmal hingegeben,
Aller Liebe fremd, groß im Betören,
Gierig nur, unsre Mannheit zu zerstören:
Meine Lieb' ist tot (das soll sie wissen),
Tot und wie die Blume abgerissen,
Die am Feldrain blüht im Sonnenglaste,
Bis die Pflugschar kam und sie erfaßte.

Dann aber die politische Wut, der Haß gegen die Streber:

Nun stirb, Catull. Was ist? Was hält dich noch zurück?
Schon sitzt die Eiterbeule Nonius im hohen Rat.
Vatinus schwört sogar: ich komm' ins Konsulat!
Nun stirb, Catull. Was ist? Was hält dich noch zurück?

Dann schäumt der Dichter gar in Schimpfwörtern über, die er von der Gasse, nein, aus dem Dreck der Freudenhäuser aufgelesen und die kein deutscher Vers wiedergeben kann. Wir fühlen: in dem allen fiebert zerrüttende Leidenschaft, der heiße Pulsschlag der Zeit, und wieder müssen wir sagen: diese Sachen, alle kurz und stoßend im Ausdruck sind original, Momentdichtung, aktuell, und kein Vorbild konnte dem Dichter dabei helfen.

Auf Catull und seine Genossen folgte nun Horaz. Ihm erging es so anders; denn er lebte in einer ruhigeren Zeit. Kaiser Augustus hatte den Weltfrieden gebracht, die blutigen Tumulte endlich erstickt. Die Gassen Roms waren still, die Seelen sogleich bis zur Genußsucht in Ruhe und Freude eingewiegt, und auch in der Literatur verstummten alle Exzentrizitäten. Wenn nun Horaz zur Leier griff, *was* sollte er singen und *wie*?

Er sang nach der Gewohnheit von Liebe und Wein, dann aber auch vom Glück des jungen Weltkaisertums und von der Erziehung der Jugend. Dafür aber reichte die naturwüchsige Sprache des Catull und Alcäus nicht aus. Die Manier zu dichten, wie wir sie bisher gesehen, schien zu alltäglich, ja, ordinär, und es galt das Lied durch Kunst zu adeln, emporzuschrauben. Man hoffte es dadurch gar dem hohen Tone eines Pindar nahezubringen. Die Dichtung wurde zur Arbeit, und die Arbeit war schwer; aber man hatte ja Zeit, und so gibt es denn jetzt statt der Schnelldichtung sorgsamste Feile und Geduld, die das nonum prematur in annum predigt. Und ob es neun Jahre kostet: Horaz traute sich zu, die große und völlig neue Aufgabe des Kunstliedes lösen zu können. Er verachtet den populus; er will für die dichten, die so belesen sind wie er selber.

Horaz, der Odendichter, wie sah er aus? Gibt es kein Bild von ihm? Er hat sich leider nicht malen lassen, setzte noch nicht sein Porträt vor seine Werke, wie unsere Dichter Hinz und Kunz es tun. Was wir aber von ihm hören, wirkt zunächst enttäuschend: eine muntere Seele, kregel und lebenslustig; nichts Schwärmerisches; dabei klein und untersetzt wie ein bauchiger Krug auf zwei Beinen; gar kein Römer, mutmaßlich Griechenblut, Emporkömmling, als junger Mensch isoliert, da ohne alle Geschwister und Mannschaft, dazu unbeweibt, hartnäckigster Junggesell, aber von bester großstädtischer Erziehung und darum guter Gesellschafter, cordial und lachlustig, aber auch oft bissig sarkastisch und daher, kaum hatte man einige Spottverse und auch lyrische Versuche von ihm gelesen, in den höheren Kreisen gern gesehen, ja caressiert, geliebt und gefürchtet. Das zu sehen, ist erstaunlich genug. Rom war noch so arm an guten Versen; Horaz schien gleich ein köstlicher Kerl, eine Preziose, als man die wenigen Federstriche von ihm gelesen; es ging ihm damit ganz so wie dem Vergil, und Mäcen, der Ästhet, der schlemmerhafte Mäcen wurde des Horaz Gönner. Es lohnte sich, mit Mäcen auf du und du zu stehen; die beiden Männer wurden wie zwei Hälften einer Seele. Pflichtenlosigkeit war dieses Mannes Programm, aber auch Veredlung der Muße. Er schnitzelte selbst gelegentlich seinen Vers; es war das affektierteste Zeug. Aber er war von vornehmer Bescheidenheit und pflegte die Dichtkunst vielmehr, indem er die Dichter pflegte, die vor ihm auftauchten. Er hatte einen sicheren Blick für das echte Talent und schenkte dem Verarmten nicht nur Geld und Gut, sondern auch Freundschaft.

Horaz aber machte sich rar, und das war klug. Sein bäuerliches Landgut war sein Bel retiro (man hat es neuerdings wieder aufgefunden). Da lebte er sich fest. Aber auch andere schöne Plätze lockten ihn, und die meisten seiner Oden sind sommerlich in ländlicher Stille gedichtet. Pflastertreter Roms war er nur im Winter, wo er dann seine gesellschaftlichen Talente spielen ließ. Die vornehmsten Häuser öffneten sich ihm. Er hat sogar Mäcens junge Gattin, die in seiner Gegenwart sang und tanzte und die er schön und liebreizend fand, besingen dürfen; aber er ist, so derb erotisch er auch angelegt war (man hänselte ihn darum), verheirateten Frauen niemals zunahe getreten. Er stand hoch über dem frivolen Laster, das seine Zeit beherrschte.

In dieser gesellschaftlichen Stellung, wie verbrachte Horaz die Tage seines Lebens? und wie kamen nun die Oden zustande? Wir

Digitized by Google

merken bald, die Poeterei war nur Nebenwerk. Er lebte; das war die Hauptsache; er lebte als Vollmensch ein gemächliches und doch reiches Leben; denn er las viel und war ein Bewunderer alles Guten und Schönen, was die Griechen gaben. Aber nicht nur das; auf seinem Gut ist er mit Leib und Seele Landbauer gewesen, der mit schmierigen Händen seinen sauren Sabinerwein verpichte. In der Stadt zeitweilig in der Kanzlei der städtischen Verwaltung angestellt, zeigte er sich dagegen grundfaul im Amt (er berichtet es selbst schmunzelnd), als ein Tagedieb, der spät aufstand, in den Thermen badete, auf der Gasse herumstrich, in den Friserbuden den Klatsch auffing, sein Schöppchen zu trinken liebte, aber fast immer nur behaglich zu Zweien, und allerlei Liebesfreuden genoß, ohne sich doch je ernstlich die Flügel zu verbrennen. Niemand merkte da wohl, daß er dabei im stillen doch gelegentlich ein Gedichtlein plante und Versfüße skandierte, ganze sapphische Strophen. Aber die fielen recht spärlich aus; er wollte nur Qualitätsware geben. Im Verlauf von acht Jahren (von 31—23 v. Chr.) kamen nur 88 Oden zustande oder 11 im Jahre, und ein Gedicht von zirka 50 Zeilchen kostete also etwa einen Monat. Der ganze Nachlaß des Horaz läßt sich überhaupt auf 240 Seiten abdrucken; das ist noch nicht so viel wie Schillers Wallenstein.

Also 88 Oden. Er dichtete tändelnd, wenn es einen Freund zu begrüßen, zu beglückwünschen galt oder ein kleiner Liebeshandel ihn beschäftigte. Dabei entstanden allerlei hübsche Situationsbilder. Aber auch als Mahner und Erzieher ließ er sich hören, besonders feierlich, wenn der Staatsgedanke und die Sorge um das öffentliche Wohl ihn erfaßte: Rom und Roms Jugend die Adresse, Regeneration die Losung. Dann schwang sich sein Lied ins Erhabene. Schlagende Worte, Schlager der Sozialethik standen ihm zu Gebote, und manch großes Wort glückte ihm. Ist doch nichts wirksamer, als wenn fröhliche Naturen oder auch Ironiker, die sonst nur das Lachen lieben, vom großen Gedanken erfaßt, im Zorn jäh auffunkeln und sich zum priesterlichen Ton erheben: rollende Gewitter aus heiterem Himmel.

Gleichwohl flossen die Oden nicht frei aus der Seele. Dem Dichter wurde seine Leidenschaft zum Objekt, zum Thema, und langsam feilend gestaltete er seine Ode mit grenzenloser Selbstkritik zum Kunstwerk, saepe stilum vertens, indem er mit dem umgedrehten Schreibstift ins Wachs fuhr und das Geschriebene immer wieder tilgte, bis er das richtige Wort gefunden: ein fröhlich geduldiges Basteln und Ziselieren. Wir merken es ihm an: er genoß die Wollust der Schwierigkeit und ihrer Überwindung. Dabei steigerte Horaz die Schwierigkeiten nach eigenem Ermessen, die Durchführung der Verseinschnitte an gewissen Stellen, die planvolle Belastung gewisser Senkungen im Vers mit schweren Silben; die Silben wirken sichernd wie Ballast, der bewirkt, daß das Schiff fester im Wasser liegt. Dazu die planmäßige Häufung der schmückenden Beiwörter. In der Elegie war das Stil geworden, und Horaz überträgt es nun auf die Oden, z. B. „Auf zypriſchen Balken fährt der ängstliche Schiffer durchs Myrtoische Meer". Und so tausendfach. Die Sprache wird dadurch prunkvoll wie die Pindars. Wir kennen das auch aus unsern deutschen Klassikern, wenn sie antikisieren: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel" (Iphigenie); „Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem rötlich strahlenden Gipfel" (Spaziergang); „Empfangen wird dich die immer blühende Hebe und die goldene Viktoria, die geflügelte Göttin, die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters" (Braut von Messina). Um auch einmal zu lachen, führe ich auch noch Dauthendey, einen der manierierten Modernen an. Da wird das zum Laster und geht geradezu ins Sinnliche: „In lallender Welle sengender Wein. Nelken scharlachwild. Müdes Glimmen schwüler Amethysten!" und so fort. Fast jedes Zeitwort fehlt da.

So schlimm steht es nun freilich nicht bei unserem Horaz, aber doch so, daß er annähernd jedes Hauptwort mit einem schmückenden Beiwort behängt, so wie die schmucksüchtige Dame an allen zehn Fingern einen Ring und dazu noch Ohrringe trägt, ja, womöglich noch einen Brillanten in der Nase. So kommt es, daß eine Horaz-Ode ganz vorwiegend aus Substantiven und Adjektiven besteht; man zählt darin gut doppelt so viel Nomina als Verba.

Nun aber die Oden selbst. Ihre Themen waren gewiß oft schon durch die Gelegenheit gegeben; oft aber holt sich der Dichter seine Motive aus der griechischen Dichtung, und die Oden triefen von Reminiszenzen. Aber nur ein paar Zeilen werden in solchem Falle aus dem Vorbild genommen und danach das Gedicht frei fortgeführt. Der Dichter steht auf der Höhe der Bildung seiner Zeit, und nur so war es ihm möglich, die Griechen zu schlagen, die griechischen Bücher in Rom überflüssig zu machen. Und zwar knüpft Horaz nicht nur an die ganz alten Originale wie Alcäus und Anakreon an; denn er ist durchaus moderner Dichter und ließ auch das Neueste, was die feinen Griechen boten, auf sich wirken: die griechischen Epigramme, die wir in Fülle aus der Palatinischen Anthologie kennen. Da fand er sprudelndes Leben, Muster des Pikanten, des Schlagenden, der Pointierung, der Kunst, mit wenig Worten viel zu geben. So ist die Horaz-Ode oft nichts weiter als Amplifikation, die Ausweitung eines elegisch-epigrammatischen Motivs. So erlebte man damals, was wir auch heute erleben: die Literatur selbst erzeugt aus sich neue Literatur, und die Gedichte selbst sind es, die wie Blumen Samen streuen, und es wachsen daraus neue Gedichte.

Digitized by Google

Trotz alledem hat Horaz in schöner Weise seine Originalität gewahrt. Seine Eigenart, voll Humor und Weisheit, ist all den Gebilden unverkennbar aufgeprägt. Die politisch-soziale Ode, die Staatsode ist seine eigenste Schöpfung; das ganze Griechentum hatte nichts Ähnliches.

Im Jahre 23 v. Chr. sammelte Horaz seine 88 Oden, die er bisher nur einzeln an die Adressaten abgegeben hatte, verteilte sie auf drei Buchrollen, und Mäcenas unternahm es, den Verlag zu sichern, die Verbreitung käuflicher Exemplare bei der Buchhändlerfirma Sosii-Gebrüder zu vermitteln. Eine Widmung an Mäcen stellte Horaz darum voran mit dem Anspruch, durch ihn in die Reihe der klassischen Lyriker aufgenommen zu werden. Dabei tut er so, als ob er sein ganzes Leben nur mit Leier und Flöten verbringe, während er sich doch zu einem ganz guten Landwirt ausgebildet hatte. Alle Lyriker sind stolze Leute; denn sie fühlen sich als Seher und Offenbarer, als Telephon für Apoll und die Musen. So auch er. Der Graf Platen hat dies stolze Gebaren von Horaz übernommen. In der Schlußode rühmt Horaz sich gar, seine Leistung sei ein monumentum aere perennius, d. h. seine Oden seien dauerhafter, als wenn der Kaiser ihm eine Bronzestatue gesetzt hätte. Das letztere unterblieb in der Tat. Ganz anders erging es dem Hofdichter Claudian, dem der Kaiser Honorius gut 400 Jahre später auf dem Forum Romanum wirklich ein Erzbild setzen ließ. Endlich verkündet Horaz, wenn er sterbe, brauche er kein Grab; er werde vielmehr durch Metempsychose als singender Schwan ewig weiterleben, so wie die Königin Semiramis nach dem Glauben jener Zeiten noch heute als Taube weiterlebt. Vergil hatte sich doch nur als Gans unter den Schwänen bezeichnet. Horaz war nicht so schüchtern.

Diese einigermaßen üppige Selbstreklame nützte freilich vorläufig wenig. Die Literaten Roms verhielten sich ablehnend. Aber mehr und mehr Männer der hohen Aristokratie legten jetzt Wert darauf, von Horaz angesungen zu werden; und vor allem war der Kaiser gewonnen. Augustus hatte des Horaz Staatsoden, er hatte des Dichters ethisch-soziales Programm, das gegen die Entweihung der Ehe und gegen den sinnlosen Luxus der Protzen energisch Front machte, schätzen gelernt und trat ihm persönlich näher. Die Majestät warb schmeichelnd um die Gunst des Libertinen. Ein Hofamt lehnte Horaz ab; aber es kam nun noch zu einem vierten Buch Oden, und da wurde Horaz der Dichter, der den finsteren Thronfolger, den späteren Kaiser Tiberius, und dessen Siege besingen mußte. Tiberius aber haßte und verachtete den Mäcenas, und so wagt Horaz nicht mehr in den letzten Werken seines Lebens seinem Mäcen Gedichte zu widmen. Mäcenas starb, mit Augustus überworfen; im selben Jahr starb auch Horaz.

Und seitdem wurde in Rom nahezu keine Ode mehr gedichtet. Die Literaten lehnten des Horaz Unternehmen, wie ich schon sagte, ab. Properz siegte also über Horaz, die Elegie über die Ode. Ovid, der große Fortsetzer, gab die Entscheidung; denn Ovid wurde Elegiker. Was war der Grund? Die vierzeilige Strophe mit Zeilen zu bloß zwölf Silben ist für den mit Schmuckwörtern schwer belasteten Inhalt tatsächlich zu enge. Der Römer war an ciceronianischen Redefluß, an gewisse Breite der Sätze gewöhnt. Solche Ode war wie die moderne Tracht unserer Damen; in den furchtbar engen Röcken müssen sie sich schmal machen wie ein Bleistift.

So ist Horaz in der Folgezeit denn von den Römern zwar stets respektiert und gepriesen worden; sein Text wurde sogar für die reifere Jugend in den Schulen verwandt; die Dichter aber setzten die Odendichtung nicht fort, und die Horazische Lyrik blieb eine Sackgasse in der römischen Literatur, Horaz ein Unikum. Die Tatsache ist merkwürdig: erst die Barbarei, die Zeit der ästhetisch Urteilslosen mußte kommen, als die Germanen das Römerreich überfluteten. Da beginnt auf einmal die Nachahmung und steigert sich immer mehr. Horaz wird von da ab für den Okzident das Muster des erhabenen Liedes und blieb es fast ohne Unterbrechung über Mittelalter und Renaissance hinweg bis in Ramlers, Hölderlins und Platens Zeiten, das Vorbild besonders für alle die, die das odi profanum vulgus nachsprechen und denen es ein Schrecken war, volkstümlich zu sein. Der Schwan Horaz flog stolz — wie er vorausgesagt — über alle Jahrhunderte, bis die Griechenliebe, die die Neuzeit erfaßte und die mit Winckelmann begann, ihn endlich doch zu Falle brachte. Nun rupft man auf den Schulen und im philologischen Kolleg dem Schwan die Federn aus, traktiert und seziert ihn hübsch anatomisch, als wäre er tot, und nur noch für einige Sonderlinge unter den Feinschmeckern der Gegenwart ist er ein Leckerbissen geblieben. Es ist für den heutigen Menschen mühsam, aber reizvoll, aus seinen Oden sich den immer noch liebenswerten Dichter und die Zeit, für die er wirkte, neu lebendig zu machen. Denn es sind doch nicht nur Schulverse, was wir da lesen. Ein Bild des Gesellschaftstreibens, der Hochkultur und der ethischen Ideale jener Epoche läßt sich aus ihnen gewinnen, ganz anders als etwa aus Heinrich Heines „Buch der Lieder“ ein Bild der Zeit, in der er lebte. Heine liebt die Täuschung und schwelgt in Fiktionen, Horaz gibt zumeist echte und rechte Gelegenheitsdichtung. Wer jenes Gedichte schärfer anfaßt, dem zerplatzen sie wie schillernde Seifenblasen; die Oden des Römers gleichen den Perlen, die zwar stark erblindet und matt geworden, aber jeden Griff vertragen, wenn wir versuchen sie aufzufrischen.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

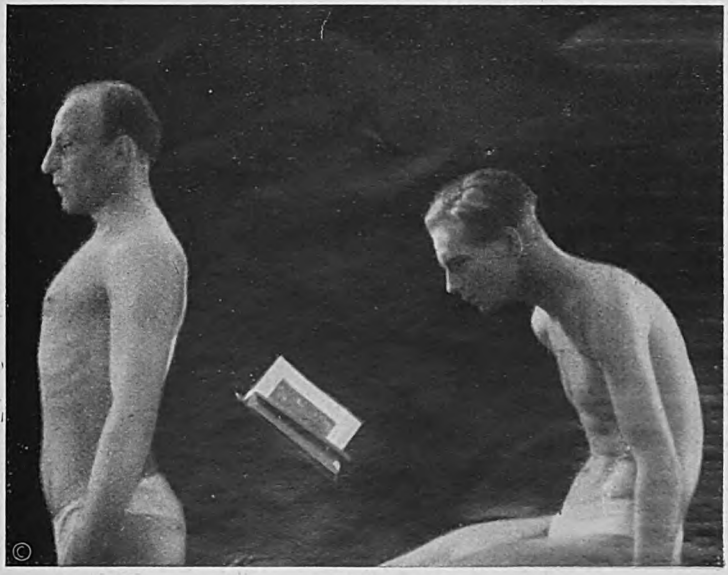
Digitized by Google

Digitized by Google

deutsche Jugend leidet. Rachitis, Tuberkulose zehren an ihrem Mark.

Die Freude am Sport, die dem ganzen deutschen Volk vorwärts und aufwärts helfen soll, darf nun vollends nicht verwechselt werden mit der Neugierde, der Sensationslust und — seien wir ehrlich! — der Geldgewinngier, die sich in dem Massenandrang zu den Rennen allerart und den Boxermatches ausdrücken. Selbst die Beherrschung der technischen Ausdrücke, in der es die Besucher des 3. Platzes gleich denen der Logen zu einer Fertigkeit gebracht haben, die jeden Sportreporter neidisch machen können, führt die Hunderttausende von Besuchern einer großen Sportwoche, eines Sechstagerennens, um kein Titelchen dem Kern der Sache, der körperlichen und seelischen Gesundung, näher. Krumm und schlapp, wenn auch mit fiebernden Augen, steht und sitzt und hockt die unübersehbare Menschenmenge da, ungeduldig des Spruchs gewärtig, des Namens, der Zahl. Der Jubel, der den Sieger — oder die Maschine — umbraust, ist oft nichts anderes als ein Börsentriumph ob des guten Geschäfts, der erzielten Reklame, der gewonnenen Wette.

Wer der deutschen Jugend von Grund aus helfen will, der darf sich nicht damit begnügen, sich über solche Sportfreude mitzufreuen, die paar Sieger in einzelnen sportlichen Wettbewerben mitzufeiern, sondern muß ihr zunächst das grausam abschreckende Bild zeigen, das beim Siegeslauf so ein untätiger Zaungast bietet. Er muß dem begeisterten Bravorufer das amerikanisch gepolsterte Jackett und die Unaussprechlichen ausziehen und muß ihn mit seiner verkümmerten Gestalt und seiner schlecht gepflegten Haut unbarmherzig ins Sonnenlicht stellen. Da wird sich hier ein tiefes Erbarmen, ein schmerzliches Mitleid rühren, wohl auch eine bittere Anklage, daß Gottes Ebenbild in so jämmerlicher Verfassung auf Erden wandelt, und dort werden Hohn und Spott laut werden, die einem trägen Tagedieb gelten. Und eines ist sicher:



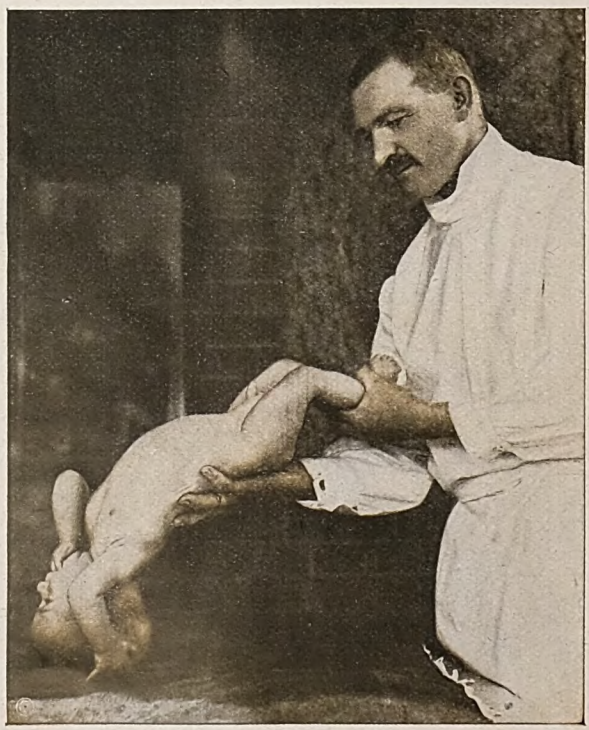
Gute und schlechte Körperhaltung ★ Oben: Röntgenaufnahme

Digitized by Google

Kriechübungen nach Professor Klapp

die Scham wird der Selbsterkenntnis folgen. Diesen wissend gemachten Menschen aber müssen dann neue Wege zu Kraft und Schönheit geebnet werden ...

Diese Aufklärung kann die Schule allein nicht durchführen. Auch die Presse erreicht nicht das Ohr des ganzen Volkes. Und das Buch gelangt ja meist nur in die Hände der Gebildeten, oder derer, die sich bilden wollen. Das Propagandamittel, das heute fast alle Zeitgenossen erreicht, ist der Film. Man hat ihn die Literatur der Analphabeten genannt. Gewiß, er wendet sich im Übergewicht an die geistig Minderbemittelten, er ist sogar — leider — die einzige geistige Speise von vielen Millionen in allen Ländern des Erdenrundes. Doch gerade darum muß man seine Wirkung ausnutzen, wenn es gilt, auch den letzten und bequemsten der Kulturfeindlichen, den Amusischen, den Denkfaulsten aufzurütteln. — Ein gut betreuter Zweig der Tätigkeit der vielverästelten Universum-Film-Aktiengesellschaft, Berlin, ist die Abteilung für Kulturfilme. Ihr ist, gewiß zum Segen einer gesunden Volksaufklärung und Volksbelehrung, schon mancher Lichtbildstreifen vortrefflich gelungen. Junge Burschen mögen ins Kino gelaufen sein, um die wilden Abenteuer eines Neuyorker Botenjungen mitzuerleben (der natür-

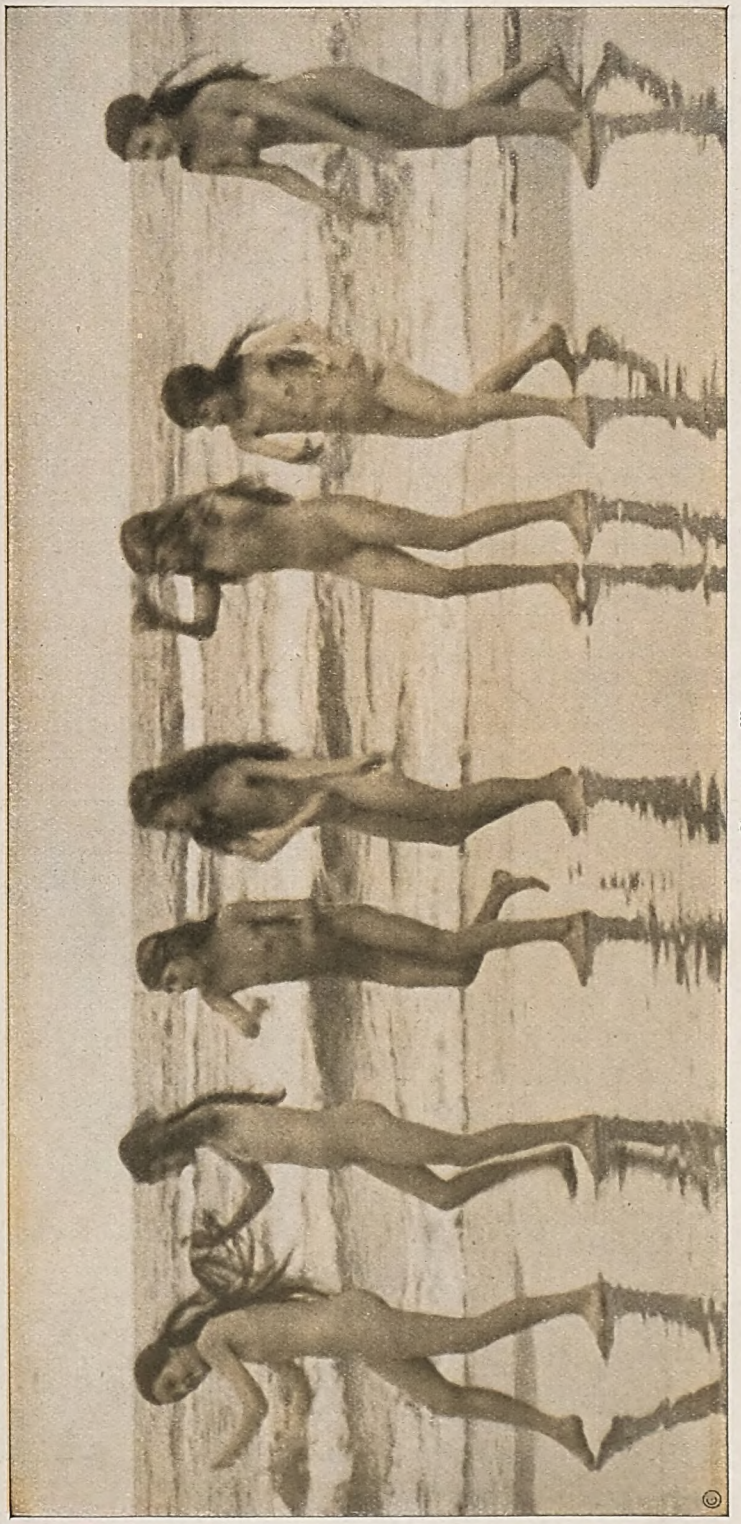


Säuglingsgymnastik nach Major a. D. Neumann-Neurode

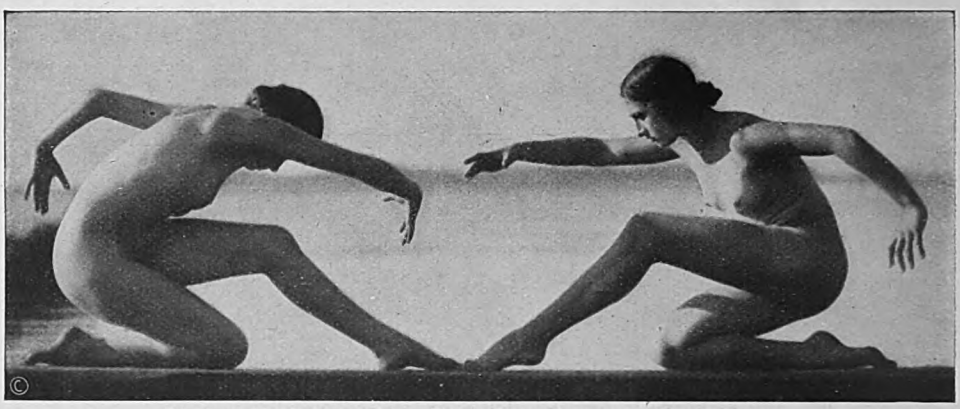
Digitized by Google

lich im Schlußbild — Großaufnahme! — außer einem Riesenpalais an der fünften Avenue die schönste, eleganteste und verführerischste Braut mit kaffeetassengroßen Schmachtaugen besitzt), und da müssen sie sich nun zunächst eine Geschichte von der Hühnerzucht oder aus dem modernen Brückenbau, oder aus dem Münchner Kunstgewerbe, oder aus dem internationalen Bienenstaat ansehen. Sie lassen's fast widerwillig über sich ergehen — aber schließlich packt sie's doch, und es bleibt davon immerhin ein bißchen fürs Leben hängen. Der Direktor der Kulturabteilung der Ufa, Ernst Krieger, hat den Plan, dem noch immer kriegskranken deutschen Volk die Wege zu Kraft und Schönheit zu weisen, mit besonderer Liebe aufgegriffen. Es blieb hier aber nicht bei einem Lichtbildstreifen, der nur als flüchtiges Zwischenspiel da und dort geboten werden soll, sondern das Werk weitete und vertiefte sich, es wuchs sich mehr und mehr zu einer wirklichen Kulturtat aus.

In einer großen Reihe von deutschen Städten ist der Ufa-Film „Wege zu Kraft und Schönheit" bereits abgerollt worden. Vielen Lesern dieses

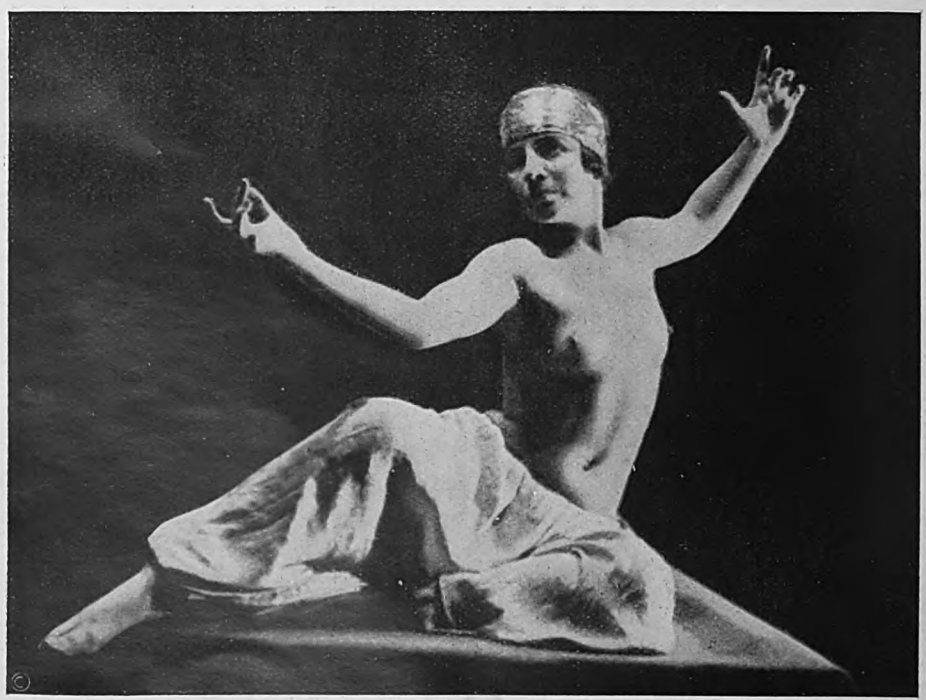


Szenen am Meer



Gleichgewichtsstudie nach der Schule Anna Herrmann, Charlottenburg

Heftes werden die hier wiedergegebenen Ausschnitte aus dem schönen Lichtbildwerk darum bereits bekannt sein. Aber die ethisch stärkende Kraft, die diesem Spiel innewohnt, ist so stark, daß man fordern möchte: jeder Deutsche, jede Deutsche soll den Film kennenlernen. Wenn etwas imstande ist, die Lauen, die körperlich und geistig Trägen aufzurütteln, so daß sie an einer Kulturbewegung teilnehmen, die unserm blutarm gewordenen Geschlecht zur Gesundung helfen kann, so ist es die überzeugende Sprache dieser Bilder. — Es hat da und dort Bedenkliche gegeben, die zuerst zögerten, den Film zu besuchen, weil sie fürchteten, die Nacktheit der im Film handelnden Männer und Frauen und Kinder werde sie in ihrem Schamgefühl verletzen. Es hat natürlich auch Lüsterne gegeben, die da glaubten, hier werde unter irgendeinem Deckmantel „Pikantes" zu sehen sein. Sie haben sich alle getäuscht. Von vornherein muß betont werden, daß dieser Film (den die amtlichen Prüfungsstellen übrigens sofort für Jugendliche freigegeben haben) so



Bewegungsstudie nach der Laban-Schule, Hamburg

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

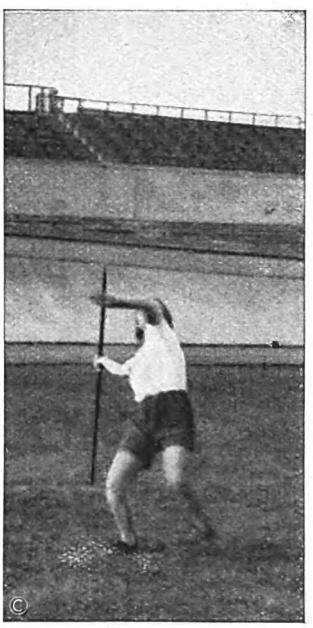
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

liner chirurgischen Poliklinik unter der Leitung von Professor Klapp bei: Die Kriechmethode wird bei Kindern, die kaum dem Säuglingsalter entwachsen sind, zur Anwendung gebracht. Auch dem Laien wird in wenigen Minuten klar, von welch gewaltigem Einfluß auf Wirbelsäule und alle Muskelgruppen der kranken, verbildeten wie auch der gesunden Zöglinge diese Betätigung mit und ohne Apparat sein muß.

Von der hygienischen Gymnastik geht's einen Schritt weiter zu den Übungen nach Mensendieck, zum „Müllern", zur Hamburger Schule Hedwig Hagemann. Das ist aus der Krankenstube heraus der Schritt in die Sonnenschönheit. Das Spiel der herrlichen Menschenkörper, für die es keine Erdenschwere zu geben scheint, ist von einer künstlerischen Vollendung, für die es nur etwa den Vergleich mit einer Mozartschen Sinfonie gibt. Diese hygienische Gymnastik ist Selbstzweck. Nicht identisch, nur verwandt damit ist die rhythmische Gymnastik, die in den verschiedensten Schulen sich zu ganz neuen Meisterbegriffen durchgearbeitet hat. Die verschiedenen Schulen mögen einander in ihren einzelnen Lehrsätzen widerstreben, ein Gemeinsames haben sie doch: die Voraussetzung, daß der Körper biegsam, geschmeidig, ästhetisch beherrscht, befreit von jedem Ballast, dem griechischen Ideal genähert werde. — Wir wissen, daß Jaques



Speerwurf (aus einer Folge von Zeitlupenaufnahme)

erbliche oder erworbene, mochten noch hinzugekommen sein, um diese Elendsbilder zu verstärken.

Die Spartaner machten kurzen Prozeß. Sie warfen solch unglückliche Lebensschwache vom hochragenden Felsen in den Abgrund. Unser Zeitalter verabscheut den Mord, hat die Ehrfurcht vor dem Leben und versucht nach Kräften zu helfen. Und der Film belehrt uns, daß die bündige, hastige, rohe „Auswahl" der Spartaner erbärmliche Pfuscherei war. Denn unsere moderne ärztliche Kunst hat Methoden ersonnen, durch die auch anscheinend lebensschwache oder sogar verkrüppelte Kinder noch zu vollwertigen Menschen sich auswachsen können. Das spartanische Opfer war feige, war dumm, war in unseren Augen nur ein Vorwand für die Faulheit der Erzieher. Hier sehen wir, wie die rückgratkrummen Kleinen unter ärztlicher Aufsicht hygienische Gymnastik treiben und mehr und mehr erstarken, sich aufrichten, gerade werden, widerstandsfähig, zum Kampf ums Dasein gerüstet werden. Major a. D. Neumann-Neurode, Berlin, führt seine Säuglingsgymnastik vor. Es ist für alle jungen Mütter geradezu eine Offenbarung. Natürlich werden verständige Frauen nicht selbständig die verschiedenen Turnübungen, die sie zu sehen bekommen, mit ihrem Drei- oder Sechsmonatkind vornehmen; aber die Vorführung wird sie anregen, sich Spezialunterweisung zu verschaffen. Dann wohnen wir einem orthopädischen Turnkursus der Ver-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der hundertjährige „Lederstrumpf" und sein Urbild

Von Friedrich von Gagern

Wächter war Häuptling; sinnend sah er über die See. Zu dieser Zeit aus Morgen und Mitternacht entstiegen fremde Männer dem Meer. Sie sind klug, sie haben große Dinge — wer sind sie?"

Mit dieser Frage voll Schwermut und Schicksal schließt das Walam-Olum, die berühmte hirschlederne Bilderchronik der Leni-Lenape, jenes einst bedeutenden Indianervolkes, das vor etwa hundert Jahren auch einmal das vorübergehende Glück genoß, dem abwechslungssüchtigen Europa als Spielzeug der Phantasie, als „große Mode" zu dienen, nachdem der Klassiker der „Indianergeschichte" J. F. Cooper den roten Mann literarisch und zum Liebling unzähliger junger und alter „Bleichgesichter" gemacht hatte.

Wer sie seien, darüber haben die Fremden mit ihren „großen Dingen" bald furchtbare Auskunft gegeben. Jene dunkle Nachricht bezieht sich vielleicht auf Jacques Cartier, der aus der indianischen Bergstadt Hochelaga, dem heutigen Montreal, den Häuptling Donacona nach Paris verschleppte, wo der arme Teufel an Gram und Heimweh starb. Vielleicht auch auf den tollkühnen Florentiner Verrazzani, der 1524 alles Land von Nord-Carolina bis zum heutigen Connecticut für seinen hohen Auftraggeber, Franz I. von Frankreich, in Besitz nahm; oder auf Vater und Sohn Cabot, die schon im 15. Jahrhundert die laurentinischen Küsten untersuchten; oder auf jene waghalsigen bretonischen Fischer, die lange vor den offiziellen Entdeckern den Lorenzgolf befahren und sogar kartographiert, die gefährlichen Sunde, Bänke, Häfen und Vorgebirge von Neufundland und Neubraunschweig zweckdienlich durchforscht haben. Wie immer, zu den Zeiten der Cabots und Verrazzani, Cartier und Cortereal war die ungeheure Landfeste zwischen Atlant und Pazifik noch ahnungslos selige Wildnis, Urwald, Ursteppe mit ihren glücklichen Völkern und Tieren. Auch um das Jahr 1600 zeigen sich an der Ostküste kaum erste schwache Spuren schüchterner Besiedelung. Aber um 1700 schon sind alle Niederlassungen vom Savannah bis Neubraunschweig zu autonomen englischen Kolonien erweitert und verschmolzen, viele der östlichen Indianerstämme vollkommen ausgerottet oder vertrieben; 1763 ist der amerikanische siebenjährige Krieg, der Entscheidungskampf zwischen den beiden kolonialen Fronten, den Ansprüchen Verrazzanis und Cartiers, Cabots und Raleighs, kanadischen Jesuiten und neuenglischen Puritanern, indianerfreundlichen Franzosen und unersättlichen Briten zu Frankreichs Verlust entschieden; und zur Zeit, da der 1789 schon als freier Amerikaner geborene Cooper seinen ersten „Lederstrumpf"-Roman niederschreibt — 1822—23 — ist die rote Nation bis auf unbedeutende Trümmer im Norden und Süden teils vernichtet, teils über den Mississippi nach den westlichen Prärien verdrängt und selbst dort längst nicht mehr ihrer Menschenrechte gewiß. Die Tragödie dieser tapferen und begabten Völker hat kaum ihresgleichen in der Weltgeschichte; ihre einstige Art nach den durch Branntwein, Geld, Verkehr, Inzucht, Seuchen, Untätigkeit und Absperrung demoralisierten Resten, ihre Übergriffe nicht als gesunde Notwehr zu beurteilen, wäre ebenso geistlos wie verlogen und ungerecht.—

Wie nun Cooper, der Verfasser vieler unlesbar gewordener Romane, dazu kam, der unbestrittene Altmeister des nordamerikanischen Heldenbuchs, der Walter Scott und Homer seiner Heimat zu werden, das ist wenigstens der Erwähnung wert. Denn gleich dem Cervantes ist auch Coopers unsterbliches Werk, die ungezähltemal aufgelegte, in alle lebenden Sprachen übersetzte, hundertfältig bearbeitete und nachgeahmte „Lederstrumpf"-Pentalogie ein dem Zufall mehr als ernster künstlerischer Absicht entsprungenes Produkt.

Der damals etwa Dreiunddreißigjährige, der zu Burlington am herrlichen Champlain-See geboren den aus jugendlichem Welttatendrang genommenen Marinedienst ob zarter Gesundheit schon 1810 hatte aufgeben müssen, seither zu Cooperstown am kleinen Otsego-See den milden Musen lebte und bereits Proben eines mäßigen Talents abgelegt hatte — dieser dreiunddreißigjährige Cooper hört eines Tages verschiedene europäische Moderomane, darunter wahrscheinlich solche des zur Zeit gerade verhimmelten Walter Scott rühmen und vermißt sich dreist, aus amerikanischem Urstoff Ebenbürtiges oder gar Besseres zu gestalten. Man erlaubt sich das Wagnis dieser Behauptung zu belächeln und an der Möglichkeit eines Beweises zu zweifeln; Cooper faßt das als Forderung auf, setzt sich hin und schreibt seinen Roman „The Pioneers" („Die Ansiedler", 1823), das Ur- und Grundlederstrumpfbuch, das seinen Verfasser mit einem Schlage zur Berühmtheit zweier Welten macht.

Mit Recht. Die Erzählung — nach späterer natürlicher Anordnung die vierte des fünfgeteilten Gesamtwerkes — verdankte ihren Erfolg noch nicht den in den übrigen Lederstrumpf-Romanen reichlich angewendeten Mitteln der Spannung durch blutige Abenteuer. Ihr magnetisches Kraftfeld liegt auf höherem Gebiet. Sie ist ein starkes Stück Heimatkunst, sie ist das erste amerikanische Heimatbuch, ja vielleicht das erste echte Heimatbuch der Weltliteratur überhaupt. Als solches allein schon würde sie zumindest kulturgeschichtliche Bedeutung dauernd behalten,

Digitized by Google

wären nicht einzelne ihrer Gestalten der menschlichen Teilnahme noch ganzer Geschlechter jugendlicher und selbst sehr reifer Leser gewiß. An vertrautem Stoffe, in der Nachbildung erlebter Wirklichkeit gelang Cooper die reinste Aufgabe, die entscheidende Tat eines Dichters: der Aufstieg, die Auflösung zum Ewig-Menschlichen.

Man hat nicht mit Unrecht im „Richter" Temple Züge von Coopers eigenem Vater entdecken wollen. Ebenso haben Urbilder des lärmenden Kirby, des intriganten Dolittle, des dicken Pump sicherlich gelebt, und für die wenigen Lesenskundigen von Burlington mögen die „Ansiedler" geradezu ein Schlüsselroman gewesen sein. Am deutlichsten aber wird die Beziehung zur Wirklichkeit in der erhabenen und liebenswürdigen Gestalt des eigentlichen Helden der Erzählung, des alten „Lederstrumpf" Natty Bumppo, dieses Patriarchen der entgötterten und sterbenden Wildnis.

Es gibt in der erzählenden Literatur wirklich nicht viele Schicksale von ähnlicher, gleich tiefer und gesunder Tragik. Weit abseits der Niederlassung am See, an dessen noch urstillen Ufern er einst als junger Weidmann gejagt und erste Abenteuer bestanden, haust Natty mit seinem schweigsamen indianischen Freunde zusammen in einsamer Hütte. Bitteren Herzens hört er Billy Kirbys, des wilden Holzfällers Axt durch die heiligen Wälder hallen; voll Grimm und Abscheu muß er es sehen, wie der dörfliche Janhagel mit Flinten, Musketen und selbst Kanonenschlägen die harmlosen Wandertauben in sinnlos jauchzender Mordlust herunterkartätscht. Wie nun aber er, der in seinem langen Jägerleben kein Gottesgeschöpf ohne Not und über Bedarf getötet, die neumodischen demokratischen Wildschongesetze im geringsten verletzt, wird ihm sofort der Prozeß gemacht und wegen Weigerung oder „Uneinbringlichkeit" der Strafzahlung die Schmach des Stockes angetan — ihm, der eben vor wenigen Wochen das Kind des „Richters" Marmaduke Temple vor der wütenden Silberlöwin gerettet! Pöbel und Gesetz mit ihrer gehässigen Unerbittlichkeit gegen den einsamen, vornehmen Ausnahmemenschen, gegen den Gründer und Eroberer, der dann wie der greise Natty noch einmal die Riemen fester schnallt und heimatlos weiter gegen die sinkende Sonne wandert: das ist Tragik.

Wahrhaft erschütternd wird dieses große symbolische Heldenschicksal für einen Leser, der den grundehrlichen sauberen Lederstrumpf aus den drei nach späterer Ordnung voraufgehenden Geschichten schon kennen und schätzen gelernt hat. Zwar der nächstgeschriebene von Coopers Indianer-Romanen, der „Letzte der Mohikaner" (1826) ist nichts als ein um den roten Jüngling Uncas, seine sensationelle Liebe zur schwarzen schönen Cora Munro und das historische Gemetzel von Fort William Henry zusammengeschmierter blutiger Kitsch. Nicht trotzdem, sondern natürlich gerade darum hatte er ungeheuren Erfolg; in der Reihe der eigentlichen Lederstrumpf-Erzählungen nahezu entbehrlich, ja störend, da er zur Charakterisierung Nattys nur unwesentlich beiträgt, wurde er Coopers berühmtestes und gelesenstes Buch. Sein Verfasser genoß diesen Triumph übrigens nicht mehr im heimatlichen Cooperstown am Otsego sondern in Europa, in England und dann Frankreich, dessen mildes Klima den kränklichen Mann veranlaßte, als bequeme und vornehme Nebenbeschäftigung das Konsulat der Vereinigten Staaten in Lyon zu übernehmen. Seinem Schaffen tat das keinen Eintrag; gleich im ersten Jahre nach erfolgtem Amtsantritt erschien „Die Prärie" (1827), ein gewaltiger Landschaftsroman von ungeheuren Horizonten, unter den fünf Erzählungen des Lederstrumpfwerkes vielleicht die schönste, die ergreifendste. Einsam und hager steht die Gestalt des uralten Trappers in der mächtigen, schwermütigen Landschaft der immerdar dunstigen, braunen, westlichen Steppe; hier wenigstens gibt es keine heuchlerischen Gesetze, hier nicht die Lüge der menschlichen Gesellschaft; hier wüstet kein Kirby, schnüffelt kein Dolittle, hier unter Indianern, Büffeln und Wölfen hat er seinen Frieden. Allein da hebt der zahnlose Hektor den Kopf, wittert und heult klagend in den brandigbraunen Abend hinaus: und siehe, dort in der Dämmerung kommt es mit weißen Planwagen und müden Tieren, mit Büchse und Beil, mit Ochsenstachel und Bibel, Ismael Bush der Squatter mit seinen zwölf Enaksöhnen, die neue Zeit, das neue unaufhaltsame Amerika.

In diesem riesenhaften Ismael Bush, finster und bibelstarr, roh und stark, hat Cooper vielleicht seine geschlossenste Gestalt geschaffen. Begreiflich: denn mehr noch als der wilde Kirby oder der Richter Temple steht sie für die Welt, die der Dichter schon mit eigenen jungen Augen geschaut und die sich seither kaum wesentlich verändert, nur eben nach Westen vorgeschoben hatte. Wundervoll setzt sich die eiserne Art dieses spröden Willensmenschen ab gegen die überlegene Milde, die melancholisch klare Humanität des einsamen Jägergreises; in wenigen schneidendscharfen Zügen wird die Stellung des eigentlichen, des bindestrichlosen Amerikaners aus irroschottischem Keltengeblüt zu Mitmensch, Mitgeschöpf, Indianer und Natur gekennzeichnet. Neben der düsteren, antik einfachen, antik grausen Familientragödie der Auswanderer verlöre sich alles übrige Geschehen dieser manchmal von mystischem Nordlicht überglühten Erzählung in belangloses Nichts, ständen nicht der dunkel gewaltige Ismael Bush und der zum Seher verklärte weißhaarige Weidmann als Gegenspieler eines viel größeren, viel ernsteren Dramas einander gegenüber, als Sieger und Besiegter in der ewigen Tragödie des Lebens selbst. Der einst für seine weißen Brüder Jagd auf die Rothaut gemacht, Völker und Zeiten haben

Digitized by Google

ihn überholt, aus einem Führer ist er zum ruhlos Gejagten, zum heimatlos Schweifenden, zum bedrängten Wilde geworden, und nicht drüben im alten Virginien oder an den Seen, an einer der Stätten, die er gegründet und verteidigt, fern überm Strom in der unermeßlichen Prärie, bei den freundlichen Pawnees beschließt er endlich, erfüllt und erschöpft, sein reines, reiches, einfältiges und großartiges Dasein. Die ruhige Schilderung dieses schlicht erhabenen Todes gehört zu den klarsten Juwelen der Weltliteratur; ihre innige Leuchtkraft überstrahlt noch die unvergeßlichen Szenen von Chingachgooks Sterbegesang und Ende in den „Ansiedlern“ und den Abschied Nattys vom Grabe seines treuen schweigsamen roten Bruders. Ein gewisser Zug zur Ballade beherrscht übrigens die ganze von tragischen Konflikten hochgespannte romantische Erzählung; wie die Gebilde einer jener Luftspiegelungen der südlichen Prärie jagen Gestalten und Ereignisse, Themen und Rhythmen einer steppenbraunen Rhapsodie über schweflige Horizonte hinweg.

Daneben macht allerdings auch die scheinbar absichtslose Zusammensetzung der handelnden und leidenden Personen für den Kenner einen Hauptreiz des eigenartig gegliederten Romans aus. Das ganze Amerika des beginnenden 19. Jahrhunderts zeigt sich in entscheidenden Verkörperungen auf der unaufhaltsam vorrückenden Siedelungsgrenze verdichtet. Den Indianern der noch unberührten weitwestlichen Prärie gegenüber die rohe Sippe der Squatter, der Freisiedler, die sich um die Menschenrechte der roten Rasse so wenig kümmern wie um die Landpatente eben jener Regierung, die vor einigen dreißig Jahren den aufhorchenden Völkern der Erde das Evangelium der Menschenrechte so salbungsvoll gepredigt hat. Dazwischen der uralte heimatlos schweifende Wildsteller, den eigenes Schicksal und trübe Erkenntnis mit den Verdrängten und Betrogenen fühlen gelehrt und der selbst fast zum Indianer geworden; der junge derbe Paul, Vertreter eines neuen, rauheren, „amerikanischeren“ Geschlechts von Jägern, der Ahnen der künftigen Cow-Boys und rücksichtslosen Büffelschlächter; Middleton, der Typus jener Grenzoffiziere, die später neben einzelnen hervorragenden Scouts — Führern — vom Range des großen Kit Carson zu den eigentlichen Helden der amerikanischen Siedelungsgeschichte wurden; endlich Obed Battius, der harmlos sanftmütige Gelehrte, bei dem man ohne weiteres an die beiden Michaux, die Erforscher der alleghanischen Flora, oder an Audubon, den amerikanischen Brehm denken mag. So ist auch die „Prärie“ ein Heimatbuch im höchsten Sinn des viel mißbrauchten Begriffes, und das Buch welcher Heimat, Heimatkunst, welches Könners und Kenners!

Trotz überragender dichterischer Stärke hatte die „Prärie“ nicht den Erfolg des so recht sentimental-romantisch-abenteuerlichen „Letzten Mohikaners“, und nun währte es lange, ehe Cooper das angesponnene Garn noch einmal aufgriff. Vielen mittelmäßigen Romanen folgte endlich 1840 „The Pathfinder“ (Der Pfadfinder), das berühmte Buch, dessen Titel uns zum Inbegriff von westlichem Heldentum und zu bleibendem Gut unseres Sprachschatzes geworden ist. An sich ist der „Pfadfinder“ ja keine bedeutende Schöpfung, mögen auch einzelne Charakterköpfe recht gut gelungen und die Schilderungen der Kämpfe um Forts und Blockhäuser ohne weiteres den Wert historischer Quellen beanspruchen dürfen. Dagegen wird Natty Bumppo, der „Lederstrumpf“, hier zum erstenmal Titelheld eines Romans, auf ihn fällt alles Licht der Ereignisse, und als wirklicher „Held“ nicht der Büchse sondern des Herzens rührt er uns deshalb, weil der erprobte Mann im Kampfe gegen den inwendigen Feind das schwerste und preislichste Heldenstück vollbringt, weil er entsagt. Ist es schon seltsam ergreifend, diesen ehrlichen treuen Hagen der amerikanischen Wildnis in vorgerückten Jahren stillbescheiden zu später Liebe erblühen zu sehen, tiefer noch erschüttert sein ebenso stiller, feiner Verzicht zugunsten seines jungen Freundes und Schülers, am tiefsten aber das damit verbundene Opfer, die Verleugnung der eigenen Unfehlbarkeit und Überlegenheit. Dieser wunderschöne Zug erhebt auch die „Pfadfinder“-Geschichte zum Kunstwerk, und um dieser einen prachtvollen Menschlichkeit-Allzumenschlichkeit sollte das Buch noch heute fleißiger gelesen werden. Es wird so viel in Psychologie gemacht und gefaselt; wenige moderne Romane können sich darin jenem alten einfachen „Indianerschmöker“ vergleichen.

Schuß und Waffe spielen in allen „Lederstrumpf“-Geschichten eine naturgemäß starke Rolle. In seinem letzten Lederstrumpf-Roman „The Deer-slayer“ (Der Hirschtöter, 1841) bedient sich Cooper noch einmal dieses wohlberechtigten, dem Stoffe selbst entwachsenen Kunstmittels. Das ist Epos vom Geiste Homers, Erzählung vom innersten Wesen unserer alten schwerterklirrenden Reckensage. Wie der Bogen des Odysseus, die Waffen des Achill, mehr noch wie der Balmung des Nibelungen-, der Mimung des Wieland-, der Eckesachs des Dietrichmythus wird die gefürchtete und berühmte lange Büchse, der „Killdeer“ zu einem unabtrennbaren Gliede des führenden Helden selbst, zu einem Teil von seiner Kraft, zum Träger und Gleichnis der ihn umwitternden Gerüchte. Nachdem wir durch vier Bände an den Taten und Schicksalen, an Siegen und endlichem Altersrost dieses Killdeer wie seines Herrn Anteil genommen, nachdem uns diese Waffe so lieb geworden wie ein Mensch oder Ideal, erfahren wir endlich, wie es vorzeiten in die würdige Meisterhand des damals noch jugendlichen Natty gelangte: als Geschenk zweier — Mädchen, Judith und Hetty Hutter, der Töchter des verdächtigen alten Tom, der auf Arche und Kastell in den urwaldverhangenen

Digitized by Google

Buchten jenes selben Sees haust, an dessen Ufern vielleicht fünfzig Jahre später die wüsten Flinten der Ansiedler knallen, Billy Kirbys Axt durch die Forsten hallt, das dürre Gesetz über das lebendige Recht siegt, die Tragödie des silberhaarigen „Lederstrumpf" sich vollzieht. Das alles ist höchst reizvoll und rundet die Pentalogie der Erzählungen zum geschlossenen epischen Großkunstwerk, zum Heimatbuch, wie es in solcher Kraft, Fülle und tiefen Bedeutung kaum ein zweites Volk der Erde besitzt. Dort, wo einst des jungen „Hirschtöters" Füße mit dem Tode um die Wette gerannt und auf den Gluten des Marterpfahls gestanden, werden sie ihm um ein geringes Vergehen in den schmachbaren Stock geschraubt; wo einst der kühne Chingachgook seine Braut aus dem Gewahrsam der Feinde entführt, endet später der hochbetagte John Mohegan, der eigentliche „letzte Mohikaner", von losbrennendem Schießpulver geröstet — Gleichnisses genug — in den heulenden Flammen seiner geraubten Heimatwälder. Wie ein Blitz schlägt das durch all die dunkle Tragik der in wenige Jahrhunderte, ja Jahrzehnte zusammengeballten amerikanischen Geschichte: der Leidensgeschichte der roten Rasse, der Schicksalsgeschichte jener ersten, von ihrem eigenen Volke überholten, verdrängten und vergessenen Kundschafter und Pfadfinder. Der verzehrend schnelle, unaufhaltsam beschleunigte Puls der Jahrtausende europäischer Kultur nachraffenden und übertrumpfenden amerikanischen Lebens, Amerikas und der ganzen Welt Verhängnis, pocht schon in diesen scheinbar veralteten Büchern als Quell.

Hier freilich ist noch alles Morgenstimmung und Stille; taufrisch in unberührter Jungfräulichkeit liegt die Seelandschaft unter den Flügen der Adler, unter Sternen und Stürmen der Jahreszeit. Manchmal ein Schuß mit seinem Widerhall, manchmal der Schlachtruf eines Indianers oder der Sehnsuchtsschrei des brunstigen Hirsches: dann wieder das Schweigen der tausendstimmigen Wildnis, die Schöpfung in ihrer Unschuld, das Alldasein des großen guten Geistes Manitou. Wie Symbole dieser zarten Anfänglichkeit stehen die schwachsinnig kluge, lieblich fromme Hetty — gleich dem Psalmsänger David im „Mohikaner" eine Schwester des Kindes in Goethes Löwennovelle — und der noch unbärtige, von keinem Tropfen Menschenblutes bespritzte reine Tor Natty einander gegenüber, bis die Schuld des würgenden Menschengeschlechtes auch in des jungen Jägers Leben entscheidend hereinbricht. Wundervoll, wie dies kleine keusche Idyll sich gegen die sinnliche Bewußtheit des zweiten Paares Harry-Judith abhebt; staunenswert, wie Cooper hier noch einmal mit ganzer Kraft und Innigkeit den streng durchgeführten Charakter seines Helden angelegt hat: treu, karg, ehrlich, nüchtern, wunderlich beredt, auf seine Schießkunst stolz bis zur Schwäche, fromm, barmherzig, gerecht, alles in allem ein guter Christ, ein Vorbild und berufener Führer der Menschen. Auch der „Hirschtöter", die aus Motiven des Gesamtwerkes nachkomponierte Lederstrumpf-Ouverture mit Hetty und Natty, dem alten zweideutigen Tom und dem schweigsamen Chingachgook, dem unfehlbaren Killdeer und dem elfenbeinernen Elefanten gehört zu den unzerstörbaren Geschmeiden der Weltliteratur.

★

Vielleicht hat am 13. September 1845 unter Legionen weniger geschmackvoller Amerikaner auch Cooper der theatralischen Beisetzung jenes merkwürdigen Mannes beigewohnt, der 1820, drei Jahre vor Erscheinen der „Ansiedler" nach unstetem Greisenalter, heimatlos und menschenscheu, fern in der westlichen Prärie sein unruhiges Jägerheldenleben beschlossen hatte, um im Geschöpf des Dichters zu neuem Sein und Wirken aufzuerstehen.

Dieser wahrhafte Pionier und Pfadfinder, der voreinst auch in Europa von sich reden gemacht und den — ziemlich gleichzeitig mit Coopers „Ansiedlern" — selbst Byron mit sieben Stanzen seines Don Juan feierte, dieser Heros der nordamerikanischen Wildnis ist Daniel Boone, eine der anziehendsten Erscheinungen westlicher Geschichte. Sein tragisches Schicksal und seine Züge sind es, die Cooper mit deutlichem Anklang des Namens in seinem Natty Bumppo zur epischen, halb schon in Gewölk der Sage hinaufragenden Gestalt verdichtete, und bei der von Mythe umwitterten Volkstümlichkeit dieses entrückten alten Kämpen, angesichts seiner Verdienste und blühenden Schöpfungen, unterm Druck des öffentlichen Bewußtseins schwerer Schuld gegen den berühmten Mann, einen der hervorragendsten und nützlichsten Bürger des jungen Staates, mußten die jedem unterrichteten Amerikaner verständlichen Lederstrumpfgeschichten, Anklage zugleich und Verherrlichung, gewaltiges Aufsehen erregen. Das allein schon erklärt ihren Erfolg. Die „Ansiedler" und „Die Prärie" sind Schläge gegen den schon fertigen Amerikanismus, dem Boone wie die rote Rasse und die amerikanische Natur erlegen ist.

Die Darstellung dieses ruhelosen, an Ereignissen reichen Lebens würde einen starken Quartband füllen. 1734 in Pennsylvanien geboren (und vielleicht nicht ohne einen Tropfen deutschen Blutes) zeigte Boone frühe schon unbezwingliche Neigung zu weiten einsamen Streifzügen durch die Tiefen der damals noch unermeßlichen Wildnis. Später am Yadkin in Nordcarolina ansässig, überließ er die Bewirtschaftung seines Hinterwäldlergutes dem treuen und ergebenen Bruder Squire; er selbst, obwohl Gatte und Vater, schweifte oft monatelang in den Gebirgen, die damals, um 1765, etwa den Grenzwall weißer Besiedelung bildeten. Was jenseits dieser Höhendämme, der „blauen Reihe" und den dahinter gleichlaufend streichenden Alleghanies lag, das ahnte man nur aus dunklen verwehten Gerüchten. Da kommt eines Tages ein Mensch

Digitized by Google

namens Finley zum gerade anwesenden Boone und entwirft ein verführerisch glühendes Bild jener Landschaft, die er als Gefangener der Roten und dann als Flüchtling durchwandert. Boone hört von ungeheuren Büffelherden, herrlichen Parkwäldern, üppiger Dammerde, von einem Paradies; der Aufbruch ist beschlossen, noch im selben Frühjahr macht er sich mit dem unerschrockenen Finley und einigen unternehmenden Nachbarn auf den gefährlichen Kundschafterweg nach dem neuen Kanaan.

Diese Reise Boones und sein mehrjähriger Aufenthalt in der Rohrwildnis des neuentdeckten Kentucky — das indianische Wort Kintock-i bedeutet bald soviel wie „Land des grünen Rohres“ bald „blutiger Boden“ — haben sogar in Deutschland vorübergehendes Aufsehen erregt, als die Kunde davon in einem 1784 erschienenen Bericht nach Europa gelangte. Unterwegs schon zerfiel der erfahrene und vorsichtige Waldläufer mit dem hitzigen Finley. Die kleine Gesellschaft trennte sich, Finley und seine Genossen wurden nicht wiedergesehen, wahrscheinlich von streifenden Indianern erschlagen. Boone und sein Gefährte Stewart richteten sich in einer der zahlreichen Kalkfelshöhlen der schroff eingerissenen, vollkommen geschützten Bachtäler für den Winter ein. Da, kurz vor Weihnachten 1769, werden auch sie von Indianern überfallen und verschleppt. Ihnen gelingt die Flucht; trotz solcher Erfahrungen denken sie nicht an Heimkehr. Im Vorfrühling stoßen Squire Boone und ein befreundeter Farmnachbar zu ihnen, nachdem sie die Spur der Ausgebliebenen an den vorsorglich angeschalten Malbäumen etwa dreihundert Kilometer weit verfolgt. Kurz darauf wird Stewart in einem Gefecht mit Rothäuten getötet. Dann tritt der Nachbar ganz allein den Rückweg durch Urwälder und Gebirge an; am 1. Mai scheidet auch Squire Boone von Daniel, um Tragpferde und Schießpulvervorrat herbeizuschaffen. In zwei Monaten wollte er das ungeheure Wagnis zwingen; früher noch, schon am 27. Juni trifft er wieder ein, ohne etwa einen Begleiter aufgeboten zu haben. Der einsame Daniel hatte inzwischen den Ohio entdeckt und eine Strecke hin erforscht; furchtlos schlief er nachts unter den Wölfen des grünen Rohres, ohne ihretwegen ein Feuer zu unterhalten. Solche Männer hat es einst gegeben; das waren die alten Hinterwäldler; das waren die „Lederstrümpfe“.

Auch jetzt noch schob Boone die Rückkehr nach der Heimat hinaus: erst sollte das ganze neue vielversprechende Land gründlich untersucht werden. Auf einem ihrer Züge durch die paradiesische Wildnis stießen die Brüder mit einem canadischen Waldläufer zusammen, dem kleinen, lustigen, äußerst bewanderten Jean Martin. Später gesellte sich ihnen noch ein aus Louisiana vertriebener kreolischer Edelmann mit seinem treuen schwarzen Diener. Erst im Frühling 1771 traf die fünfköpfige Gesellschaft — von deren Urbestand Daniel Boone der einzig überlebende — am Yadkin in den Niederlassungen ein.

Von da an ist Boones Leben eine fast ununterbrochene Kette von Gefahren, Wanderungen, Abenteuern, Wagnissen, Verlusten. Der erste Versuch einer Einsiedelung nach Kentucky schlug fehl; in einem hitzigen Gefecht mit Indianern fiel Boones ältester Sohn. Nach schweren Kämpfen und bitteren Rückschlägen gelang die Anlage befestigter Dörfer an den Nebenflüssen des Ohio; aber nun mischte sich der amerikanische Freiheitskrieg mit seinen auf die Eingeborenen rückwirkenden zweiseitigen Politiken in das Unternehmen hinein. In einer heißen Indianerschlacht an den blauen Lecken verlor Boone zwei weitere Söhne; er selbst wurde von den Shawnees gefangen, als Amerikaner an den englischen Gouverneur Hamilton abgetreten, von diesem wieder den Roten zurückgegeben, da er die angebotene Flucht verschmähte — Züge, die im „Hirschtöter“ deutlich wiederkehren. Später entwich er aus der indianischen Lagerstadt und legte auf seiner rastlosen Flucht etwa 170 Kilometer in drei Tagen zurück, eine geradezu sagenhafte Leistung.

Die tiefsten Bitternisse indes hatte das Schicksal ihm wie Coopers „Lederstrumpf“ für das Alter aufgespart. Amerika war frei, Kentucky gegen Indianer und Engländer gesichert; da erwuchs Boone ein neuer furchtbarer Feind in Amerika selbst, in den Drachen aus seiner eigenen Saat, im erwachenden, durch ihn nach dem neuen Lande geführten Amerikanismus. Um den Besitztitel an dem von ihm gegründeten Boonesborough bei der virginischen Regierung gehörig zu erhärten, machte er sich mit Büchse, Pulverhorn und 20 000 Dollar in der Tasche auf den Weg nach Richmond, 600 Kilometer weit über Flüsse und Gebirge. Nach seiner Gewohnheit lagerte er auch hier, in den schon dichter besiedelten Gegenden nachts im Freien, wie er selbst auf dieser merkwürdigen Reise nur vom Ertrag seiner Waffe lebte. Da wurde ihm, dem wachsamen Jäger, den kein Indianer ungehört je beschlichen, von zwei herummarodierenden Hessen die ganze Barschaft gestohlen. Gelassenen Herzens und unverrichteter Dinge trat er die Heimwanderung an; aber hier empfing ihn die böse Nachricht, daß seine mit Blut und Leid der Wildnis abgerungenen Ländereien — die Keimzelle des neuen wertvollen Staates — nun tatsächlich von anderen, „patentierten“ Ansiedlern beansprucht würden. Keine Hand rührte sich zu Boones und seines lebendigen Rechtes Schutz; das dürre Gesetz siegte. Das machte den ohnehin einsiedlerischen Mann zum Menschenfeind. Ohne Bedauern brach er seine Zelte ab und verließ die Gemeinschaft des Pöbels, der sich an seine Sohlen geheftet. Er selbst brauchte ja fast nichts; seine Büchse, sein Beil, das genügte. So zog er westwärts, um den verhaßten Rauch sogenannter Nachbarn nicht mehr zu sehen. Aber der Fluch wich nicht von seiner Spur; die Zivilisation, der Pöbel,

Digitized by Google

Amerika drängte unaufhaltsam nach: go ahead! ... Wie viele Blockhütten er auf diesem Schicksalswege gezimmert, bewohnt und wieder verlassen, niemand kann es sagen. Schließlich ging er über den Mississippi ins damals noch spanische Louisiana. Mit den bedächtig ritterlichen Spaniern und den Osage-Indianern der westlichen Prärie verstand er sich besser als mit seinen raffenden Landsleuten. Noch als zweiundachtzigjähriger Greis unternahm er einsame Hundertmeilenwanderungen durch Urwald und Steppe, Bisweilen zeigte er sich in den Forts wie ein Gespenst; dann verschwand er wieder im Abgrund der Wildnis. So lebte er die letzten 27 Jahre seines Daseins, entrückt, von Gerüchten umschattet, zur Sage geworden. Als Louisiana dann an Amerika kam, schikanierte man ihn nochmals um irgendeinen Wisch; Boone, einst ein recht gebildeter Mann, entschuldigte sich ganz höflich in einem kurzen Briefe, davon kein Wort, geschweige ein Satz halbwegs richtig geschrieben war. In seinen Urwäldern war er wieder zum Glück der Einfalt zurückgekehrt. Kurz vor seinem Tode besuchte ihn ein Maler, den die neugierigen Leute in den Städten ausgeschickt, den wunderlichen Alten abzuschildern und von ihm zu berichten. Er fand den greisen Jäger in seiner klassischen Blockhütte, müd und welk auf dem Lager von Fellen; aber handgerecht überm Feuer schmorte doch die saftige Hirschkeule am fleißig gedrehten Ladestock. Das ist das letzte Bild aus Daniel Boones kargem, großartig einfachem Heldenleben. Bald darauf verlosch das niedergebrannte Licht. Im bunten Herbst, wenn die Wildherden sich zu geheimnisvollen Wanderungen sammeln und zarter Fahldunst über der Prärie webt, im heiligen Herbst machte sich diese abgekehrte Seele auf den letzten Weg, hinauf zu Manitou und seinen ewigen Jagdgründen.

Auf die Kunde von Boones Tode (13. September 1820) brachen mehrere amerikanische Parlamente ihre Sitzungen ab; zwanzigtägige Ehrentrauer wurde beschlossen. Bildnisse des einsamen Alten zieren die Kapitole von Francfort und Washington; ein hageres gütiges Antlitz blickt uns versöhnlich an. Fünfundzwanzig Jahre später erfolgte die Überführung der Reste nach jenem Francfort, der kleinen Hauptstadt des von Boone entdeckten, eroberten und gegründeten Kentucky. Man hätte den menschenscheuen Waldläufer ruhig in der Erde westlicher Wildnis, unter den Donnern der Büffel, unter den dröhnenden Ritten der Indianer schlafen lassen sollen; dort war er im Schoße seiner Mutter, der Natur. Abertausende von hinterher dankbaren Amerikanern nahmen am geschmacklosen Gepränge teil, und sie wären nicht Amerikaner gewesen, hätten sie nicht selbst die Länge des Geleitzuges ziffernmäßig vermerkt. Er soll über mehr als eine englische Meile sich gedehnt haben — „der längste Leichenzug, der je zwischen dem Ohio und dem Atlantischen Ozean sich über amerikanische Erde bewegt hat", würde man in der Sprache jenes oft erbitternd kindischen Volkes sagen. —

Im Jahre 1851 starb auch der erst zweiundsechzigjährige Cooper in seinem heimatlichen Cooperstown am Otsego. Sein großes Werk aber, die Ilias, die Dietrich-Sage, schlechthin die „Saga" der nordamerikanischen Wildnis lebt noch heute in hunderttausend glühenden Knabenköpfen und dankbaren alten Gedächtnissen, und in ihrem Natty Bumppo lebt unsterblich auch jener fast zur Mythe gewordene Daniel Boone, dessen tragisches Schicksal, in seinen Gipfeln schon entrückt in Wolkenhöhen der Legende, gleichnishaft ist für die ewige Tragödie der Kultur, der Natur, der Schönheit, des Führers und jedes aristokratischen einsamen Menschen.

Der Gletscherweg (Pfandelscharte). Von Josef Maria Frank

Die weiße Einsamkeit spannt ihre Schwingen breit
Und singt im Schnee und Eis der Menschenseele ihre Lieder,
Und blendend gleißt die Weite wie Unendlichkeit ...
Wie eine schwarze Schattenschnur
Reiht sich der Füße Spur an Spur —
Der Gletscherweg zum hohen Grat;
Von oben fegt es, wellt es weiße Decke,
Daß sie die laute Menschenspur verstecke,
Und verweht sie wieder ...

Nur langsam schleppt der Fuß mich durch; der Atem pfeift.
Doch die beengte Brust trägt froh ein Herz, das nun befreit
Von aller Fessel ist, die Menschenenge über Herzen streift;
Es lockt der Gipfel wie die Hexe Lorelei —
Der Mund verdurstet nach dem Adlerschrei.
Und — endlich auf dem hohen Grat,
Fliegt über Berge, Eis und Schnee, hinschwingt
Der Blick sich fort wie Adlerblick und trinkt
Die weiße Einsamkeit ...

Digitized by Google

Das häßliche Mädchen

Von Kurt Münzer

Sie hat die besten Chancen und ist ihren schöneren Schwestern weit überlegen. Mag ihr Herz hochmütig, ihre Gesinnung von Einbildungen voll sein, sie wirkt dank ihrem unschönen Äußeren immer anspruchslos und harmlos — auf den Mann! Worauf allein es ja ankommt. Daß die Frauen sie lieben, ist selbstverständlich; denn sie ist keine Konkurrenz, sie ist das ungefährliche Mauerblümchen, sie ist zum Unterhalten gut, nicht zum Flirten.

Aber das ist's! Nicht zum Flirten. Ist es nicht Tatsache, daß das häßliche Mädchen viel früher und meist besser heiratet als das schöne? Daß Aschenputtel längst ihren Prinzen hat, indes die strahlenden Schwestern noch immer von Ball zu Ball walzen müssen und wohl Tänzer, aber nicht Freier finden?

Das schöne Mädchen entflammt die Männer, das häßliche gewinnt sie. Dieses blasse, schlichte, anmutlose Fräulein scheint ja niemals ehewütig zu sein. Bescheiden sieht sie aus, geduldig, hoffnungslos, sie geht nicht auf Männerfang. Die Herren sind sicher vor ihr; und darum nähern sie sich ihr. Der junge Mann liebt von vornherein das Mädchen, das keinen Anspruch auf ihn erhebt. Er unterhält sich gern mit ihr — und daraus wird eine Ehe. Der Weise hat immer geraten, wenn ein Mann eine Frau erwählt, soll er sich fragen, ob er imstande sein wird, sich ein Menschenleben lang mit ihr zu unterhalten. Alles andere kommt nicht in Betracht, wenn nur die Frau ihren Mann zu unterhalten versteht.

Das schöne Mädchen wirkt als Heiratskandidatin. Wie schreckt das die Männer ab! Sie sind vorsichtig mit den Schönen und schnell vertraut mit den Häßlichen. Die Schöne sitzt da, und alle ihre Reize rufen und locken und versprechen: „Heirate mich, und alles ist dein!" Der Mann weiß aber, daß die süße, feine Haut erschlafft, der Busen sich unaufhaltsam senkt, das holde Rund der Schultern verfettet, daß hinter der Schönheit die Vergänglichkeit steht. Das schöne Mädchen kann nur häßlich werden, aber das häßliche sich verschönen. Die Ehe kann die Haut glätten und färben, Mutterschaft kann den eckigen Formen Fülle geben, die Liebe, das Glück, der Mann kann das Wunder vollbringen und dem Entlein Schwanengefieder sprießen lassen. Aber das schöne Mädchen steht von vornherein in Blüte und Schmuck; Leidenschaft kann da so leicht zerstören.

Also amüsiert man sich mit den ledigen Schönen, liebt es aber, sie von anderen geheiratet zu sehen. Denn es gibt keine größere Genugtuung, als eine häßliche Frau zu besitzen und die Schöne am heimischen Herd der Freunde zu wissen. Nicht umgekehrt! Der Gatte der häßlichen Frau — wenn er klug ist, und welcher Mann ist in solchen Ehefragen nicht klug? — ist nie beschämt, sieht er die Freunde im Besitz der schönsten Gefährtinnen. Vielmehr geht ein stillvergnügtes Siegerlächeln über sein Herz. Denn alle diese Schönen können ihm zufallen: welche schöne Frau ist restlos glücklich in ihrer Ehe! Sie weiß, daß sie um ihrer Schönheit willen geliebt ist, und das ist nicht viel. Sie ahnt die Hinfälligkeit und Unsicherheit solcher Liebe, Liebe, die nur Zärtlichkeit, Wollust, Gefallen ist, niemals tiefste Ergriffenheit der Seele. Und so sucht sie den Mangel an Liebe auszugleichen, indem sie Liebe von allen Seiten schöpft, indem sie hundert Verliebte um sich sammelt, da sie den einzig Liebenden nicht hat.

Aber die häßliche Frau ist treu! Sie weiß wohl, daß ein starkes Gefühl ihren Mann an sie gebunden hat. Mit Reizen der Sinne konnte sie ihn nicht gewinnen. Es muß wohl ein Hingerissensein des Herzens gewesen sein, das ihn sie heimführen ließ. Sie weiß sich also im Tiefsten geliebt, weiß sich ganz verstanden und gewürdigt. Und wer, der nicht gemein ist, vermöchte Liebe zu hintergehen? Dankbarkeit ist die stärkste Stütze der Treue. Das häßliche Mädchen gibt dem Manne, der sie liebt, einen unermeßlich reichen und köstlichen Schatz, einen Schatz, den der Gatte der schönen Frau nie kennenlernt. Die Häßliche ist hundertmal frauenhafter als die Schöne, ihre Leidenschaft ist die allertiefste, ihre Liebe die innigste, ihre Zärtlichkeit die erfinderischste. Die Schöne ist immer kokett. Ihre Schönheit ist der Fluch über ihren Umarmungen, der Schatten über ihren Küssen, die Unvollkommenheit über ihrer Hingabe. Sie gibt sich nie völlig hin. Schönheit ist ein Panzer, den selbst die Liebe nicht lösen kann. Die Eitelkeit hat ihn erfinderisch zugeschnürt.

Aber die Häßliche kennt keine Hemmungen des Gefühls. Ihre Liebe ist ein Wunder an Entfaltung von Herzensschätzen. Dankbarkeit löst den letzten Riegel. Der unschöne Mund wird dichterisch beseelt, die mageren Arme werden ein süßestes Gefängnis, der

Digitized by Google

arme Busen hebt sich in einer Zärtlichkeit, die den Mann verwirrt. Mit ihrer Liebe entschädigt die Häßliche den Mann für die Reizlosigkeit ihrer Erscheinung. Seines heimlichen Schatzes gewiß führt er sie überlegen lächelnd durch die Salons, Ballsäle und Foyers. Der Mann der Häßlichen ist immer aufrecht, stolz, heiter, siegesgewiß. Der Mann der Schönen hat so leicht etwas Gedrücktes, Lauerndes, Eingeschüchtertes. Denn die Gefahr schwebt über seiner Ehe, das Horn über seiner Stirn. Er geht neben der Gattin entweder wie ein Schutzmann oder wie ein Gefangener; entweder rollen seine Augen drohend, oder sie suchen den Boden in Unsicherheit; wie oft schwankt er unter ihm!

Der Mann der Schönen lebt im Zwange, der der Häßlichen in Freiheit; der eine krankt an Eifersucht, der andere blüht im Vertrauen; den einen verfolgt das Gespenst irgendeiner Blamage; den andern wiegt Sicherheit. Der eine beschäftigt Detektive; indes der andere sorglos seine Frau allein ins Bad schickt. Mit der Schönheit der Frau wachsen die Unglücksmöglichkeiten für den Mann. Wer die Häßliche freit, gewinnt die ewige Ruhe seines Gemüts.

Es ist der alte Zwiespalt: man kann dem einen nur gerecht werden, indem man ungerecht gegen das andere wird. Absolute Gerechtigkeit ist eine Illusion. Selbst die als Personifikationen der Gerechtigkeit dastehen, der Richter, das Schicksal, der Tod, sind kurzsichtig, einsichtslos, bitter parteiisch, wenn man genau zusieht. Man könnte ebensogut das Lob der Schönen singen; und dann müßte die Häßliche dran glauben. Dann wäre die Schöne der Altar und die Häßliche das erbarmungslos hingeschlachtete Opfer. Aber hat man begonnen, die Häßliche zu preisen, muß man konsequent bleiben — Konsequenz ist doch das einzige, was ein Urteil, und sei es das falscheste, rettet — und die Schönen mitleidlos hinrichten. Selbst das aber bleibt noch ein Vergnügen. Es ist immer wundervoll und wohltuend, mit schönen Frauen sich zu befassen, sei es auch, um ihren Bankerott zu erklären. Man kann sich Männer vorstellen, die lieber eine Schöne hinrichten als eine Häßliche leben lassen. Aber daneben gibt es andere, die aus purem Eigensinn und versteckter Konsequenz, vielleicht nur, um eine Überschrift oder ihre Tischnachbarin oder gar ihre Braut zu retten, das Loblied des häßlichen Mädchens singen.

So ein ungerechter Mann sagt weiter: „Ich bitt' Sie, eine schöne Frau, was hat die für einen Aufwand nötig! Man redet schon gar nicht von ihren Hüten und Mänteln und Pelzen, aber sie braucht zum Beispiel einen Hund, die eine einen Boxer, die andere ein Windspiel; sie braucht ein sorgfältig im Licht abgestimmtes Zimmer, sie kann überhaupt nur zwei Farben tragen, sie kann um Gottes willen nicht in einem Mietsauto fahren, denn das Auto muß braun sein; sie muß täglich ausreiten, um sich ihre Figur zu erhalten, muß täglich turnen, schwimmen, Tennis spielen; sie kann unmöglich Zeit für den Geliebten haben, höchstens e i n m a l darf sie Mutter werden. Wer dürfte ihr zumuten, sich in ein Bierrestaurant zu setzen! Zu ihr passen nur Kristallkelche und die edlen Farben alter Weine. Die schöne Frau ist rasend kostspielig, rasend diffizil. Die kann unmöglich mit der Frau des besten Freundes ihres Mannes verkehren, weil deren Hauttimbre den ihren herabsetzt."

Aber die häßliche ist fabelhaft billig. Sie wird nicht entstellt, wenn ein ordinäres Glas Bier vor ihr steht. Selbst Droschkefahren tut ihr keinen Abbruch. Sie kann alle Farben tragen, denn keine steht ihr, sie kann jede Beleuchtung aushalten, denn keine vermag sie zu verschönen. Weder braucht sie einen Hund noch einen Kavalier. Bei ihrem Verkehr kann die Wahl des Herzens maßgebend sein; kein Hauttimbre irritiert sie. Auf Grund welcher Reize dürfte sie wagen, anspruchsvoll zu sein? Sie ist eben die geborene ideale Gattin. Ihren Kindern kann sie keine Welt entreißen; sie verachtet die „Welt". Da sie häßlich war, hatte sie Zeit, sich zu bilden. Sie hat geistige Schätze neben denen des Gemütes. Mit einem Wort: die häßliche Frau ist die Vollkommenheit.

Aber nun geschah es, daß ich eines Nachmittags den jungen Herrn traf, der mir diese Dinge sehr begeistert vorgetragen hatte — einmal, als ich ihm mit einem auffallend häßlichen Mädchen begegnet war. Nun traf ich ihn bei einem Tee, und zwar an der Seite einer faszinierenden Schönheit. Er erwiderte meinen Gruß mit einer Nonchalance, inneren Genugtuung und Überlegenheit, daß ich baß erstaunte. Ich finde, er hätte nach seinen Ausführungen vielmehr erröten müssen, sich in so kompromittierender Situation erblicken zu lassen. Aber er saß da in offenbarer Glückseligkeit. Da wußte ich weder ein noch aus.

Digitized by Google

Römische Bildnisse

Von Max Osborn

Mit acht Wiedergaben von Gemälden des Malers Ernst Hellemann

Fürwahr wie Venus Amathusia — Stieg sie vom Capitol die Stufen nieder — Nie fand mein Aug', solang es Schönheit sah — So stolzen Wuchs, so königliche Glieder." Immer wieder habe ich an diese Verse aus einem Gedicht Paul Heyses denken müssen, die mir im Gedächtnis blieben, wiewohl der Zusammenhang und sogar der Titel des Gedichts mir entschwunden sind — immer wieder, wenn mir auf den Straßen Roms, wirklich vom Capitol, oder auch von der Spanischen Treppe heruntersteigend, eine jener Frauen begegnete, die den ganzen Stolz des Latinerstamms, die ganze Majestät der alten Kunst in sich bewahrt zu haben scheinen. Wer je in den Städten Italiens oder auch anderswo in europäischen Ländern von schönen Lippen auf die Frage nach der Herkunft ihrer Trägerin die Antwort gehört hat: „Ich bin eine Römerin", wer gesehen, wie nach dem selbstbewußten Klang dieses Satzes die Lippen sich wieder herb und hochmütig zusammenschlossen, wie der dunkle — oder auch blonde Kopf (denn wer ermißt den Umkreis germanischer Mischungen dort unten) sich hob und der Glanz von zwei funkelnden Augen sich auf den Neugierigen richtete, der weiß, was solcher Bescheid zu bedeuten hat.

Die Männer dort unten entsprechen nur selten noch dem Bilde, das der deutsche Wanderer, der mit seiner klassischen Bildung im Koffer zuerst über die Alpen kommt, sich wohl in seiner Phantasie vorgestellt hat — wenngleich sich gerade jetzt, unter dem Einfluß der mächtig emporgeflammten nationalen Bewegung, unter der Führung von Mussolinis Galba- oder Vitellius-Kopf, im äußeren Anblick der faszistisch erregten Italiener zu wunderbarem Schauspiel für den Fremden etwas wie eine Um- oder Neubildung der Rasse zu vollziehen scheint. Aber die Frauen haben in Wahrheit durch die Jahrhunderte den imposanten Typus des Römertums unverwischt erhalten. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen dem deutschen Ideal des hellen, verträumten, volksliedmäßigen, keusche Hingebung versprechenden Frauen-

Frau dal' Ongaro

Digitized by Google

antlitzes und dieser streng geformten, gebieterischen Schönheit, die zugleich lockt und fernhält, in deren edlen Zügen Kälte und selbst Grausamkeit nicht fehlen. Eben darum ist der Zauber, der von diesem weiblichen Geheimnis ausgeht, auf den Nordländer stets von besonderer Gewalt gewesen. In der Ehe Arnold Böcklins mit einer Tochter der Campagna, in der Verbindung Anselm Feuerbachs mit Nanna, deren heroische Züge uns von manchem Meisterwerk vertraut sind, erblicken wir gleichsam ein Symbol der Vermählung nordischen und südlichen, modernen und antiken Geistes, wie sie in großartiger Vision Goethe in der Hochzeit Fausts mit Helena versinnbildlicht hat. Wieviele deutsche Maler in dem kleineren Kreise, den ihr Talent zog, ähnliches erlebt haben mögen — es ist nicht zu ermessen. Unzählige werden von dem Wirken der Natur hingerissen worden sein, die in diesen Römerinnen die ganze unvergleichliche und unerhörte Geschichte der einzigen Stadt in Gebilden, vor denen wir uns ehrfürchtig und entzückt zugleich neigen, zu hinreißender lebendiger Anschauung werden ließ. Wer ergründet das Rätsel Rom? Das Gesicht der Stadt ist in leuchtender Sonne vor uns ausgebreitet, und wir können es doch nicht in seinen letzten Tiefen begreifen. Als Ferdinand Gregorovius, der Geschichtsschreiber der italienischen Hauptstadt, einmal bei einem Diner von einer deutschen Tischnachbarin angeredet wurde: „Sie können mir gewiß sagen, Herr Professor, wie lange man braucht, um Rom wirklich kennenzulernen“ — antwortete er: „Leider nein, gnädige Frau, ich lebe erst achtzehn Jahre hier“. Dies Rätsel, diese Unergründlichkeit hat seinen erstaunlichen Abglanz gefunden in den Frauen, die auf dem Corso, auf der Piazza Colonna, auf dem Pincio, auf der Via Appia an uns vorüberschreiten.

Francesca Brunoro

Auch Ernst Heilemann, dem Berliner Maler, haben sie es angetan. Der Deutsche kennt ihn, der Künstler wird das nicht übelnehmen, vor allem als den geschickten, erfindungsreichen, gern fröhlichen und lebenslustigen Illustrator, der unübersehbare Heerscharen von hübschen, feschen, koketten, elegant gekleideten (mehr oder weniger gekleideten) Damen und Dämchen der „Gesellschaft“ und der Schicht, die sich gern dazu rechnen möchte, auf das Papier geworfen hat. Er mag darunter oft geseufzt haben. Aber es half nichts, die ungeheure Publizität eines flotten Zeichners, der aus unerschöpflichem Füllhorn illustrierte Zeitschriften beschenkt, kann nicht aufkommen gegen die Wirkung dessen, was der Künstler sonst in seiner Werk-

Digitized by Google

Venezianerin

statt schafft, was er „eigentlich“ will und erstrebt.

Man hat oft ganz übersehen, wie glänzend Heilemann sich als Bildnismaler gehalten hat, und was der „Zeichner“ — so ward er obenhin abgestempelt — als Maler arbeitete. Zu den besten Stücken, welche die Kunstsammlung der Stadt Berlin enthält, gehört ein Porträt des Bildhauers Ignatz Taschner von Heilemann, ein Werk, das durch seine breite und frische Farbenführung ebenso kostbar ist wie durch die ins Zentrum treffende Charakteristik der künstlerischen Persönlichkeit Taschners und ihrer merkwürdigen Erscheinung. In eben dieser Berliner Sammlung befindet sich auch noch ein zweites Bild Heilemanns, ein Blick aus der Campagna, über deren welligen Boden bei grauem Himmel eine Frauengestalt in modernem Kostüm hinschreitet, eine Erinnerung von unmittelbarem impressionistischen Reiz. Wer diese Bilder kennt, wußte schon

Digitized by Google

Ida de Angelis

seit langen Jahren, daß Ernst Heilemann weit mehr ist, als was seine kecken Szenen aus der Welt, in der man sich nicht langweilt, manchen vermuten ließen. Daß er sozusagen diese Dinge mit der linken Hand hinsetzt, während er mit der rechten, vor der Staffelei, Gemälde ganz anderen Charakters auf die Leinwand zu werfen weiß.

Da kam vor zwei Jahren eine Überraschung. Die Große Berliner Kunstausstellung brachte in einem Kabinett eine ganze Kollektiv-Ausstellung Heilemanns, die den meisten Besuchern etwas ganz Neues sagte. Sie legte Rechenschaft ab von den neuen Studienfahrten des Künstlers in Italien, und man erkannte in breitem Umfang, welche Anregungen, welche machtvolle Auffrischung er dabei gefunden hatte. Man sah Stilleben von einer fülligen Üppigkeit, in denen sich etwas von der Genußfreude südlichen, römischen Lebens sammelte. Man sah vor allem Landschaften, die mit souveränen Strichen die Glut und strotzende Fruchtbarkeit, aber auch die Größe und Weiträumigkeit der südlichen Natur einfingen. Und man sah Porträts, namentlich Frauenbildnisse von einer ganz neuen Haltung, die von dem Versuch Kunde gaben, den Sinn des herrlichen Landes in menschlichen Köpfen, Händen und Figuren zu deuten. Auf diesem Wege schritt Heilemann fort. Die Reihe der Bilder, die dies Heft wiedergibt, beweist, wie weit er dabei gelangt ist, wie er dem Problem, stolze und anmutige Repräsentantinnen des begnadeten Reviers im künstlerischen Abbild zu fassen, näher und näher rückte.

Die neue Bewegung der Kunst unserer Zeit mag den Maler dabei ermutigt und gestützt haben. Wir haben, nach den Jahren, da die Kunst sehnsüchtig an der Arbeit war, seelisches Ringen und Kämpfen zu enthüllen und für diese vordem unbekannten Aufgaben sich den passenden Formausdruck von Grund aus neu aufzubauen, wieder Freude gewonnen an der klaren Disposition, dem harmonischen Liniengefüge, dem abgerundeten, in sich geschlossenen Vortrag, dem man sich vorzeiten, dem Vorbild der Alten nacheifernd, zuwandte. Es scheint, daß die Macht der Antike, seitdem sie einmal in die Weltgeschichte der Kunst eingetreten, unzerstörbar ist. Jedesmal wenn im Verlauf der Entwicklung der schöpferische Menschengeist zu Ausdrucksmitteln griff oder gedrängt wurde, die abseits von ihrem Wege liegen, erweist sie aufs neue ihre magnetische Anziehungskraft. Jahrhunderte können dazwischen liegen — sie steigt in alter Größe wieder auf. Es ist, wir mögen uns dagegen sträuben, wie wir wollen, als ob hier tiefste Gesetze, die aus den Gründen unserer Körperlichkeit wie unserer seelischen Verfassung (was ja aber letzten Endes wohl dasselbe ist) quellen, am Werke wären. Das Gleichmaß, die zweckvolle Architektur, die Symmetrie unseres Gliederbaus, unseres Antlitzes sind die Verfasser dieses ungeschriebenen Kodex. Was er in der Kunst verlangt, hat das Griechentum offenbar mit so unbestreitbarer Gültigkeit erfüllt, daß sein Einfluß nicht verschwinden will. Immer wieder wenn aus irgendeinem Anlaß

Digitized by Google

Contessa M. P.

die Geister in leidenschaftlichen Konflikten gegeneinander stürmten und dieser Streit in den Künsten sein Echo gefunden hat, drängt die aufkeimende Beruhigung in die Bahnen zurück, die einst von Hellas vorgezeichnet worden sind. Die Laune der geschichtlichen Begebenheiten seit fast zwei Jahrtausenden hat es dabei mit sich gebracht, daß Griechenland selbst oft fast zurücktreten mußte gegen Rom. Denn in Italien blühten die großen Traditionen, die das Römertum von dem kriegerisch besiegten und mehr und mehr dem nationalen Untergang geweihten Hellenentum einst übernommen hatte, in ununterbrochenem Lebensstrome weiter fort. Das Rom der Päpste, das Rom der Renaissance, das moderne Italien — das alles bedeutet breite und eigenartige Filter, durch die das klassische Wesen geleitet wurde, ohne seinen Kern zu verlieren. Erinnerung an die Antike ist hier kein romantisches Schwärmen für die Vergangenheit, sondern unmittelbarste Gegenwart. Wir haben in den letzten Jahrzehnten mitunter darüber gelächelt, daß

Digitized by Google

Florentinerin

die großen europäischen Nationen noch immer ihre römischen „Akademien" aufrecht erhielten. Im Zeitalter des Impressionismus und Expressionismus machten die führenden Künstler einen Bogen um Rom. Sie spotteten über die ewigen italienischen Studienreisen der voraufgegangenen Generationen. In den Weltstädten Mittel- und Westeuropas, in der kargen Landschaft des Nordens waren sie wertvollerer Anregungen sicher. Das hat sich in den letzten Jahren gründlich verschoben. Wieder sehen wir die jungen Maler und Bildhauer über die Alpenpässe ziehen. Jede Ausstellung bringt Bilder aus dem Arnotal, aus dem beliebt gewordenen Positano südlich von Neapel, und — versteht sich — aus Rom selbst. In Paris machte der Kubistenführer Picasso die Schwenkung, die zu dem Feldgeschrei „à la Ingres!" führte, was nichts anderes bedeutet als wiederum eine Annäherung zur Antike; denn Ingres war es, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, unbeirrt vom brausenden Schwall der Romantik und vom Lärm der figurenreichen realistischen Historienmalerei, das Ideal des Klassizismus zäh und unerschüttert verehrte.

Die Sehnsucht nach dem Rhythmus klarer Formen ist in uns unausrottbar. Ich habe in diesem wie im vergangenen Frühjahr größere Seefahrten gemacht und immer wieder erlebt, welche Seligkeit es für das menschliche Auge ist, wenn es aus der formlosen Wüste des Meeres die festen, geschlossenen, in unendlichen Varianten getürmten Bergzüge der südlichen Länder aufsteigen sieht. So ist uns heute auch vor den Werken der Malerei zumute. Wir wollen die aufwühlenden Versuche, auch die Experimente, die Unrast der Zeit, den Willen zum Neu-

Digitized by Google

Ottavia

aufbau aller Lebensbeziehungen, das geheime Ringen unserer Seele zu spiegeln, gewiß nicht mißachten. Die Bereicherung, die wir dadurch gewannen, bleibt dauernder Besitz. Aber es ist kein Zweifel, daß wir dabei auch in ein Wogen der Formlosigkeit gerieten. Die Reaktion darauf mußte kommen.

Auch Heilemann ließ sich vom Strome tragen. Vielleicht oder wahrscheinlich ohne sich klarzumachen, was ihn trieb. Er ging nach dem Süden und suchte seine Modelle, die ihm willkommene Hilfe boten, auszusprechen, was er sagen wollte. Man spürt es vor diesen Bildern, wie die hundertfältigen Anregungen, die er dort unten empfing, auf ihn wirkten. Er sah die Contessa M. P.: auf

Digitized by Google

stolzer weiblicher Gestalt ein Kopf von ebenmäßigen Zügen, fast dem eines römischen Jünglings ähnlich — und das Bildnis nahm eine Haltung an, die das unzweideutig betonte. Die Stellung der stehenden Figur vor einer Balustrade, aus der sich ein Postament mit einer dantesken Büste erhebt, klingt an Motive an, die seit der Renaissance oft verwertet wurden, um eine Gestalt aus dem römischen Kreise darzustellen. Die auffallend kräftig ausgebildete Hand, die zu der männlichen Elastizität des ganzen Körpers stimmt, wurde besonders betont. Das gelbe Tuch, das um das hellblaue Gewand geschlungen ist, steht zu diesem fast im Verhältnis von Toga zu Tunika. Ida de Angelis wird ganz renaissanceartig. Die Haartracht der Porträtierten führte zwanglos dahin. Es ist, als stände vor unseren Augen eine Frau vom Hofe der Borgia. Der Akkord Schwarz-Rot, der durch Gewand, Mantel, Tuch, Halskette und Ring geliefert wird, trägt zu dieser Wirkung bei. Nicht fern davon ist der Ausdruck der üppigen Ottavia, die den modernen roten Abendmantel wie ein schweres Gewandstück aus der Barockzeit um die Schultern gezogen hat. Linien klassischer Architektur, Säulen und Architrave, Zweige immergrüner Pflanzen und der kühle Schattenwinkel eines römischen Gartens geben eine Unterstreichung. Mit dem Fleckchen tiefblauen Himmels, das im Hintergrunde links hervorschimmert, korrespondiert der blaue Stein des Ringes an der linken Hand; kühle Töne klingen dadurch in den warmen Hauptton, den das Rot des Mantels dem Gemälde gibt. Die Venezianerin wieder, deren Antlitz wir im Profil erblicken, wird vor einen Frührenaissancebogen gesetzt, und aus dem Hintergrunde träumt eine Landschaft hervor, bei der die visionären Prospekte des Lionardo mitgesprochen haben mögen. Ganz anders wieder Auffassung und Farbenkomposition der Francesca Brunoro und der „Florentinerin". Man erkennt, mit welchem Nutzen der Künstler die goldblonden Haarwellen des Palma vecchio studiert hat. Modernere koloristische Vorstellungen wurden hier maßgebend. Dort das sorgsam durchgearbeitete Spiel des braunen Kleides und des weinroten Vorhangs. Zu dem Kleide ist das Haar abgestimmt; das Rot des Vorhangs in der oberen Bildpartie klingt in der Rose am unteren Bildrand wieder an. Bei der Florentinerin vollends ist alles zu einem helleren System aufgelöst. Zu dem zarten Grün des Abendhimmels ist das dunklere Grün des Gewandes in Beziehung gebracht, dessen Changeantstoff rosa schimmert. Aber überall ward der Nachdruck auf plastische Ruhe, auf feste Flächenumgrenzung, auf durchgebildetes Formenspiel gelegt, damit wir erkennen, welchem Reich diese schönen Menschenkinder angehören, die uns Kunde davon geben, daß ihre warme, atmende Jugend von fernen klassischen Ahnen stammt, und deren Augen vom Erleben von Jahrhunderten zu erzählen scheinen.

Antikes Stilleben

Digitized by Google

Das Opfer der Maria Woensam

Novelle von F. U. Apelt

Das Wirbeln der Trommeln begann eben wieder den Platz zu überschwemmen, als Judith Kemnater zu den Stadtgerichten auf die Bühne hinaufstieg und mit heller Stimme zu sprechen begann. Auf einen Wink des Stadtvoigtes ebbte der Wirbel verhallend von den Häuserfronten zurück, und alle, die den Platz und die Fenster füllten, hielten den Atem an, als die Jungfrau, aufgefordert ihr Anliegen zu wiederholen, den armen Sünder Thomas Woensam frei vom Galgen weg zum Manne begehrte. Alsbald erhob sich ein unbeschreiblicher Tumult, Pfeifen und Schreien, und da auf Geheiß des Stadtvoigtes, der sich Ruhe verschaffen wollte, die Trommler wieder anfingen ihren Wirbel zu schlagen, so schrak auch der blutjunge Geselle, der totenfahl, die Hanfschlinge um den braunen Hals, unterm Gerüste stand, aus seiner Sinnlosigkeit auf und ließ die Augen groß umhergehen, welch neues Unheil noch an der Todespforte seiner harre. Dabei fiel sein Blick auf die junge Magd, die ihm Ursache und Gegenstand der ungeheuren Erregung zu sein schien, und weil er als ein hübscher Kerl von den Frauen bisher nur Liebes erfahren hatte, so dachte er sich, daß sich das blonde Ding wohl für ihn verwende. Ob er nun auch von solcher Bemühung sich nichts versprechen konnte, so gab sie doch seinem Selbstgefühle neue Nahrung.

Inzwischen hatte das Toben der Menge sich besänftigt, und als nach etlichem Hin und Her der Stadtvoigt verkündete, daß altem Landrechte gemäß Thomas Woensam des Strickes begnadet, die Judith Kemnaterin aber gehalten sein solle, ihn auf der Stelle zum Manne zu nehmen, welche Kopulation Ehren Schottius unverweilt vornehmen möge, endete alles, da die Menge in Erwartung des Kommenden sich nicht weiter um das Schaustück betrogen fühlte, in ein versöhnendes Gelächter.

Der junge Mensch, der zwischen den Beinen seiner gehenkten Spießgesellen immer noch ungläubig obschon mit zunehmender Teilnahme den Vorgängen gefolgt war, hörte die freche Aufforderung des Freimanns, zur Exekution durch Ehren Schottius zu schreiten, so verständnislos an, daß er durch einen Tritt ins Gesäß in Gang gebracht sich plötzlich an der Seite eines jungen Weibes und vor dem Schwarzrocke knien sah, der seine und jener Hand zusammenfügte und erbaulich zu reden begann. Da er nun endlich Gelegenheit hatte, seine Nachbarin genauer zu betrachten, und sie jung und wohlgestalt fand, so ging ihm als ihn der Schwarzkittel fragte, ob sie einander als christliche Eheleute gehören wollten, das Ja so frisch und fröhlich von den Lippen, daß der blassen Braut die Glut in die Wangen schoß. Und als er sich dem Segen neigend den fettigen Strick über die nackte Schulter hervorgleiten fühlte, da preßte ihn die Lust des gewonnenen Lebens so gewaltig, daß er sich heilig gelobte, dem jungen Weibe die Guttat redlich zu vergelten.

Mit solchem Vorsatze ergriff er nach dem Amen des Pfaffen seine junge Frau bei der Hand und führte sie unter den Zurufen der Menge von der Bühne herab, unschlüssig, was weiter zu beginnen sei. Da er nämlich Barschaft und Wams dem Freimann hatte lassen müssen, so kam er sich fast so nackt und arm vor wie ein neugeboren Kindlein.

In dieser Ratlosigkeit fühlte er sich unsanft an der Kehle beengt, denn die junge Frau hatte das Hanfseil ergriffen.

Komm! sagte sie und brach sich Bahn durch die Menge. Während sie so unbekümmert vom Spott der Männer und Neid der Weiber ihrem hübschen jungen Gatten voranging, hatte dieser Zeit, über seine Lage nachzusinnen. Da ihm nämlich erst vor etlichen Monden ein junges Weib angetraut worden war, so fand er sich in einer gar heillosen Lage, indem er wohl wußte, daß zwei Frauen zu haben zwar einem Türken nicht aber einem Christenmenschen von Gottes und Rechts wegen erlaubt sei. Gleichwohl beschloß er, sich solcher Sorge zu entladen, da doch der Himmel selbst ihm seine zweite Frau zugeführt habe, um auf eine so wunderbare und spitzfindige Art sein junges Leben zu bewahren, wie denn auch in seiner Verwirrung zum Glücke niemand ihn gefragt hatte, ob er noch ledigen Standes sei. Und als ein rechter Galgenvogel nahm er sich vor, abzuwarten, welchen Ausgang das Abenteuer nehmen werde.

Als sie vor dem Hause angelangt waren, darin Judith mit einer alten Base hauste, hieß sie ihn vorangehen und warf ihm folgend die Tür vor den kreischenden Weibern ins Schloß. Der Base, die eines Beinschadens halber das Malefizgericht hatte versäumen müssen, auch harthörig, wie sie war, den Lärm in der Gasse nicht bemerkt hatte, machte sie klar, daß ein Gast im Hause sei,

Digitized by Google

der ein rechtschaffenes Nachtmahl haben solle, und stieg selber um eine Kanne Weins in den Keller hinab.

Inzwischen hatte sich der junge Ehemann den Strick vom Halse geschafft und hielt ihn zweifelnd in den Händen, ob er nicht eigentlich kunstgerecht gehenkt im Grabe liege, denn weil er ein zwar wilder doch unschuldiger Junge war und noch immer nicht wußte, warum man ihn mit der lustigen Kumpanei, der er sich erst kürzlich im Übermute angeschlossen, gefangen und zum Galgen geführt habe, so nahm es ihn nicht weiter Wunder, daß er statt selber im höllischen Feuer zu braten nur einen zunehmenden himmlischen Bratenduft spürte. Doch überzeugte er sich, indem er zum Überflusse sich in die Wade zwickte, daß er auch kein Englein im Himmel sondern noch ein hungriges und durstiges Menschenkind sei, das kaum dem Verhängnis der eigenen Erdenschwere entronnen war. Er erhob sich, sein zerzaustes Haar vor dem Wandspieglein, so gut wie es mit allen zehn Fingern ging, zu ordnen, und begann, als er damit fertig war und sich auch sonst ein wenig hübsch gemacht hatte, seinen jungen Haushalt zu betrachten. Er fand ihn stattlich und behaglich und ohne Vergleich mit dem bescheidenen Heiratsgute Mariens. Aber während es ihn noch lockte, über all diesen Wohlstand als Hausherr zu gebieten, trat ihm das Bild der verlassenen kleinen Maria so rührend vor die Seele, daß er bitter bereute, ihr davongelaufen zu sein, um in schlimmer Gesellschaft seinen Jugendübermut zu büßen. Ja, er hätte sich unverweilt zu ihr aufgemacht, wenn ihm nicht wiederum aufs Herz gefallen wäre, daß heute sein Hochzeitstag sei, und daß sein junges Weib seinetwegen Spott und Schande auf sich genommen habe. Denn wo war er jetzt, wenn Judith nicht gewesen wäre? War Maria nicht eine Wittib ohne sie? Und er, Thomas Woensam, sollte die Retterin, die zu alledem noch ein feines Jungfräulein war — wie er denn selber in dergleichen nie ein Kostverächter gewesen — ganz unchristlicher Weise verlassen und neuer Schande preisgeben? Wäre das nicht wie ein Schelm gehandelt? Hieße das nicht neues Unrecht zu altem fügen? Ach, in was für einen schändlichen Zwiespalt war er geraten! Aber war er nicht unschuldig daran? Hätte er dem Pfaffen bekennen sollen, daß er kein lediger Geselle mehr sei? Ei, das wäre ihm gewiß übel bekommen! Bei Maria hätte er bleiben sollen: das wäre das beste gewesen. Freilich, sie war ein rechter Satan und plagte ihn den ganzen Tag. Ob sie sich nun wohl um ihn grämte? Ob es ihr leid war, ihn so gedrillt zu haben? O, gewiß bereute sie es, die kleine verliebte Hexe! Pfui doch, was war er für ein Schelm!

Er langte nach dem Sacktüchlein, erinnerte sich aber, daß es im Wamse stak und suchte so gut es ging die Tränen und die Nase mit den Hemdsärmlingen zu trocknen. Er war noch nicht damit fertig geworden, als Judith eine Seitentür auftat und ihn eintreten hieß.

Du wirst Hunger haben, sagte sie, und er gewahrte, daß sie nur für ihn gedeckt hatte.

Du hast geweint? forschte sie freundlicher.

Ja, log er, ich dachte an meine Mutter.

Ist die weit von hier?

Ja, im Bambergischen. Und wo sind deine Leute, Judith?

Die sind tot. Wir haben die Pestilenz im Hause gehabt.

Er hatte sich ohne Umstände an den Tisch gesetzt, denn er spürte, da ihm das Henkermahl vor Halsbeklemmungen nicht hatte munden wollen, ein rechtschaffenes Verlangen nach Speise und Trank. Ja, erst jetzt vor den dampfenden Schüsseln war es ihm, als ob die letzte Lähmung nach der ausgestandenen Todesnot von ihm wiche. Nun aber wollte es ihm nicht in den Kopf, daß er an seinem Ehrentage so allein tafeln solle, und er bat sie bescheiden, doch zu ihm zu sitzen, wie es Recht und Brauch sei an ihrer Hochzeit, und ein wenig mit ihm lustig zu sein. Da sie jedoch leise zurücktrat und nur meinte, dieses sei keine Hochzeit, wie es der Brauch sei, so tröstete er sich weidlich an dem Gebotenen. Endlich, als er sich ersättigt und auch dem ungewohnten Weine brav zugesprochen hatte, stand er unsicher auf, um die stille Zuschauerin als seine junge Frau an seine Seite zu ziehen und ein klein wenig zu herzen.

Aber ehe er sich's versah, fand er sich wieder an seinem Tische sitzend. Judith stand vor ihm, blickte ihn traurig an und erzählte ihm leise, wie Eltern und Geschwister gestorben seien und wie sie heute zuerst wieder ihr Haus verlassen habe, um bei Menschen zu sein. Alle aber seien gelaufen, dem Malefizgerichte zuzuschauen. Als sie ihn erblickt habe, wie er so jung und bleich unter dem Galgen gestanden sei, da habe sie gedacht, ob denn des Sterbens noch nicht genug in der Welt gewesen sei, daß sie auch noch solch junges Blut zum Tode führen müßten. Denn daß er mit seinen Spießgesellen nichts gemein habe, das habe sie wohl erkannt. Jene seien rechte Galgengesichter gewesen, er aber ein gutes, unschuldiges Blut, und leid solle es ihr sein, wenn sein redliches Gesicht sie betrogen habe. So habe sie ein herzliches Erbarmen gespürt und in ihrer Bekümmerung sei ihr eingefallen, was einmal einer dem

Digitized by Google

Vater erzählt habe, nämlich daß der des Halsgerichts ledig sei, den eine Jungfrau um der Liebe Christi willen zu ehelichen begehre. Und nicht anders denn aus Mitleid habe sie sich ein Herz gefaßt, alles auf sich zu nehmen, und getrost getan, wie er ja wisse. Nun aber bitte sie ihn, noch vor Abend seines Weges zu ziehen, denn ob sie schon rechtmäßig Mann und Frau seien, so habe sie ihn doch nicht aus irdischer Liebe begehrt, sondern um der himmlischen Liebe willen. Und auch er wiederum habe sie nicht aus Liebe genommen, sondern aus Notdurft seines Lebens. Und gewiß werde er noch eine Liebste finden, die besser für ihn tauge als ein so betrübtes Menschenkind, wie sie nun einmal sei.

Und indem sie noch so sprach, reichte sie ihm die Hand zum Abschiede.

Den guten Thomas hatte im Zuhören eine leise Rührung überschlichen. Nun nahm er ihre weiße Hand in seine beiden braunen und bat sie, noch eine Weile zu ihm zu sitzen, ehe er sich aufmache, denn solches Verlangen sei doch gewiß nicht unbillig, indem sie nun einmal rechtmäßig Mann und Frau seien. Da sie nun sah und hörte, daß er es ehrlich meinte, saß sie zu ihm, trank, als er sie bat, aus seinem Becher und ließ ihm ihre Hände.

Was du für feine Finger hast, sagte sie, bist du ein Schreiber? Laß sehen, ob du einer bist!

Sie musterte die braunen Hände.

Hier, sagte sie, hast du ein Ringlein getragen. Die weiße Haut verrät dich.

Freilich, bestätigte er still erschrocken, aber der Freimann hat mir's genommen, sonst wär' es dein.

Ich mag dein Ringlein nicht. Ich bin Gottes Braut.

Wie denn? fragte er verwundert.

Ich will zu den andächtigen Frauen.

Judith! erschrak er und forschte in ihren feuchten Augen.

Nein, sagte sie, und erhob sich rasch, so dürfen wir nicht miteinander reden.

Komm nur, begütigte er und erriet die Not ihres einsamen Herzens, komm nur, arme Judith, und trink! Bald muß ich fort.

Und sie nahm seinen Becher und die Tränen fielen hinein.

Warum weinst du?

Sie schwieg und er fragte vergebens.

So saßen sie eine lange Weile still beieinander, ein jedes mit seinen wunderlichen Gedanken, bis er spürte, wie sie immer schwerer gegen seine Schulter sank. Da nahm er sie in seine jungen Arme und atmete ihren frischen Duft, indes er an sein Weib Maria und der Todsünde dachte, in die er nicht fallen dürfe, weil er kein Türke sei und kein Schelm. Ei zum Henker, warum mußte dieses blonde Kind auch sein Weib sein! War junges Blut je in ärgerer Not gewesen denn sie und er? Nein, nicht länger sollte ihn der Teufel versuchen!

Genug! rief er sich ermannend, als er das Rot in den trüben Scheiben sah.

Sie machten sich seufzend voneinander los.

Vergelt dir's Gott und alle Nothelfer, was du an mir getan hast, arme Judith.

Warum heißest du mich arm? betrübte sie sich.

Weil du nicht sollst Weib sein dürfen.

Bin ich heute nicht genug Weib gewesen, lieber Thomas? sagte sie und ihr stiller Blick ging über ihn hinweg.

Ei nun, meinte er leichtfertig, denn er verstand sie ja nicht, für eine Klosterfrau eben genug.

Küsse mich! begehrte sie.

Und er küßte sie.

Da hieß sie ihn gehen.

Die Torglocke läutete schon, als er die Gassen hinabeilte, und etliche, die ihn erkannten, liefen lachend und höhnend hinter ihm drein. Ja die Torwache, die den kleinen Auflauf hatte kommen sehen, und seinetwegen das Pförtlein noch offen hielt, versetzte ihm beim Hindurchsteigen einen Tritt, daß er hinstürzend sich das neue Gewand bestäubte, welches ihm Judith aus ihres Bruders Erbe geschenkt hatte.

Über Nacht war es in der Stadt aufgekommen, daß ein junges Weib angelangt sei, welches vorgebe, mit dem jungen, dem Strick entronnenen Gesellen, in christlicher Ehe zu leben. Da nun von dieser Rede großes Ärgernis entstanden war, hatte der Stadtvoigt den Büttel zu Judiths Hause geschickt, den bigamus, wie Ehren Schottius den Verworfenen genannt hatte, ins Ratsgefängnis zu führen. Aber schon berichteten andere, daß sie ihn hätten wieder von dannen ziehen sehen, ja, Niklas Stachl, der Tortürmer, bestätigte, ihn mit einem Tritt auf den Weg gebracht zu haben.

Noch desselben Abends wurden drei reitende Knechte ausgesandt, ihn zu fahnden. Da er nun nichts Arges ahnend und vor lauter Lebenslust fröhlich singend dahinschritt, so wurde er bald entdeckt und noch vor Mitternacht eingebracht.

Peter Hochsoeter, der Stadtvoigt, der des Ärgernisses und Exempels wegen zu rascher Justiz entschlossen war, gab Befehl, nach der jungen Fremden zu forschen und sie am anderen Morgen zeitig in die Gerichtsstube zu führen, dahin er auch die Schöppen entbieten ließ. Thomas, der aus allen Himmeln

Digitized by Google

gefallen war, wußte aus den Reden seiner Häscher, wessen er bezichtigt sei. Nur war er sich gänzlich im unklaren, wie die Kunde seiner Ehe mit Maria bis hierher gedrungen sein könne. So hielt er es denn, als man ihn den Stadtgerichten vorführte, für geraten, heilig zu beteuern, daß er — wie bei seiner Jugend wohl zu glauben — als ein lediger Geselle unterm Galgen gestanden sei. Aber als er dies gesagt hatte, öffnete sich auf einen Wink des Stadtvoigtes die Tür und Maria trat herein, die, als sie des entsetzten Gatten ansichtig wurde, auf ihn zuflog und an seinem Halse hangend sich in zärtlichen und leidenschaftlichen Vorwürfen und Beteuerungen erschöpfte. Ganz außer sich aber geriet sie, als Thomas sich mit sanfter Gewalt aus ihrer Umstrickung löste und den Richtern in verlegener Bescheidenheit erklärte, daß er in der Tat diese junge Dirne kenne, auch einräume, mit ihr Buhlschaft getrieben zu haben, daß er aber nun und nimmer ehelich mit ihr verbunden sei, weshalb er niemalen wegen doppelter Ehe bestraft werden könne.

O du nichtswürdiger Schelm, schrie sie in blindem Zorn, ist das der Dank, daß ich so viel Wochen gelaufen bin, hungernd und mit blutenden Füßen, nur weil ich wußte, daß du ohne mich auf Narrenpossen aus sein werdest? Ei du miserabler Kerl und willst nicht mehr mein Mann sein? Hast du so viel andere gehabt in den sechs Monaten, seit uns der hochwürdige Herr Pastor Langenmantel in Ülzburg als christliche Eheleute vor rechten und achtbaren Zeugen zusammengab?

Da war nun für den Voigt und die Schöppen kein Zweifel mehr, als sie des armen Sünders reumütige und verzweifelnde Mienen sahen, daß das kleine hitzige Weib die lautere Wahrheit rede. Nur befanden sie, da Thomas noch immer, obschon minder dreist, beharrte, ein lediger Geselle gewesen und keiner Doppelehe schuldig zu sein, es sei recht, daß Maria Woensam ihr Zeugnis mit dem Eide bestärke. Da nun Maria nicht zweifelte, daß man ihr nach solcher eidlichen Erhärtung den Gatten zur Mitnahme überantworten werde, so schwor sie freudig und mit großer Zuversicht ihren Eid und beschloß im stillen, als sie den Gatten bleich und gebrochen stehen sah, auf dem Heimwege seine offenbare Zerknirschung weidlich zu fördern und einen neuen, braven Menschen, so wie sie sich ihn wünschte, aus ihm zu machen.

Wie mußte sie sich also entsetzen, als der Stadtvoigt endlich verkündete, daß Thomas Woensam aus Ursach überführter schändlicher bigamia oder Doppelt-Ehe zwar schuldig sei, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht zu werden, jedoch aus besonderer Gunst und Rücksicht seiner Jugend, maßen er zum andern die Ehe aus Lebensnotdurft eingegangen, begnadigt sein solle, nach Abhauung von zween rechten Fingern mit Ruten zur Staupen geschlagen und des Landes verwiesen zu werden.

Da sie nun endlich erkannte, welches Unheil sie angerichtet habe, ja, daß Thomas sein kaum von der Fremden gerettetes Leben vielleicht gar durch ihren heillosen und verfluchten Eifer verlieren solle, widerrief sie auf der Stelle ihren Eid, indem sie sich der abscheulichsten Eifersucht bezichtigte, welche sie verführt habe, der verhaßten Nebenbuhlerin den Gatten zu verderben.

Da war nun die Reihe des Erstaunens wieder an den Richtern. Doch auch Thomas, der sein Urteil mit stumpfer Gleichgültigkeit angehört hatte, blickte verwundert auf und dachte zwischen Hoffnung und Zweifeln hin und her gerissen nach, was das tolle Weib da wohl wieder angerichtet habe.

Ob sie wisse, daß sie geständig sei, meineidig geschworen zu haben, fragte der Voigt.

Ja, sagte sie und suchte den Blicken des Gatten zu begegnen.

Ob sie wisse, daß, wenn sie fälschlich geschworen, sie solches mit ihrer meineidigen Hand büßen werde, wenn sie nicht gar des Todes schuldig sei?

Ja, sagte sie, denn Liebe und Reue erfüllten sie ganz.

Warum er noch vor Nacht sein junges Weib Judith verlassen habe, fragte der Richter den schwer an sich haltenden Thomas.

Weil ihn Judith nur um Christi Barmherzigkeit genommen habe und nicht aus Liebe. Auch habe sie vorgegeben, zu den andächtigen Frauen zu wollen.

Warum er nicht auf sein ehelich Recht bestanden?

Weil er dieser da von Herzen zugetan sei und übel genug an ihr gehandelt habe, als er sie verlassen.

Ob er also einräumen wolle, mit eben dieser ehelich gelebt zu haben?

Nein, beharrte er, ehelich nicht.

Nein, ehelich nicht! bekräftigte Maria und wollte zu ihm hin.

Aber der Richter winkte den Knechten und ließ die Getrennten zur Haft bringen. — —

Als etliche Wochen ins Land waren, seit man die Straßenräuber mehrerer Sicherheit halber auf dem Marktplatze gehenkt hatte, sollte die Exekution an Thomas Woensam vollzogen werden. Der Bote, den der Rat nach Ülzburg geschickt hatte, war mit einem attestatum der Eheschließung des Thomas Woensam und der Maria Fiamma heim-

Digitized by Google

gekehrt, wonach man Maria der Haft entlassen und Tag und Stunde der Exekution des Übeltäters bekannt gemacht hatte.

In ihrer Not hatte Maria bei Judith angeklopft, jedoch von Nachbarn erfahren, die Gesuchte sei in großer Eile mit einem alten Freunde ihres Vaters davongeritten, wohl um in der Fremde eine Klosterfrau zu werden. Auch flehende Bitten und Fußfälle, die sie vor etlichen Ratsherren getan hatte, waren vergeblich gewesen und so machte sie sich denn heute nach Tagen einsamer Verzweiflung zur Richtstatt auf.

Diesmal hatte man, da es vor den Toren gerade sicher und überdies schönes Herbstwetter war, den Schauplatz hinaus nach dem Galgenberge verlegt, und alles Volk umdrängte zwischen rasch aufgeschlagenen Buden und Tischen die hochgemauerte Richtstätte, wo Peter Hochsoeter, der Stadtrichter, soeben aus Ursach überführter bigamia den Stab über Thomas Woensam gebrochen hatte.

In diesem Augenblick wurde die allgemeine Aufmerksamkeit abgelenkt, weil ein Reiter, der eben noch angelangt war, sich unsanft durch die murrende Menge schob.

Haltet ein! rief er, ein Pergament mit stattlichem Siegel emporhaltend, ihr richtet einen Unschuldigen!

Die Richter hatten sich erhoben und sahen dem Fremden, der den Anschein eines jungen vornehmen Gelehrten erweckte, mit einigem Respekte entgegen. Um so verwunderter waren alle, als der Ankömmling sich vor dem Stadtvoigte niederwarf, wobei die abfallende Kappe lange Strähne blonden Haares befreite und jedermann erkannte, daß es Judith Kemnater war. Tag und Nacht war sie geritten — zu ihrer Sicherheit in Mannskleidern, die ihr Doktor Fürtaler geliehen, bei dem sie um Rat und Hilfe für Thomas Woensam gewesen war.

Nun hielt sie seinen Bescheid den Richtern hin, welche die Schrift des berühmten Rechtsgelehrten mit Aufmerksamkeit entgegennahmen und nach Prüfung angehängten Siegels zu studieren begannen. Da nun der Wohlgelahrte mit vielen guten Gründen und Anführung eingeholter Urteile zu dem Schlusse kam, daß crimen bigamiae nicht vorhanden, maßen Thomas Woensam — als es den Anschein habe — eheliche Werke mit Judith Kemnater nicht geübet, so befanden die Herren, daß an vorgehabte Exekution nicht fürder zu denken sei.

Inzwischen war die versammelte Menge den Vorgängen an der weithin sichtbaren Richtstatt begierig gefolgt, wobei die allgemeine freundlichere Anteilnahme an den Schicksalen des ehelichen Dreiblattes den Richtern nicht entgangen war. Während nun jedermann darauf wartete, daß Thomas Woensam frei davon gehen dürfe, steckten die Richter mit bedenklichen Mienen aufs neue die Köpfe zueinander, und es gewann den Anschein, als ob sich abermals Schwierigkeiten erhoben hätten. Freilich merkten dieses nur wenige, denn fast aller Blicke ruhten gespannt und mit Wohlgefallen auf den beiden jungen Menschen, die still und fromm wie zwei Heilige vor dem blaugoldenen Oktoberhimmel beieinander standen. Erst jetzt ward sich Judith vor der heraufstarrenden Menge ihrer Mannskleider errötend bewußt. Dem guten Thomas aber war die jungfräulich Verwirrte, die zum andern Male seine Retterin geworden, nie so köstlich und begehrenswert erschienen wie heute in der schmucken schwarzen Tracht, die ihrer Glieder Schlankheit und das Haargold aufs lieblichste zur Erscheinung brachte.

Auch die arme Maria, die mitten im Gedränge ihre kleine Person durch Winken bemerklich zu machen versucht hatte, erkannte gleich allen anderen, wie es um die beiden stehe. Mittlerweile waren die Herren mit ihrer Beratung fertiggeworden und der Voigt verlas nach Rührung der Trommeln, daß Thomas Woensam von Didlingen unerachtet erwiesener christlicher Ehe mit Maria Fiamma angeschuldigter schändlicher bigamia frei und ledig, hingegen aber auch von Judith Kemnater angesprochener Rechtswohltat, da er kein lediger Geselle, nicht länger vergünstig sein könne, weshalb nach vordem ergangenem Halsurteil in Administration heilsamer Justiz nunmehr unverweilt mit ihm zu verfahren.

Diese neue unverhoffte Wendung erfüllte alle mit Entsetzen und manche meinten, der Gerechtigkeit sei durch so vielfache Todesängste hinlänglich Genüge geschehen. Aber während noch das Murren der Menge in Trommelwirbeln unterging, war im Gedränge unterm Richtplatze ein kleiner Raum entstanden, in dem sich etliche Männer um ein junges Weib bemühten, das bewußtlos vornübergestürzt lag. Auch Thomas hatte den Vorgang bemerkt und der Schlinge des Henkers entschlüpfend den Sprung von der Mauer gewagt. Als man die Ohnmächtige aufhob, fand es sich, daß ihr ein Messer tief ins Herz gefahren war.

Sie verblutet, wenn ihr es herauszieht, sagte einer, und Thomas nahm die Überströmte an seine Brust.

Oben aber vor dem stillen klaren Himmel stand die Jungfrau Judith und heischte zum andern Male von den Richtern Thomas Woensam, den ledigen Mann.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen, Literaturgeschichtliches. Von Karl Strecker

Hans Frentz: Der Sonderling (Leipzig 1925) — Josef Friedrich Perkonig: Siebenruh (Leipzig 1925) — Agnes Harder: Seines Herren Sohn (Berlin 1925) — Arthur Kahane: Der Schauspieler (Konstanz 1924) — Oskar Anwand: Ernst Moritz Arndt, ein deutsches Schicksal (Berlin 1925)

Auf neue Begabungen hingewiesen zu werden, ist für einen Beobachter und Beurteiler unsers Schrifttums immer erfreulich (falls nicht Vettermichelei dabei die Hand im Spiele hat): so bin ich denn Herbert Eulenberg sehr dankbar dafür, daß er mich in einer Zuschrift auf den bisher in weitesten Kreisen unbekannten Schriftsteller Hans Frentz und seinen Erstlingsroman Der Sonderling aufmerksam macht. Der Verfasser, bisher nur in Gedichten und Feuilletons hervorgetreten, nennt seinen 511 Seiten starken, leider durch ein schreckliches Titelbild verunstalteten Roman „ein Buch aus der Zeit des Übergangs". Er schildert darin einen aufrechten, im Grunde uranständigen und gescheiten Menschen, der die Welt mit eigenen Augen sieht und darum in den Verhältnissen dieser wunderlichen Welt nicht sein Glück finden kann. Als Sohn eines fürstlichen Hausmarschalls namens Wolf und einer adligen Mutter, lernt Heinz Wilhelm schon als Knabe eine kleine Prinzessin, die über allen Standesvorurteilen steht, kennen und in seiner Art lieben. Um es gleich zu sagen, diese Prinzessin Ilse ist es, die etwa zwanzig Jahre später als Krankenschwester am Sterbebett des Hauptmanns Heinz Wilhelm sitzt, dem Spartakisten während der Revolution die Augen ausgestochen haben.

Was zwischen diesen beiden romanhaften Polen liegt, ist nun ein Mannesschicksal, das, weniger äußerlich als innerlich erlebt, auch vom Leser ein Mitgehen auf geistigen und seelischen Pfaden erfordert. Ein Sonderling ist Heinz Wilhelm nur insofern, als er vollkommen auf eigenen Füßen steht und seinen geraden Weg geht. Als Leutnant erhält er eine herzogliche Gnadenzulage. Als ihn der Erbprinz einmal dienstlich darauf aufmerksam macht, daß die Prinzessin Ilse ihn beim Hofball dreimal zum Tanz befohlen habe, was gegen den Brauch sei, nimmt er seinen Abschied, weil es ihm nicht paßt, sich in dieser Weise bevormunden und „stellen" zu lassen. Er wird Zollpraktikant an der holländischen Grenze und schlägt sich da zwei Jahre mit Schmugglern und stupiden Vorgesetzten bzw. Kollegen herum, bis sein Vater stirbt und es Heinz Wilhelm dank des freilich recht unbedeutenden Erbteils möglich wird, wieder als Offizier einzutreten. Er verlebt in Posen ein paar sonnige Leutnantsjahre, beliebt und geachtet bei Kameraden und Vorgesetzten, bis der Krieg kommt. Er zeichnet sich aus, bekommt den Pour le mérite, und wird als Schwerverwundeter von Schwester Ilse, der einstigen Prinzessin, gepflegt. Die alte Liebe flammt wieder auf, ihr verschwiegenes Glück ist neben ein paar frohen Leutnantsjahren das einzige schöne Geschenk des Lebens für diesen Sonderling.

Wie er immer seinen eigenen Weg gefunden und den Kopf oben behalten hat, so auch während des Umsturzes. Er erkennt, daß er im alten Sinne nichts mehr nützen kann, daß er für ein abgetanes Geschlecht den Degen gezogen hat, aber er will helfen bei der Vorbereitung für eine neue Zeit. Als Volksredner sucht er den Aufgestachelten klarzumachen, daß man zusammenhalten müsse für die Not der Kinder. Die aufgeregte Menge aber will jetzt schon alles und für sich, sie hört nicht auf ihn. Es wird immer einsamer um Heinz Wilhelm. Seine Verwandten sind gestorben, zuletzt auch die alte geizige Hexe von Großmutter, die in dem energischen Willen, alle Verwandten zu überleben, auf ihrem Adelsstolz brütet und sich von einem frömmelnden Tartüffe betölpeln läßt — übrigens eine mit beißender Ironie gezeichnete, sehr gelungene Figur. Kümmerlich findet Heinz Wilhelm durch Abschreiben sein Brot und hat schon alles für den Freitod vorbereitet: mit dem Degen seines geliebten Bruders Gunter, der auf dem Balkan gefallen ist, will er sich durchbohren — da hört er draußen Schüsse fallen. Dort, sagt er sich, ist sein Platz, dort sein Ziel. Er zieht den Waffenrock an, an dessen Kragen noch der Pour le mérite hängt, und eilt hinaus, seinem letzten Schicksal, das wir schon kennen, entgegen.

Ein Lebens- und Weltauffassungsbekenntnis von schwerem Gewicht. In allen Fragen und Lagen zeigt der Heinz Wilhelm ein ehrliches, selbstloses Wollen, ein klares, unbefangenes Urteil, ein gutes, herzliches Gefühl. Mit solchen Eigenschaften ist man freilich wohl ein Sonderling in dieser Menschensiedlung. War es vor dem Kriege vielleicht mehr, als man es jetzt zu sein braucht, aber sicherlich während des Umsturzes mehr noch als zehn Jahre früher. Schließlich ist es die Unzulänglichkeit des Daseins selber, die den Eigenwüchsigen zum Sonderling stempelt. Wird es immer so sein? Der

Digitized by Google

Dichter schüttelt den Kopf. Er blickt in eine Welt, die tausend Jahre älter ist, und gibt seinem Roman diesen Ausklang:

„Tröste dich! du Sucher aus der Herde,
Die in Kinderschuhn noch zankt und haßt:
Dein ist schon, was kühn dein Geist umfaßt,
Und dein Vaterland: die ganze Erde.

Für uns aber ist es ein erschütterndes Sinnbild, daß der Held in dem Augenblick, da er die Binde von seinen Augen reißt, um das ewige Licht zu sehen, erkennen muß, daß er blind ist ...

Das großzügig angelegte Werk zahlt dem Kopf wie dem Herzen in blankem Golde aus. Als Roman ist es nicht einwandfrei, oder sagen wir ruhig: noch nicht gekonnt. Allzuviel Belangloses, das nur dem, der es selber erlebt hat, wichtig scheint, hemmt als Ballast das ursprünglich muntere Tempo, — so namentlich im zweiten Teil, wo die Alltagserlebnisse mit dem Bruder Gunter, so herzlich sie in einem anklingen, erhebliche Kürzungen vertrügen. Auch die Seite für Seite fast aufspringenden Reflexionen, die stete Gegenwart eines deutenden Zeigefingers stören den epischen Fluß. Immerhin: eine lohnende Bekanntschaft!

Nicht um des Einzelfalles, sondern um des Symptomes willen komme ich noch einmal auf das Titelbild zurück. Der Künstler gibt auf der Umschlagzeichnung einen langbeinigen Hampelmann, mit einer zuckerhutartigen Kopfbedeckung und den wehenden Schößen eines langen Gehrocks, mit zum Schlage gefaßtem Handstock inmitten von auf ihn gezückten Bajonetten. Dadurch wird, wie man sich erinnert, nicht nur die ganze Fabel des Romans auf den Kopf gestellt, die sehr ernst zu nehmende Hauptgestalt wird auch zu einem Hanswurst degradiert. Aber — solche kleinlichen Bedenken, denkt der Künstler (und Hunderte seiner Kollegen von heute), sind ja Nebensache, wenn das Bild nur auffällt.

Ist es nicht endlich an der Zeit, meine Herren Verleger, diesem modernen Unfug ein Ende zu machen? Werden Sie nicht endlich den Mut finden, hier einmal gegen den Strom zu schwimmen und den Kasperlefiguren auf Ihren Buchumschlägen (wenigstens sofern der Inhalt nicht aus Grotesken besteht) künstlerischen Geschmack entgegenzustellen? Da gestaltet (ich spreche nicht mehr von diesem Fall) ein Schriftsteller, ein Dichter Menschen, denen er Blut aus seinem Herzen gegeben, in denen er sein reinstes Wollen, Fühlen, Denken zu verkörpern versucht hat, und ein effektgieriger Maler zeichnet ihm zur Veranschaulichung dieser Menschen Irrsinnige in grotesken Verzerrungen als Veitstänzer auf den Buchdeckel!

★

Josef Friedrich Perkonig ist ein Kärntener und stammt somit aus einer Landschaft, die eigentlich auf dem Gebiet des Schrifttums bisher nur lyrische Dichter oder Verfasser von Volks- und Mysterienspielen hervorgebracht hat. Auch in seinen Erzählungen ist Perkonig vorwiegend Lyriker, um nicht zu sagen Musiker. Wir sahen es in diesen Heften schon bei Betrachtung seines Romans Trio von Toskana, wir finden es bestätigt in seiner neuen Erzählung Siebenruh. Schon dieser Name deutet die durchaus musische Einstellung Perkonigs leise an, zumal in der Erklärung, die er dazu gibt: „Es ist ein verborgener Markt in Kärnten; Bergwälder wehen aus allen vier Winden ihren Atem, und über ihnen, scheinbar unendlich fern, leuchten silbern die heiligen Bergreiche. — Wie Geschmack auf der Zunge liegt auf dem Wortklang seine Seele: Siebenruh" ...

Die Geschichte dieses Marktfleckens wird in der Form von Tagebuchaufzeichnungen eines jungen Lehrers erzählt, der nach Siebenruh versetzt ist. Wir lernen seine Kollegen und Kolleginnen kennen und mit besonderer Liebe verweilt der Tagebuchschreiber bei Meister Berger, dem Organisten, der in den Abendstunden so wundersam die Orgel spielt, und — bei seiner Enkelin, dem schönen Annerl. Diesem Idyll, das durch die Erzählung hin fortgesponnen wird, steht der gewinnsüchtige Geist der Neuzeit gegenüber, die Spekulation, die auri sacra fames, denn um wirklichen Goldgewinn handelt es sich. Die nahen Berge haben seit alters her Gold beherbergt, aus den Bachbetten wusch man die glänzenden Steine, aus den Felsen brach man das verführerische Metall, und erst der Dreißigjährige Krieg hat diese mühselige aber gewinnbringende Arbeit lahmgelegt.

Jetzt will das junge Siebenruh aufs neue Bergglück und Bergsegen erproben. Der Bürgermeister besonders schürt die Idee aufs eifrigste und bald haben die Bürger mit Anspannung aller Kräfte die nötigen Geldmittel gezeichnet. Starke Opposition geht nur von dem Oberlehrer und Leiter der Schule aus, infolgedessen eine scharfe Spannung zwischen Schule und Magistrat entsteht. Ein Vorteil wird bald erreicht: das Eisenbahnministerium bewilligt den elektrischen Aufzug vom Markt zum hochgelegenen Bahnhof. Schon sind auch die Maschinen im Bergwerk aufgestellt, da kommt ein tückischer Föhn, die Wasser überschwemmen Siebenruh, und für eine Weile sind alle Pläne der Spekulation hinweggespült. Obendrein ist es zum vollen Bruch zwischen Lehrerschaft und Stadt gekommen und auch der Tagebuchschreiber zieht fort aus dem kleinen Marktflecken, nachdem er sein Werklein mit dem Bericht eines ergreifenden Abschieds vom Annerl und vom schönen Orgelspiel des Meisters beschlossen.

Wie man schon aus dem Inhalt ersieht: keine kunstgerecht gebaute Erzählung, in der Ursache, Wechselwirkung, Folge zu einem bunten Muster verwoben werden, sondern wirklich nur lose Tagebuchblätter, aber was

Digitized by Google

sie erzählen, erhält seinen Wert durch die schlichte Zartheit dichterischen Schauens und Empfindens. Es ist ein Buch für Leser, die einen Stifter oder Jean Paul oder auch Löns lieben. Dr. Max Pirker hat ihm ein kleines literaturgeschichtliches Nachwort geschrieben.

*

Als ich die ersten Zeilen des Romans Seines Herren Sohn von Agnes Harder gelesen hatte, machte ich eine kleine Pause. Der Anfang lautet: „Es war eine stürmische Märznacht in Ostpreußen. Es fror scharf, und der Wind preschte durch die Parkbäume." Ich überlegte: ist es Absicht oder Nachlässigkeit, dieser unschöne Anfang mit dem zweimaligen „Es". Sicherlich bei einer so geschmackvollen und mit Recht beliebten Schriftstellerin wie Agnes Harder: Absicht. Es soll ungekünstelt scheinen, sogleich einen saloppen Plauderton kennzeichnen. Dabei wäre nur zu bemerken, daß man den Ton des Ungesuchten, Ungekünstelten wahren und dabei doch gut schreiben kann; ferner, daß gerade der nachlässig scheinende Plauderer kaum mit dem zweimaligen Bocksprung „Es — Es —" beginnen wird, drittens, daß man die erste Begrüßung nicht in Hemdsärmeln macht — bei näherer Bekanntschaft kann man schon einmal den Rock ausziehen. Im Ernst: die meisten Schriftsteller von Rang verwenden eine gewisse Sorgfalt auf die einführenden Sätze, wenn sie sich auch meist gerade hier eines schlichten Tones befleißigen werden.

Nun verdient aber auch Agnes Harder zu den Schriftstellern von Rang gezählt zu werden, und — trotz jenes Anfangs — bewährt sie diesen Ruf auch in dem vorliegenden Roman. Seines Herren Sohn ist der Junker Elard von Galinden, der seine Geschichte selbst erzählt und dem es nichts weiter ausmacht, daß er mit obiger Naturschilderung beginnt, obwohl es die Nacht seiner Geburt ist. Er läßt sich dies nämlich von seinem treuen Diener, Kutscher und Reitlehrer Heinrich erzählen, einem Faktotum, wie es deren ja in unserer Jugendzeit noch auf großen Gütern gab, heute wohl nur in seltenen Ausnahmefällen noch (zumal jener Heinrich, oder Friedrich, oder Johann vorher meistens Offizierbursche gewesen war). Also der treue Heinrich erzählt dem Junker Elard nach langem Zögern und Sichsträuben, daß sein Vater, von dem der Sohn nie etwas hört, just in der Nacht seiner Taufe mit einem merkwürdig schweren Koffer heimlich abgereist und seitdem verschollen ist. In dem Koffer befand sich der zusammengescharrte Rest seines Vermögens — wobei er als treuer Ehemann keine scharfe Trennungslinie zwischen dem Besitz seiner Frau und dem seinigen gezogen hatte. Diese Frau benimmt sich sehr tapfer. Obwohl eines Gelehrten Tochter und selber feingebildet, mit starken wissenschaftlichen Neigungen, trägt sie ihr Mißgeschick in stiller Zurückgezogenheit und es gelingt ihrer Energie, das arg verschuldete Gut wieder leidlich in die Höhe zu bringen. Da sie jeden Verkehr seit der schändlichen Flucht ihres Mannes meidet, würden ihre beiden Töchter, übrigens Zwillinge, unfehlbar alte Jungfern werden, wenn nicht die zum Kaisermanöver gekommene Einquartierung, Demminer Ulanen, als rettende Engel erschienen, und die Zwillinge zwei Leutnantsbräute würden. Dafür erfahren wir nicht, ob und wann der dritte Nachkomme auf Galinden, Junker Elard, einmal heiraten wird, nur von seiner Pubertätsleidenschaft für Heinrichs Tochter Hannchen erzählt er. Einem schlimmen Ausgang wird hier durch den Vater Hannchens vorgebeugt, der die Tochter rechtzeitig entfernt. Den wirklich schlimmen Ausgang des Romans vermag der treue Mann aber nur dadurch zu verhindern, daß er sein Leben für den Junker opfert.

Eines Tages nämlich — Elard ist achtzehn Jahre alt — kehrt der Vater aus Amerika zurück, ein völlig verwahrloster Alkoholiker. Gegen seine Frau und seinen Sohn bringt er nur Spott und Hohn auf. In einer wüsten Szene will er den Sohn erschießen, aber Heinrich fängt den Schuß auf. Quer über ihn fällt der Saufbold, den der Schlag getroffen hat.

Der Hauptvorzug des spannend erzählten Romans besteht in dem bodenständigen Realismus, mit dem hier das ostpreußische Gutsleben gezeichnet ist. Die intimsten Reize ihrer heimischen Landschaft und die Eigenart ihrer Landsleute fängt Agnes Harder mit scharfer Beobachtung, mit treuer Liebe ein, so daß, aus hundert Einzelheiten zusammengesetzt, ein überraschend wirklichkeitstreues Bild entsteht, fesselnder meist als die Vorgänge selbst, obwohl auch sie — bis etwa auf den Schluß der Liebesgeschichte und die Gipfelszene der eigentlichen Handlung — gut erzählt sind. Schilderungen wie die Einquartierung oder wie das Umherstreifen des „Junkers" zu Fuß oder Pferde in Wald und Feld, namentlich die Erlebnisse am See reihen den Roman mit dem nicht sehr glücklichen Titel der besseren Unterhaltunosgattung unserer Zeit ein. Man könnte ihm um seiner heimatlichen Vorzüge willen die trauliche Überschrift geben, welche die Droste einmal plante: „Bei uns zu Lande auf dem Lande". Keine bewußte Heimatkunst, aber innige Heimatliebe kennzeichnet das Buch.

Ganz im Gegensatz zu dem folgenden Roman, der in einem Städtchen des Landes Nirgendwo spielt. Der Titel läßt es schon ahnen. Mit der Aufschrift Der Schauspieler hat Arthur Kahane den Inhalt seines vorliegenden Romans einsichtsvoll umgrenzt, denn nur Theatermenschen werden volles Verständnis für dies Max Reinhardt gewidmete Buch finden, anderseits hat er aber auch dem Titel durch das bestimmte Geschlechtswort eine weite

Digitized by Google

Nuntius Eugen Pacelli. Gemälde von Prof. Leo Samberger

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Spanne gegeben: sein Held, der namenlos bleibt, verkörpert in Wirklichkeit den Schauspieler mit allen seinen Nöten und Freuden, seinem Streben und seinen Begierden, seiner Rastlosigkeit und Eitelkeit. Gleichwohl ist die Fabel durchaus bestimmt gefaßt. In einer kleinen Residenz wird der schon alternde „Star" in Liebe zu einer jungen Schauspielerin verstrickt. Die hübsche kleine Streberin übernimmt unbedenklich eine sehr schwierige Aufgabe als seine Partnerin, denn, so folgert sie, als Unbekannte habe sie nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen; auch sei sie des Textes sicher, und wenn er — der „Prominente" — sie nur ein wenig unterstützen wolle, habe sie keine Furcht.

Nun, diese Unterstützung besorgt er gründlich. Was er mit ihr probiert und sie lehrt, geht weit über die Grenzen der Kunst hinaus, wobei er nicht minder der Empfangende als der Gebende ist. Seine Leidenschaft macht ihn so blind, daß er bei der Schauspielerin für Liebe hält, was nichts anderes ist als der energische Wille, Karriere zu machen. Obwohl er, denn er ist verheiratet, nur auf geheimen Wegen und bis zur Unkenntlichkeit vermummt, sich zu ihr schleicht, wird sein Verhältnis bald zum Stadt- und Hofgespräch. Ihn kümmert das wenig, er kommt sich auch in seiner Kunst verjüngt vor und spielt den Rinaldo mit jugendlichem Feuer. In der Tat findet der an Schein und Maske Gewöhnte auch in dieser Spätherbstliebe nur Scheinumarmungen und Theaterküsse, und lebt so eine ungewollt satirische Veranschaulichung des Nietzscheschen Wortes: „Man ist Schauspieler damit, daß man seine Einsicht vor dem Rest der Menschen voraus hat: was als wahr wirken soll, darf nicht wahr sein." Ein Wort, das der Verfasser seinem Buch als Geleitspruch mitgegeben hat.

Das Ende dieses Erlebnisses ist voll skeptischer Schalkheit: der sich gänzlich verjüngt Erscheinende wird durch die Ankunft einer Jugendfreundin überrascht, die ihm — ein Enkelkind mitbringt. Der Schauspieler zieht, weit entfernt davon, bedrückt zu sein, die Folgerung. Er kehrt in die bürgerliche Wohlanständigkeit zurück und bahnt für seinen Enkel die Laufbahn als Künstler an, indem er den Intendanten bittet, daß der „Belisar" einstudiert werde und das Kind darin auftreten dürfe. Er selber aber erkennt den sichtbarlichen Wink und Willen der Vorsehung darin, daß er selber die Rolle des „Belisar" übernehmen und damit in das Fach der Väter übertreten müsse.

Manches nachdenkliche und feine Wort über die Schauspielkunst ist in den Roman verflochten, etwa: was über den Wert und das Recht einer neuen Anschauung gesagt wird, oder die Begründung des in jedem Mimen wohl einmal aufsteigenden Abscheus vor dem Theaterleben: vor diesem Hühnerhoftreiben, dem Leichtsinn, der Streberei, Mißgunst und Verlogenheit, vor Maske, Schminke und Umhängebart, vor der Tretmühle Abend für Abend, abgesehen von dem Herumstehen auf den Proben. Und doch ist das ganze Buch von Theaterblut erfüllt und sicherlich könnte der „Held" nicht ohne Kulissenluft leben. Daneben freilich berührt eine breite Schwatzhaftigkeit über Bettgeheimnisse, namentlich bei einem Schriftsteller, der in die Jahre gekommen ist, nicht gerade appetitlich.

Eine große Sorgfalt legte Kahane in diesem Roman — der gegen seinen hier vor Jahren besprochenen „Clemens und seine Mädchen" einen Fortschritt bedeutet — auf die Form. Er gefällt sich darin, alle Gespräche — und aus ihnen besteht das Buch großenteils — in indirekter Rede zu führen. Ich halte diese Form, so streng durchgeführt, für nicht empfehlenswert, doch das bleibt schließlich Ansichtssache. Allerliebst ist einmal das Schmollen der kleinen Schauspielerin gezeichnet. Bei einer Neuauflage sollte Kahane einige Schachtelsätze von schwer erträglicher Länge (s. S. 21, 26 f., 40 f. und vor allem 100, wo auch eine Trennung zwischen den Bäckerjungen und Milchmädchen anzuraten ist) verkürzen und lockern.

*

Seit fast drei Jahrhunderten war das deutsche Volk niemals so darauf hingewiesen, um seiner Gesundung willen aus eigener Kraft sich emporzuarbeiten, niemals bedurfte es dringender des Ansporns durch das Beispiel seiner großen Männer, die zielsicher ihren Weg gingen, unbeirrt und unablässig an sich selbst und damit an ihrem Volk gearbeitet haben.

Daß eines der markantesten Beispiele hierfür Ernst Moritz Arndt war, kommt einem so recht wieder zu Bewußtsein, wenn man das vortreffliche und ebenso geschmackvoll wie gediegen ausgestattete Buch von Dr. Oskar Anwand: Ernst Moritz Arndt, ein deutsches Schicksal liest. Nach einem vortrefflichen Vorwort, in dem Anwand mit verstehender Liebe das menschliche und geistige Bild dieses aufrechten Mannes zeichnet, gibt er Arndt selber das Wort, der in seinen „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" wie in den „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein" ein Lebensbild von sich gibt, das zu den köstlichsten der deutschen Literatur gehört. Der Hauch unbegrenzter Freiheitliebe und Vaterlandliebe weht aus diesen Blättern, und neben der elementaren Kraft des Kämpfers und Führers spürt man ergriffen die feine dichterische Zartheit seiner Liebe und — Besonnenheit. Denn trotz seiner kriegerischen Männlichkeit war Arndt kein Fürsprecher der Eroberung. Er sagt einmal: „Die verschiedenen Sprachen machen die natürliche Scheidewand der Völker und Länder, sie machen die großen innerlichen Verschiedenheiten der Völker, damit der Reiz und Kampf lebendiger Kräfte und Triebe entstehe, wodurch die Geister der Lebendigkeit erhalten werden."

Digitized by Google

Bücher von Weltreisenden

Von Prof. Dr. Georg Wegener

Die Weltgefangenschaft unseres einst so reisegewohnten Volkes, die ja auch nach dem Kriege noch infolge unserer Verarmung besteht, bringt es mit sich, daß Reiseschilderungen auf dem Büchermarkte ein ganz besonderes Interesse finden.

Eine starke Anziehungskraft bewährt noch immer das geheimnisreiche, „verschlossene" Land Tibet. Tibet ist heut noch das einzige größere Land der Erde, das sich mit der größten Strenge gegen die Außenwelt abschließt. Oder vielmehr gegenwärtig strenger als je; denn nicht immer war es so unzugänglich. Lassen sich auch seine menschenleeren Bergwildnisse und Hochwüsten nicht überall kontrollieren, so gelingt es ihm doch zur Zeit, die Hauptsitze der tibetischen Kultur und insbesondere die Hauptstadt, die Residenz des Priestergottes Dalailama, mit größter Energie zu sperren. Um so erfolgreicher, als auch die britisch-indische Regierung neuerdings, seit Tibet sich von China unabhängig gemacht hat und auch den Chinesen das Land verbietet, ihnen die Grenzen sperren hilft; augenscheinlich, um dies Land als Pufferstaat für Indien unberührt von modernen Ideen zu erhalten.

Dies ist die Grundlage des Interesses für das Buch von W. M. McGovern: *Als Kulinach Lhassa. Eine heimliche Reise nach Tibet.* (Berlin o. J.) Der Verfasser ist Lektor am Orientalischen Seminar der Universität London, Kenner verschiedener asiatischer Sprachen, darunter der tibetischen, eingeweiht in die Gedankenwelt und die Zeremonien des Buddhismus bis zu dem Grade, daß er in Japan die buddhistischen Priesterweihen empfangen hat: Vorzüge, die ihn für die Reise in das Reich der Lamas besonders befähigten. Eine im Herbst 1922 mit mehreren anderen Fachmännern unternommene Forschungsreise nach Tibet scheitert an dem Verbot der tibetischen Regierung, dem die britisch-indische sekundiert. Da beschließt McGovern, noch im gleichen Jahr ganz allein und heimlich dennoch nach Tibet zu reisen und unter allen Umständen bis zu dem heiligen Lhassa zu gelangen. Was er uns nun in seinem Buche von dieser Reise erzählt, stellt ungefähr das Erstaunlichste, Ungeheuerste an Energieleistung vor, dessen ich mich irgendwie in der neueren Entdeckungsgeschichte erinnere.

Um der britischen wie der tibetischen Grenzüberwachung zu entgehn, wählt er unter den schwierigen Hochpässen, die von Sikkim über die Himalayaketten hinübergehn, den ungewöhnlichsten und schwierigsten, und zwar zu einer Zeit, wo ihn selbst die Eingeborenen für unmöglich erachten, mitten im Winter! In seiner kleinen, bescheidenen und unter falschen Vorspiegelungen ausgerüsteten Karawane von Sikkim-Eingeborenen weist er sich selbst die Rolle des untergeordnetsten Mitgliedes, die eines Tragkulis, zu. Er lernt zuvor den sikkimesischen Dialekt des Tibetischen in seiner niedrigsten Form, wie ihn die Diener und Lastträger untereinander sprechen. Er trägt während der Reise selbst ausschließlich dürftigste, alte, schmierige Kulikleidung und beschränkt seine Nahrung auf das schauderhaft Einförmige, Schmutzige und Unzulängliche, was die Kulis essen. Seinen ganzen Körper und sein Haar färbt er mit Jod und Walnußsaft braun; Baden und Waschen wird ganz vermieden. Seiner besonders verräterischen blauen Augen halber führt er ein paar Zitronen mit sich, deren Saft, von Zeit zu Zeit in sie hineingeträufelt, zwar äußerst schmerzt und wahrscheinlich auch den Augapfel selbst angreift, aber doch zeitweilig die Augenfarbe dunkelt. Unter die Augenlider schmiert er sich Leim, um eine Art von Eiterung zu erzeugen, wie sie für Schneeblindheit charakteristisch ist, und nun unaufällig dauernd eine sehr dunkle Schneebrille tragen zu können. Seine Leute, die natürlich seine Ideen nicht begreifen, z. T. ihn für halbverrückt halten oder aufsässig werden und ihm mit Verrat des Geheimnisses drohen, die er reiten läßt, während er selbst zu Fuß geht, die, wenn man mit anderen zusammen ist, die Rolle der Herren spielen müssen, in den Herbergen die guten Räume und die warmen Decken bekommen, während er selbst im Hof oder auf dem flachen Dach mit den Ärmsten der Armen nächtigt, versteht er, trotz alledem, mit einer kaum begreiflichen Herrschaft über sie, in Bann zu halten, sie mit List durch die schrecklichsten Einöden und Schneestürme, im Januar(!), über die gefürchtetsten Hochpässe nach Tibet hinüber zu führen und dort selbst stets auf möglichst einsamen Straßen zu halten. Er trägt in atemberaubenden Montblanchöhen seine paar Dutzend Kilo Traglast, ißt wie die anderen rohes Fleisch, entbehrt oft genug sogar die Möglichkeit, auch nur warmen Tee zu machen, begnügt sich in dieser Kälte tagelang mit kaltem Bergwasser. Er durchschreitet auf Furten mit seiner Last die mit Eisschollen treibenden Bäche, läuft sich in den dann gefrierenden Stiefeln die Füße blutig, so daß er nun barfuß gehen muß. Er wird krank, leidet an Dysenterie und anderem. Ja, er stürzt einmal in einen gefrorenen Fluß, durchbricht die Eisdecke, rettet sich mit Mühe und muß nun mit den durchtränkten Lumpen in der Winterkälte weiterwandern. — Kurz, man faßt sich oft an die Stirn und fragt sich, ist denn das alles nicht ein frecher Schwindel? Schließlich aber versteht der Autor es doch, uns die Über-

Digitized by Google

zeugung zu geben, daß es stimmen muß, indem wir erkennen, daß unter den gegebenen und vollkommen einleuchtend geschilderten Umständen wirklich auf gar keine andere als die von ihm dargestellte Weise es möglich gewesen sein würde, nach Lhassa zu kommen. Und er ist doch schließlich hingekommen, hat das Ziel dieser ungeheuerlichen Anstrengungen erreicht!

Auch noch in einer anderen Hinsicht weiß der Autor seinen Leser allgemach zu unterwerfen. Man gewahrt schließlich, daß durch diese Reise etwas Ungewöhnliches gewonnen ward: Die Kenntnis eines fremden asiatischen Volkes ganz von unter her, so wie ein als vornehmer Herr reisender Europäer sie nie bekommt. Das Wissen von dem ganz unmittelbaren Leben, Hausen, Wandern, Plaudern, Lachen, Beten, Feilschen, Streiten usw. des Grundstocks der Bevölkerung. Dieser gesamte Interessenkreis der kleinen Leute, in ihren Dörfern, Klöstern, Karawanserein, bei ihren Herden, ihren Feldern usw. tritt uns, von einem ihrer ungeschminktesten Sprache Kundigen, entgegen, wie es noch niemals zuvor so erfaßt werden konnte. Gespannt folgen wir dem Reisenden und triumphieren mit ihm, als es ihm endlich doch gelingt, die heilige Stadt zu erreichen. Hier tritt er dann in monatelange Beziehungen zu den Herrschenden des Landes, auch zum Dalailama selbst. Hier sammelt er dann auch von obenher um so wertvollere Kenntnis und unschätzbareres Kulturmaterial, je mehr er durch seine Sprach- und Sittenkenntnis und durch die ganze vorhergehende Wanderung zu richtiger Fragestellung befähigt ist. Wir begreifen, daß diese Lhassareise doch nicht nur eine Sportnarrheit war, sondern für die Wissenschaft bedeutende Ergebnisse erzielt hat. —

Nach Tibet führt uns auch ein zweites Buch, das von vornherein ein noch größeres Interesse beanspruchen darf, weil es sich hier um eine deutsche Reise und um ein viel umfassenderes Forschungsunternehmen handelt: Walther Stötzner: Ins unerforschte Tibet (Leipzig 1924).

Stötzner rüstete im Jahre 1913, also kurz vor dem Weltkriege, mit eigenen Mitteln — nur der König von Sachsen hat tausend Mark dazugegeben — eine auf nicht weniger als drei Jahre geplante Expedition aus, die unter seiner Führung das östliche Tibet bereisen sollte. Verschiedene deutsche Fachgelehrte nahmen daran teil: Dr. Israel als Geograph, Prof. Weigold als Ornithologe, Dr. Limpricht als Botaniker, Secker als Handelssachverständiger, Funke als Entomolog, der Leiter selbst als Fachmann für ethnographische Studien und Sammlungen. Also ein großgedachtes Unternehmen. Und die Gegend, der es galt, ist die wildeste, dichtestgedrängte, unerforschte Hochgebirgswelt der Erde: das großartige, von den chinesischen und hinterindischen Riesenströmen abenteuerlich zerfurchte Randland des zentralasiatischen Massivs, das politische Grenzgebiet zwischen Tibet und China, wo die gewaltigen Gebirgssysteme des Kwenlun, der hinterindischen und der sinischen Kettenzüge, zusammenstoßen und sich in einer bis dahin noch ungeklärten Weise verflechten und auseinandersetzen müssen. Eine Welt, in der Flora und Fauna von außerordentlicher Mannigfaltigkeit sind und der Forschung noch eine Fülle von Überraschungen sichern. Endlich sind auch die ethnologischen, kulturgeographischen, politischen Probleme hier verwickelter als wohl sonst irgendwo in Asien. Hin und her gehen hier seit Jahrhunderten die politischen Machtkämpfe zwischen Tibetern und Chinesen, die hartnäckigen Kolonisationsbestrebungen der letzteren und ihre Abwehr, die Auseinandersetzungen zwischen Viehzüchtern und Ackerbauern. In äußerst schwer zugänglichen Bergabgeschlossenheiten sitzen noch zahlreiche, fast oder ganz unbekannte Gebirgsvölker, die sich ebenso von Tibet wie von China unabhängig erhalten haben; mit merkwürdiger Kultur, Sitte und Sprache usw.

Stötzners Buch gibt, in Tagebuchform, einstweilen eine einfache Erzählung des Reiseverlaufs. Wir erfahren, wie die Expedition im Laufe des Jahres 1914 von China aus dem Yangtse aufwärts nach Sz'tschwan geht und von dort unmittelbar in die fesselndste Gebirgsgegend nordwestlich von Kwanhsien, das Stromgebiet des Takinkiang, nördlich von der alten Verkehrsstraße von China nach Lhassa über Tatsienlu vordringt. Wir verfolgen sie auf ihren Wanderungen durch die Sitze verschiedener Bergvölker mit ihren mittelalterlichen Fürstenburgen. Über immer neue scharfgratige Pässe in den Höhenlagen unserer höchsten Alpengipfel. Durch die hochgelegenen Grasländer der Nomaden und die wundervollen Waldgebiete der von den Monsunen mit üppiger Feuchte getränkten Stromtäler. Zu den Sitzen der Chinesen an den Militärstraßen, mit ihrer sympathisch empfundenen höheren Gesittung. Zu den ärmlichen und doch phantastischen Lamaklöstern mit ihren verschiedenen sich hassenden Sekten. Uralte und jüngste Machtkämpfe treten uns in den Spuren furchtbarer Verwüstungen entgegen. Die einzelnen Mitglieder der Expedition gehen auch vielfach Sonderwege, ihren Aufgaben entsprechend, und treffen wieder zusammen — bis plötzlich die am 27. August zu ihnen dringende Nachricht vom Ausbruch des Weltkrieges ihrer so aussichtreichen Forschungsarbeit ein jähes und rohes Ende bereitet und sie alle zur schleunigen Rückkehr nötigt.

Stötzners Buch steht schriftstellerisch ungleich höher als McGoverns, dessen Schreibweise sehr trocken ist. Der Vortrag Stötzners hat Phantasie und Empfindung. Prachtvolle Schilderungen werden der grandiosen Hochgebirgsschönheit gerecht.

Zum Glück sind die großen Sammlungen, die gemacht werden konnten, nach mancherlei

Digitized by Google

Fährnissen später größtenteils unversehrt nach Deutschland gelangt, und wir dürfen der rein wissenschaftlichen Auswertung der Ergebnisse der Expedition, die doch immerhin eine ganze Reihe von Monaten ungestört in wenig oder ganz unbetretenem Lande hat arbeiten dürfen, mit Spannung entgegensehen. —

In Gegenden Asiens, die an sich unserem Interesse recht fernliegen, führt uns eine dritte Reiseschilderung, die trotzdem zu den merkwürdigsten, anziehendsten Büchern ihrer Art gehört; das zweibändige Werk von Wladimir K. Arsenjew: In den Wildnissen Ostsibiriens (Berlin o. J.). Es handelt sich hier um Forschungsreisen, die der Verfasser in den Jahren 1902, 1906 und 1907 als russischer Offizier im fernsten Osten Sibiriens ausgeführt hat; im Sichote Alin-Gebirge, jenem entlegenen, einsamen, urwaldüberkleideten Berglande, das sich nördlich von Wladiwostok an der rauhen Küste des Japanischen Meeres entlangzieht. In zahlreichen Kreuz- und Querzügen ist er zwischen der See und dem Ussuriflusse hin- und widergewandert, hat das bis dahin nur flüchtig oder überhaupt noch nicht bekannte Gebiet aufgenommen und vor allem naturwissenschaftlich erkundet.

Nicht in besonders großzügigen neuen und in klarer Zusammenfassung gebotenen Forschungsergebnissen liegt das Packende des Buches. Die beigegebenen Karten sind trotz, oder vielleicht wegen ihrer überaus minutiösen Ausführung unübersichtlich, unbeherrschend. Der Reichtum der täglichen Beobachtungen im Text überschüttet, erdrückt und verwirrt auf die Länge den Leser fast so wie in der Natur die unendliche und sich dennoch immer nur wieder variierende Gestaltenfülle der „Taiga", des großen sibirischen Urwaldes, selbst. Der seltsame, fast einzigartige Bann dieses Buches beruht in der Persönlichkeit des Berichtenden und seiner ganz ungewöhnlichen Kunst des Erzählens. Ganz unmerklich umspinnt uns der Zauber dieser Diktion, gerade wie es die große wundersame Wildnis mit dem Menschen selber tut. Tiefer und tiefer fühlen wir uns umfangen von dem unendlichen, schweigenden und doch von so unerschöpflichem Leben erfüllten Wald. Wir hören ihn „atmen" in der Stille der Nächte, wir ahnen um uns die Geheimnisse hinter seinen Blättermauern, wir sehen seine Stämme stürzen im Windbruch entfesselter Stürme oder emporflammen in grandiosen Waldbränden. Wir schwimmen auf einsamen Wassern, irren in gefahrvollen Sumpfwildnissen pfadlos umher; wir beobachten mit den von Jägerart und Naturforscherfreude gleich geschärften Augen das Leben und Wandern der überraschend reichen und merkwürdigen Vogelwelt und das nächtliche Treiben der Wildschweine, wir durchleben selbst bis ins Innere den mysteriösen Schauer, den der Eingeborene in der Nacht beim Vorüberstreifen des „Amba", des abergläubisch gefürchteten und — verehrten Tigers empfindet. Wundervolle Landschaften überschauen wir von einsamen Berggipfeln, tödliche Schneestürme brausen über uns dahin. Wir werden auch vertraut mit den primitiven Menschen, die als Jäger oder Siedler in diese Wildnis eindringen und sie allgemach zu verändern beginnen. Im tiefsten Walde treffen wir den „Schenschen"-Sucher, den Chinesen, der rastlos nach der berühmten, ebenfalls abergläubisch verehrten und mit magischen Heilkräften ausgestatteten Wunderwurzel Schenschen oder Ginseng späht. Oder den Fallensteller, der dem wertvollen Zobelmarder nachgeht. Auch dem gesetzlosen Räuber, der einzeln oder in Banden die Taiga durchstreift, allein zu begegnen, ist gefährlich.

Eine Hauptanziehungskraft des Buches — oder ich kann wohl geradezu sagen: die Hauptanziehungskraft ist das Auftreten eines einheimischen Jägers mongolischer Rasse, Dersu Usala, der ohne Haus und Heim, nur mit seiner Büchse und einem Rucksack, durch die Taiga zieht, nie unter einem Dache schläft und von seiner Jagd lebt.

Der Verfasser trifft ihn 1902 und hat ihn auch 1906 und 1907 zum Begleiter und Freund, bis Räuberhand ihn ermordet. Die Schilderung dieses Menschen, die das ganze Buch durchzieht, ist das Merkwürdigste, was man sich denken kann. Eine Art Eingeborenen-Gentleman tritt vor uns hin, wie wir ihn sonst nur in Wild-West-Romanen kennengelernt haben. Ein Mann, der in den Spuren des Urwaldes wie in einem offenen Buche liest, dessen Büchse niemals fehlt, der in den gefahrvollsten Situationen den überraschendsten Ausweg weiß, wie ihn nur die geschärften Sinne und Taiga-Erfahrung des Naturmenschen finden kann. Dessen animistische Philosophie die ganze Natur durchseelt und in Baum und Tier, ja in Luft und Wind und Wasser Wesen sieht, nicht anders als der Mensch. Der mit dem „Amba", dem Tiger, im Dunkeln spricht und ihn begütigt. Ein Mann mit der reinen Seele eines Kindes und der unbedingten Zuverlässigkeit des besten Freundes — kurz ein Mensch, der, wie der Leser sich hier selbst schon lächelnd gesagt haben wird, direkt einem Buche Karl Mays entsprungen scheinen könnte, wenn nicht die Schilderungsart Arsenjews uns vor einer Karl May-Stimmung völlig bewahrte und den unbedingten Eindruck der Wahrheit gäbe.

In der Zeichnung dieses Dersu Usala leistet das Buch sein Bestes. Und indem Arsenjew das Ideal dieses einfachen Menschen so herzgewinnend vor uns hinstellt, erwächst für ihn am allermeisten eben das, was den tiefsten Zauber seines Buches erklärt: das menschlich Reine, Gütige, Liebenswürdige und Gediegene der Persönlichkeit des Verfassers selbst.

Digitized by Google

Die große Stunde

Novelle von Ottomar Enking

Die Garben ragten, zu graugelben Haufen aneinandergelehnt, in langen, langen Reihen über den hochansteigenden Acker hin — bis jenseits an die schwarze Dornenhecke, durch die unten hier und da rötliche Himmelsfleckchen mit schartigen Rändern hindurchschimmerten. Es lag kein Gold über dem ganzen, weiten Acker; die Sonne stand hinter Wolkenklumpen.

Still war es auf dem Felde; es jubelte nicht über ihm, es zirpte nicht auf seinem Grunde, es tändelte nicht um die Garben, es spielte nicht zwischen den stacheligen Stoppeln; es war ganz still.

Nur ein Maulwurf tat seine lautlose Arbeit unter dem schmalen Fußsteige, den der junge blonde Mensch mit den einsaugenden Augen und den etwas fahrigen Bewegungen ging — hinauf zu der dunklen Hecke und dem massigen Eichbaum. —

Den hatte vor vielen, vielen Jahren, als er noch eine biegsame Gerte war, der Landmann beim Heckenputzen verschont, und er war nun groß geworden auf seiner Höhe, groß, frei und ruhig.

Nun war der junge Mensch oben, und er setzte sich auf den niedrigen Wall zu Füßen des freien, ruhigen Eichbaums und blickte nach der anderen Seite den Weg hinab, der über die angrenzende Wiese ausgetreten war, bis dahin, wo ihn der Waldhaufen weit unten einzog. Und er wartete.

Das hatte sich seit zwei Jahren schon so oft wiederholt, daß er dort saß und wartete; und es ging doch nicht länger so. Immer nur an das Eine denken: Wann hab' ich sie zuletzt im Arm gehabt? — und an das andere: Wann werd' ich sie wieder im Arm haben? ... das ging nicht, — dabei wurde er eintönig, simpel; das würgte die Phantasie in ihm. — Es war wie ein Sonnenuntergang bei diesigem Wetter: alles eine Farbe, — erst schön rot, aber nachher wieder alles eine Farbe — langweilig grau.

Das ging nicht; für ihn ging das nicht länger.

Sie sollte ihn nicht für feige halten. Er hatte ihr geschrieben, aber er wollte es ihr auch sagen, daß es nicht mehr so ging.

Und wenn sie nicht kam ... nein, er wünschte, daß sie käme.

Und da schimmerte es schon vor dem Waldhaufen ... das war sie.

Sie hatte das weiße, bauschige Kleid angezogen, in dem sie so schlank-üppig aussah. Sollte sie ihn umstimmen wollen? Aber nein, so war sie nicht; er kannte sie. Sie ging fest, so sicher; da war keine Hast im Gang, keine Angst in der ganzen einfachen Bewegung ihrer großen Gestalt.

Jetzt hörte er schon, wie das gesteifte Kleid rauschte, und ihm war, als fühlte er, wie ihr Fuß auf den nachgebenden Wiesenboden trat. Und da stand sie denn vier Schritte vor ihm und sah ihn an. Jetzt sollte sie also kommen, die große Stunde ... seine große Stunde, die ihn frei, ruhig und groß machte, wie der Eichbaum über ihren Häuptern war.

„Guten Tag, Heilmer."

„Guten Tag, Sörna."

Er hatte sich erhoben, ging ihr entgegen, sie gaben sich die Hand ... er leitete sie zum Wall, und sie setzten sich nebeneinander; kaum eine Hand breit voneinander, aber ihre Ellbogen berührten sich nicht. Sie wandte den Kopf zu ihm und ließ ihren Blick ganz langsam über sein Gesicht streifen — vom Kinn über die Augen bis hinauf zur Stirn. — Es war still um sie her; nur in der Dornenhecke schwirrte es bisweilen mit raschen, stumpfen Flügelschlägen; das hatte so etwas Erregendes, dies kurze Flattern, das die Blätter für Augenblicke durcheinander wirbelte.

Sie wandte den Kopf wieder von ihm ab, senkte die Brust nach vorn und ließ den einen Arm quer oberhalb ihrer Knie ruhen. Und nun haftete ihr klares Auge auf dem weichen, blankgrünen Grase.

„Es ist heute also das letztemal?"

„Sörna ... ja."

„Ich bin dir im Weg?"

„Ja, Sörna."

„Aber du liebst mich doch?"

Er brachte es nicht fertig, zum dritten Male wie ein Schuljunge „Ja" zu sagen; das fühlte sie wohl, und so ganz, ganz eben lächelte sie, als wäre sie ihm weit überlegen in dieser Stunde. Und das sollte sie nicht sein; es war doch s e i n e große Stunde! Er wußte aber nicht recht, was er antworten sollte; ihm ging so allerhand von früheren Gesprächen durch den Kopf, und so sagte er nur: „Willst du mir wohl sagen, was Liebe ist, Sörna?"

Digitized by Google

Sie schüttelte leise mit dem Kopf und lächelte bei halb geöffnetem Munde ein bißchen lebhafter.

„Nein, mein Freund, das will ich dir heute nicht mehr sagen, das kann ich nicht. Ich hab' es dir oft genug gesagt, und du hast es eben vergessen. Das ist ja auch besser für dich. Dann hemmt dich die Erinnerung um so weniger. — Und warum hast du mich heute hergebeten?"

„Weil du mich nicht für erbärmlich halten sollst. So einen Brief schreiben, das kann jeder; das ist hinterrücks wie ein Fußtritt. — Und du weißt doch, daß ich dir keinen ... ich meine, daß ich dich nicht etwa ... daß du mir doch so hoch stehst wie überhaupt sonst niemand. Und gerade deshalb mußte ich noch einmal mit dir sprechen. Damit wir beide einsehen, daß es nicht länger so geht."

— Und dann fügte er rasch, hastig und nicht so laut wie vorher noch hinzu: „Diese Liebe — und das Ganze mit dir — das lähmt mich in meinem Schaffen; ich komme in meiner Arbeit dadurch herunter."

„Du brauchst das nicht so scheu auszusprechen. Du beleidigst mich nicht damit. Du hast es mir ja auch schon geschrieben. — Du hast mir sogar soviel von deinem Künstlertum geschrieben, daß man fast meinen könnte, du wärest gar kein Künstler ..."

Das stach ihn.

„Sörna, wenn ich nicht so fest an mich glaubte, wenn ich's nicht als notwendig, als das einzig Wahre für mich wüßte, allein, ganz allein zu sein, — glaubst du denn, ich wäre so ein ... so ein Narr, dich loszulassen? Dich? — Sörna!"

„Also, wenn du minder hoch von dir selber dächtest, so würdest du bei mir bleiben?"

„Ja, Sörna, — und darum sollst du meinen Schritt achten."

Er war stolz, er reckte sich empor und blickte kühn aufwärts. — Sie saß noch immer so regungslos, den Oberkörper nach vorn geneigt und den Arm über den Knien.

Ein Hauch schmeichelte sich durch die Dornenhecke, rührte an der blutroten Rose, die Sörna im glänzenden Haar trug, und stieß das Kelchblatt ab. Es hatte schon lange matt von den anderen, den straffgefalteten Blättern heruntergehangen. Nun tippte es im trägen Fall auf ihren Goldfinger und legte sich wie eine hohle, feinadrige Muschel über den Ring, der ihn schmückte. Sie hatte ihn von Heilmer; es war ein Erbstück von seiner Mutter her. Sörna schüttelte die rosenrote Muschel mit den schon etwas verwelkten, sich aufrollenden Rändern nicht ab; sein Ring blieb verdeckt.

Sie hatte das Sinken des Blattes und das Verhüllen des Ringes beobachtet und sagte nun: „Ich verachte ihn auch nicht, deinen Schritt, wie du es nennst. Wenigstens glaub' ich, daß ich ihn nicht verachte. Du bist ehrlich, und es ist noch gar nicht gewiß, ob du nicht recht hast. — Aber nun sieh, Heilmer: daß ich dir hier etwas vorweine, das hast du wohl selbst nicht erwartet —"

„Nein, Sörna! Du! So ein starkes Weib!"

Es zuckte kaum sichtbar um ihre Mundwinkel.

„Und Heilmer, daß du so fade bist, mir hier zu versichern, wie leid oder weh es dir tut, wenn wir uns nicht mehr haben, das trau' ich dir auch nicht zu. — Die Sache, um ganz nüchtern zu reden, ist ja überhaupt für uns beide abgemacht. Was bei uns drinnen vorgeht, das geht uns gegenseitig nichts mehr an. Aber ich wollte doch noch so einiges von dir hören, und deshalb kam ich."

Er konnte sich nicht helfen, es stieg in ihm auf wie gekränkte Eitelkeit, wenn er das wunderbar ruhige Wesen da neben ihm so sprechen hörte und diese gesunden Züge ihres Gesichtes sah. Daß sie litt, wußte er ... sie litt genau so wie er. Fast hatte er den Wunsch, doch so fade zu sein, wie sie sagte, und ihr seinen Schmerz zu schildern, nur, um auch bei ihr etwas hervorzulocken, das nach einer Klage aussah.

Aber es war eine solche Kühle um das Weib — er glaubte, wenn er die Hand hob und sie zu ihr streckte: er kam nicht durch die dichte, kalte Luft um sie hindurch.

„Was wolltest du denn wissen, Sörna?"

„Wenn du arbeitest, darfst du dann nicht an mich denken?"

„Ja, — aber nicht immer und nicht nur an dich. Und das hab' ich diese beiden Jahre hindurch immer getan; immer nur an dich gedacht. Du hast mich so beherrscht, und das ist für mich ganz gleichbedeutend mit gebunden, gefesselt. — Du hast so was Gewohnheitsmäßiges, so was Beständiges in mich hineingesät — das merk' ich beim Schaffen. Was ich fertigbringe, wird so gleich, so — so brav und bieder, — so gar nicht ein bißchen wüst. Und ich will wieder frei sein. Mir fehlt das Wilde; das hast du nicht. Ich hab's dir auch nicht gegeben, nicht geben können. Alles, was an dich herankommt, wird harmonisch. Du hast mir Rosenöl auf die Phantasie geträufelt, und dadurch ist all mein Schaffen glatt und immer glatter geworden. Es mag ja seinen Duft haben, das will ich nicht leugnen, aber ich muß wieder Wellen in mir brausen hören, und mag's nach faulem Seetang riechen: ich muß fluten können! Das kann ich bei dir nicht."

Jetzt merkte er, wie ihre Brust sich rascher

Digitized by Google

bewegte, und wie der feine Flügel ihrer Nase zwei-, dreimal erzitterte. Das machte ihm Mut.

„Ich darf mich nicht binden, Sörna. Und wir können ja doch nicht immer so weiter verkehren. Sie spüren es ja schließlich alle aus, und dann legen sie unser ganzes, wunderheimliches Idyll mitten auf den Markt in die pralle Sonne und stehen und klatschen drumherum. Und dann — dann werden wir zu guter Letzt von allen möglichen Rücksichten auseinandergebracht! — Heiraten? Wenn wir daran dächten, — wovon denn? Ich? — Na! — Und du? Mit eurem kleinen Gut und deinen vielen Schwestern? — Da ist's doch wohl besser, wir trennen uns so. Schöner ist es so, Sörna!"

„Gewiß, es ist schöner so. Es ist sogar sehr schön. Du ersparst mir eine Menge Rotwerden."

Das klang bitter ... da blitzte wohl gar Groll drin? Er sah sie rasch an. — Sie verstand ihn.

„Nein, mein Lieber, sei ruhig. Ich bin nicht böse, ich bin nicht aufgeregt, ich mein' es ganz einfach, ohne Hintergedanken."

„Nun ja, Sörna, wenn wir uns auch heirateten: so wie ich bin, würde ich dich auf die Dauer ja doch bloß unglücklich machen."

„Das ist wohl möglich."

„Und — nicht wahr? — du willst mir doch auch keinen Zwang auferlegen. Da könntest du doch erst recht nicht zufrieden sein."

„Gewiß nicht."

„Der Künstler — nun, wehre nur nicht gleich so gepeinigt ab bei dem Worte: ich bin doch einer; wie soll ich mich denn anders nennen? Der Künstler muß schrankenlos frei sein. Er muß genießen können, hier und da; er muß wandern können, er muß alles haben dürfen. Die Welt ist gerade eben breit genug, damit er sich ausleben kann. Und soviel Freiheit, Sörna, kannst du mir überhaupt gar nicht geben, als ich brauche, denn sonst würdest du mich nicht lieb haben."

„Nein, gewiß hätte ich dich dann nicht lieb. — Wie denkst du es dir eigentlich nun? Soll ich dich jetzt so übermenschlich lieben, daß ich aus lauter Selbstlosigkeit auf dich verzichte, oder soll ich einfach sagen: es ist aus?"

„Das kann ich nicht wissen."

Sie spitzte den Mund leicht und blies mit kurzem Atemstoß das immer schlaffer werdende Rosenblatt von ihrem Finger, so daß sein Ring wieder schimmerte. Er hielt so lange inne, bis das Blatt in gebogenen Zickzacklinien aufs Gras gesunken war, wo es sich von einem Büschel Halme, wie eine Schale auf der Hand, tragen ließ. Dann sagte er wieder: „Nein, Sörna, das kann ich unmöglich wissen, und das wäre für mich auch einerlei, ganz einerlei. Für mich ist meine Freiheit das einzige, woran ich denke, und damit tue ich meine Pflicht, die einzige, die ich anerkenne. Dafür bringe ich selbst das Opfer — ja, das Opfer, Sörna! — mich von dir zu trennen. Aber wir wollen uns ja von unseren Gefühlen nichts erzählen."

Sie blieb so bewegungslos wie vorher.

„Ich habe so ernst darüber nachgedacht," fuhr er fort, „und ich weiß es jetzt: ein Mensch kann am andern gar nicht so teilnehmen, daß er ihn wirklich versteht, voll versteht. Man versteht nur sich selber, und in der Liebe — was man da Verständnis nennt, das ist meist nichts als Täuschung ... Schönrednerei meinetwegen auch. Ein Zusammenarbeiten gibt es nicht, wenn wir wahr sein wollen. Es gibt nur Einsamkeit. Ja, Sörna, weil ich eine so hohe Aufgabe in mir fühle, deshalb hab' ich auch gar keine Reue darüber, mit dir zu brechen!"

„Das wäre auch ein kleinliches Gefühl. Das wäre ja auch deiner unwürdig."

„Nicht wahr? — Ja."

„Willst du mir sonst noch etwas sagen?"

„Willst du sonst noch etwas wissen, Sörna? Ist es dir klar, ganz klar, daß ich nicht anders kann?"

„Völlig."

„Und du glaubst mir auch, daß ich nur meiner Kunst dies Opfer bringe? Daß ich meine Liebe nur meiner Kunst nachstelle?"

„Du sagst es ja ... deiner Kunst."

„Sörna, dann scheiden wir wohl jetzt."

Er war aufgestanden und stand dicht vor ihr. Sie bog den Nacken zurück, daß ihr Hut den Blick nicht mehr hinderte, und sah ihn an und nickte.

„Nicht wahr, Sörna, du behältst doch alles — meine Bilder, meine Werke und den Ring —"

Dabei deutete er auf ihren Finger.

„Du denkst an Kleinigkeiten, mein Freund. Ich behalte sogar noch viel mehr von dir."

Das machte ihn einen Augenblick stutzig; er begriff es nicht ganz. Doch. Jetzt begriff er es.

„Lebe wohl, Sörna. Ich ..."

Nun suchte er. Er mußte ihr noch irgendein Wort sagen, damit sie ihn auch für so groß hielt, wie er doch handeln wollte. — Sie ergriff sicher seine ausgestreckte Hand, erhob sich gleichzeitig und lehnte sich mit dem Rücken an den Eichbaum.

Und nun hörte er noch einmal ihre Stimme, die ihm immer so voll und tief-schön klang, daß er nie und nirgend einen Laut oder eine Musik gefunden hatte, mit der er diesen Klang vergleichen konnte; nun hörte

Digitized by Google

er noch einmal ihre Stimme, wie sie kräftig sagte: „Lebe wohl, Heilmer.“

Da drückte er ihre Hand schnell und schüttelte sie mit den Worten: „Diese Stunde und dein letzter Blick, Sörna, die sollen mich groß machen!“

Er kehrte sich mit einem Ruck um und ging den Acker hinab, den er heraufgekommen war.

Daß er das zum Schluß gesagt hatte: Diese Stunde und dein letzter Blick, Sörna, die sollen mich groß machen, — das tat ihm zuerst unendlich wohl. Ihn dünkte, das war ein schöner Abschied für diese, seine große Stunde. Ihm war warm vor Wohlgefühl.

Kaum aber hatte er ein paar Schritte abwärts gemacht, da fühlte er, daß etwas in ihm unzufrieden wurde, — als hätte er sich trotzdem lange nicht so erhaben bewiesen, wie er es doch war — bei diesem weihevollen Opfer für seine Kunst. Ihm wurde unbehaglich zumute. Die Stoppeln, die sich unter seinen Schuhen knickten, taten ihm einzeln weh; sein Gang kam ihm so ungeschickt vor, und er schämte sich seiner Unbeholfenheit, denn er wußte: sie blickte ihm nach. Er wurde rot und ging hastig und atmete auf, als er die Koppelpforte aufreißen konnte. Das Ding ging auch noch schwer! Und dabei hatte er immer die peinliche Gewißheit, daß sie das alles mit ansah.

Schnell trat er auf die Landstraße und wendete sich nach rechts. Sollte er sich noch einmal umschauen? Sollte er sehen, wie sie ihm nachstarrte? Ob sie vielleicht doch weinte? ... Nein, eine Sörna mit den hellen Augen weinte nicht. War sie überhaupt da?

Er wollte nicht zur Seite sehen, er marschierte eilig längs dem Graben und längs dem lückigen Zaun, der den Acker von der Straße trennte, er wollte nicht zur Seite sehen, aber es zwang ihn, zwang ihm den Kopf herum: Da stand sie in der Ferne — hoch, daß er hinaufschauen mußte, ruhig, groß und frei wie der Eichbaum, der sie beschattete, die große Gestalt mit den ebenmäßigen Formen; da stand sie, — und er trottete hier unten im Landstraßenstaub, der sich an ihm emporwarf.

Und mit einem Male überflog es ihn: War das vielleicht gar nicht *seine*, war das vielleicht in Wirklichkeit *Sörnas* große Stunde gewesen?!

Liebesschrei. Von Joseph von Lauff

Sommerstille, keine Regung,
Schilfumkränzte Einsamkeit!
Nur mit säuselnder Bewegung
Strählt der Wald sein falbes Kleid.

Nicht die allerfeinste Welle
Plätschert ihr verträumtes Lied;
Nadelscharf steht die Libelle
Über dem verwaisten Ried.

Da, die Ruhe von sich schüttelnd,
Reißt die Einsamkeit entzwei,
Und zwei Falken, stolz sich rüttelnd,
Finden sich im Liebesschrei.

Wie verflogen ist die Stille,
Hellauf rauscht, was säuselnd glitt;
Ausgelöst sind Wunsch und Wille,
Und die ganze Welt jauchzt mit.

Gebundene Briefe. Von E. de V.

Ich band mir deine Briefe als ein Buch;
Die losen Blätter fügte ich zusammen —
Voll Wahrheit? Dialektik? Selbstbetrug?
Und bog die Falten, glättete die Schrammen.

Fast zittern mir die Hände — — Ach, mein Sinn
Wälzt bitter, was nun ist und was gewesen.
Doch einstmals, wenn ich wieder ruhig bin,
Dann will ich das als Buch noch einmal lesen.

Als Buch, was heiligstes Erleben schien
Und doch erlosch — verschwand in Nebelfernen ...
Ein Buch. — Einst — wenn ich ganz, ganz ruhig bin,
Dann woll'n wir lesen, lesen, Herz — und lernen.

Digitized by Google

Gebirgslandschaft. Gemälde von Rudolf Sieck
(Ausstellung der Welle in Prien)

Digitized by Google

Digitized by Google

Berliner Bühnen

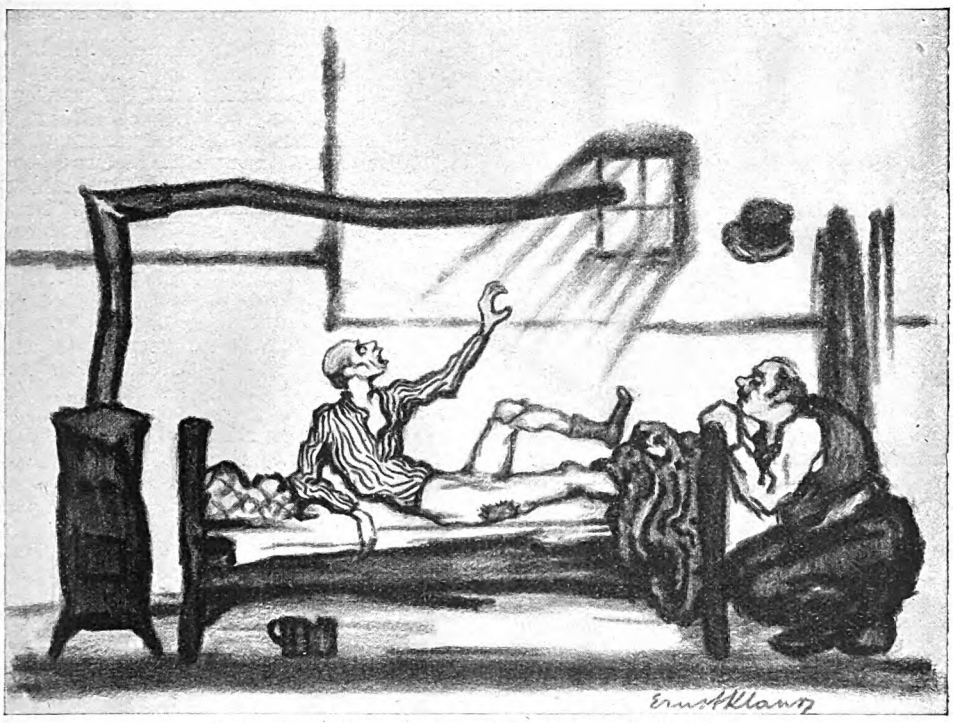
Der letzte Abschnitt der Berliner Theaterspielzeit hat noch viel feine Arbeit gezeitigt. Die Filmhonorare haben an lockendem Glanz beträchtlich verloren, und so durfte man fast überall fleißig eingespielte Ensembles feststellen: Die Regiekunst an den Reichshauptstadtbühnen feierte mehrere große Triumphe. Der harmlose Theaterbesucher pflegt freilich nicht danach zu fragen, wem er eigentlich zu Dank verpflichtet ist; er zollt ihn, wenn der Vorhang gefallen ist, den Inhabern der dankbaren Hauptrollen und ahnt kaum, wieviel Verzweiflung des Regisseurs, wieviel Versuche, Beschwörungen, Belehrungen und Grobheiten vorausgegangen sein müssen, um durch Accelerandi und Crescendi, Spiel- und Stimmungspausen, wohl abgewogene Akzente, Wechsel von Soli und Tutti die Linie der Handlung wirkungsvoll zur Schlußkadenz zu führen. Man muß sich den Text eines neu zu gebenden Schauspiels wie eine Originalpartitur von Bach vorstellen (in der alle Vorzeichen fehlen): der moderne Regisseur, der einer Rechenaufgabe mit völlig unbekannten Größen gegenübersteht, hat fast dieselbe Denk- und Phantasie-Arbeit zu leisten wie der gelehrte Bach-Forscher... Nur daß es beim alten Johann Sebastian immer lohnte...

Von den neu aufgefrischten Wiederholungen älterer Stücke ist die Wiedergabe von Gogols köstlicher Satire „Der Revisor" an erster Stelle zu nennen. Wer das Stück nicht kennt, soll es aber ja nicht lesen. (Dann lieber Gogols Roman „Tote Seelen", der auch ohne Regie-Vermittlung wirkt, also ein müheloseres Einleben in den Stil dieses jetzt schon klassischen Sittenschilderers des „vormärzlichen" Zarenreichs ermöglicht.) Nur eine so saftig-drastische, im Tempo und in der Instrumentation und in der Pultbesetzung so virtuos dirigierte Einstudierung, wie das Deutsche Theater sie bot, gibt einen vollen Begriff von der Wirkung, die das Stück, als es jung und frech war, auf die kleinstädtischen Korruptions-Sünder der russischen Barmat-Epoche ausgeübt haben mag. Der Regisseur Martin Kerb ließ die Komödie zuweilen sich recht saftig ins Possenhafte ausströmen. Da wir die Gebundenheiten der Entstehungszeit nicht mehr kennen und nicht mehr empfinden, viele feine — und bittere — Anspielungen also kaum verstehen können, ist der hier erfaßte Stil der einzig richtige. Die kleinen Volksgewalthaber, die, ohne Wert auf Fachkenntnisse zu legen, ihr Amt in Polizei, Post und Schule, in Hospital und

Leopoldine Konstantin in „Demimonde". Zeichnung von Ernst Klausz

Digitized by Google

Digitized by Google



Bühnenbild aus „Datterich". Zeichnung von Ernst Klausz

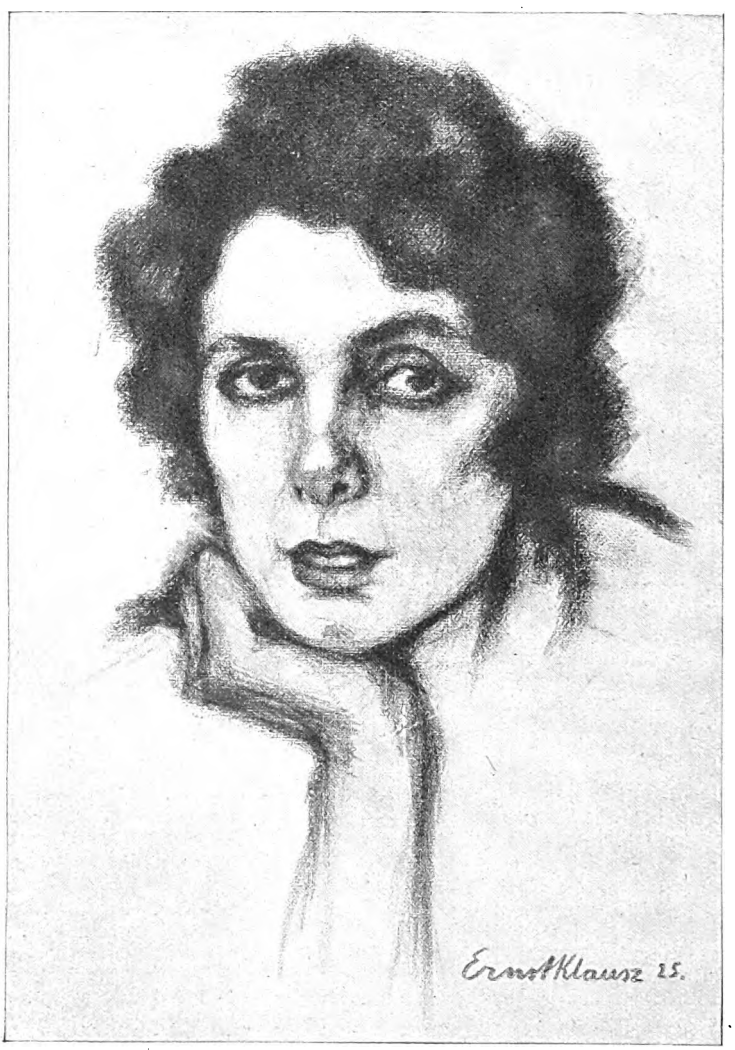
die das Publikum der Volksbühne am Bülowplatz Niebergalls Darmstädter Komödie, dem „Datterich", mit dem klassischen Komiker Henckells bereitete. Ein Kabinettsstückchen!

Die Ausländer, die an den Berliner Bühnen bisher die Vorherrschaft ausübten, haben eine katastrophale Niederlage zu verzeichnen. Es ist geradezu unerhört: deutsche Autoren waren's, die sich zum Sommerbeginn die großen Kassenerfolge holten. Mehrere Berliner Schwank-G.m.b.H.'s, die bisher mit der Nachahmung von Pariser, Londoner und Neuyorker Import ihr bombensicheres Saisongeschäft bestritten, mögen in ihren Generalversammlungen Zeter und Mordio darüber geschrien haben. Wie kann ein Stück ohne tausend nackte Beinchen, ohne mehrfachen Ehebruch, ohne Kokotten im Pyjama, ohne faustdicke Eindeutigkeiten, ohne Tanzcouplets mit müllernder Gymnastik oder diskretem Bauchtanz auf ein Großstadtparkett wirken? Das ist ja ein Rückfall in die dumpfesten Zeiten des Vorkriegs-Theaters! Pessimisten malen dräuend das Gespenst von Blumenthal und Lindau an die Wand! Aber — das Publikum hat den Ruck zur Bürgerlichkeit scheint's ganz gern mitgemacht.

Die dem Umschwung vorausgegangenen Gaben der nach dem Ausland schielenden Bühnenversorger waren übrigens auch gar zu dürftig. Etwa der Schwank „Das silberne Kaninchen" von Alfred Möller, den das Komödienhaus herausbrachte. Eine Art Erpressergeschichte, mühsam konstruiert, umständlich verabredete Schein-Untreue eines Ehepaars, die natürlich beiderseitige Eifersucht auslöst, unappetitliche Detektivüberwachung in einem anrüchigen Absteigequartier, eine dumpfe, wenig lustige Angelegenheit, die nur durch den chargenhaft derb auftragenden Hermann Picha, der den dämlichen Privatdetektiven gab, erträglich gemacht ward. Oder „Die Bar auf Montmartre" im Operettenhaus am Schiffbauerdamm, in der die Gläßner eins ihrer schnoddrigen Schieberkokottchen hinlegte (Johannes Riemann als unbeholfener Romandichter von oft befreiender Komik), oder „Baby" im Neuen Theater am Zoo mit dem ganzen unausstehlich gewordenen Jazzbandapparat und der Wiederauferstehung des Unsinns, wie ihn etwa das selige Adolph Ernst-Theater vor einem Menschenalter in der Alten Jakob- oder der Dresdener Straße den Weißbierphilistern vorführte. Gute Komiker gab's hier allerdings. Albert Paulig, Oskar Sabo, Lambertz Paulsen (Lilly Flohr, die die Titelrolle spielte, kann sich mit dem Dutzend künstlerisch stärkerer Soubretten der Berliner Bühnen ja kaum messen), und als neue Errungenschaft den frisch-frech-frommen Walter Szlezak, den schlanken blonden Sohn des dicken Heldentenors, dessen „Gesammelte Werke" hier

Digitized by Google

ihren liebenswürdigsten Nachtrag finden. — Auslandsstücke, von denen man länger als eine Woche sprach, waren das französische Artistenstück von René Fouchois „Der sprechende Affe“ in der Komödie und „Die Wollust der Anständigkeit“ von Pirandello in den Kammerspielen. Man würde dem Stück des Parisers selbst am Kurfürstendamm keinen Erfolg bereitet haben, wenn nicht ein paar schauspielerische Bravourleistungen — und eine glänzende Regie — die stillose Kitscharbeit diskutabel gemacht hätten. Ein aus aristokratischen Kreisen stammender Abenteurer läßt ein armseliges Menschenkind, in Fell eingenäht, an Varietébühnen als Affen allerlei Kunststückchen vorführen, sogar — halbartikuliert — sprechen. Das Zirkuspublikum fällt darauf hinein, auch (was weniger wahrscheinlich ist) die artistische Umgebung. Nur eine von dem Gentleman-Artisten verlassene Geliebte nicht. Sie läßt den vermeintlichen Affen rauben, und so kommt's zu einem Manege-Skandal. Albert Bassermann ist der nobel überlegene, bildschöne Affen-Manager, Paul Graetz bemüht sich, auf Grund eingehender Studien in der Affenstation des Zoologischen Gartens, seine Rolle so drastisch zu spielen, daß jedes Dienstmädchen und jeder Sextaner ihm nach ihren Sonntagsvergleichen vor dem Affenhaus das Zeugnis ausstellen müssen, seine Leistung sei bewundernswert. Schade, daß die einzige Szene, in der der Affenmensch seine wahre Psyche verraten darf, so unleidlich verlogen ist. Zu einer wahren kleinen Offenbarung wird in dieser Kulissenwelt die reizende Grete Mosheim, die auch im Stück den Seelenadel zu verkörpern hat — wie er für jedes Artistenmilieu unerläßlich ist. Die ebenso unerläßliche Kanaille spielt Else Bassermann, dilettantisch wie immer, die Crux jedes Gastspiels ihres Gatten, der nun doch einmal zu den stärksten Könnern der deutschen Schauspielkunst zählt, was doch eine gewisse Schonung verlangte. — In der „Wollust der Anständigkeit“ hat Pirandello (seit „Sechs Personen suchen einen Autor“ der erste Meister des europäischen Schauspiels neben Shaw) einen Charakter geschaffen, dem Eugen Klöpfer alles mitgibt, was der Dichter verlangt: Gemüt und Ironie, Herz und grausame Überlegenheit. Signorina Agata, von Margarete Christians immerhin noch recht glaubhaft dargestellt, braucht schleunigst einen Gatten, denn sie wird Mutter und der Vater ihres Kindes, ein Marquese, kann sie nicht



Erika Burgin in „Das Silberne Kaninchen“. Zeichnung von Ernst Klausz

Digitized by Google

heiraten. Angelo Baldovino ist bereit, als Scheingatte einzuspringen, denn er ist ein armer Teufel. Aber — er hat weiß Gott seine Ehre. Und er verlangt von dem bisherigen Liebhaber seiner Frau, daß er sich ihr von der Stunde ihrer Trauung an fernhält. Agata gerät in Gewissenskonflikte. Sie lernt ihren ängstlichen, glatten Geliebten bald verachten und den armen, rauhen, durch Leid geadelten Angelo lieben. Wundervoll ist dieser menschenverachtende Menschenfreund von Klöpfer herausgearbeitet — und eine intelligente Regie bringt die völlig fremden Gedankengänge des Italieners selbst einem snobistischen Publikum näher.

Stärker ist Klöpfers Erfolg dann aber doch noch als Dr. Knock im Deutschen Theater. Ein Schauspielererfolg, der wieder einmal einem Franzosen zugute kam: Jules Romain. Es ist ein Thema, das seit Hans Sachs und Molière schon oft die Lachmuskeln in Bewegung gesetzt hat. Eine gesunde Gegend, die dem biederen Hausarzt wenig zu verdienen gibt, wird erst durch den geschäftstüchtigen Spezialisten für allerlei neu zu entdeckende Krankheiten ein lohnendes Betätigungsfeld. Das neue Lumen (anstandshalber läßt es der Autor einen nicht promovierten Außenseiter sein) bringt es sogar dazu, das kerngesunde Gebiet sanatoriumsreif zu machen.

Zu den sympathischsten Lustspielerfolgen des Frühsommers zählt Heinrich Ilgensteins „Liebfrauenmilch", ein Spiel um die Ehe in vier Stationen, das die Komödie in Leo Walther Steins diskreter, auf vornehme Radierkunst gestellter Regie herausbrachte. Bester Hoftheaterton. Carola Toelle als fein überlegenes modernes Mädchen im keuschen Liebesduell mit dem schwankenden Gatten ihrer Freundin. Werner Hollmann und Wilhelm Hiller, Walter Steinbeck und Anni Mewes spielen das graziöse Streichquartett, das dem Soloinstrument dieses neuen jungen Frauencharakters tiefere Bedeutung gibt, ganz ausgezeichnet. Man beglückwünscht Darsteller, Regie und den weltgewandten, klugen Lustspieldichter, vor allem aber das Publikum, das in solcher Zeit diese stilvolle

Szene aus Schrekers Oper „Der ferne Klang". Berlin, Staatsoper
Zeichnung von Ernst Klausz

Digitized by Google

Kammermusik begreift. — Im Wallnertheater ist Hans Alfred Kihn entdeckt worden. Hier hat die köstlich reife Frauenkunst der Ida Wüst der Charakterkomödie „Meiseken" zum Sieg verholfen. Ist's auch vielleicht nur ein Wiederanknüpfen an Gedankengänge, die uns aus dem „Biberpelz" vertraut sind, man freut sich doch, wieder einmal einen Griff ins volle Menschenleben feststellen zu können. Diese märkisch-derbe Lebenskünstlerin aus dem Volke, die sich die Alimente für einen längst verstorbenen Pensionär ausbezahlen läßt und in fatale Schwierigkeiten gerät, als sie bei einer plötzlichen Revision einen Stellvertreter vorführen muß (von Karl Neißer rührend komisch gespielt), gibt mehr Kunst und Natur als die sattsam bekannte Kokotte von dreizehn Boulevardschwänken. Das Lachkonzert im Hause ging durch alle Register.

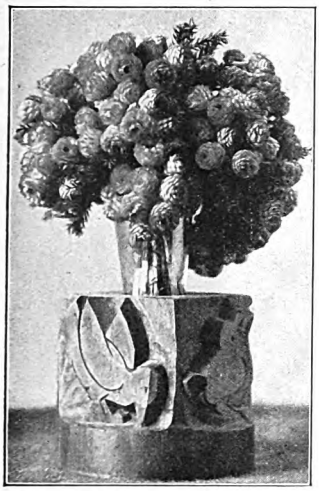
Kein Lustspieldichter wie der neue Kihn, aber doch ein gewandter neuer Routinier auf dem Schwankpfade ist der Bühnenfachmann Rickelt, der im Schillertheater mit seinem „Glückspilz" Lachsalven erntete, wie sie einstmals Schöllers „Toller Einfall" hervorrief. Ein pfiffiger junger Provisor gibt seinem mittellos aus Amerika heimgekehrten Jugendfreund das Rezept, zu Ansehen, Kredit und einer geliebten jungen Frau zu kommen: er muß bloß sein Testament machen, in dem er unerhört hohe Legate aussetzt. Indiskretionen verkünden alsbald seinen Ruhm als vielfacher Millionär, und alle Stände und Behörden der Kleinstadt blamieren sich durch den Wettlauf ums goldene Kalb bis auf die Knochen. (Es ist sehr vorsichtig, vielleicht gar zu taktvoll von Herrn Rickelt, daß der einzige Mensch, dem es bei der Erbschaft nicht ums blanke Geld zu tun ist, der Vorsteher der jüdischen Gemeinde ist; aber Herr Rickelt muß ja seine Lebenserfahrungen gemacht haben.) Das Stückchen ist wirkungsvoll aufgebaut und bietet Fritz Hirsch als Provisor Gelegenheit zu einer schauspielerischen Meisterleistung.

Das Staatstheater darf auf eine arbeits- und auch ruhmreiche Spielzeit zurückblicken. Im Schauspielhaus brachten es Arthur Bronnens „Rheinische Rebellen" zu mindestens literarisch starker Beachtung. Ein Stück aus der Separatistenzeit. Steinrücks Kräfteeinsatz ist vielleicht zu menschlich kostbar für die Verkörperung des armseligen Schufts, der den Franzosen und Französlingen in die Hände spielt. Und wie immer bei solchen Tendenzstücken: wir stehen der Zeit noch zu nahe, als daß wir unsern vaterländischen Glauben schon völlig den Gesetzen der poetischen Gerechtigkeit unterordnen könnten. Im Theater steht die Sympathie der Hörer ja meistens auf seiten der Umstürzler ...

Im Opernhaus setzten sich die besten Kräfte für die Jugendoper von Franz Schreker „Der ferne Klang" ein. Eine Riesenarbeit. Orchester, Solisten, Chöre, Regie,

Bühnenbild von E. Pirchan aus Schrekers Oper „Der ferne Klang". Berlin, Staatsoper

Digitized by Google



Ausstattung, technische Anlagen, was ist ihnen in diesen drei unendlich lang ausgesponnenen Akten zugemutet! Maria Schreker, die Gattin des Komponisten, hat neben Richard Tauber am meisten dazu beigetragen, der Hörerschaft einige Sympathie für das zum Teil quälende Werk abzuringen. Das Textbuch ist in seiner Mischung von altmodischer Romantik, krassem Realismus und verschwommener Mystik oft nicht eben leicht zu verdauen. Fritz, der Komponist, verläßt seine Geliebte Grete, ein Proletarierkind, das der Trunkenbold von Vater hernach auf der Kegelbahn ausspielt. Fritz folgt dem „fernen Klang", um Theatererfolg und Ruhm zu finden. Grete flieht aus dem Elternhaus, wird durch eine Kupplerin auf die Bahn des Lasters gebracht und gelangt als Hetäre in Venedig zu fabelhaftem Glanz; ein Graf, ein Baron, ein Chevalier liegen ihr zu Füßen. In dem galanten Haus, dessen Königin Grete geworden ist, taucht nach zehn Jahren Fritz auf. Das Liebespaar findet sich, trennt sich aber wieder. Nach weiteren fünf Jahren, als Grete schon tief gesunken ist, kommt es zu erneutem Wiedersehen. Nun aber ist der Opernkomponist Fritz ein Todeskandidat. Schluß: Liebestod. Das Orchester ist reich und vielgestaltig, aber sehr, sehr lärmend. Im zweiten Akt, der unter den galanten Frauen und ihren Liebhabern spielt, gibt es Höllenspektakel, die an die ähnlichen Situationen in Wedekinds „Franziska" erinnern, nur daß dort Autohupen und Karussellsirenen die musikalische Begleitung bilden. Man ist schon so nervengepeitscht zu Beginn der zweiten Pause, daß man am liebsten flüchten möchte. Und dann — kommt ein dritter Akt von so wundervoller Schönheit, daß man dem Komponisten alle Verdrossenheit abbittet. Auch hier sind nur wenige Ruhepunkte, obwohl Schreker gelegentlich einer schönen Kantilene gar nicht abgeneigt ist. Was hier unausgesetzt fesselt, das ist der architektonische Aufbau der Partitur, diese mit großen Mitteln arbeitende Gliederung des szenischen Vortrags. Unglaublich ist's, was für Schwierigkeiten in Hinsicht auf Einsatz und Stimmführung der Komponist seinen Sängern zumutet. Auch die Instrumentation ist überladen. Die Celesta (wenn sparsam verwendet wirklich von himmlischem Reiz) muß oft herhalten wie ein Klavier, die Streicher sind fast durchwegs vielgeteilt. Die verschiedenen Chöre und Separatkapellen auf und hinter der Szene einzustudieren muß eine Teufelsarbeit sein, — aber die Staatsoper hat die Riesenaufgabe wieder einmal restlos bewältigt. Die Aufführung, in der ich das Werk kennenlernte, fand unter Leitung des Dichterkomponisten statt. Die Aufnahme war lau. Die quälende Breite der ersten beiden Akte ermüdet jedes Publikum, und es fehlt dann die Aufnahmefähigkeit für die künstlerische Qualität des Schlusses. Wer abzuschätzen weiß, welch gewaltige Arbeit vorausgegangen sein muß, um solch eine Oper (gegen die der „Tristan" noch ein Kammermusikwerk genannt werden könnte) musikalisch, szenisch, darstellerisch, überhaupt rein technisch ohne gröbste Hindernisse herauszubringen, der wird den führenden Geistern unserer Staatsoper Wagemut und ehrlichen Willen nicht absprechen. **P. O. H.**

Zu unsern Bildern

Die Arbeiten, die auf den letzten zwei Seiten unserer Rundschau gezeigt werden, stammen aus der Holzschnitzschule Warmbrunn in Schlesien und sind von Schülern des Professors Friedrich Hüllweck ausgeführt. Es ist gesunde, echt volksdeutsche Kunst, zu der in dieser vorbildlichen Schule erzogen wird. Die jungen, fleißigen Burschen finden hier die Hilfe eines außerordentlich fähigen Führers und Beraters, der sie anleitet, ihre gesunde Phantasie

Arbeiten aus der Holzschnitzschule Warmbrunn in Schlesien (Leitung Prof. Friedrich Hüllweck)

Digitized by Google

in das Holz der schlesischen Heimatsbäume zu übersetzen, bei materialgerechter Bearbeitung und kunsthandwerklich gediegener Durchführung bis in die letzte Einzelheit.

Unter den Künstlern, deren Werke die Kunstbeilagen dieses Heftes wiedergeben, sind zwei junge Meister unseren Freunden wohl noch nicht bekannt geworden. Viktor Eckhardt von Eckhardtsburg, einer alten österreichischen Soldatenfamilie entstammend, Schüler Zügels, als Kriegsmaler zuerst hervorgetreten, hat das Motiv seines Gemäldes — die von der Abendsonne gestreiften Schimmelstuten — in dem böhmischen (ehemals k. k.) Gestüt Kladrub an der Elbe gefunden, wo er wiederholt Pferdestudien trieb. (In Kladrub wurde die Zucht der berühmten altspanischen Pferde gepflegt; die Hengste der sogenannten Kladruber Rasse liefen vor den Galawagen des Wiener Hofes.) Auf Eckhardts Bild sieht man einige Mutterstuten. Das für die edle Rasse vielleicht nicht so günstige Aussehen ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die Stuten soeben ihre Abfohlung hinter sich haben. Der warme, animalische Duft umfängt den Beschauer: das Helldunkel des Stalles, Bewegung und Ruhe wiederzugeben, ist dem Künstler außerordentlich gut geglückt. — Erich Fraaß, ein Dreißigjähriger, aus Glauchau stammend, jetzt in Dresden wirkend, war bei Kriegsausbruch Zwintschers Schüler. Im Kriege viermal verwundet (den Zeichen- und Malblock trug er immer im Tornister) fand er nach seiner Genesung Aufnahme in Sterls Meisteratelier. Sterl ermöglichte dem jungen Künstler dann auch eine Studienreise nach Holland. Diese Reise — die Landschaft dort, die Werke Rembrandts und van Goghs — hatte den bedeutendsten Einfluß auf seine Entwicklung. Sein „Aufziehendes Gewitter“ ist ein Bild von starker künstlerischer Kraft und zeigt einen jungen Meister, der sich keinem modernen „Isms“ angeschlossen hat. Er geht seine eigenen Wege, gibt, was er fühlt und was ihn zur Gestaltung bewegt, so gut er kann, mit den Mitteln, die er besitzt. „Ich habe kein Ziel,“ sagte er, „ich möchte vollkommen werden.“ Auch die Liebhaber der älteren Schule werden diesem Künstler, so fremd er ihnen zunächst erscheinen mag, Verständnis entgegenbringen, denn sie müssen sein ehrliches Ringen erkennen. — Geza Kukan, der in Ungarn längst Anerkannte, bringt eine aufpeitschende Szene aus dem Bergmannsleben. Natürlich ist es ihm dabei weniger um das erzählende Moment zu tun, als um die Farben- und Lichtgegensätze, um den Rhythmus von Linie und Bewegung. — Ein fröhliches Spiel sommerlicher Farben zeigt unser Titelbild, Herbert Lehmanns „Barke“, die ein Dreiblatt junger Göttinnen, von Schwänen begleitet, zu sagenhaften Gestaden entführt. — Meister Leo Samberger hat uns das imposante Bildnis des Nuntius Eugen Pacelli zur Wiedergabe überlassen. Landschaften können wir von Rudolf Sink und von Fritz Bayerlein zeigen. Ganz Bewegung und Ekstase bedeutet die Plastik von Alexi Lux.

Arbeit aus der Holzschnittschule Warmbrunn in Schlesien (Leitung Prof. Friedrich Hüllweck)

Mit diesem Heft schließt der 39. Jahrgang unserer Hefte. Der nächste bringt also gewissermaßen ein Jubiläum! An Festtagen, die Künstler und Dichter und Erzähler unseren Freunden bereiten mögen, wird es nicht fehlen. Bewährte Altmeisterkunst soll den Grundton bilden. Aber alle philisterhafte Schulmeisterei sei verbannt: die Jugend soll zu Worte kommen, auch wenn sie sich anders äußert als zu Vaters und Großvaters Zeiten. Der künstlerische Ernst der Arbeit soll allein entscheiden.

H. G.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

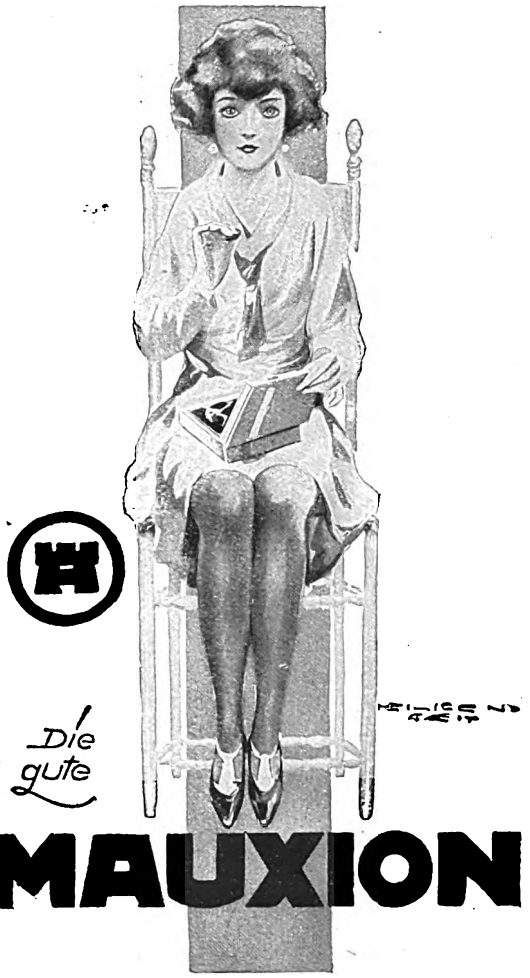
Vom Film

Neulich lernte ich eine reizende junge Frau kennen. Es war auf einem großen Wohltätigkeitsball. Sie tanzte die amerikanischen Schritt-Tänze mit dem dafür erforderlichen schneidigen Exerzierdrill und in die neuen, langsamen, süß schluchzenden Boston wieder brachte sie durch ein mit ihrem hübschen Partner gut eingeübtes Tunken in der Synkope eine bemerkenswerte Abwechselung. Ich hörte von ihr, daß sie Anfang März in einem Schweizer Winterkurort einen Bob gesteuert habe. Ihr Mann ist Industrieller und verdient gewiß ein gutes Geld. Ich urteile da nach den beiden Autos, den schönen seidenen Strümpfen der jungen Frau und so allerhand anderem. Übrigens besitzt sie auch zwei Kinder. Wir sprachen über die Kinder und über die Bobbahn. Aber weiter ging's nicht. Als ich einen Abstecher zu Thomas Mann's neuem Roman machen wollte, erklärte sie mir mit dem unschuldigsten Abwehrlächeln: „Nein, danach dürfen Sie mich nicht fragen, ich habe schon jahrelang kein Buch mehr gelesen." Und fast stolz: „Für mich brauchte es überhaupt keine Bücher zu geben!"

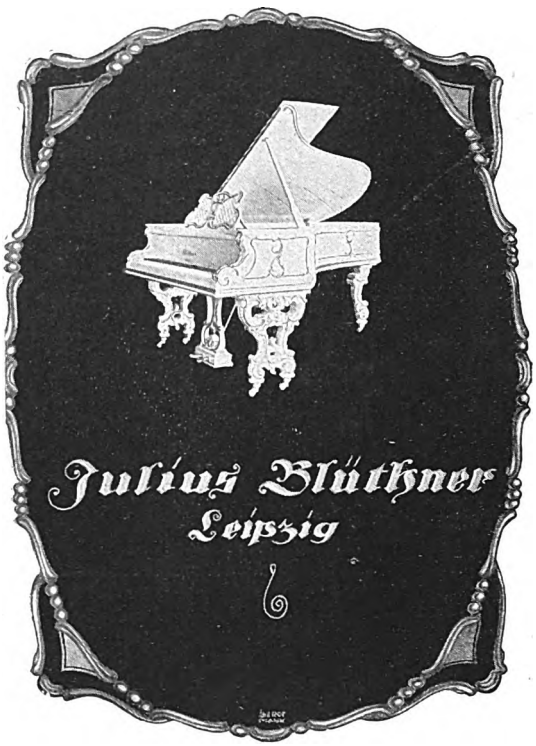
Die junge Frau X. liest kein Buch — aber sie sieht sich jeden neuen Film an.

Der Film ist die Literatur der Analphabeten. Die Fellachen, die an der Weichbildgrenze von Kairo im Kinozelt auf dem Lehmboden hocken, die Holzfäller in Wildwest, die ihr bißchen Lesen und Schreiben längst verlernt haben, die Kulis von den Waschflößen auf dem chinesischen Fluß, die zähnefletschenden Nigger in der französischen und englischen Soldatenjacke, die schwitzenden Packträger von Singapur, sie werden ebensowenig wie die reizende Frau X. je ein Buch in die Hand nehmen — aber sie fühlen sich mit der gleichen Lust wie sie in die Flimmerwelt versetzt, nehmen Anteil am Schicksal der wunderschönen, großäugigen Weißen, bangen um das Leben des guten Kerls, dem der schlechte Kerl in teuflischer Weise nachstellt, brechen in Beifallsjubel aus, wenn der schlechte Kerl im vorletzten Bild vom guten Kerl elend verdroschen wird, und selbst den Schwieligsten und Abgeseimtesten und Geschundensten quillt die Krokodilsträne, wenn das letzte Bild die schöne, weiße Großäugige und den sieghaften guten Kerl im Strahl der zehntausendkerzigen Ateliersonne in Großaufnahme zeigt.

Diese primitivste Literatur der Leinwand, bestimmt für den Australneger (und die reizende Frau X., die nie ein Buch liest), hat Jahrzehnte hindurch den gebildeten Mitteleuropäer dem Kino ferngehalten. Immer wieder kündeten die Sprachrohre der mächtig anschwellenden Filmindustrie durch die Presse von den erstaunlichen Fortschritten der Lichtbildtechnik. Der Filmstreifen ward auch der Belehrung, der Forschung nutzbar gemacht. Unzählige Lichtspielhäuser erstanden in aller Welt, ihre marktschreierische Reklame verschandelte ganze Stadtbilder. Die verstocktesten Gegner des Filmwesens wurden schließlich gezwungen, sich einmal eines der „epochemachenden" Stücke anzusehen, deren Herstellung Millionen und Millionen gekostet hatten. Aber in Deutschland gab es grade in der geistig gehobenen Schicht große Gruppen, die diese Darbietungen achselzuckend verließen und erklärten: „Für mich brauchte es überhaupt keine Filme zu geben!"



Digitized by Google



Einzelne künstlerisch schöne Bilder und Szenen bezwingen ja selbst den widerstrebendsten Zuschauer. Besonders sind es immer wieder die reinen Naturaufnahmen, die ohne Widerspruch bleiben. Aber jeder Reiz fällt für diese anspruchsvolleren Gegner weg, sobald der geschminkte Darsteller in den Bildrahmen tritt. Und es gibt heute noch Menschen von unverdorbenem Geschmack, denen der Zwischentext, dieser trostlose Notbehelf, ein innerliches Mitgehen einfach unmöglich macht. Sie wollen und können sich zu dieser Konzession — die für den gewohnheitsmäßigen Kinobesucher oder den Filmindustriellen längst gar keine mehr ist — nicht entschließen. Sie würden die fortgesetzte Unterbrechung ihres musikalischen Gedankenganges oder ihrer mitschwingenden Phantasie auch nicht erträglich finden, wenn z. B. bei der Aufführung eines sinfonischen Werkes irgendwo mitten im Takt das Orchester schwiege und ein Megaphon aus dem Hintergrund eine Erklärung für diesen Harmoniewechsel oder jene Instrumentalfärbung abgeben wollte. Der Film kann so lange niemals eine Kunstform darstellen, so lange er dieser lächerlich unbeholfenen Krücken bedarf.

Aber innerhalb eines beschränkten Gebiets sind, unter duldender Anerkennung der bestehenden Schwierigkeiten, in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht worden. Technisch vervollkommnete sich die amerikanische Filmindustrie am ersten. Drüben schufen die geldmächtigen Konzerne die Riesenaufnahmen mit den Riesenmenschenmengen und den Riesenbauten. Und ein Weltgeschäft kam zustande.

Die deutsche Regiekunst war ehrgeiziger. (Sie besitzt ja auch nicht die für ein Weltgeschäft erforderliche Einfalt, denn sie ist in dem skeptischen Berlin groß geworden.) Sie baute Filme, in denen taktische Künste des Aufmarschs und der Gliederung großer Menschenmassen zur Geltung kamen, die alles in Amerika Gebotene in den Schatten stellten. Man besaß in Deutschland zwar geringere Geldmittel aber doch größeres Wissen. Die deutschen Filme aus dem Niedergang des französischen Königreichs, aus dem Glanz und Elend im Land der Pharaonen überraschten den Landsmann, der in den Kriegsjahren dem Spielfilm ganz entfremdet worden war. Langsam begriffen auch „drüben" einzelne Gewaltige, daß hier Neues im Werden war. Aber der deutsche Fabrikant hatte nicht die Nerven — auch nicht das Geld —, um die Wirkung abzuwarten. (Die heute da ist.) Ängstlich guckte er auf die Produktion des Auslands. Das kleingewordene eigene Land war zu arm, um die ungeheuren Herstellungskosten eines großen Films zu decken; ohne Export schien das Geschäft nicht rasch genug lukrativ. Also tat der deutsche Fabrikant das Törichtste, was er tun konnte: er ahmte jeweils die Filmsorte nach, die grade im Ausland gefragt war, er verzichtete darauf, seine Besonderheit zu zeigen, ja, er vermied es sogar streng, durch Titel und Namen das Ursprungsland zu verraten. Es war der kläglichste Abschnitt in der Entwicklung des deutschen Films. Nachdem gerade der für deutsches Wesen, deutsche Geschichte, deutsche Landschaft und deutsche Charaktere bezeichnendste deutsche Film — der „Friderikus" — auch im Ausland mächtig eingeschlagen hatte, besonders in Amerika, besannen sich einige der geschicktesten deutschen Filmleute auf ihr eigenes Können. Da entstanden Filme, die der Regie ganz neue Wege wiesen: „Caligari", „Die Straße" und neuerdings „Der letzte Mann" (der nur leider so aufdringlich nach der Herrentoilette duftet).

Mit Sonnenlicht, mit schönen, gepflegten Menschen und humorvoller Weltbetrachtung rückten die Schweden die Filmentwicklung um ein gutes

Digitized by Google

Stück vorwärts. Sie arbeiteten — z. B. in dem entzückenden Film „Erotikon" — nicht mit amerikanischen Mammutbegriffen des Dollar- und Menschenaufgebots, nicht mit dem in Deutschland erklärlicher Weise so gern in den Vordergrund gerückten sozialen Elend und Mitleid, sondern sie brachten etwas, was der Film bisher nicht kannte: sie brachten die Freude. Und zwar war es die Freude des kultivierten Menschen. Das war nun freilich nichts für den Analphabeten, denn man mußte sogar „zwischen den Zeilen" lesen. Die Freude bestand ja auch nicht in einer Schlußakt-Keilerei zwischen dem guten und dem schlechten Kerl, wie sie der Fußballspieler der ganzen englisch-amerikanischen Welt, der Niggerboy jedes Pariser Hotels, jeder Heuerbaas und jeder Lebertranschiffer als wirkungsvollste Katharsis einer dramatischen Entwicklung schätzt, sondern sie äußerte sich in köstlich feiner Ironie und in einem gewinnenden Lächeln. Nichts für bindfadengrobe Nerven, vorläufig wohl nichts für das Weltgeschäft. Nun, die Filmindustriellen schreiben ja der Lichtspielkunst eine starke bildende Wirkung zu. Sollte es also möglich sein, größere Zuschauermengen dem schwedischen Film zuzuführen, so müßte sich das Niveau der anderen Fabrikate bald heben.

Aber vorläufig sind die Aussichten schwach. Ich habe auf der Heimfahrt vom Wintersport graue Regennachmittage in Bern und in Zürich damit totgeschlagen, mir anzusehen, was dort die kleineren Kinos für das Volk bieten. Den gewählten Kunstgeschmack der Schweizer konnte ich abends in der Oper und im Konzert wieder einmal feststellen. Aber die Kino-Erfahrungen jagten mir einen gewaltigen Schrecken ein. Man drehte hauptsächlich französische und amerikanische Filme ab. Die dramatische Entscheidung nie anders als durch Prügel — ob sich nun der von der Räuberbande an den Pfahl gebundene gute Kerl in letzter Sekunde befreit oder ob er mit dem Flugzeug gerade noch zurecht kommt, um Miß Arabella vor der Vergewaltigung durch den schlechten Kerl zu schützen.

Einen wirklich minderwertigen Schund brauchen wir uns in Deutschland nicht gefallen zu lassen. Wir haben zum Glück das Lichtspielgesetz, das Bildstreifen entsittlichenden und verrohenden Charakters nicht zuläßt. Daß die deutschen Filmfabrikanten in ihrer Gesamtheit von höheren ethischen, literarischen oder künstlerischen Bestrebungen geplagt würden, das dürfen wir uns nicht einbilden; die Zahl der immer wieder von den Prüfstellen abgewiesenen oder zur Reinigung zurückgereichten Filme spricht dagegen. Gleich den Theaterdirektoren sieht auch diese Kulturgemeinde lediglich auf das klingende Ergebnis. Wenn Zitronen oder Leimfarbe, sofort greifbar, besseren Barerfolg gewährleisteten, so würde sie der „Veredelung" des deutschen Volkes durch das Kino sehr gern rasch den Rücken kehren.

Einen Film herzustellen ist nicht ganz so schwer, wie ihn mit Gewinn zu vertreiben. An seinem Schicksal sind aber so viel Geldgeber, Darsteller, Schneidermeister, Druckereibesitzer, Möbelfabrikanten, Rohrleger, Elektrotechniker, Reinemachefrauen, Bauhandwerker beteiligt, daß in jedem Einzelfall Kräfte genug vorhanden sind, die Taufpatenstelle bei solch einem Wiegenfeste erfolgreich übernehmen zu können. Eine Film-Premiere ist das Ulkigste, was man sich vorstellen kann. Eine kleine Reihe Presseleute muß notgedrungen zugelassen werden. Sonst lädt man lieber die entfernteste Kusine der letzten Komparserie-Friseuse zu Gast, um die Reihen mit gutgesinnten und harmlos-empfänglichen Gemütern zu füllen, als etwa Vertreter der Intellektuellen, die weniger geneigt sein

Digitized by Google

könnten, von vornherein alles Gebotene beifallswütend zu begrüßen. Und das Hauptmachtmittel ist eben die Reklame. Sie ist sehr kostspielig. Wochenlang vor der Uraufführung beginnt die Bearbeitung der großen Masse durch Zeitungsanzeigen und Plakate von geradezu barbarischer Aufdringlichkeit. Was mit dem Zirkus der Jahrmärkte selig entschlummert war, das ist in größerer Verstärkung wiedererwacht. Ein einigermaßen geschmackvolles Filmplakat ist heute geradezu eine Ausnahme. Man sehe sich beim nächsten Spaziergang die Litfaßsäulen und Anschlagwände an. Fast alles ist roheste Mache; so etwa Titelumschlag eines Groschenheftes der Kolportagebranche für die geistig Unmündigen. Ist es ein Wunder, wenn der gebildete Deutsche von kultiviertem Geschmack es ablehnt, sich die „Fortschritte" der Filmtechnik anzusehn? Er sieht ja Sumpfblüten genug auf Straßen und Plätzen treiben. Und doch ist es sehr zu beklagen, daß die geistig gehobenen Kreise sich dem Film noch immer fernhalten und dadurch die Herrschaft anderen Mächten überlassen, die sich sklavisch dem alles niederreißenden, alles verniggernden Jazzbandgeschmack der Amerikaner beugen. Die den Kitsch vom Broadway willig nehmen — um dafür deutschen Kitsch drüben loszuwerden.

Einzelne Großkonzerne der Filmbranche, Finanzgesellschaften, die im übrigen aus ihren Lichtbildstreifen ebenso unnachsichtig Geld herauspressen müssen wie andere aus notwendigeren Gebrauchsgegenständen, können sich's zum Glück leisten, auch Filme herzustellen, die — mit vielleicht zu starker Betonung der Absicht — der Belehrung, der Hebung des Geschmacks, der Erziehung dienen. Man nennt sie etwas geschwollen Kulturfilme. So ein Unternehmen ist immer eine gute Tat. Und wiegt — wohl selbst in der Meinung der Generalversammlung beim Titel Propaganda — ein paar Kitschfilme voll erlogener Sentimentalität und verbogener Gesellschaftsschilderung wieder auf. Der hübscheste und lehrreichste und praktisch anregendste dieser Art ist z. B. der Körperbildungs-, Tanz- und Sportfilm „Wege zu Kraft und Schönheit". Er wird seinen Weg auch nach dem Ausland nehmen und die Deutschen dort in besserem Licht zeigen als tausend Lichtbildstreifen zuvor. Schließt er doch an die schönsten Taten deutscher Filmunternehmer an, die wir aufzuweisen haben: „Wunder des Schneeschuhs" und dessen Nachfolger.

Von diesem Wintersportfilm wollten die deutschen Lichtbildtheater-Inhaber zuerst nichts wissen. In Schulen, bei Festen, in Vereinen wurde er gezeigt, als Außenseiter. Die „Schlager", die ihm damals vorgezogen wurden, sind heute längst vergessen, für die „Wunder des Schneeschuhs" aber findet sich auch jetzt noch immer ein begeistertes Publikum — ein Publikum freilich, das die grellbunt angezeigten Sensationsfilme meidet.

Wenn erst einmal der Gebildete sein Interesse dem Film zuwendet, dann erwachsen dem Filmwesen in Deutschland ungeahnte Möglichkeiten. Die Zahl der nach geschmackvoller Unterhaltung, nach Belehrung und Vertiefung verlangenden Deutschen ist nämlich viel größer, als der Filmfachmann annimmt. Wir haben in Deutschland ja lange nicht so viel Analphabeten, wie es das den Filmfachleuten als Vorbild erscheinende Amerika besitzt. Denn die hübsche, tanzkundige Frau X. (mit den seidenen Strümpfen und den beiden Autos), für die es überhaupt keine Bücher zu geben brauchte — sie ist bei uns doch gottlob eine Ausnahme! **P. O. H.**

Elektrisches Heizkissen Type H

das ideale Heilmittel,
bei zahlreichen Erkrankungen seit Jahren bewährt

Vorrätig in guten ärztlichen und elektrischen Handlungen und Apotheken
Man hüte sich aber vor „ebensoguten" Nachahmungen
Lieber kein Heizkissen, wenn nicht Type H

Fabrik Dr. Heilbrun / Berlin-Nowawes

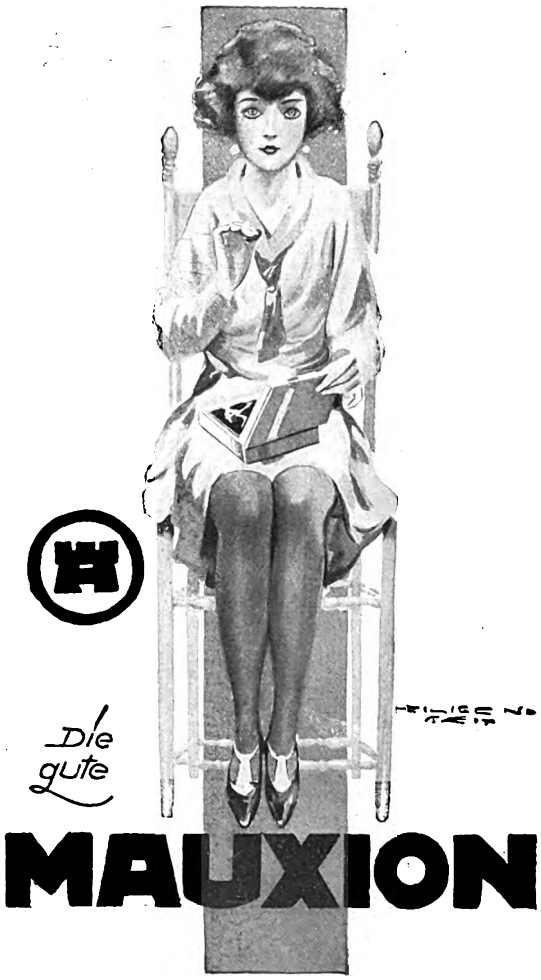
Digitized by Google

Der Zug nach dem Süden

Bei der Eröffnung der Frühjahrsausstellung in der Berliner Sezession konnte man sich an Bord einer Gesellschaftsjacht wähnen, die, lebhaft von Illusionen bewegt, südliche Gestade bereiste. Eine italienische Landschaft folgte der andern. Auch ein Stücklein Spanien, ein Stücklein Afrika oder Griechenland tauchte auf. Die grauen Elendsfarben, die uns so lange Zeit hindurch den Blick getrübt haben, waren ganz und gar verschwunden. Die Maler berauschten sich an dem Knallblau des Mittelmeers. Und die grellbunten Fetzen südlicher Trachtenreste, die üppigen Farbengemengsel subtropischer Gärten mischten ihre hellen Fanfaren in die bunte Sinfonie. Jeder Künstler, der es nur irgend vermochte, hatte im letzten Jahr die nüchterne Werkstatt im Norden verlassen, um sich vollzusaugen mit Farbenglut und südlicher Wärme. Und die vom Reisefieber geschüttelten Ausstellungsbesucherinnen erzählten einander mit brennenden Augen, daß sie die Bettkarten für den Gotthard-Schnellzug schon daheim neben dem gepackten Schrankkoffer liegen hatten... Soviel Deutsche mag Italien schon lange nicht mehr zu Gast gehabt haben wie in diesen Frühlingsmonaten. Ein wahrer Farbenhunger hat sich im Norden mit größter Ansteckungsgefahr verbreitet.

Auch die großen deutschen Schiffahrtslinien zeigten sich dem Zug nach dem Süden willfährig. Prächtige Ozeanriesen sind aus dem Überseedienst herausgezogen und für ein paar Dutzend Gesellschaftsreisen eingerichtet worden. Ferne Ziele, früher nur von Günstlingen des Geschickes bereist, sind vielen Tausenden zugänglich gemacht worden. Eine weltbekannte Bremer Rederei hat einen Amerikafahrer für ein halbes Tausend deutscher Geistesarbeiter als Vergnügungsjacht ausgerüstet und diese Mittelstandsgesellschaft, die schwerer als alle anderen Bevölkerungsklassen unter den Nachkriegswehen leiden mußten, auf eine See-Erholungsfahrt nach Madeira und Teneriffa geschickt. Andere deutsche Schnelldampfer oder Salonschiffe suchten die Azoren auf, berührten die Küsten von Spanien, Marokko, Algier, Griechenland und Kleinasien; die Schiffsgäste kamen zum Nil und zum Bosporus, nach Sizilien und tief ins Land Italien hinein, um in Rom eines der Feste des heiligen Jahres mitzufeiern.

Aber es läßt sich nicht leugnen, daß der historische Zug der Deutschen nach dem Süden sich auch in diesem Jahre wieder — wie schon seit ein paar Menschenaltern — viel zu früh ausgewirkt hat. Erfahrene sprachen es vor dem Krieg des öfteren aus: wirklich schön wird's in Italien immer erst dann, wenn die Eisenbahnverwaltungen den Betrieb des Nord-Süd-Expreß wieder abgestellt haben. Man kann nämlich in der ersten Aprilhälfte in Rom noch immer tüchtig frieren, gelegentlich auch in lustigem Schneegestöber auf dem Forum Romanum eine blaue Nase bekommen. „Selbst Marcus Brutus hätt' sich einen Schnupfen zugezogen!" Der Römer geht bis Ostern ja auch noch vorsichtigerweise in seinem Winterpaletot spazieren; nur die Fremden glauben zu Fasching durchaus schon Sommer machen zu sollen, weil ihnen der „ewig blaue" Himmel von irgendeinem



Digitized by Google

BLEYLE'S

Knabenanzüge
Sweater für Knaben u. Mädchen

Flott - vornehm - dauerhaft

Achten Sie beim Einkauf auf die Schutzmarke!

Nächstgelegene Verkaufsstelle wird bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik **Wilh. Bleyle**, *G. m. b. H.*, **Stuttgart W 4**

Katalog 112 kostenlos

sagenhaften Unvorsichtigen versprochen worden ist. Ihren ganzen Zauber entfalten Florenz und Rom erst im Mai. Und wer nicht nach Italien reist, um dort einen grünangestrichenen Winter zu verleben, sondern wer sich an der halb tropischen Blumenfülle erfreuen, in Sonnenwärme baden und die volle Heiterkeit des Südens kennen lernen will, der verschiebe seine Frühjahrsreise auf die Zeit nach Pfingsten. Er sieht im Juni das Italien, das die Dichter besungen haben.

Auf dem „Promenadendeck" der Berliner Sezession stand lächelnd einer der Kapitäne, der die Fahrt nach dem Süden auch mit buntem Segel mitgemacht hat, und sagte zu mir: „Eigentlich müßten wir unsern Malern jetzt den zeitgemäßen Rat geben, auch einmal wieder Deutschland zu entdecken!" H. G.

Grützner-straße Nr. 1

Wenn man in München die schöne breite Maximilianstraße verläßt, in der die Fremden — zuweilen — die Ständige Kunstausstellung betrachten (die Einheimischen sollen dazu keine Zeit haben, behaupten die ärgerlichen Maler), und über die Isarbrücke zum Maximilianeum wandert, dann stößt man auf einen ziemlich steil aufwärtsgehenden Fußpfad (für Radfahrer verboten), der unmittelbar zur Grützner-straße führt. Sie trägt ihren Namen nach dem kurz vor Ostern heimgegangenen Altmeister der Münchener Maler Eduard Grützner. Das Haus, das hier sofort unsere besondere Aufmerksamkeit erregt, das Eckhaus Nr. 1, würden wir eigentlich als ein Patrizierhaus von Alt-Nürnberg ansprechen. Aber es ist hier in München wirklich gewachsen, daran läßt sich nicht zweifeln. Stück um Stück ist es geworden aus echtem, altem, bayerischem Gut. Sein Bauherr hat fast zwei Jahrzehnte gesammelt, ausgerüstet mit kulturgeschichtlicher Kenntnis, künstlerischem Geschmack und inniger Liebe zur Sache. Außen verraten's dem Spaziergänger die Kunstschmiedegitter und hundert andere Anzeichen, daß hier ein Kenner, ein Schirmherr besten deutschen Handwerks, dem Architekten die nicht leichte Aufgabe gestellt hatte, diesen Musensitz in einheitlichen Zusammenhang mit der ganzen Umgebung zu bringen und das Anwesen innerlich so zu gliedern, wie Arbeit, Leben und Passion des Besitzers es bedingten.

War man ein Freund des Meisters und durfte ihn in seinem schönen Heim besuchen, dann staunte man vom Eintritt durch die mittelalterlich-klösterliche Pforte an auf allen Kreuz- und Querwanderungen durch das stattliche Patrizierhaus: welche Unmengen von künstlerischen Kostbarkeiten hier in harmonischer Weise vereinigt waren. Eine Täfelung mochte aus einem alten bayrischen Gebirgsnest stammen, ein Geländer aus einer Dorfkirche, dieser Leuchter aus diesem Jagdschloß, jene Steintreppe aus jenem Kloster, — aber nur die mündlich erzählte Baugeschichte verriet es, dem Blick bot sich ein stilreines Gebilde vornehm-behaglicher Wohnlichkeit.

Eduard Grützner, der als fast Achtzigjähriger aus einem unendlich reichen Arbeitsleben geschiedene Künstler, ist in seinem ganzen Schaffen so recht eigentlich nur zu kennen — und zu beurteilen, — wenn man ihn inmitten seiner großen Sammlungen, inmitten seines Kunstheims hat erleben können. Wer ihn nach Art überheblicher Kritikaster der Großstadtjugend schnellfertig abtun will als den Maler, der sich in den Typen des behaglichen Klosterbruders ewig wiederholt habe, blamiert sich aufs gründlichste. Grützner

Digitized by Google

wird einer der größten Stillebenmaler aller Zeiten bleiben. Was ihn einstmals fast in der ganzen Welt, besonders in Amerika, berühmt und volkstümlich gemacht hat, sein geistlicher Lebensbejaher und sein Falstaff, wird schließlich nur noch Zutat bleiben zu dem klassischen Können, das sich in seiner schlechthin vollendeten Darstellung der Umwelt verriet. Büchereien, Klosterzellen, Pokuliertische, Kellereien, Früchte, Blumen, Gemüse, Waffen, prunkvolle Gewänder mit ihren tausend und abertausend fein abgestimmten Farben — dies Gegenständliche ist mit einer Liebe und Naturechtheit gemalt, wie wir sie nur bei den stärksten Niederländern und bei den feinsten Spaniern kennen. Es sind Epochen gekommen und wieder gegangen, in denen die Eigenart einer Künstlernatur, wie sie Eduard Grützner verkörpert hat, auf Widerspruch und Unterschätzung stieß. Immer waren die Allerjüngsten, die selbst noch gar nichts leisteten und nur kühne Wechsel auf eine blaue Zukunft zogen, die ärgsten Schreier. Und wer nicht nach ihrer Fasson die Welt beglücken wollte, der war ein Schädling in der Kunst — besonders dann, wenn seine Bilder stark begehrt und zu hohen Preisen gekauft wurden. Nun, Eduard Grützner hat sich um die einander rasch ablösenden „ismen" nicht weiter gekümmert; er blieb seiner inneren Welt treu. In ihr sich zu vertiefen, auf seinem kleinen, reichen Gebiet sich immer mehr zu vervollkommnen, immer ehrlicher und treuer der Darstellung der Dinge zu dienen, so wie sein Künstlerauge sie sah, das war sein bescheidenes und doch so hohes Lebens- und Arbeitsgesetz. —

„Was heut modern, wird morgen modern!"

Modern ist Eduard Grützner nie gewesen. Aber man wird ebendarum ihn und seine treue Art noch schätzen, wenn viele Talmigrößen unserer Tage längst vermodert sind.

Unsere Monatshefte wollen ehrlich mithelfen, auch die künstlerische Bewegung unserer Zeit wenigstens ab und zu in Proben aufzuzeigen, sie wollen sich's nicht so bequem machen, nur retrospektiv zu arbeiten. Da hat es denn oftmals Reibungen gegeben mit älteren Freunden, die wohl „nicht mehr mitkonnten," denen „die ganze neue Richtung nicht paßte," die sich am liebsten die Augen zugehalten hätten, um nur ja nichts von der zeitgenössischen Malerei zu sehen. Sie schimpften zuzeiten des Naturalismus ebenso wie zuzeiten des Impressionismus und des Expressionismus. Nun, aus einzelnen der damals am stärksten befehdeten Kräfte sind Künstler emporgewachsen, die heute schon als altmeisterlich gefeiert werden. So wandelt sich das Auge — so wertet die Zeit um. Unsere Hefte dürfen sich rühmen, an diesen starken Können nicht blind vorbeigegangen zu sein, obwohl die allgemeine Neigung ihnen zunächst versagt blieb. Grundsatz war uns eben immer: ein junges Talent zu unseren Freunden sprechen zu lassen, sobald ein ernster, starker Arbeitswille unverkennbar ist. Ernstes, treues Ringen um hohe Ziele, gleichviel ob sie in bequemer, allgemein begehrter Bahn lagen oder scheinbar darüber hinausschossen, das galt als der einzige Prüfstein. Und gerade darum ist in der kunstgeschichtlichen Entwicklung von den großen Klassikern bis zu den letzten Expressionisten, die in unsern Heften gelegentlich ihr Streben zeigen konnten, ein heute von vielen als „altmodisch" abgetaner Könner wie Eduard Grützner ein nicht zu unterschätzendes Bindeglied. Die Treue und der Fleiß und der Ernst seines Schaffens zwingt jedem, der unbeeinflußt bleiben will vom Tagesgeschrei, ehrliche Achtung und Bewunderung ab. Achtung aber mögen alle, die

Das Auge Ihrer Kamera

ist das Objektiv. Wie der Mensch in seinem ganzen Tun auf die volle Sehkraft seiner Augen angewiesen ist, so ist auch die beste Kamera in erster Linie von der Leistungsfähigkeit ihres Objektives abhängig. Je besser das Objektiv, desto schönere Bilder beschert uns die Kamera, um so größer ist die Freude ob des guten Gelingens. Daher rüsten die größten Kamera-Fabriken des In- und Auslandes ihre Apparate mit ZEISS-TESSAREN aus, den feinsten und zuverlässigsten Kamera-Augen der Welt.

Wählen Sie die Kamera mit

ZEISS TESSAR

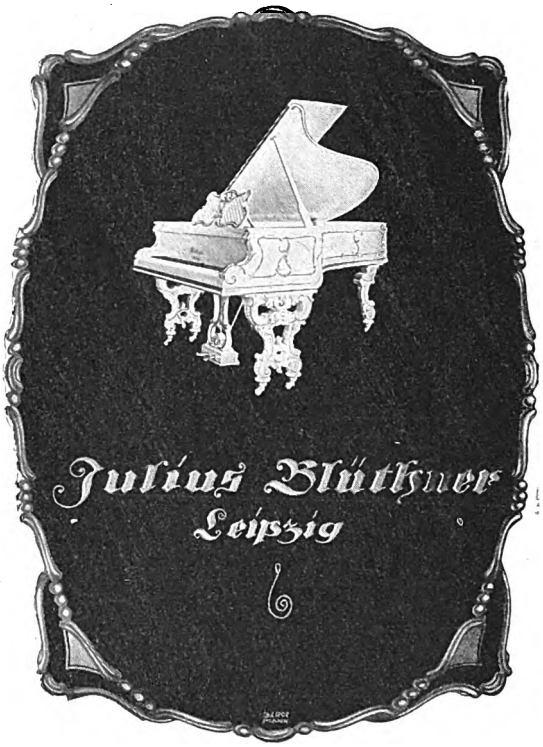
Lichtstärken 1:2,7 * 1:3,5 * 1:4,5 * 1:6,3

Das ideale Objektiv für alle Zwecke der Photographie.

Alle Photo-Fachgeschäfte liefern gute Marken-Kamaras ausgestattet mit Zeiss Objektiven.

Ausführlicher Katalog P 1 kostenfrei von
Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

Digitized by Google



nicht philiströs erstarren wollen, auch dem Schaffen der Jungen entgegenbringen, selbst wenn sie — auf der Basis gründlichen Könnens und fleißigen Vorwärtstastens — Zielen zustreben, die der Außenseiter noch nicht zu übersehen vermag. Eine spätere Zeit erst soll und wird richten!

Wanderte man in der Grützner-straße Nr. 1 mit dem Hausherrn durch die behaglichen Räume, die ein ganzes Museum reicher Sammlungen darstellen, so war es immer zugleich ein kunstgeschichtlicher Lehrgang durch mehrere Jahrhunderte. Nein, noch viel mehr. Eduard Grützner sammelte Degenstichblätter und Kimonos und ostasiatische Heiligtümer, aber auch Schmetterlinge. Jeder Winkel seines Ateliers und der anstoßenden Wohnräume barg Köstlichkeiten entlegener Zeiten und ferner Länder und Völker. Dies war ein Zug seiner feinsten Lebenskunst: sich an der Schönheit der Dinge freuen zu können, gleichviel ob hochkultivierte Menschenarbeit oder die verschwenderisch freigebige Laune Gottes sie geschaffen. Und schon darum war der feine, schlanke, liebenswürdige Hausherr der Grützner-straße Nr. 1 eine echte Künstlernatur. P. O. H.

Lesefrüchte

aus neu erschienenen Büchern

Beethoven-Worte

Aussprüche und Niederschriften Beethovens hat der bekannte Musikhistoriker Richard Benz gesammelt und in dem Offenburger Verlag Wilhelm Gerstung unter dem Titel „Beethovens Denkmal im Wort" herausgegeben. Wer zu den letzten Sonaten und Quartetten Beethovens noch nicht die innerste Fühlung gefunden hat, der wird ihnen nahekommen, ohne daß er musiktheoretische Leitfäden zur Hand nimmt, wenn er den Schmerz und das Ringen, das Sichselbstentäußern dieser tragischen, selbst im tiefsten Unglück adligen Natur in diesen Aussprüchen und Ausbrüchen mit erfühlt. Es seien nur einige hier wiedergegeben.

Nichts ist gut als eine schöne gute Seele haben, die man in allem erkennt, vor der man sich nicht zu verstellen braucht.

*

Betrachten Sie mich als liebenden Menschenfreund, der nur Gutes will, wo es möglich ist. Von Kindheit an war mein größtes Glück und Vergnügen, für andere wirken zu können.

*

Denn ich vergesse lieber, was ich mir schuldig, als was ich andren schuldig bin.

*

Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meinige.

*

... ich erwarte nichts Stetes mehr in diesem Zeitalter, nur in dem blinden Zufall hat man Gewißheit.

*

Du kannst es mir kaum glauben, wie öde, wie traurig ich mein Leben seit zwei Jahren zugebracht: wie ein Gespenst ist mir mein schwaches Gehör überall erschienen, und ich flohe die Menschen, mußte Misanthrop scheinen und bins doch so wenig.

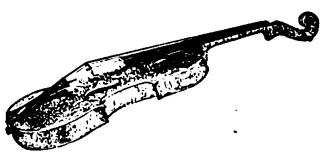
*

Rauschende Freude treibt mich oft gewaltig wieder in mich selbst zurück.

*

MEISTERGEIGEN

Koch



Dieser Schriftzug verbürgt

Höchste Qualität
Klassischen Klang

*

Originalkopien
Veredelung alter Instrumente

Prospekte über die Instrumente von Prof. F. J. Koch durch Koch & Sterzel A.-G., Dresden-A. 24

Digitized by Google

Resignation! Welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzig übrige.

*

Zeige deine Gewalt, Schicksal! Wir sind nicht Herren über uns selbst; was beschlossen ist, muß sein, und so sei es denn.

*

Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfe nicht freiwillig scheiden von seinem Leben, so lange er noch eine gute Tat verrichten kann, längst wäre ich nicht mehr.

*

Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht.

*

Du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere: für dich gibt's kein Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst. O Gott, gib mir Kraft, mich zu besiegen! mich darf ja nichts an das Leben fesseln.

*

Gott helfe! Du siehst mich vor der ganzen Menschheit verlassen ... O hartes Geschick! o grausames Verhängnis! Nein, nein, mein unglücklicher Zustand endet nie!

*

Ertragung ... Ergebung, Ergebung! So gewinnen wir noch beim höchsten Elend und machen uns würdig, daß Gott unsre Fehler verzeiht.

*

Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten.

*

Wenn ich am Abend den Himmel staunend betrachte und das Heer der ewig in seinen Grenzen sich schwingenden Lichtkörper, Sonnen oder Erden genannt, dann schwingt sich mein Geist über diese so viel Millionen entfernten Gestirne hin zur Urquelle, aus welcher alles Erschaffene strömt und aus welcher ewig neue Schöpfungen entströmen werden.

Mark Twain über das Zeitungs-Interview.

Eduard Bok, der vor fünfzig Jahren als holländischer Knabe nach Amerika kam, wo er vom Reporter zum Journalisten, vom Redakteur zum Herausgeber und Verleger der bekanntesten amerikanischen Frauenzeitschrift „Ladies' Home Journal" aufstieg, hat einen sehr aufschlußreichen Lebensrückblick erscheinen lassen. Die deutsche Übersetzung „Wie Eduard Bok Amerikaner wurde" ist im Baseler Verlag Benno Schwabe & Co. herausgekommen. Bok erzählt darin, daß er einmal ein anregendes Gespräch mit Mark Twain geführt und von ihm die Erlaubnis erhalten hatte, es als Interview zu veröffentlichen. Vor dem Druck sandte er den Entwurf an Mark Twain zur Durchsicht, worauf der folgende Brief eintraf:

Mein lieber Herr Bok!

Nein, wirklich — auch das ist wertloser Quatsch, wie fast alle Ausfragereien.

Aus verschiedenen ganz einfachen Gründen wird aus einem „Interview" meist ungereimtes Zeug. Den Hauptgrund möchte ich durch folgendes Bild ausdrücken: Man versucht einen Nachen auf dem Lande oder einen Leiterwagen im Wasser zu verwenden. Gesprochene Sprache ist etwas ganz anderes als geschriebene Sprache. Für diese ist der Druck das gegebene Ausdrucksmittel, für jene aber nicht. Sobald man eine Unterhaltung ge-

In Apotheken und Drogerien erhältlich
Das Stück 75 Pfg.
Creme
Elcaya
das Pflegemittel
selbst für die zarteste Haut
JÜNGER & GEBHARDT, BERLIN

Digitized by Google

druckt liest, erkennt man sie kaum wieder; irgendetwas Wesentliches scheint sich verflüchtigt zu haben. Nämlich die Seele des Gespräches. Es bleibt nichts als die tote Hülle. Farbe, Mienenspiel, die Schwebungen der Stimme, Lächeln und Gelächter, Betonungen, alles das fehlt. Verschwunden sind die lebenspendenden Wesenhaftigkeiten jenes Sprachleibes; verschwunden sind Anmut, Güte und Liebreiz, die das Gehörte wertvoll machten oder es wenigstens unserer Duldung empfahlen. Wir stehen vor einem bleichen, steifen, abscheulichen Leichnam.

So finden wir unsere lebendigen Gespräche im Schauhause der Zeitung aufgebahrt. Selten versteht der Ausfrager die Kunst, das Wie einer Aussage darzustellen. Er begnügt sich mit der nackten Tatsache. Anders ist es, wenn man bewußt für den Druck schreibt. Dann gebraucht man Sprachformen, die dem lebendigen Worte kaum noch ähnlich sind und nur dazu dienen sollen, dem Leser den Sinn des Gedankens zu vermitteln. Wie vorsichtig, um nicht zu sagen ängstlich, wird doch ein Erzähler, sobald seine Leute etwas sagen sollen.

„Hätte er gewagt, das in meiner Gegenwart zu sagen," sprach Alfred, eine komische Heldenpose einnehmend und einen verständnisinnigen Blick auf die Umsitzenden werfend, „dann wäre Blut geflossen."

„Hätte er gewagt, das in meiner Gegenwart zu sagen," sprach Hawkwood mit jenem Ausdruck in den Augen, der mehr als einen in der schuldbewußten Runde erzittern ließ, „dann wäre Blut geflossen."

„Hätte er gewagt, das in meiner Gegenwart zu sagen," sprach der Prahlhans mit kühner Zunge und bleichen Lippen „dann wäre Blut geflossen."

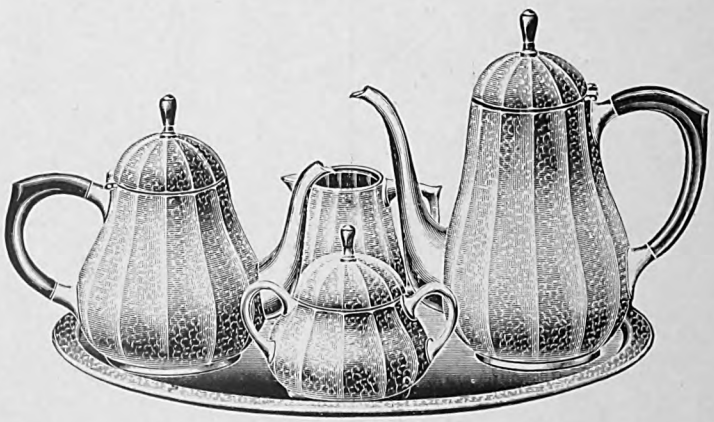
So schmerzlich empfindet der Romanschreiber die Schwierigkeiten in der Wiedergabe des gesprochenen Wortes, daß er die Aussprüche seiner Personen mit erläuterndem Beiwerk versieht und oft genug auch überlädt. Damit bekennt er öffentlich, daß Gedrucktes ein armseliges Gefäß für Gesagtes ist, daß Ausrufe oder Aussprüche ohne erläuternde Bemerkungen den Leser häufig verwirren, anstatt ihn aufzuklären.

Ihr Bericht ist äußerst gewissenhaft, denn Sie haben meine Sätze richtig wiedergegeben. Aber nirgends sehe ich ein erläuterndes Wort, das einen Begriff von meiner Sprechweise an verschiedenen Stellen der Unterhaltung gäbe. Somit vermag kein Leser zu erkennen, wo ich es ernst meinte und wo ich scherzte. Er bleibt auch im Zweifel, ob nicht vielleicht das ganze Gespräch Ernst oder Spaß bedeutet. Solch ein Bericht ist wertlos, denn der Leser wird kaum jemals den wahren Sinn erraten. Was gehört aber dazu, um das Gesagte durch Nebenbemerkungen anschaulich und lebendig zu machen? Nun, dazu gehört eine so treffliche, zarte und große Kunst, daß man dem, der sie besitzt, niemals gestatten würde, sie an die Berichte von Zeitungsbesuchen zu verschwenden.

Nein, bitte; verschonen Sie den Leser und verschonen Sie mich. Lassen Sie den Bericht; es ist Quatsch. Vermöchte ich nicht besser zu reden als da geschrieben steht, ich wagte nicht einmal im Schlafe zu reden.

Wenn Sie durchaus etwas drucken müssen, dann drucken Sie diesen Brief. Vielleicht stiftet er Gutes, indem er die Leser darüber aufklärt, warum der Mensch im Zeitungsberichte alle möglichen Ausdrucksweisen außer der eigenen zu haben scheint.

Ihr stets ergebener Mark Twain.



Württembergische Metallwarenfabrik

Zweigniederlassung GÖPPINGEN (Württemberg)

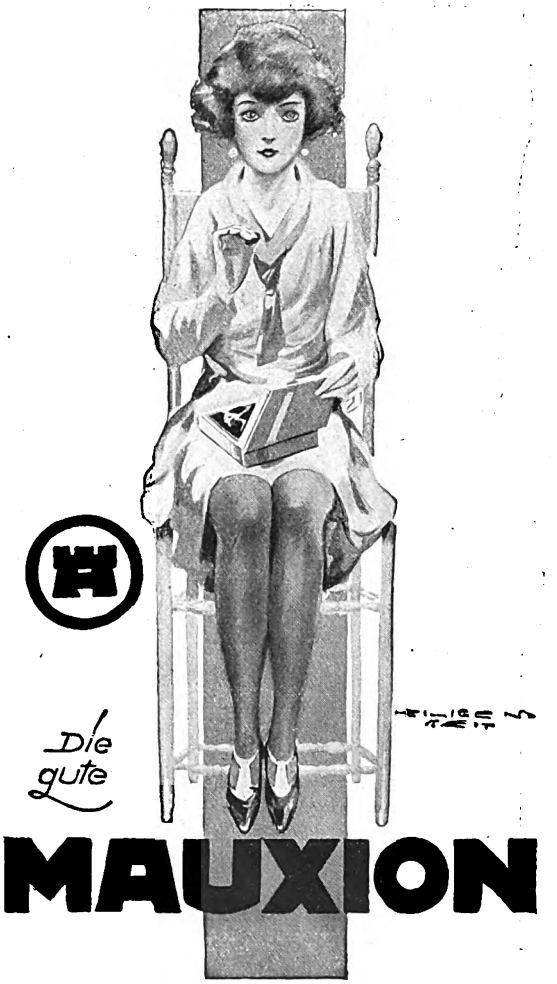
Digitized by Google

Festtage in München

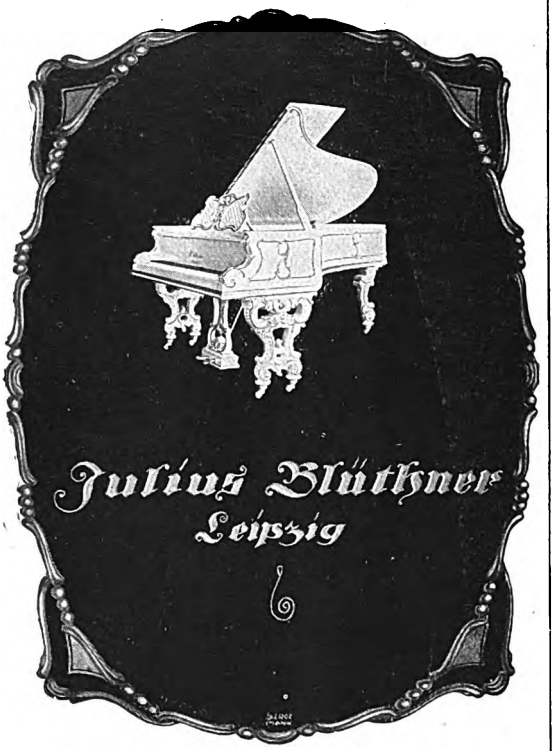
Nach sieben dunkeln Jahren die ersten Lichtstrahlen über Deutschland! Oskar v. Miller hat sein gewaltiges Werk, dem jahrzehntelange Arbeit vorausging, vollendet: das Deutsche Museum in München ist in den ersten Maitagen eingeweiht worden! Krieg und Umsturz, Hungersnöte und Gewaltherrschaft, nichts konnte den Aufbau und Ausbau dieses Unternehmens hindern, das dem Ruhm deutscher Meisterwerke der Technik und Naturwissenschaften gewidmet ist. In Zeiten, in denen der Feind den alten, deutschen, trotzköpfigen Gegensatz zwischen Nord und Süd mit allen Mitteln nährte, um den Zerfall des Deutschen Reiches herbeizuführen, in Zeiten, in denen der Klassenhaß vom aufgelösten Osten her in brutalster Grausamkeit in die Reihen deutscher Brüder getragen wurde, war gerade dieses stolze, echt deutsche Werk berufen, alle Anschläge von draußen und von drinnen abzuschlagen. Das um wichtige Glieder geschmälerte, durch Entwaffnung und Zwietracht geschwächte, durch ungeheure Opfer verarmte deutsche Vaterland hat aus allen Nöten und Schrecken seine staatliche Einheit gerettet — und neben Potsdam und Weimar, die jedem Deutschen heiligen Stätten vaterländischen Ruhms, tritt nun das Deutsche Museum.

Ist es nicht ein Anlaß, endlich einmal wieder einen frohen Feiertag zu begehen, Fahnen und Wimpel flattern zu lassen und festliche Lichter zu entzünden? Der Münchner Ehrengast des Festmahls am Eröffnungstage, Sven Hedin, faßte es in schöne Worte von unvergeßlicher Bedeutung: „Es ist ein Tag der Dankbarkeit der Isarstadt, dieser Hochburg des Geistes, der Wissenschaft, der Technik und der Kunst, und ein Tag des Triumphes für Deutschland, ein Tag der tiefsten Genugtuung für diejenigen, die jenseits der Grenzen des Deutschen Reiches auch in den dunkelsten Stunden jeden Augenblick in ihrem Glauben an die Zukunft Deutschlands festblieben, und endlich ein Tag der Bewunderung für die ganze Welt, die sich glücklich schätzen darf, daß im Herzen Europas dank der Tüchtigkeit und der Kraft des deutschen Volkes ein festgefügter Bau des Geistes im Dienste der Menschheit geschaffen wurde. Alle deutschen Stämme haben zu dieser ergreifenden Symphonie einen Baustein herbeigetragen und so erneut den ungeheuren Reichtum offenbart, der in der feingliedrigen Vielgestaltigkeit des deutschen Volkskörpers wurzelt. Denkender Geist, schaffende Hand und die tüchtige Kraft sind die drei Säulen, die Deutschlands Zukunft tragen!“

Der Freude der Münchner Bevölkerung darüber, daß ihrer Stadt dieses Juwel beschert wurde und daß es Geheimrat Dr. Oskar v. Miller vergönnt war, nach 22 Jahren heißen Mühens die Eröffnung dieses großen Werkes an seinem 70. Geburtstag erleben zu dürfen, gab am 5. Mai — bei fröhlichem Frühjahrswetter — ein Festzug Ausdruck, wie ihn das an viel Kunst und Stimmung und Farbenpracht gewohnte Isar-Athen bis dahin kaum gesehen. Die künstlerische Leitung lag in den Händen des Architekten Prof. Franz Rank, Festzugsordner war Oberstudienrat Prof. Johann Wiechner. Den nicht minder wich-



Digitized by Google



tigen Straßenschmückungsausschuß leitete Oberbaudirektor a. D. R. Rehlen. Das Bild der Stadt hatte etwas befreiend Festliches. Der Flaggenstreit, der kurz zuvor im Wahlkampf um den Reichspräsidenten ganz Deutschland in feindliche Lager geteilt hatte, war beigelegt: eine einzige Flamme der Freude lohte über den Häuptern der Hunderttausende von Festgästen, die Münchens Straßen durchzogen oder Spalier bildeten, um den prunkvoll-schönen Festzug zu bewundern. In der Theatiner-, in der Residenzstraße und anderwärts waren Fahnenschnüre von Hauswand zu Hauswand gezogen, dicht bei dicht, und sattgelbe und goldockerfarbene schmale Fahnentücher bildeten ein festlich im Frühlingswinde flatterndes Dach. Grüne Tore, goldgelbe Girlanden und Kränze, Flaggenketten, Spalierbäume, Triumphpforten ... Die Sonne, der deutsche Wald und reife Ährenfelder schienen ihr Licht und ihren Duft und ihre Festfreude über die schöne alte Stadt unter den Frauentürmen ausgeschüttet zu haben.

Nur München kann solche Festbilder schaffen. In Generationen ward der Sinn für geschmackvolle Einheitlichkeit hier gepflegt. Wer die Zeiten erlebt hat, in denen Meister Lenbach im Künstlerhaus das „Fest in Gold" ins Leben rief, der weiß, wieviel Arbeit, wieviel Studium, Energie, Opfersinn und Gehorsam eingesetzt werden müssen, um ein Gesamtbild von so hoher Kultur zustandezubringen. Die schönste Frucht jahrzehntelanger Erziehung des Auges und des Geschmacks bot dann zum ersten Male aller Welt die unvergeßliche Große Kunstgewerbe-Schau des Jahres 1908, die ganz München in vornehmem Festgewand zeigte.

Und nun dieser Festzug durch die goldschimmernden Straßen! Fanfarenbläser zu Pferd, Bergmannskapellen, die Tölzer Stadtkapelle, Trommler und Pfeifer, berittene Postillone schmettern alte deutsche Weisen durch die schmalen Schluchten der besetzten Gassen und über die weiten, malerisch abgeschlossenen Plätze. Dazwischen gliedern sich die Gruppen der Riesenwagen mit den allegorischen Darstellungen des Verkehrs, der Farbe und Elektrizität, wie sie im Deutschen Museum veranschaulicht sind. Eine Gruppe zeigt die Elemente der alten Welt: Feuer, Wasser, Luft und Erde. Dann kommen die Münchner Gewerbezünfte ... Aus der vordersten Gruppe ein Beispiel: der Wagen der Farbe, den die Interessengemeinschaft der chemischen Industrie gestiftet hat, nach dem künstlerischen Entwurf von Wolfgang Wagner und Prof. Franz Rank. Die Sonne ist die Spenderin alles Lichts und aller Farbe; sie sendet tagtäglich ihre Strahlen zur Erde hinab; Farben ergeben sich aus der Zusammenfügung der Farben des Spektrums; der moderne Mensch aber gewinnt aus der schwarzen Kohle seine prächtigen Farben; der Wagen wird von Menschen gezogen, um die Bedeutung dieser Industrie zu versinnbildlichen: so wie im Deutschen Museum die Entwicklung der Natur- und Anilin-Farben zur Darstellung gebracht ist. Oder der Wagen der Textilien, vom Kunstmaler Heubner entworfen: ein buntfarbiger Paradiesvogel, auf zweirädrigem Wagen, wird von drei schabrackenbedeckten Pferden gezogen; aus seinen Schwanzfedern schleift er buntfarbige Seidenbahnen nach, die von goldgelockten Mädchen gehalten werden. Ohne die schöne Münchnerin wäre der Festzug ja freilich nicht denkbar. In der vom Kunstmaler Seiler gestellten Gruppe der Bürgerfrauen erschienen da Angehörige der besten Münchner Bürgerkreise in Kostümen aus ererbtem Familienbesitz. Und in die feierlichen

Digitized by Google

Züge, in Prunk und Wucht und Arbeitsernst, wagte sich da und dort auch der prächtige Münchner Humor ...

Nach sieben dunkeln Jahren die ersten Lichtstrahlen über Deutschland! Wie sagte Sven Hedin? „Was dem deutschen Volk gehört, seine Arbeitsfreude und die hohen Werte, die in seiner Tiefe, in der deutschen Seele, schlummern, hat man ihm nicht rauben können; nein, vor der Zukunft Deutschlands ist mir nicht bange, noch niemals bange gewesen!" F. D.

*

Ausstellung der Akademie der Künste zu Berlin

Berlin ist nicht ausstellungsmüde, im Gegenteil: der sorgsame Berichterstatter kommt sozusagen nicht aus den Kunstansammlungen heraus. Die Frage ist nur, ob sie besucht werden; und ob gekauft wird? Und hier senkt sich der Vorhang christlicher Nächstenliebe über eine betrübend leere Bühne.

Aber eine Schau wie die Frühjahrssaison der Akademie ist so vornehmes und so triftiges Gesellschaftsereignis, daß Berlin in Scharen dorthin strömt. Mindestens zur Eröffnung: Dr. Simons, stellvertretender Reichspräsident, inmitten vieler Würdenträger des Staates und des Geistes wie der Kunst (das sind zweierlei Würdenträger) und schöner Frauen; und Liebermann soll reden! Wirklich: was früher die Sommerausstellungen der Sezession waren, bedeuten heute die Maieröffnungen der Akademie, seit Liebermann ihr Präsident ist und es (meisterhaft) versteht, die feindlichen Brüder aus allen Lagern in den schönen Räumen am Pariser Platz zu vereinigen. Man erlebt, was sonst nicht mehr recht möglich ist, eine Art Querschnitt durch die heutige deutsche Malerei.

Diese Vornehmheit, diese gerechte Abwägung zwischen Rechts und Links und (nicht zu vergessen) die Mitte gibt diesmal den Ausschlag. Gibt der Akademieschau ihr sympathisches Gesicht. Von Kampf und Plontke bis zu Kirchner, Dix und Wollheim finden wir mit bezeichnenden Werken beinah alle Namen vor, die wichtig für die deutsche Kunst der Gegenwart sind. Daß z. B. Nolde, Schmidt-Rottluff, G. Groß, Paul Klee, Oskar Schlemmer fehlen, liegt wahrlich, oder wahrscheinlich, nicht an der einladenden Akademie. Wir wollen aber keine Liste derer aufstellen, die nicht da sind, sondern uns an den Anwesenden freuen.

Fast müßte man den Katalog ausschreiben, um eine Übersicht zu geben; denn mit verschwindenden Ausnahmen ist jeder höchstens mit drei Arbeiten vertreten: welche Mannigfaltigkeit, welche Fülle von Gesichten gibt das bei unserer so differenzierten Kunst-Persönlichkeit! Das Erstaunlichste und ein wahres Kunststück ist es, diese hundert oder zweihundert Physiognomien so zu wählen und zu hängen, daß sie einander nicht totschlagen, sondern ein wunderbares Richard Straußsches Ton-Orchesterstück von feinster Abstimmung in den zwölf Sälen verabreichen.

Einiges darf man aber doch aus dem Meer der guten Töne herausheben: den Ehrensaal mit zwei Dutzend ausgesucht schöner Gemälde von Hans Thoma; die Sonderausstellung der Münchner Sezession, die als Gast geschlossen in zwei Räumen ausstellt (und in der Max Unold und Maria Caspar Filser neben G. Schrimpf die

ZEISS

Miniatur-Feldstecher

Unter der grossen Auswahl von Zeiss Feldstechern gibt es eine Reihe besonders kleiner und leichter Modelle, die bequem in der Tasche, ja selbst in der Westentasche Platz finden. Sie sind daher als Reisegläser besonders bei Damen beliebt und finden bei Gebirgstouren Verwendung. Wie alle Zeiss Feldstecher zeichnen sie sich durch ihr grosses Gesichtsfeld aus, auch gewährleistet die solide Zeiss-Konstruktion den dauernden Genuss der guten optischen Leistung.

ZEISS Turolem 4fach **M. 115.-**
mit Mitteltrieb, für Reise und Theater

ZEISS Stenotar 5fach **M. 140.-**
der leichteste Feldstecher, wiegt nur 130 g

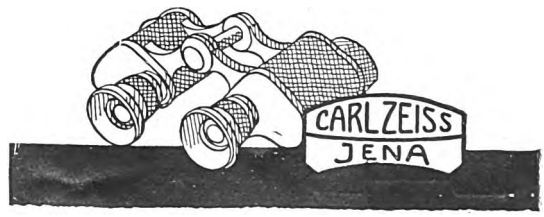
ZEISS Teletur 6fach **M. 110.-**
kleines, besonders leichtes Reiseglas mit Mitteltrieb

ZEISS Telita 6fach .. **M. 155.-**
Neues, flaches Glas mit Mitteltrieb (Siehe Bild)

Preise einschliessl. steifem schwarzem oder braunem Lederbehälter.

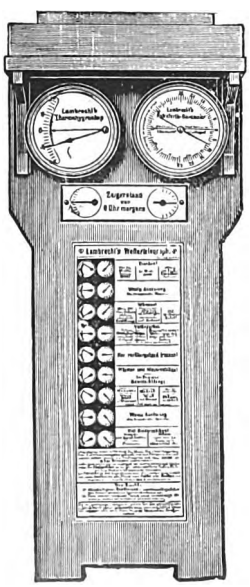
Bezug durch die optischen Fachgeschäfte

Illustrierter Auswahlkatalog T 1 kostenfrei von Carl Zeiss Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.



Digitized by Google

Katalog 112 kostenlos

Jedermann
sein eigener
Wetter-Prophet

mit
ORIGINAL LAMBRECHTS
Wetter-Telegraph
das einfachste Instrument zur Wettervorhersage
*
Prospekt Nr. 579
*
Wilh. Lambrecht A.-G., Göttingen

stärkste Note darstellen); die schönen Bildnisse von Corinth und Slevogt, eine meisterliche „Allee in Sacrow" von Liebermann; drei wunderbar ausgeglichene Figurenbilder von Karl Hofer; Landschaften von Heckendorf, Partikel und Joachim Ringelnatz (dem sonst als Dichter des Kuttel Daddeldu und etzlicher Turngedichte Bekannteren); und die beiden wichtigsten, weil aufrührerischsten und umstrittensten Bilder: Gert Wollheims toller „Abschied von Düsseldorf" und Otto Dix' grausiges greises „Liebespaar".

Die reichlich vorhandene Skulptur gibt wenig Anlaß zu Ruhm oder Tadel.

Dr. **Paul F. Schmidt.**

*

Lesefrüchte
aus neu erschienenen Büchern

Vom Kino in Chicago.

Von einer im Jahre 1923 ausgeführten Weltreise, die sie vielfach mit Vertretern naturwissenschaftlicher Fächer zusammenführte, berichten Hermann und Luise Thomas in einem bei Theodor Steinkopf, Dresden und Leipzig, erschienenen Buch „Weltwanderung zweier Deutscher". In Chicago haben sie auf den Besuch des alltäglich dort gefeierten „größten Schweineschlachtfestes der Welt" verzichtet und ihre Zeit den dortigen wissenschaftlichen Instituten gewidmet. Aber ihr Chicagoer Aufenthalt verzeichnet daneben auch noch den Besuch eines Kinos, der wesentlich zur Bereicherung ihres Wissens beitragen sollte; konnten sie doch als großes „Erlebnis" in ihrem Tagebuch verzeichnen, daß ein Toter — im Chicagoer Kino — erweckt werden kann! Es heißt da auf Seite 40:

Ein junger Mann, der des Mordes beschuldigt ist, wird zum Tode verurteilt und durch den Strang hingerichtet. Die Amerikaner lieben es, sich gruselig machen zu lassen, denn alle Einzelheiten der Vorbereitung zur Hinrichtung und diese selbst werden auf dem Filmstreifen veranschaulicht. Dabei muß man eine schauderhafte monotone Musikbegleitung durch ein Harmonium über sich ergehen lassen.

Es stellt sich heraus, daß der junge Mann unschuldig zum Tode verurteilt worden ist. Die hinterbliebene Braut des Toten ist untröstlich; sie erfährt, daß es ein Mittel gibt, einen Toten wieder ins Leben zurückzurufen. Sie eilt zu einem Arzt, der dieses Mittel kennt und anzuwenden versteht. Das Mittel heißt Adrenalin. Der Arzt erbietet sich, dem Toten Einspritzungen mit einer Adrenalinlösung zu machen. Das geschieht. Die Stelle, wo das Herz sich befindet, wird mit einem Registrierapparat, einem sogenannten Kymographion, verbunden, auf welchem beim Wiedereinsetzen der „Herzperistaltik" ein Zeiger eine Kurve zu zeichnen beginnt. An dem Ruhebett, auf das man den Toten gelegt hat, kniet die Braut, angstvoll auf das Kymographion blickend. Der Zeiger bewegt sich nicht. Das Publikum richtet gleichfalls, allmählich unruhig werdend, die gespannteste Aufmerksamkeit auf den Registrierapparat. Da plötzlich wird der Zeiger beweglich, er fängt an, sich langsam zu heben und zu senken, die Ausschläge werden immer größer, der Tote schlägt die Augen auf, die Braut ist hochbeglückt, und in den Armen liegen sich beide „und weinen vor Lust und Freude". Derartiges wird dem Unterhaltungsbedürfnis und der die Nerven auf-

Digitized by Google

peitschenden Aufregungssucht des amerikanischen Publikums zugemutet. In wissenschaftliches Gewand gehüllte Unmöglichkeiten, die von dem staunenden Publikum für bare Münze gehalten werden! —

Das alte Fräulein.

Allerlei drollige Erinnerungen veröffentlicht Rudolf Sendig in einem Büchlein „Im Hotel" (Georg Stilke, Berlin). Wir erfahren da die Zusammenstellung des Prunkmahls, das der rührige Hotelier nach der Première des „Rosenkavaliers" für Richard Strauß und seine Gäste anzurichten hatte, und anderes zum Fach Gehörende. Aber auch aus seinem Anekdotenschatz, der ihm für trübgestimmte Hotelgäste helfen mußte, gibt er einiges zum Besten. So z. B.:

Ein reiches Fräulein von 70 Jahren, das mit besonderem Schönheitssinn ausgestattet war, hatte den Wunsch, einst in einem schönen Sarg begraben zu werden. Es ließ den besten Architekten kommen und beauftragte diesen, eine Zeichnung anzufertigen und, wenn diese von ihr genehmigt sei, aus dem edelsten Holz den Sarg herstellen zu lassen.. Es geschah alles nach Wunsch, und der fertiggestellte Sarg wurde zur Besichtigung in ihr Haus gebracht. Die Dame fand alles geschmackvoll und gut und ließ nunmehr einen Tapezierer kommen, da sie auch in einem schönen Bett im Sarge ruhen wollte. Auch diese Anordnung wurde nach Wunsch ausgeführt, aber sie fand die weißen Atlaskissen zu kahl und zu kalt und teilte dies dem betreffenden Tapezierermeister mit. „Nun," sagte dieser, „da können wir ja das Kopfkissen mit Atlasschleifen verzieren, und zwar empfehle ich weiße zu nehmen, bei einer verheirateten Dame würde ja rosa geeigneter sein." Das alte Fräulein war dies zufrieden, und der Meister entfernte sich. Da die Dame aber sehr korrekt und wahrheitsliebend war, ließ sie den Tapezierer durch ihren Diener zurückrufen und sagte zu ihm: „Sie können doch ab und zu eine Schleife in Rosa nehmen."

*

Kunst und Kunstgewerbe

Ausnahmsweise kann sich auch der, der sonst von der Zweckmäßigkeit und Tiefsinnigkeit staatlicher Maßnahmen gerade keine absonderlich hohe Meinung hat, mit den staatlichen Bestrebungen, Akademie und Kunstgewerbeschule in Aufgabenstellung und Richtunggebung auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, ohne Vorbehalt einverstanden erklären. Ganz gewiß hat das Kunstgewerbe, die angewandte Kunst, eigene Gesetze, und nie und nimmer wird sich der „geborene" Kunstgewerbler dem Jünger der freien oder, wie sie sich gern nennt, der „hohen" Kunst nachordnen lassen. Gleichwohl aber ist unbestreitbar, daß aus dem Kunstgewerbe die entscheidenden Führer, die besten Kräfte und die wertvollsten Anregungen aus den Kreisen der freien Kunst kamen und auch in Zukunft kommen werden. Für die Angehörigen und für den in der Kunsterziehung stehenden Nachwuchs der freien Kunst aber bedeutet die Annäherung an das Kunstgewerbe, das mehr in den Notwendigkeiten des Lebens verankert ist, Gewähr wirtschaftlicher Sicherung und ungefährdeter Überleitung in bessere Zeiten. Was heute auf einem besonders wichtigen und lebensfähigen Gebiete der angewandten Kunst geleistet wird, nämlich auf dem Felde des Spielzeugs, das

In Apotheken und Drogerien erhältlich
Das Stück 75 Pfg.
*
Creme
Elcaya
das Pflegemittel
selbst für die zarteste Haut
JÜNGER & GEBHARDT, BERLIN

HEISSES
UND KOCHENDES
WASSER
FÜR
ALLE ZWECKE
DURCH
JUNKERS
WARMWASSERAPPARATE
UND BADEÖFEN
BEZUG NUR DURCH INSTALLATIONSFIRMEN
JUNKERS & CO. DESSAU

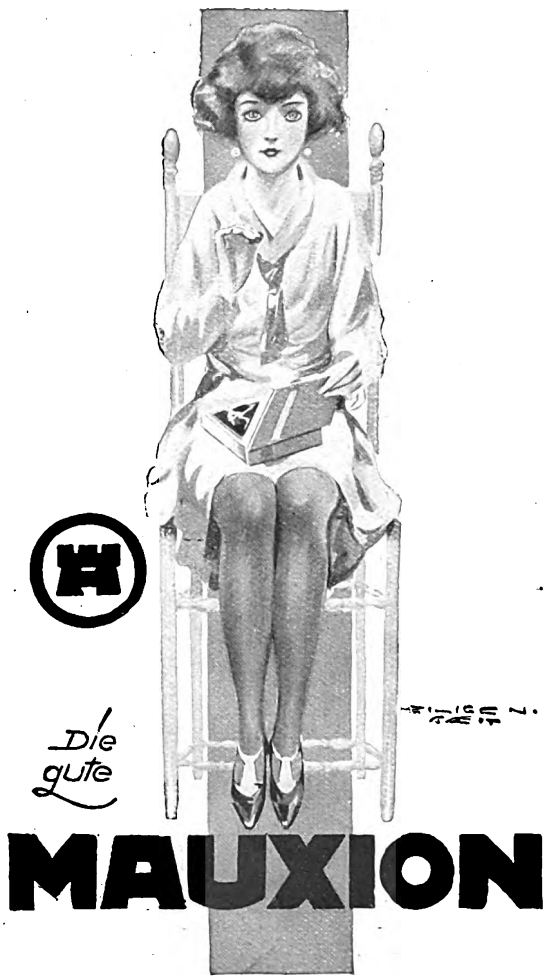
Digitized by Google

Digitized by Google

Der Beobachter

Von der Kölner Jahrtausend-Ausstellung

Aus der fast überreichen Fülle der Ausstellungs-Unternehmungen, in denen die rheinischen Städte Düsseldorf und Duisburg, Aachen und Essen, Elberfeld und Barmen, Mainz und Trier, in diesem Sommer miteinander wetteiferten, ragte die Kölner Jahrtausend-Ausstellung wie eine Fürstin hoch hervor. Hier sammelten sich die Zeugnisse rheinischer Kultur im ganzen Umkreis ihrer vergangenen und gegenwärtigen Äußerungen zu einem Dokument von gewaltiger, hinreißender Wirkung. Festlich und mit überwältigender Großartigkeit entrollte sich hier ein nie gesehenes Bild: die herrlichsten Schöpfungen der kirchlichen Kunst, die in mittelalterlichen Zeiten im deutschen Westlande blühte. Mit einer Freigebigkeit, auf die man kaum zu hoffen gewagt, hatten Kirchen, Klöster und Stifte ihre ehrwürdigen, seit Jahrhunderten mit unendlicher Liebe bewahrten Kleinodien hergeliehen. Was die Meister der Goldschmied-Werkstätten mit ihren Gehilfen in der Periode des romanischen und des gotischen Geschmacks für dies und jenes Heiligtum rheinauf, rheinab kunstreich gefertigt hatten, war nun einmal in einem Raum zusammengetragen. Ein wahrer Jubel von Gold und Filigran, von Edelsteinen und Bergkristallen, von farbig leuchtenden Schmuckgebilden in allen Techniken der Emaillemalerei und des Grubenschmelzens rauschte auf. Wirklich, es war, wie ein Redner in Köln sagte: Den Nibelungenhort schienen die Rheintöchter zurückgegeben zu haben. Von Xanten, der Heimat Siegfrieds, bis zu Worms, dem Sitz der Burgundenkönige, hatten die Städte und Ortschaften am Rhein dazu beigesteuert. Die großen Reliquienschreine, von dem Heribertschrein der Benediktiner-Abtei zu Deutz, der um 1160 entstand, bis zum Schrein des heiligen Suitbertus in Kaiserswerth, der 1265 vollendet ward, zogen die Linien einer Höhenentwicklung deutscher Kunstfertigkeit, die in der Geschichte nicht ihresgleichen hat. In ihrer Mitte thronte gar, zum ersten Male aus der Schatzkammer des Domes entlassen, die Prachttumba des Kölner Dreikönigen-Schreins. Rings zog sich mit einem Glanz, der das Auge fast blendete, ein Reigen von Monstranzen und Kreuzen, von silbernen Reliquiarbüsten und kostbaren Tragaltärchen, der allein für sich unabschätzbare Werte darstellte. Im Nebensaal brachte ein zweites Ereignis, das man niemals für möglich gehalten hätte, die Kunstfreunde der ganzen Welt aus dem Häuschen: Stephan Lochners Dombild hatte die dunkle Chorkapelle verlassen und offenbarte im hellen Licht des Tages seine zauberhafte Anmut — offenbarte freilich auch die Spuren der gutgemeinten Restauratorenarbeit des 19. Jahrhunderts, die nun, dem Dämmer des Domes entrückt, ertappt wurde! Der Reiz dieser Darbietungen war so groß, daß die Besucher fast vergaßen, zum Obergeschoß der riesenhaften Messe-Halle am Rheinufer emporzusteigen, wo nun die andere Seite des rheinischen Wirkens, die ungeheuren Leistungen der technischen und maschinellen Kultur, sich imponierend entfalteten. Mit Staunen überblickte man den unermeßlichen Um-



Digitized by Google

Erfrischend und nervenstärkend wirkt das

Balsamana

Kopfwasser

der

Parfümerie Minaret

C. H. Oehmig-Weidlich, Zeitz

*

Weitere Balsamana-Spezialitäten:

Glyzerin-Honig-Gelee
*Brillantine * Hautcreme*
*Haaröl * Puder*
Toilette-Seife
Rasier-Seife

Kassetten in vornehmer Aufmachung

fang Werte schaffender Arbeit, die in diesem deutschen Bezirk seit einem Jahrhundert zu Hause ist und dem Rheinland sein neues, modernes Antlitz verliehen hat. „Das ist unser Dreikönigs-Schrein," sagte mir der Leiter dieser Abteilung, wobei er lächelnd, aber auch ein wenig neidisch an das Gedränge um den Haupttrumpf des Kunstreviers der Ausstellung dachte — und wies dabei auf den ersten „Atmosphärischen Motor", den Otto und Langen im Jahre 1867 konstruierten, und der nun gleichfalls hier sich präsentierte, den ersten Gasmotor der Welt, den Ahnherrn aller Daimlers und Diesels und der sonstigen Herrschaften dieser erlauchten Familie, die einen Umschwung ohnegleichen in unserer Zivilisationswelt herbeigeführt haben. So spannte sich in Köln der Bogen: von den Denkmälern der ottonischen Epoche bis zu den Wundertaten der mechanisierten Welt von heute. Wahrlich, der Ablauf eines Jahrtausends, an seinen glorreichsten Schöpfungen dargetan. Dr. M. O.

Chor-Gastspiele in Deutschland

Mitten hinein in die grauenvollen Verzerrungen des Rhythmus, die der Hexensabbat der amerikanischen Tanzmusik in unsere Ballsäle und Operettenhäuser trug und gar weiter noch in die ernsten Konzertstätten tragen will, mitten hinein in die Überladung der modernen Orchester mit raffiniert erklügelten Klangkombinationen durch Einführung neuer Lärm- und Quietschinstrumente, mitten hinein in die aufgeregte Hast der jüngsten Komponistenschule, die alle Gesetze der musikalischen Architektur durch das Feldgeschrei der Atonalität in Grund und Boden schmettern will, tönt ein ernster, stiller, besinnlicher Klang. In Kirchen, Theatern, Konzerthäusern und Festsälen treten große, altberühmte Chöre auf, zeigen die Schulung der Menschenstimmen im natürlichen Zusammenklang, erzwingen der Kulturarbeit von Jahrhunderten auf volksmusikalischem Gebiet die Aufmerksamkeit, die Achtung, die Bewunderung von Hörerscharen, die fast schon im Begriff waren, jede Fühlung mit dem Geist der klassischen Arbeit zu verlieren.

Die starke vaterländische Bewegung, zu der ein unversöhnlicher, machthungriger, siegestrunkener Gegner das gedemütigte deutsche Volk immer wieder aufpeitscht, hat den Boden vorbereitet. Die Ostpreußen und die Saarländer, die Schlesier, die Österreicher und die Rheinländer schicken ihre Männerchöre ins Reich und lassen ihre alten Heimatslieder als Treuegruß vor den deutschen Brüdern und Schwestern erklingen. Im deutschen Lied, das nie so stark war wie in der Zeit, in der unser Volk unterm Joch des Korsen seufzte, lernen alle Stämme wieder sich verstehen. Kein Riesenorchester ist imstande, so tief, so packend und zündend auf eine zu Andacht, Protest oder Erhebung versammelte Volksschar zu wirken wie ein gemeinsam gesungenes Lied. Volksgesang aber setzt stets gesunde Gesetze der Stimmführung, des Rhythmus und der Harmonie voraus; alle ungesunde Künstelei rächt sich sofort, wenn die Stütze des Instrumentalkörpers fehlt. Die Goldprobe ist und bleibt der a capella-Gesang.

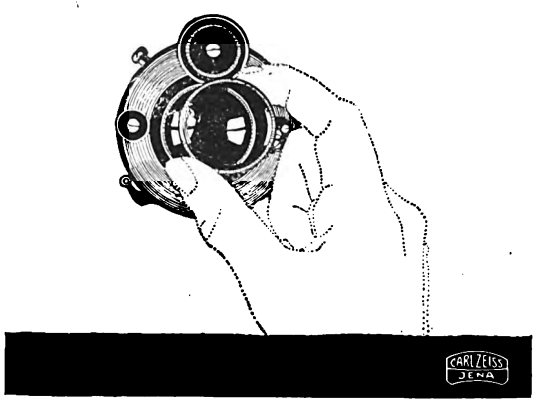
Die Schönheit des polyphonen Chorgesangs war bei uns Jahrzehnte lang nicht mehr genug gewürdigt worden. Die Liedertafelei mit den ewig sich wiederholenden, seit Mendelssohn und Silcher so stark abgebrauchten Klangbildern hat dem Männergesang nicht allein wegen gewisser

Digitized by Google

spießbürgerlicher Begleiterscheinungen eine oft fast ans Komische streifende Note verliehen. Er drohte mehr und mehr zur Vereinsangelegenheit zu werden. Der Kirchengesang wurde ernstlich nur dann gepflegt, wenn sich's um die Einstudierung einer der großen Messen oder Oratorien der klassischen Literatur handelte. Die kleinen Gemeindechöre, die noch den a capella-Gesang pflegten, waren schon stolz und glaubten Vorbildliches zu leisten, wenn sie an den hohen Festtagen ihre paar Paradestücke vorführen konnten. Da durfte Palestrinas „O bone Jesu" nicht fehlen (das aber gar nicht sicher von Palestrina stammt) und etwa Mozarts „Ave verum". Die Größe und Gewalt, den Reichtum und Glanz des vielstimmigen a capella-Gesangs des 16. Jahrhunderts hat die durch viele deutsche Städte reisende Sixtinische Kapelle erwiesen. Aus den besten Sängern der Sixtina San Pietro, des Laterans und der Santa Maria Maggiore hat der Kapellmeister von San Giovanni im Lateran, Monsignore Raffaele Casimiri, einen Chor zusammengestellt — etwa 35 Männer und 25 Knaben —, der mit dem Vortrag der jahrhundertealten Kirchenchöre geradezu überwältigende Eindrücke hinterließ. Die Werke Palestrinas, des Italieners, Vittorias, seines spanischen Zeitgenossen, und des Flamen Firmin le Bel stehen in den alten Kirchentonarten, die den Leitton nicht kannten, auch keinerlei Vorzeichen, die also, wenn das Stück mit D begann und schloß (dorisch) oder mit E (phrygisch), mit F (lydisch), mit G (mixolydisch), den Halbton nicht zwischen der zweiten und dritten Stufe wie bei unserer Molltonart oder zwischen der dritten und vierten Stufe wie bei unserer Durtonart hatten. Die Fremdheit dieser Skalen überrascht das moderne Ohr, aber es gewöhnt sich gern daran, eine gewisse Feierlichkeit, ja Heiligkeit ist damit verbunden. Nur muß man sich die Schönheit dieser ausgesuchten Stimmen, die vornehme Gesangskultur dieser auf ältester Tradition weiterschaffenden Musikervereinigung hinzudenken — und die exakte Chordisziplin eines Dirigenten, dessen Handzeichen (einen Taktstock benutzt Casimiri nicht) mit Blitzesschnelle von jedem einzelnen Sänger erfaßt werden. Schon immer war Italien besonders reich an hellen, hohen Tenören, auch die zahlreichen offenen Vokale der musikalischeren Sprache begünstigen ja den Chorklang, aber das Vorbild solch vollendeten a capella-Gesangs könnte doch auch in Deutschland in beiden christlichen Kirchen neuen Mut und neuen Schuleifer wecken, um von der alten klassischen Kunst aus den Chorgesang weiter Kreise, den echten Volksgesang zu heben.

Gewiß ist in den „besseren" Wandervogelkreisen und anderwärts ein Streben zu merken, das auf die Wiederbelebung guter, alter Volkslieder und Reigen hinzielt. Aber es fehlt da doch überall der ernste Fleiß, die strenge Disziplin, wie sie etwa jene Volkschöre zeigten, deren Gastspiele dem der Sixtinischen Kapelle folgten: der Don-Kosaken-Chor, der meisterlich kultivierte finnische Chor „Suomi Laulu" und selbst der Negerchor der christlichen Jubiläumssänger, der jetzt, vierzig Jahre nach seinem ersten Besuch in Deutschland, wieder seine süß-melancholischen Gottesslieder hier hören ließ. Die prachtvollen Leistungen unserer großen Männerchöre in allen Ehren — ob sich's um Köln oder Wien oder Berlin handelt —, aber so schlackenlos ausgeglichenen Chorgesang, wie ihn uns diese Gastspiele vorführten, bietet keine unserer berühmtesten und gefeiertsten Vereinigungen.

Musikalisch am reichsten und vielseitigsten ist



Bei einer Kamera mit langem Auszug und Zeiss Tessar lässt sich die Brennweite des Objektives durch einfaches Vorstecken von Zeiss Distarlinsen nach Bedarf verlängern. Das gestattet vor allem, die Figuren viel grösser auf die Platte zu bannen, als mit der kürzeren Brennweite möglich ist, und man bekommt eine viel grössere Freiheit in der Wahl des günstigsten Bildausschnittes, der besten Perspektive zur Erzielung schöner künstlerischer Bildwirkung.

ZEISS
Distarlinsen

machen das Tessar zum Satzobjektiv und so zum Universal-Objektiv im vollsten Sinne des Wortes.

★

Jedes Photo-Fachgeschäft
gibt gerne Auskunft und zeigt Vergleichsbilder. — Prospekt PD 1 kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

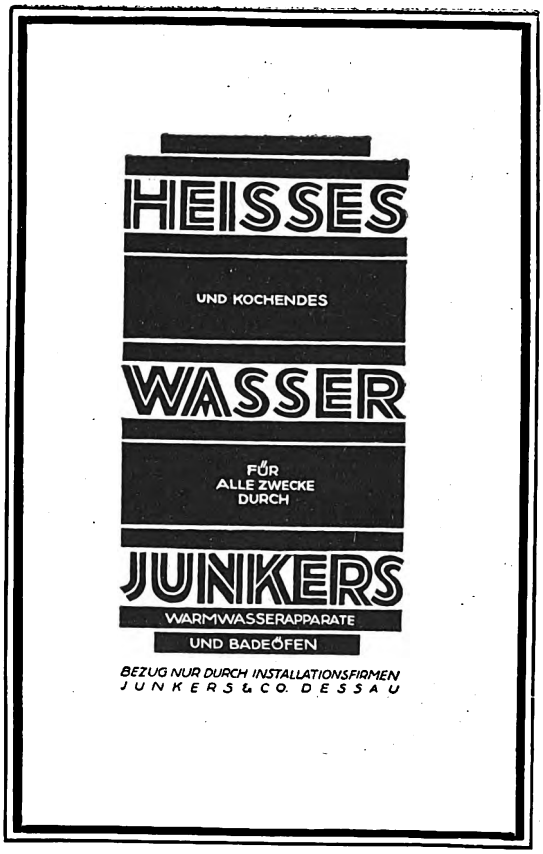
der erste Prolog wohlweislich gestrichen, Fausts Ende neugestaltet: Busonis Faust wird weder verdammt noch erlöst, sein Körperliches erlischt, aber sein Wille lebt fort. Gleich die orchestrale Einleitung (Ostervesper und Frühlingskeimen) mit ihrem Glockengeläut und dann die beiden Vorspiele im Studierraum des Alchimisten führen in eine geheimnisvolle Welt. Drei Krakauer Studenten überreichen ihm das Zauberbuch, Flammenzungen schweben im Raum, Geister werden beschworen, und als sechster, letzter offenbart sich Mephisto, dessen er sich nun, aus dem schützenden Kreis getreten, nicht mehr erwehren kann. Die Beschwörungsszene erreicht den Gipfel, wenn zugleich mit dem Pakt fromme Ostergesänge hinter der Bühne ertönen und alle Herrlichkeit des 16. Jahrhunderts erwacht. Diese Stelle — für mein Empfinden der musikalische Höhepunkt des Ganzen — konnte nur ein Berufener schreiben! Das durch den instrumentalen „Cortège" eröffnete Hauptspiel, das Gartenfest in Parma, leitet dann in die Welt der Wirklichkeit über, und doch fehlt auch hier das phantastische Element nicht: Faust ruft kraft seiner Zauberkunst biblische Gestalten und gewinnt so die Liebe der Herzogin, die sich ihm an dem Tage, der sie dem Herzog verbinden sollte, ergibt. Und im Schlußbild erhebt sich an Stelle ihres toten Kindes ein nackter Jüngling, der den Blütenzweig in der Hand durch nächtlichen Schnee der Stadt, dem Leben zuschreitet — sinniges Symbol der Wiedergeburt. — Dem Freilauf der Phantasie eint sich überall ein entschiedener Formwille, es gibt „Nummern", wie die entzückende Serenade der Wittenberger Studenten oder die balladenhafte Weise des Kuriers Mephisto, der in mannigfachen Verkleidungen auftritt (als Nachtwächter, als Beichtvater gegenüber dem Soldaten, „des Mädchens Bruder"). Im Kolorit, das Busonis Begeisterung für Berlioz verrät, fällt außer den seltsamen Helldunkel-Farben, die uns von seiner Palette immer bekannt waren, die ausgiebige Verwendung der Orgel und der Chöre auf, die das Werk stellenweise zu einem Mysterium machen. Seine an Bach innig gepflegte kontrapunktische Kunst aber bewährt sich in der Kellerszene der zechenden Studenten, wo beim Disput der Protestanten und Katholiken Lutherlied und Tedeum gegeneinander fluten.

Dr. J. S.

Lesefrüchte

Die Förderung der Qualitätsarbeit.

Ein Handbuch für Industrielle, Kaufleute und Gewerbepolitiker nennt Dr. Günther Frh. von Pechmann sein in der Frankfurter Sozietäts-Druckerei erschienenes Buch „Die Qualitätsarbeit", das viel beachtenswerte Ausführungen enthält. Schließlich geht der Verfasser auch auf die Aufgaben des Reichskunstwarts ein und meint, diese Einrichtung könne noch viel tiefer gehende Wirkungen ausüben, wenn sie auch bei den einzelnen Ländern und in den größeren Stadtverwaltungen geschaffen würde ... „Die geschichtliche Entwicklung Deutschlands hat dazu geführt, daß die wesentlichsten Aufgaben kultureller Art bei den Ländern liegen; hier sind auch alle die Anstalten vorhanden, welche bei zielbewußter Zusammenfassung ihrer Bestrebungen durch eine mit besonderem Auftrag ausgerüstete Persönlichkeit zu größter Wirksamkeit entfaltet werden könnten. Ohne Zusammenfassung werden zahllose Kräfte vergeudet und in Teilerfolgen verzettelt, und das um so mehr in einer Zeit, in der die traditionelle Pflege kultureller Angelegen-



Verlangen Sie kostenlos die „Perutz-Mitteilungen"!

Otto Perutz, Trockenplattenfabrik
München *G. m. b. H.*

Digitized by Google

Für die Schule!

BLEYLE'S

Knabenanzüge
Sweater für Knaben u. Mädchen

Flott — vornehm — dauerhaft

Achten Sie beim Einkauf auf obige Schutzmarke!

Nächstgelegene Verkaufsstelle wird bereitwilligst mitgeteilt durch die Fabrik Wilh. Bleyle, G. m. b. H., Stuttgart W 4

Die gute Naumann

AKTIENGESELLSCHAFT VORM.
SEIDEL & NAUMANN DRESDEN

Katalog 112 kostenlos

heiten durch ein Fürstenhaus entschwunden ist. Man muß sich beim Reich, in den Ländern, in den Gemeinden und in der breiten Öffentlichkeit darüber klar sein, daß es sich bei der Frage der Förderung der Qualitätsarbeit um eine Angelegenheit handelt, die das Leben der ganzen Nation angeht. Nach den Zerstörungen des Krieges und der Unterwerfung des deutschen Volkes unter das Machtgebot der Siegerstaaten ist es die Voraussetzung für ein neues, lebenfähiges Staatsgebilde, daß ein einheitlicher Formwille die ganze Nation beseelt und in allen ihren Lebensäußerungen Gestalt gewinnt. Was formlos ist, zerfällt und vergeht; was sich in edler, durchgeistigter Form über die Materie erhebt, ist von Dauer. Das gilt für die einzelnen Schöpfungen der Menschen wie für das große Werk eines ganzen Volkes, den Staat."

Über Buch-Illustrationen.

Soeben hat der Verlag Cotta aus dem umfangreichen Handschriften-Material seines Archivs eine Sammlung der wertvollsten Briefe aus dem Zeitalter Goethes und Napoleons — 1794 bis 1815 — erscheinen lassen, herausgegeben von Maria Fehling, eine Sammlung, die mehr gibt, als einen Einblick in die Beziehungen zwischen Autor und Verleger. Der stattliche Band enthält viel Unbekanntes und Unveröffentlichtes von Männern und Frauen des geistigen und politischen Deutschlands jener Epoche. Man könnte Hunderte von geistreichen und bezeichnenden Aussprüchen anmerken, die ein Schlaglicht werfen auf literarische und persönliche Beziehungen, auf Gesellschaft, Buchhandel, Theater und Sittenverhältnisse. Eine kleine Nebenbemerkung Goethes sei da herausgegriffen, der bei der Vorbereitung der „Faust"-Ausgabe an seinen Verleger Cotta (Jena, den 25. November 1805) schreibt:

„Den Faust, dächt' ich, gäben wir ohne Holzschnitte und Bildwerk. Es ist so schwer, daß etwas geleistet werde, was dem Sinne und dem Tone nach zu einem Gedicht paßt. Kupfer und Poesie parodieren sich gewöhnlich wechselsweise. Ich denke, der Hexenmeister soll sich allein durchhelfen."

Die jungverstorbene Malerin Paula Modersohn-Becker, die zu Lebzeiten kaum verstandene, jetzt erst ganz allmählich zu starkem Nachruhm aufwachsende, urteilte ähnlich. In Kurt Wolffs Verlag sind ihre Briefe und Tagebuchblätter, herausgegeben und biographisch eingeführt von S. D. Gallwitz, erschienen. Die Lauterkeit des Menschen, die Ehrlichkeit des ringenden Künstlers, die innere Zartheit, ja Zärtlichkeit der als herb und egoistisch beurteilten Frau bekunden diese Aufzeichnungen, die zu den schönsten Memoirenwerken der neuesten Zeit gehören, in ergreifender Weise. Zu den tiefen Erlebnissen ihrer Worpsweder Zeit gehört die Bekanntschaft mit den Werken J. P. Jacobsens. Sie hat „Marie Grubbe" gelesen und die ersten sechs Novellen. Nun schreibt sie:

„Mit dem Niels Lyhne warte ich noch ein paar Tage. Ich finde, man darf solche Bücher nicht so schnell nacheinander lesen. Daß Vogeler den Jacobsen illustriert, wundert mich. Wohl kann ich mir denken, daß es ihn reizt, all die vielen Bilder, die in seinem Innern erweckt sind, niederzuschreiben. Aber ich finde, selten bedarf ein Dichter weniger der Illustration als Jacobsen. Ich finde es auch tausendmal künstlerischer, im Sinne des Dichters, wenn man das Bilden der Phantasie des einzelnen Individuums überläßt. Ich freue mich jedoch auf die Sachen schon. In ihrer Art, als Kunstwerk für sich, unabhängig von dem Buch, sind sie gewiß bezaubernd."

Digitized by Google

39. Jahrg. / August 1925 / 12. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

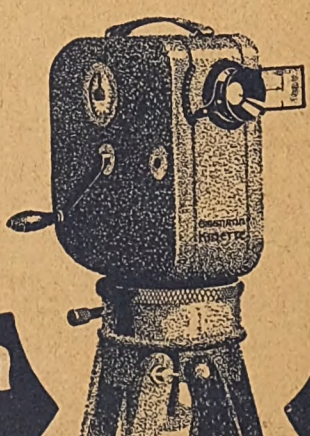
SEP 9 1925
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google

Glücks-Klee-Butterkeks

KRIETSCH-WERKE / WURZEN i/SA.



ERNEMANN

KINETTE

KLEIN-KINO-CAMERA

Klein - leicht - einfach in der Handhabung

Ernemann - Optik bis **1 : 2,0**

Der ständige Begleiter des Kino-Amateurs

auf Reisen und Ausflügen. Unentbehrlich bei Familien-Festlichkeiten usw. — Druckschriften kostenfrei durch die Händler oder auch direkt.

ERNEMANN-WERKE A.-G. DRESDEN 169

Digitized by Google

Der 40. Jahrgang von Velhagen & Klasings Monatsheften

beginnt mit dem in den nächsten Wochen erscheinenden Septemberheft. Die Zeitschrift hat das Glück, frisch und jung geblieben zu sein. Auch heute noch zieht sie Jugend und Alter in gleicher Weise an. Sie hat sich nie den Narrheiten der Tagesmode unterworfen, aber sie ist immer modern gewesen. Sie hat die Achtung vor den Überlieferungen unserer Geschichte, unserer Kunst, unserer Geselligkeit nie vergessen, aber sie war sich auch stets bewußt, daß sie in der Gegenwart und für die Zukunft zu leben hat. Wir bitten unsere Leser und Freunde, den neuen Jahrgang bald zu bestellen, denn bei der immer über Erwarten wachsenden Auflage ist die

Nachlieferung einzelner Hefte so gut wie unmöglich.

An erzählenden Beiträgen bringt das erste Heft des neuen Jahrgangs außer einer atemlos jagenden „Afrikanischen Novelle" von dem schnell in die erste Reihe unserer Dichter gerückten Frank Thieß und einem septembersonnigen „Traum in den Herbst" von Horst Wolfram Geißler, den ersten Teil des neuen großen Romans

„Frau Vieta" von Ernst Zahn,

ein Werk, das sich an die unvergeßlichen Schöpfungen des schweizerischen Meisters würdig anreiht. Das künstlerische Gepräge geben dem Heft zwei wundervolle, farbenprächtig illustrierte Aufsätze. Prof. Dr. F. Wichert schreibt über

Max Slevogt, den Klassiker des deutschen Impressionismus,

Prof. Dr. E. Renard entwirft ein kultur-, kunst- und kirchengeschichtlich gleich fesselndes Bild von

Kurfürst Clemens August, kölnischem Erzbischof und Kunstmäzen.

Unter den übrigen zahlreichen Beiträgen des Heftes seien erwähnt die von Künstlerhand (E. Thöny und W. Wellenstein) illustrierte „Reise durch die Luft" von Heinz Grevenstett, die begeisternde „Rheinweinwanderung" von Josef Winckler, dem Dichter des „Tollen Bomberg", die aufschlußreiche Betrachtung des „Aufwertungsproblems" von Prof. Dr. Max J. Wolff und die Bücherschau von Karl Strecker. Ferner Kunstbeilagen nach Werken von Amiet, Simon, Orlik, Groeber, Seeger u. a.

Digitized by Google

An unsere Bezieher!

Mit diesem Hefte (12) ist der 39. Jahrgang 1924/1925 abgeschlossen.

Zum Einbinden stehen die gewohnten, geschmackvollen Einbanddecken in roter Leinwand zur Verfügung. Wir bitten, sich dafür des untenstehenden Bestellzettels bedienen zu wollen.

Einbanddecken-Bestellzettel:

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung

.....

.....

zu

Velhagen & Klasings Monatsheften

39. Jahrgang 1924/25

1 Einbanddecke zu Band I (Heft 1– 6) Mk. 2.–
1 desgl. zu Band II (Heft 7–12) Mk. 2.–

(Nichtgewünschtes bitten wir durchzustreichen!)

Name: .....

Wohnung: .....

Digitized by Google

Ferien-Aufnahmen
nur mit erstklassigem zuverlässigen Material, also mit
GOERZ
Kamera u. Tenax-Film

Bezug durch
die Photohändler.

Prospekt
kostenfrei!

Optische Anstalt
C. P. Goerz A. G.,
Berlin-
Zehlendorf C 39

Für den zarten Körper

„Uralt Lavendel"
Seife

Denn der milde, weiche Schaum der
„URALT LAVENDEL-SEIFE"
ist eine Wohltat für die empfindliche Haut

Der köstlich erfrischende Duft des
„URALT LAVENDEL-WASSERS"
zeichnet diese feine Toiletteseife aus

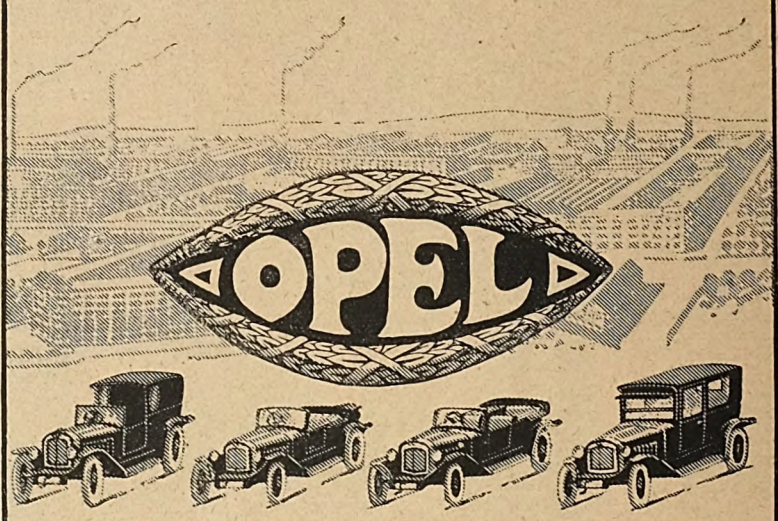
Großes Stück M. 1.– / Kleines Stück M. 0.25
Überall erhältlich

„Uralt Lavendel" **„Uralt Lavendel"**
-Wasser

-Rasierseife -Badesalz
-Kopfwasser -Duftsalz

Gustav Lohse Berlin
GEGRÜNDET 1831

Digitized by Google



4 PS **4 PS**

Der deutsche Wagen

Zweisitzer	M. 3850
Dreisitzer	„ 4600
Limusine	„ 5300
Lieferwagen	„ 4200

Die Preise verstehen sich ab Werk Rüsselsheim a. M.

Die Wagen sind ausgestattet mit fünffacher Ballonbereifung, elektr. Licht, elektr. Anlasser, elektr. Signal, Kilometerzähler u. Geschwindigkeitsmesser.

Die Serienfabrikation der FIRMA ADAM OPEL, in Verbindung mit den rationellsten Arbeits-Methoden, einen für deutsche Verhältnisse beispiellosen Park der ausgesuchtesten Werkzeugmaschinen, unter sorgfältigster Auswahl des verwendeten Materials, gewährleistet höchste Präzision sämtlicher Teile und eine bisher unbekannte Vollendung des fertigen Produktes.

Alle 4 Minuten und 50 Sekunden verlässt ein fertiger Wagen das Werk.

Adam Opel, Rüsselsheim a. Main

Fahrräder- und Motorwagenfabrik

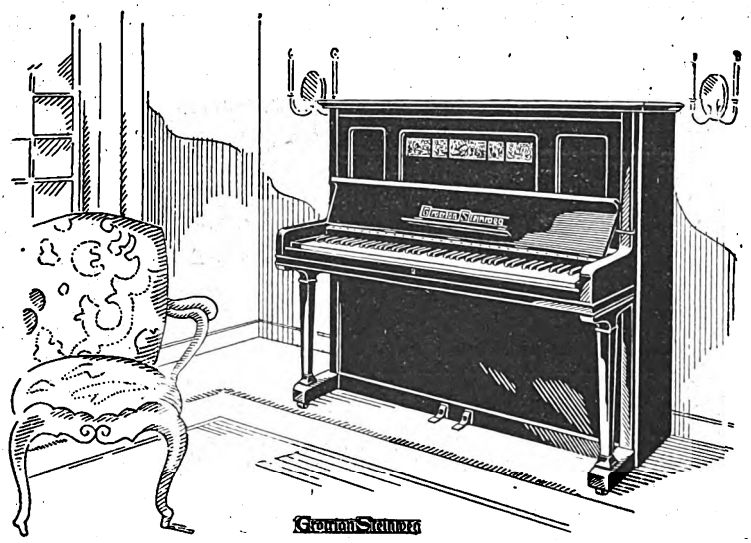
Digitized by Google

KRAFT UND STEUDEL
FABRIK PHOTOGRAPHISCHER PAPIERE
G.M.B.H. DRESDEN

KSt

CELLOFIX- selbsttonend
SIDI- **Gaslicht** (Hart und normal)
die zuverlässigsten Photopapiere für Amateure

„ELEPHANT"-TONBAD
für Gaslichtpapiere, in 7 Minuten: prächtige Sepiatöne



Grotrian Steinweg

Grotrian Steinweg

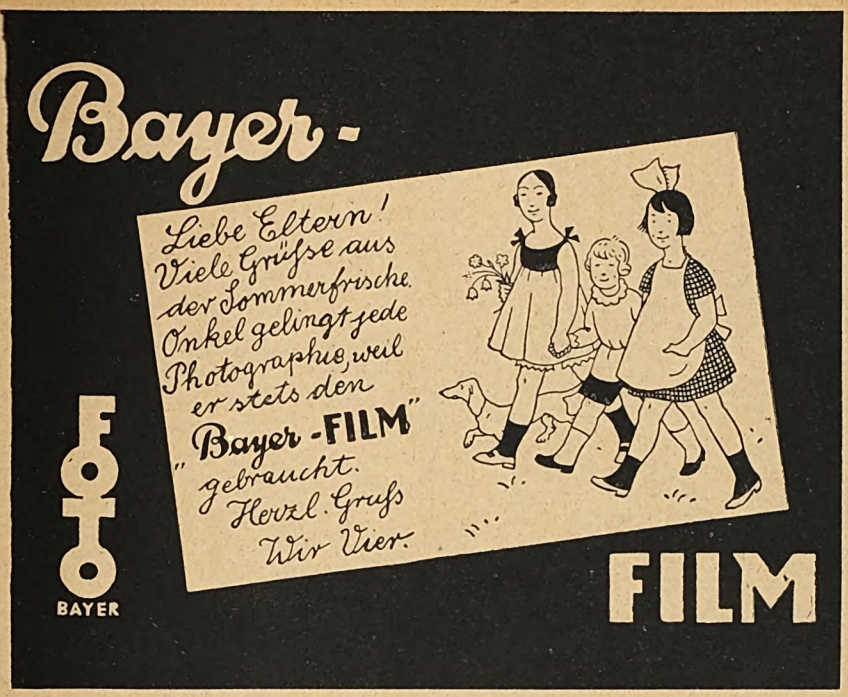
Flügel Pianinos

Fabrik in Braunschweig

Digitized by Google

J. A. HENCKELS ZWILLINGSWERK SOLINGEN
FABRIK FEINSTER STAHLWAREN
mit der bekannten Zwillingsmarke Volle Gewähr für jedes Stück
Hauptniederlage: BERLIN W. 66, LEIPZIGER STRASSE 117/118
Eigene Verkaufs-Niederlagen: Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I

Digitized by Google



Der Kauf von Wertgegenständen ist Vertrauenssache; die gute Kamera ist gleichfalls ein Wertgegenstand. Der Name ***„Rietzschel"*** *verbürgt Wertarbeit und geniesst Vertrauen.*

Darum nur eine echte ***Rietzschel-Kamera!***

Allen Sportsleuten, Bergsteigern und Hochtouristen

Sanatogen

Erhöht die Spannkraft des Körpers und der Nerven wie die Leistungsfähigkeit des Herzens. — Über 24000 schriftliche Gutachten namhafter Ärzte! Kapitän J. Noël, Teilnehmer der letzten englischen **Mount-Everest-Besteigung,** schrieb unter dem 24. November vorigen Jahres aus London:

„Während der Expedition habe ich viel **Sanatogen** gebraucht und fand darin ein **ausgezeichnetes Kräftigungsmittel.** Bei großen Höhen — 23000 Fuß über dem Meeresspiegel — und bei außergewöhnlichen Anstrengungen **erhöhte** Sanatogen unsere **Widerstandskraft** in unschätzbarer Weise."

Probe und aufklärende Druckschrift über Sanatogen auf Wunsch kostenlos und postfrei (ohne Verbindlichkeit) durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

In allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

Digitized by Google

DIE FREUDE DER HAUSFRAU

ist die Freude und der Frieden des Hauses.

GÖPPINGER METALLWAREN

sind eine tägliche Freude der Hausfrau.

WÜRTTEMBERGISCHE
METALLWARENFABRIK

Zweigniederlassung

GÖPPINGEN

Digitized by Google

Jede Mahlzeit sei ein Fest!

Dieser Spruch eines großen und ernsten Arztes soll nicht das Essen zur Lebensaufgabe machen, sondern uns lehren so zu essen, daß wir die Aufgaben unseres Lebens erfüllen können. Was danken wir alles ungeeigneter Nahrung: schlechtes Aussehen, Magenstörungen, Uebellaunigkeit, mangelhafte Leistungsfähigkeit, schlechten Schlaf usw. Auch bei der Nahrung ist, wie überall, die Qualität die Hauptsache nicht die Quantität. In diesem Sinne bedeutet eine Tasse Ovomaltine ein Fest für Mund und Magen. Hochwertig, leicht verdaulich, angenehm von Geschmack, führt sie dem Körper die geeigneten Nährstoffe zu, ohne die Verdauungsorgane zu überlasten. Ovomaltine wird auch vom empfindlichsten Magen gut vertragen. Sie mundet Allen, wird leicht und vollständig verdaut und schafft die Kraft und die Ausdauer wie sie unser modernes Erwerbsleben verlangt.

Machen auch Sie Ihr Frühstück mit einer Tasse Ovomaltine zu einem Fest.

OVOMALTINE

stärkt auch Sie!

Ovomaltine ist rasch bereitet: Man streut 2 Teelöffel voll in eine Tasse trinkwarme Milch und das Nährgetränk ist fertig. **Deshalb eignet sich Ovomaltine auch für Ausflüge und Touren.**

Zur ersten Probe beliebe man ein Muster (gratis) unter Bezug auf diese Zeitschrift zu verlangen.

In Büchsen 2.70 und 5.— Mk. erhältlich in Apotheken und Drogerien.

Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen, Rheinhessen.

Digitized by Google

Wasche mit „Volldampf“!

Johns „Volldampf“-Waschmaschine spart gegenüber anderen Waschmethoden bis zu 75% an Zeit, Arbeit und Kosten und behandelt die Wäsche viel schonender als die beste Waschfrau. / Ausf. Druckschriften Wm 7.13 u. Bezugsquellennachweis kostenlos von

J. A. John A.-G., Erfurt

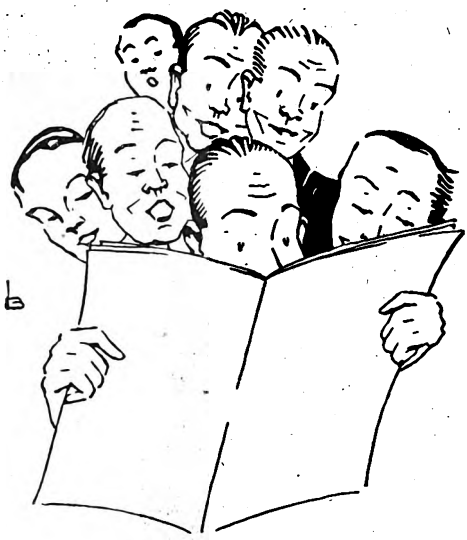
KALODERMA-SEIFE eine hochwertige Toilette-Seife von angenehm erfrischender Parfümierung. Preis: Das Stück Mk. —.70, die Schachtel zu 3 Stück Mk. 2.—.

KALODERMA-GELEE zur Erhaltung einer jugendlich straffen u. gegen Witterungseinflüsse widerstandsfähigen Haut. Preis: Die Tube Mk. —25, —.50 und 1.—.

KALODERMA-REISPUDER schmiegt sich der Haut vollkommen an u. verleiht ihr einen diskret matten Schimmer. Preis: Die Schachtel Mk. —.65 und 1.25.

KALODERMA-TALKPUDER feinster antiseptischer Toilette-Puder in oval-flacher Metall-Streudose. Preis: Die Dose Mk. 1.—.

Digitized by Google



Lesen Sie die

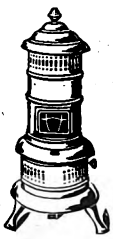
Agfa-Photoblätter!

Sie finden darin immer neue Anregungen zum Photographieren, belehrende Aufsätze erster Fachleute, reiche Auswahl interessanter Amateur-Aufnahmen, Bilderkritik, Behandlung von Misserfolgen und ihre Ursachen; kurz, Sie lernen daraus wie man gute Bilder macht.

Preis
20 Pf.
die Nummer

Probenummer gratis!

Propaganda-Abtlg. **Agfa** *Berlin SO 36*



Marke „Turm“

Petroleum-Heizöfen.

Brennen ohne Geruch, ohne Rauch, ohne Abzug. Starke Heizkraft, geringer Petroleum-Verbrauch! Keine Gefahr oder Explosion!

Zu haben in einschlägigen Geschäften, wenn nicht erhältlich, wende man sich an:

Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G.m.b.H.
Bergedorf 29 bei Hamburg.

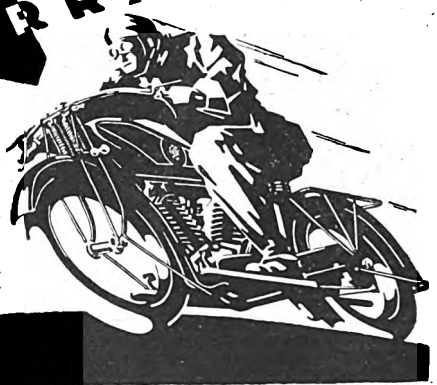
Deutsche „Iris“ Perlen
Syntet. Edelsteine

der vornehme, vollendete Schmuck.
Die große Mode! Katalog auf Wunsch!

„TOGA“ MÜNCHEN
Neuhauser-Straße 24|9

NSU MOTORRÄDER

Unsere Sportmodelle befriedigen durch erhöhte Schnelligkeit ein gesundes Sportbedürfnis des Motorradfahrers. Die gute Konstruktion gestattet dem Besitzer, sich an Prüfungsfahrten auf längsten und schwierigsten Strecken mit Erfolg zu beteiligen. Aber auch im täglichen Gebrauch des Motorrades verbürgt die Bauart eine absolute Betriebssicherheit und Leistungsfähigkeit von langer Dauer.



NECKARSULMER FAHRZEUGWERKE A.-G.-NECKARSULM

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Altenburg / Thür. ✶ **Töchterheim Grawitter.**
Grdl. Ausbild. i. Wissensch., Haushalt u. Gewerbe. Eig. Landh. — Näh. d. d. Vorst. **Ch. Wiedemann.** ADT

Bad Reichenhall Vornehm. Töchterheim. Gelegenh. z. wissensch., hausw., gesellsch. Ausb., zu Sport, Erholg. Nur 4-5 Töcht. best. Fam. Sonn. Lage. Beste Verpfl. Allererste Ref. **Frau Ada Wichterich,** Villa v. Mann.

Dresden-A. Strehlener Strasse 54, Villa. Tel. 43335. **Töchterh. Kartheuser-Paul.**
Sorgf. häusl., wissensch., gesellsch. Ausbildg. Beste Verpfl. I. Ref. Frau **Kartheuser,** geb. Paul, früher 15 Jahre in Hannover.

Dresden-A. **Töchterheim Anna Krause**
Werderstr. 44 a. d. Lukaskirche. Fernruf: 41225 ✶ Wissenschaftl. Fortbildg. I. R. Neuzeitl. körperl. Ausbildg. Allererste Empfehl.

Dresden-A. **Töchterheim Küster-Bertram.**
Villa Kaitzer Str. 18. ✶ Inhab.: **J. Klessling,** gepr. Lehrerin. Wissenschaften, Sprachen, Kunstpflege, praktische Fächer. — Beste Verpflegung. — Prosp. u. Ref.

Dresden-A. Elisenstr. 7 a. Fernruf: 33808. **Pensionat für junge Mädchen.** Frau **Emma Mundinger.**
Sorgf. Fortbild. durch erste Lehrkräfte. Ausl. im Hause. — Erstkl. Refer. — Pensionspreis 1800 Mk., bei monatl. Zahlung 2400 Mk.

Dresden-A. Goethestr. 12 **Sophie Voigts Töchterheim**
verbund. mit **höh. Koch-, Haushaltgs.- u. Gewerbeschule.** Fortbildg. in Wissensch. u. Musik. Beste Verpfl. Eig. Villa. Prospekt.

Eisenach ✶ **Töchterheim Brons,** Haushaltungsschule.
Hainweg 22. Weiterbild. in Wissenschaften u. Musik. Auskunftsheft durch **Marianne Brons.**

Goslar (Harz). **Töchterheim Holzhausen.** Gediegene Ausbildg. in allen Fächern, **wissenschaftl., hauswirtsch.** Ziel: **Frauenlehrjahr.** Prosp. d. d. Vorsteh.: Frau E. Holzhausen.

Lausanne- Signal, Schweiz. ✶ **Grand Verger.**
Erstklass. Mädchenpensionat. Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Ref. Dir.: Mmes **Pflüger et Vine.**

Montreux-Clarens
Virginia-College
Internationales, interkonfessionelles Töchterpensionat. Haus I. Ranges. — Anmeldungen stets zeitig erbeten. Prospekt gegen 1 Mark (keine Marken) durch die **Direktion.**

Potsdam-Hermannswerder 220
HOFFBAUER-STIFTUNG
Erziehungs- u. Unterrichts-Anstalten
Säuglingsheim, Kindergarten
Oberlyzeum neuen Stils (Berecht. zum Univers.-Stud.), Frauenschule mit staatl. Berechtigungen, Haushaltungsschule. **Knaben** werden bis zum 12. Jahre aufgenommen.

Teufen / St. Gallen Appenzell **Schweiz**
Prof. Busers Voralpines Töchterinstitut
Erstklassiges Töchterbildungsheim
Moderne Einrichtungen (Neubau). Während der **Sommerferien** geöffnet. — **Herbst-Schulbeginn: 15. September.**

Weimar ✶ **Institut Weiss.** Hausw., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortb. f. jg. Mdch. Gross. Besitz, Park.
Prosp. mit Referenzen durch **Dr. Curt Weiss u. Frau.**

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 22 (Potsdamerpl.). **S.-R. Dr. Engel's Diagn. Laborat.** Staatl. anerk. Lehranst. z. Ausb. techn. Assistentinn. f. wissensch. Institute (Krankenanstalten usw.) i. Bakteriol., Serol., klin. Chemie u. Mikroskopie. Unters. v. Blut, Harn, Auswurf usw.

RACKOW SCHULEN

Berlin W., Wilhelmstr. 49, **Berlin C.,** Alexanderstr. 50, **Charlottenburg,** Tauentzienstr. 1, **Dresden,** Altmarkt 15, **Frankfurt a. M.,** Zeil 121, **Hamburg,** Glockengiesserwall 19, **Hannover,** Sophienstr. 6, **Köln,** Agrippastr. 13 (Rohloff), **Magdeburg,** Bismarckstr. 4, **Stettin,** Bismarckstr. 6 (Janke)

Jahres- und Halbjahrs-Lehrgänge zur Vorbildung für den Kontorberuf

Kürzere Lehrgänge in einzelnen Fächern (Klassen-, Privatzirkel- und Einzelunterricht). Prospekt und Auskunft frei.

Rackows kaufmännische Privatschulen

Die
Spöhrersche Höhere Handelsschule Calw
(Schwarzwald)
300 Schüler, Schülerheim, Handels- und Realabteilung, gehört zu den bedeutendsten Privatlehranstalten Deutschlands.

Dresden-N. Sophienschule, Nieritzstr. 11 c. **Evangel. Haushaltungspensionat** für nur 12 gebild. junge Mädch. Gründl. Ausbildung. Aufnahme April u. Oktob. Prospekte durch die Leiterin: Oberin Diakonisse **D. Bauer.**

Düsseldorf ✶ **Pädagogium Dr. Crull.**
Ausgeb. Privatoberrealschule, gymn. u. realg. Nebenklassen. Sexta —Oberprima. Kleine Klassen. Indiv. Unterricht. Arbeitsstunden.

Eisenach, Institut Burchardi, Haushaltungs- u. Gewerbeschule für Mädchen mit Lehrerinnenbildungs-Anstalt.
Abteilungen:
A. Töchterheim mit hausw. Jahr, Haushaltungsschule und Landwirtsch. Frauenschule.
B. Seminar für Fortbildungsschullehrerinnen.
C. Sem. f. Gewerbelehrerinn. f. Kochen u. Hauswirtsch.
D. Seminar für Lehrerinnen der Hauswirtschaftsk. (Gleichberecht. i. Preuß.) ADT

Dr. Marie Voigts Bildungsanstalt Erfurt. Hauswirtsch. Frauenschule. Grdl. hausw. Ausbild. Säuglingspfl. Wissensch. Fortbildg. Beste Empf.

Rauhes Haus, Hamburg

Christliche Erziehungs- u. Bildungsanstalten für die männliche Jugend im Alter von 8—21 Jahren

1. **Paulinum,** staatlich anerkannte Realschule mit Prüfungsberechtig. für Obersekunda. Realgymnasiale Kurse. Im Park des Rauhen Hauses gelegenes, nach modernsten Grundsätzen für körperliche u. geistige Ausbildung eingerichtetes Pädagogium; 50 Lehrer u. Erzieher; sorgfältigster individueller Unterricht in kleinen Klassen; Sport- und Spielplätze; Schularzt; Zusammenleben der Zöglinge mit den Erziehern in zehn Familienhäusern.

2. **Wicheranum.** Ausbildung in folgenden Werkstätten: Buchdruckerei, Schriftsetzerei, Buchbinderei, Schlosserei. Tischlerei, Schneiderei, Schuhmacherei, Sattlerei, Gärtnerei.

3. **Landwirtsch. Lehrgut Kattenhof** in Holstein, für werdende Landwirte, gedieg. theoretische und praktische Ausbildung in allen Zweigen der Landwirtschaft.

4. **Heidegut Brüderhof** in Holstein, für junge Leute zur Erholung und zum inneren und äußeren Wiederaufbau; Zurückgewinnung verlorener Arbeits- u. Lebenslust; Beratung; Ueberführung in pass. Berufe.

Alles Nähere durch die Direktion des Rauhen Hauses, Hamburg 26

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Godesberg/Rhein u. Herchen/Sieg. Evangelisches Pädagogium. Oberrealschule und Realgymnasium mit Berechtigung zur Reifeprüfung. Internat in einzelnen Familienhäusern. Dir.: Prof. O. Kühne. Anfragen nach Godesberg erbet.

Neuzeitliche
Ingenieur-Ausbildung
Technikum Hainichen i. Sachsen

Halle/S. **Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.** Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Erzieh.-Anst. zu Heilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Sozialpädagogisches Frauen-Seminar der Stadt Leipzig, Königstrasse 3.

1. **Wohlfahrtsschule** (Ausb. v. Sozialbeamtinnen). Aufnahmebeding.: Reifezeugn. d. höh. Mädchenschule od. Aufnahmeprüf., wenn nur Volksschulbild.; ausserdem Nachw. ein. besond. Fachbild. bzw. ein. 4jähr. Berufstätigk. Mindestalter: 18 Jahr. Ausbildungsdauer: 2 Jahre.
2. **Seminar f. Kindergärtnerin. u. Hortnerinnen.** Aufnahmebed.: Reifezeugn. d. höh. Mädchenschule bzw. Aufnahmeprüf. Mindestalt. 16. J. Ausbildungsdauer: 1½ bzw. 2 J.
3. **Ausbildungsanstalt f. Jugendleiterinnen.** Aufnahmebeding.: Zeugn. als staatl. gepr. Kindergärtnerin (mind. Hauptzensur II) und 1jähr. Praxis in einem Kindergarten. Mindestalter: 19. Jahr. Ausbildungsdauer: 1 Jahr.

Für Auswärtige Schülerinnenheim! Staatliche Prüfungen!

Marburg/Lahn **Wissenschaftl. Institut** Universitätsstrasse 30—33. Sexta bis Oberprima, 15 staatl. gepr. Lehrkräfte, alle Einricht. der öffentl. Schulen. Umschulung, besond. Förderkurse, individueller Unterricht. Arbeitsstunde. **Abitur für Damen.** Gewissenh. geleit. **schönes** Schülerheim nur für Knaben, gute Verpfl., Erziehung zu Pflichtbewusstsein, nationale Gesinnung, Werkunterricht, Spiel, Sport. Prospekte u. Erfolgeverz. durch **Direktor Dr. J. Müller.**

Technikum Mittweida
Programm vom Sekretariat des Technikums Mittweida i/S.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kleine gymn. u. real. Klassen: **Sexta-Reifeprüfg.** Reife f. OII u. Prima. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.

„Das **Schülerheim**" der Staatl. Oberrealschule i. E. (ehemalige Jacobsonschule) zu **Seesen a/Harz** nimmt Schüler v. Sexta bis Oberprima auf. Besond. wohnl. Einrichtungen f. Schüler d. Oberstufe. Auskünfte durch d. Direktor d. Staatl. Oberrealschule i. E.

Praktische und theoretische Vorbereitung für Kolonialwirtschaft auf der Grundlage heimischer Landwirtschaft.

Deutsche Kolonialschule
Kolonialhochschule
Witzenhausen an der Werra.
Semesterbeginn: Ostern und Herbst.
Lehr- u. Anstaltsplan (Internat) gegen Einsendung von Mk. 1.—.

Ingenieurschule Zwickau Sa.
Höh. Techn. Lehranstalt für Masch.-Bau, Elektrotechnik und Betriebstechnik. Studiendauer 5 Semester. Beginn Anfang April u. Oktober.

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Bad Reichenhall * **Haus Erika** (Bayer. Hochgebirg). In hervorragender Lage. Zentralheizung. Sorgfältig gepflegte Küche.

Basel * Park-Hotel Bernerhof Altrenomm. Familienhotel inmitt. d. Parkanlag. a. Zentralbahnhof. Zimmer m. lauf. Kalt- u. Warmwasser, pro Bett von 4 Frs. an. **G. Maizet-Hertenstein,** Bes.

Alpenhotel Bödele * (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. Das Äquivalent für Engadin und Berner-Oberland. Prospekte u. Auskunft durch die **Direktion F. Freylinger.**

Calw Württ. Schwarzwald, Eisenbahnlinie Pforzheim—Horb. * **Hotel Waldhorn.** I. Haus am Platze. — Pension von M. 7.50. Autogarage. Telefon 2. Besitzer **Gg. Ziegler.**

Eisenach * **Hotel „Der Rautenkranz".** Altbekanntes Haus I. Ranges. **Durch Umbau vollständig erneuert.** Fernsprecher 1532, 1533. Besitzer **Alb. Jordan.**

Erfurt * Haus zum breiten Stein. Vornehmes Fremdenheim am Theater. — Neuzeitlich eingerichtet. Gute Verpflegung. Fernruf 2360. Beste Empf.

Schlossgut Fahrenbach * **Fremden-Pension** b. Wunsiedel i. Fichtelgebirge, 630 m hoch, auf herrl. Vorhöhe der Kösseine. Vornehm. ruhiger Aufenthalt. Das ganze Jahr geöffnet. Wunderbare Spaziergänge mit herrlichem Rundblick. Ozonreiche Luft. Im Winter bestes Sportgelände. (Ski, Rodel, Eisweiher), 100 ha eigener Gutsbetrieb, eigene Jagd. Fischweiher und Geflügelzucht. Zimmer mit Frühstück, Mittagstisch und Abendessen 5 Mk Prospekt gratis.

Innsbruck **Hotel Tyrol** Vornehmes Familienhotel

Lausanne * **Modern-Hotel Jura-Simplon.** Einziges deutsches Haus, beim Bahnhof rechts. Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Restaurant. Pension von frcs. 12.— an. Besitzer: B. Bisinger, Reichsdeutscher.

Lugano **Hotel Victoria** a. Landungsplatz Paradiso. Aller neuzeitl. Komfort wie fliess. Wasser i. all. Zimmern. Privat-Appartem. m. Bad u. Toilette. Mittl. Preislage. Prospekte u. nähere Auskunft d. d. Besitzer **C. Janett-Tanner.**

Luzern * **Hotel Beau-Rivage.** Modernisiert, beim Quai. Pens. v. 16 Frs., Hochsaison v. 18 Frs. an. Zimm. v. 6 Frs., Hochsais. v. 8 Frs. an. Prima Küche. **C. Giger,** Bes.

Luzern * Hotel du Lac Nähe Dampfschiff, Bahnhof u. Post. Fliess. Wasser i. d. Z. Privatbäder. Restaurant. Flora-Garten. (Im Wint. 1924/25 vollständ. modernisiert.) **H. Burkard-Spillmann,** Direktor.

Nürnberg **Hotel Weisser Hahn.** 3 Min. v. Hauptbahnhof. Königstr. Erstklass. Fremdenz. v. 3 M. an. Altbek. bürgerl. Führung. Strassenb. n. all. Richtg. Beliebt. Bier-Rest. — Jll. Werbebüchlein kostenlos. Bes. **R. Distler.**

Promontogno **(Bergell),** 850 m ü. d. Meer. (Post-Auto-Kurs St. Moritz-Maloja-Chiavenna.) **Hotel Bregaglia** Hotel ersten Ranges. Ausgezeichnete Lage, grossartiges Panorama. Grosser schattiger Garten. Ideale Zwischenstation von Italien und dem Engadin. Mannigfache Spaziergänge und Ausflüge, sowie Gelegenheit zu hochinteressanten Hochgebirgstouren. Vorzügliche Verpflegung Frs. 12.— per Tag, Pensionspreise bei längerem Aufenthalt. Auto-Garage. Saison März-November.

Ruhestein 920 m ü. M. Herrl. windgeschützte Lage im Tannenhochwald. Sommer- u. Winterkurort u. Wintersportplatz. Bahnstationen: Baiersbronn (Württ.) und Ottenhöfen (Baden). Brief- u. Telegrammadresse: Kurhaus Ruhestein Schwarzwald. — Das **Kurhaus Ruhestein** entspricht allen Anforderungen eines modernen Höhenhotels. Besitzer: **Gebr. Klumpp.**

Digitized by Google

Empfohlene Hotels u. Pensionen

Bad Pyrmont Bathildisstr. **Kurpens. Carola Jansen.** Vorz. Verpfl., schöne ruh. Lage, 2 Min. v. d. Quellen u. Badehäus. Elektr. L., Balkon, Gart. m. Liegewiese. Kur beginnt am 1. April. Das ganze Jahr geöffnet.

Schierke ★ Kurhotel Barenberger Hof.
Führendes Haus. Fliessendes Wasser u. Doppeltüren in jedem Zimmer. Fernsprecher 31 u. 57. Näheres durch die Direktion.

Schierke (Oberharz) ★ Hotel Waldfrieden.
Altbek., vorneh. Familienhaus. Restaurant. Fliess. Wasser. Sol. Preise. Autohallen. Fernspr. Nr. 6. Näh. d. d. Bes. **C. Schinke.**

St. Blasien **Villa Gertrud.** Südl. bad. Schwarzwald. 800 m ü. M. Pension ab M. 7.—. Für Erholungsbedürftige. Liegehallen. Privatveranden. Infektiöse streng ausgeschlossen. Prospekte gegen Rückporto.

Wiesbaden Hotel und Kochbrunnen Badhaus **Schwarzer Bock**
Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 220 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich aller Nebenausgaben von Mk. 9 — ab. Jahresbetrieb!
F. 38. 6338. 6339. **Theodor Schäfer.**

Friedrichroda i. Thür. FERNRUF 1 u. 2. **Hotel KURHAUS.** **Fr. Eckardt & Söhne.**

Bad Harzburg ★ **Bodes Hotel** (vorm. Asche). Vornehmes, bestempfohlenes Haus. Wohnungen mit Bad. Sämtliche Zimmer mit laufenden warmen und kalten Wasser. Bes.: **Gebr. Bode.** Fernspr. 28.

Bad Harzburg ★ **Hotel Südekum** (Waldpark-Hotel Belvedere) ★ Im Schweizer Stil erbaut u. geführt, das ganze Jahr geöff. **Solbäder im Hause.** Zentralheizung, Doppelfenster, Doppeltüren überall. Zimmer mit lauf. kalt. u. warm. Wasser u. anschliess. Bad. Erstkl. internat. Küche, alle Mahlzeiten a. kl. Tischen. Unt. persönl. Leitung des Bes. **Otto Südekum.**

München Karlsplatz 11/12 **Rot Hahn Hotel** (Hotel Roter Hahn Telephon 51205) ★ 3 Min. v. Hauptbahnh., Omnibus Bahnh. Gegenüb. d. Justizpalast, Ausbl. auf d. städt. Anlagen. Knotenp. sämtl. Strassenb. Erstkl. Haus, ausgest. mit all. Bequemlichk. d. Neuzeit. 200 Betten. Zimm. m. Bad, fliess. Wasser. Vorn. Restaurant. Eigentümer **Adolf Zimmer,** Hofhotelier.

Empfohlene Heilanstalten

Kurhaus Nordrach **Bad. Schwarzwald.** Für Leichtlungenkranke Sommer- und Winterkuren. Prospekte frei durch den Besitzer **L. Spitzmüller** u. den leitenden Arzt **Dr. Weltz.** Telegrammadresse: Kurhaus Nordrach.

Sanatorium Bad Reichenhall 17: Neues Kurhaus.
Vornehme Kuranstalt — Wiener Küche — Fliessendes kaltes u. warmes Wasser — Zentralheizung — Autogarage — Prospekte.

SOMMERSTEIN, Heilbad b. Saalfeld (Thüringen).
Schroth'- u. a. Regenerations-Kuren.
Äusserst wirksam! Brosch. **V** frei!

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig.

WILDBAD

Staatl. Thermalbad im Württ. Schwarzwald.
Weltbekannter Kur- und Badeort · 430 Müd. M.-Linie Pforzheim-Wildbad
Glänzend bewährt bei Gicht · Rheumatismus · Nervenleiden · Unfallbeschädigungen
Alle neuzeitlichen Kurmittel · Sport · Fischerei · Theater · Bergbahn a. d. 750 M. hohen Sommerberg
Auskunft durch Badverwaltung oder Kurverein.

Baden-Baden

Hotel u. Badhaus Zähringer Hof
Vornehmes, behagliches Familien-Haus m. jegl. Komfort. Neumöblierung 1925. Fliess. Kalt- u. Warmwasser in allen Zimmern. Privatbäder m. W. C. u. Thermalwasserzuleitung. Eig. Thermalbadehaus z. Kurgebrauch. Gr. Park m. Ruheplätzen. Auto-Einzelboxen. Vorteilhafte Pensionsbed. **Staatstelephon auf allen Stockwerken.** Fernruf 180/184. **Otto Koberling.**

Eine Pension, in der man wie zu Hause ist, in der man gehegt und gepflegt wird,
ist das **Fremdenheim „Haus im Garten", Bad Sachsa i. Südharz,** wundervoll auf dem Pfaffenberg gelegen, 5 Minuten vom Kurpark; ruhige, sonnige Zimmer, Zentralheizung, also für Jahresbetrieb eingerichtet. — Auf gute erstklassige Verpflegung wird Hauptgewicht gelegt, die sich bis auf Mastkuren erstreckt. Verpflegung 4 M. zuzügl. Zimmer von 1—2 M. tägl., je nach Lage u. Grösse. Vor und nach Saison Ermässigung nach Vereinbarung.

OBERHOF **Der alpine Luftkurort im Thüringer Wald.** 800—1000 m ü. d. Meer. ★ Golf- und Tennissport. Schnellzugstation Berlin-Kissingen-Stuttgart-Mailand. Prosp. durch die **Kurverwaltung.**

Wünscher's Parkhotel ★ Besitzer E. WÜNSCHER.

Digitized by Google

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Adlerhütte · Post Wirsberg (Fichtelgebirge)
Funktionelle Neurosen vom 10. bis 40. Lebensjahre.
Nervenarzt Dr. Eduard Margerie.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler**
Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen (Folgen von Encephalitis), Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: Dr. von Ehrenwall, Geheimer Sanitätsrat.

Bayreuth Kurhaus Mainschloss
Sanatorium für Nerven- und innere Leiden; physik.-diät. Kuranstalt. Hofrat Dr. Würzburger.

Berlin · Kuranstalten Westend vorm. Dr. Weiler — Dr. Schlomer's Kuranstalten f. Erholungsbedürft. u. Nervöse. Spez.: Psychotherapie. Morph.-, Alkoholentzieh.-Kuren etc. Sehr komf. Haus, gr. Park.

Bad Blankenburg Thüringerwald **Waldsanatorium Schwarzeck.**
Prospekte für nervöse und innere Kranke.

Braunlage im Oberharz. **Sanatorium Dr. Barner**
Das ganze Jahr geöffnet. Tel.: 8 u. 12.
Sanitätsrat Dr. Barner. Dr. Fritz Barner.

Chemnitz · Sanatorium von Zimmermann'sche Stiftung
Phys.-diätet. Heilanstalt f. Leicht- u. Schwerkranke. Prospekte. Tel. 2150. Chefarzt Dr. Loebell.

Dresden-Weißer Hirsch,
Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Freiburg i. Br. (Schwarzwald). **Sanatorium Rebhaus**
Für Nerven- und innere Leiden.
Leitender Arzt: Dr. Ludwig Mann.

Sanatorium Reinhardsbrunn
in Friedrichroda/Thüringen. Bes. u. Leit.: Dr. med. Lippert-Kothe. Innere, spez. Herz-, Nerv.-, Stoffwechselkrankheiten.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanator. Tannenhof**
für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffwechselleiden. Rekonvalesz.

Bad Gernrode—Suderode a. Harz
Dr. Facklams Sanatorium f. Nervenleidende.
Alle modernen Heilmethoden. Dr. Kaltenbach, Nervenarzt.

Kuranstalt Glotterbad Oberglottertal, südl. bad. Schwarzwald.
Physikalisch-diätetische Kurmittel.
Eigene grosse Waldungen und Landwirtschaft 127 ha.
Ärzte:
Dr. Hoffner, Geh. Hofrat Dr. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanat.).
Prospekte durch die Direktion.

Kurfürstenbad „Godesberg"
FÜR INNERE UND NERVENLEIDEN.
San.-Rat Dr. Staehly. Direktor Butin.

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute.
Prof. P. G. Unna sen., Dr. K. Unna, Dr. Paul Unna jun. u. Dr. G. W. Unna

Bad Harzburg **Sanatorium Sophienhöhe**
für Nervenkranke, Innere Kranke u. Entziehungskuren.
Das ganze Jahr geöffnet. Näh. d. Prosp. Bes. u. leit. Arzt Dr. Göritz.

Hedemünden a. d. Werra **Sanatorium**
für Nervenkranke. Prof. Dr. Eichelberg.

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat Dr. C. Römer.

Bad Homburg v. d. Höhe **Park-Sanatorium**
f. Magen-, Darm-, Stoffwechsel- u. Herzleiden. Zuleitung d. kohlensauren Quelle in d. Haus. Prof. Dr. Edens u. Dr. Cahn-Bronner.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche **Kuranstalt Ilten** b. Hannover, für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschloss. Häus. Gross. eig. Landwirtsch. m. Beschäftigungsmögl. Mod. Therapie. Vier Ärzte. Näh. durch Anfragen. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat Dr. R. Krauss.

Bad Liebenstein · Sanatorium Liebenstein
in Thüringen, S.-M. DDr. Eichler-Seige. Jahresbetrieb.
Klin. geleit. Kuranstalt f. innere u. Nervenkr. Alle mod. Heilbeh.

Sanatorium Lindenbrunn b. Coppenbrügge i. Hann., Kreis Hameln
in herrl. Wald-Gebirgslage. Luft-Sonnenbäder, Schwefelbäder eig. Quell. Mk. 7.50—10 inkl. Pens. u. Kur. Prosp. Dr. Netter.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Aerztl. Leiter: Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.

Bad Neuenahr · Sanatorium Dr. Ernst Rosenberg
für Magen-, Darm-, Zucker- etc. Kranke. Alle Ernährungskuren. Insulinbehandlg. Das ganze Jahr geöffnet. Unbehind. Einreise.

Haus Rockenau bei Eberbach/Baden.
Telegr.: Sanatorium Eberbach/Baden. Telephon: Eberbach 4.
Nervenkranke, Neuralgien, Erschöpfungszustände, Entziehungskuren, d. h. rationelle Behandlung aller Krankheiten, welche zum gewohnheitsmäßigen Gebrauch von Morphium und anderen narkot. Mitteln, Alkohol, Schlafmitteln etc. führten. Offene Anstalt. Dr. Fürer.

Rockwinkel · Sanat. f. Nerven- u. Gemütskranke
bei Bremen. Aufnahme von Dauerpensionären
Entziehungskuren. Fernspr.: Oberneuland 51. Dr. Benning.

Schierke **Sanatorium Schierke im Harz**
(das ganze Jahr geöffnet). Ärztl. Leitung: Dr. H. Laufer, kaufm. Leitung: Th. Johannsen. Näh. Prosp. Fernsprecher 29, 30, 62.

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: Dr. med. E. Awe.

Sülzhayn (Süd-Harz) **Sanatorium Stubbe**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztlicher Leiter: San.-Rat Dr. E. Kremser.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Sanatorium Theresienhof b. Goslar a. Harz
für Innere u. Nervenkranke.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat Dr. Gellhorn.

Sanatorium Wehrawald
b. Todtmoos, bad. Schwarzw., 861 m ü. M. Höchstgel. Privatheilanst. Deutschlands f. Lungenkranke. Leit. Arzt: Dr. K. Kaufmann.

Digitized by Google

Fortsetzung von voriger Seite.

Wiesbaden **Sanatorium Dr. Arnold**
für Magen-, Darm-, Zucker-, Stoffwechsel- und innere Kranke. Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffn. **Dr. med. Julius Arnold.**

Woltorf (Braunschweig) **Heilanstalt**
Kurhaus für Nerven- und Gemütskranke Prospekte. Fernsprecher Peine 288. Leitende Aerzte: **Dr. Alber, Dr. Kruse.**

Wyk-Föhr-Südstrand
S.-R. Dr. Gmelin's Nordseesanatorium
Sanatorium für Erwachsene u. Familien. Vor- u. Nachsommer ermäss. Preise. — Zweiganst.: **Pädagogium,** höh. Schule mit Internat f. Kn. u. Mädch. **Jugendheim,** ohne Unterricht. Kurpark, eig. Strand.

BERCHTESGADEN

der vornehmste Luftkurort des Bayer. Hochlandes (500—1000 Meter)

Vornehme und einfache Unterkunft. — Mässige Preise. — Näheres Kurdirektion.

Das Kurhaus-Berchtesgaden (Kaiserin-Augusta-Viktoria-Kurhaus u. Grandhotel)
Berchtesgadens vornehmste und schönstgelegene Gaststätte
Telegramm- und Briefadresse: Kurhaus. — Fernruf: Berchtesgaden No. 6 und 279. — Auskünfte durch die Hotelleitung.

SOLE-KURBAD Berchtesgaden
(früher GISELA-BAD) spez. für Herz- u. Nervenleiden

Einziges Sole-Bad am Platze. Sole von mächtiger Heilkraft direkt aus der Quelle des staatl. Salzbergwerkes. Erhöhte freie Lage, neu umgebaut, mit allem Komfort der Neuzeit. Sämtl. mediz. Bäder, Dampfbäder, Inhalatorien mit den neuesten Apparaten, gesamtes elektr. Heilverfahren. Wasserkuren nach Pfarrer Kneipp. Getrennte Herren- u. Damen-Abt.

a) Herren-Abt.: bedient durch gepr. Bademeister;
b) Damen-Abt.: bedient durch eigens hiezu berufene und ausgebildete Schwestern v. Kloster Mallersdorf.

Im Hause erstkl. Fremdenzimmer m. Balkons u. herrl. Gebirgsfernsicht, namentl. f. Leidende u. Rekonvaleszenten, weil auch geprüft. Krankenpersonal i. Hause. Grosser, schatt. Berg-Park. Zentralheizg. Daher f. Herbst- u. Winteraufenthalt, namentl. f. Ruhebedürftige, auch ausserhalb der Saison, sehr geeignet. Prospekte u. Auskünfte durch die Direktion **Rückert & Co.**

HAUS GEIGER
Pension in schönster aussichtsreicher Südlage. Bes. **F. Geiger.**

HOTEL ZUR KRONE Bahnhofstrasse
Telephon Nr. 18. Gut bürgerliches Haus.
Sehenswürdigkeit: Stube i. Berchtesgadner Stil.

Leubners Hotel-Pension Villa Auguste Schloss Gemundberg
Bevorzugter sonniger Sommer- u. Winteraufenthalt mit allem Komfort der Neuzeit. Gleiche Leitung Hotel Post Walchensee.

PARKHOTEL SCHIFFERLEHEN
Vornehmes Familien- u. Passantenhaus. Wunderbare Höhenlage. 10 Minuten von den Bahnhöfen. Bes. **Findler.**

Pension Hohe-Warte
am Luitpoldhain, gemütl. Heim in bequem. Südlage. Balkonzimmer. Wiener Küche. Sommer- u. Winterbetrieb. Fernr. 332. Pensionspr. Hochsaison v. 7 Mk., vorher u. nachher Ermässigung. Inh. **H. & G. Frommel.**

LANDHAUS SCHÖNSICHT
Vornehme Familienpension mit allem Komfort, Südseite, Liegebalkon. Fernsprecher Nr. 256. Beste Verpflegung.

Pension Villa Bergheim
Gmundberg, vorn. Familienhaus in feinster, freier Lage, nächst dem Grand-Hotel, nur Balkon-Zimmer m. freier Auss. a. d. Berge. Südlage, komf. einger., Zentralh. Tel. 113. Telegr.-Adr.: Bergheim Berchtesgaden.

Bad Tölz

bayerische Alpen 700 m ü. M.

Versand von Jodquellenprodukten, Jodseife usw. nur durch Krankenheiler Jodquellen A.-G. Auskunft und Prospekt **Z 4** durch Badedirektion oder Kurverein

Das größte Jodbad Deutschlands

mit der berühmten Heilbrunner Adelheidsquelle, **der altbewährten und medizinisch hervorragenden deutschen Jodtrinkquelle;** Sommer- und Winterkurort in herrlicher landschaftlicher Lage mit vorzüglichem, nervenstärkendem Klima.

Jod-, Moor-, kohlensaure- u. alle ander. med. Bäder, Jodtrinkkuren

Pneumatische Kammern, Inhalationen usw. neuerbohrte Quellen, neues Kurmittelhaus, gr. Bäderneubau.

Von ärztlichen Autoritäten empfohlen bei: Arteriosklerose, Nerven-, Drüsen- und Blutkrankheiten, Stoffwechselanomalien, Frauenleiden, Störungen im Kindesalter (Skrofulose) usw. für Erholungsbedürftige, insbesondere nach Operationen jeder Art. Kurhaus, Kurmusik, Theater, Sport, Flossfahrten.

Eisenach

und die Wartburg

der Glanzpunkt Thüringens, Kurbad

Volle Pension ab M. 5.—. ★ Kostenlose Auskünfte und Prospekte durch **Verkehrsverein e. V., Städtisches Verkehrsbüro.**

Digitized by Google

LAUSANNE

das Zentrum
des Tourismus in der französischen Schweiz.

4 Stunden von Basel entfernt.

Zahlreiche komfortable Hotels und angesehene Unterrichts- und Erziehungs-Institute.

KEINE KURTAXE.

Bad Schinznach.
Schweiz (Aargau)
stärkste Schwefeltherme Europas.

Kurhaus, Familienhotel I. R. **Pension Habsburg.** Gegen alle Folgeerscheinungen von Stoffwechselstör., Rheumat., Gicht, Hautkrankh., Krampfadergeschwüre, Katarrhe, Asthma, Drüsen-, Gelenks- u. Knochenerkrank., postoperat. Wunden; Frauenleiden; venerische Krankh. ausgeschl. Neuerdings eingerichtet: Röntgeninst., Kinderstat., Privatbäder u. Gästezimmer m. fliess. Wasser.

WENGEN

1300 m ü. M. Schweiz

Druckschriften durch den Kurverein oder jede deutsche Auskunftei

---

Kurort GIESSBACH bei Interlaken

Grand Hotel

Schönste landschaftliche Lage, 720 m ü. M., bei den Giessbachfällen am Brienzersee. Pensionspreise von Fr. 12.— an.
Prospekte durch die Direktion.

SAMADEN

Je 10 Min. von St. Moritz u. Pontresina. Ideal. Sommeraufenthalt f. Sport u. Erholung. Berühmter Golfplatz. Angelsport. Prosp. durch d. **Verkehrsbureau.**

ZUOZ

Oberengadin (Schweiz)
1810 m

Erster Kurort der Schweiz für eine kombinierte Hochgebirgs- und Bewegungstherapie nach System und unter Leitung von Dr. phil. Matthias.

Kurhaus „Castell".
Leit. Arzt **Dr. med. Oettli.**

Stottern

(Sprechangst) heilt **Prof. Rud. Denhardts Anstalt, Eisenach/Th. Prosp. fr.**

Diätet. Kuren — Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr

---

HEIDEN *ob dem Bodensee, 810 m ü. M. Zahnradbahn ab Rorschach.* ★ **Bergluft u. Sonnenschein.** Nerv. Komplikat., Herzklopf., Schlaflosigk., Bleichs., geist. Ueberanstr., Asthma d. jug. Alt. **werd. geh.** 4 Kurärzte, Kasino, Kurorch. **Verkehrsbureau.**

Kurhaus und Palast-Hotel Radium-Solbad Kreuznach

Haus allerersten Ranges von vornehmster Heimkultur mit Sole, Radium- und Süßwasserbädern.

Das ganze Jahr geöffnet. — Keine Einreise-Erschwernisse. — Direkte Schnellzüge und Gepäckabfertigung. — Friedenspreise.

Privates ärztl. Entbindungs-Institut in Oberbayern.
Anfr. u. 9639 an Velh. & Kl. Anz.-Verwaltg., Abt. Monatsh., Leipzig.

Arterien
verkalkung
„Naturheil-Hauskur"
10 jähr. Erfahrungen
1000 de
Ia Refer. u. Zeugn.
Prospekt frei durch die
Allgemeine Chemische Ges.
Cöln I, Maastrichterstr. 49.

Tabarz

Thür. Wald.
Vielbesuchte Sommerfrische in geschützter Lage am Fusse des Inselsberges.
Verlangen Sie Prospekt.

Braunlage

im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.
Kurverwaltung ★ *Tel. 40*

Digitized by Google

Bad Brückenau das Nierenbad

Eisenbahnlinie Elm-Gmünden, Lokalbahn ab Jossa
auch über Bad Kissingen mit staatlichem Postauto zu erreichen.

Wernarzer-Quelle } für Nieren-
Sinnberger Quelle } u. Harnleidende

hervorragend heilkräftig bei harnsaurer Diathese, bei Gicht-, Nieren-, Stein-, Gries- und Blasenleiden

Stahlquelle

erprobt gegen Blutarmut, Frauen- und Nervenkrankheiten.

Seit Jahrhunderten medizinisch bekanntes Stahl- u. Moorbad.

12 staatliche Kurhäuser * Kureröffnung: 1. Mai

Auskünfte und Werbeschriften durch die Direktion des Staatlich Bayerischen Mineralbades Brückenau in Unterfranken.

Hamburg-New York Hapag-Harriman

(Speisesaal 1. Klasse D. Deutschland)

FÜR ÜBERSEEREISEN

werden d. Dampfer „Albert Ballin", „Deutschland", „Resolute" u. „Reliance" vorzugsweise benutzt. Grösste Wohnlichkeit und künstlerisch vornehme Ausgestaltung der Passagierräume, verbunden mit höchster Sicherheit und dem bekannt ruhigen Gang dieser Dampfer, verbürgen eine Reihe sorgloser Tage. — Ausgezeichnete Verpflegung und sorgfältige Bedienung der Reisenden in allen Klassen haben diese Dampfer beim Publikum ausserordentlich beliebt gemacht. — Den Reisenden aller Klassen steht eine ausgewählte Bibliothek zur Verfügung, ebenso ist für Unterhaltung und Zerstreuung aufs beste gesorgt. — Alles Nähere aus den reich illustrierten Prospekten ersichtlich. — Abfahrten ca. alle 5 Tage. Auskünfte und Drucksachen durch

HAMBURG-AMERIKA LINIE (Hapag)

HAMBURG, Alsterdamm 25

und deren Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Gemeinsamer Dienst mit

UNITED AMERICAN LINES (Harriman)

Zuckerkranke,

Nerven-, Herz-, Magen- u. Darmkranke finden sorgfält., spezialist. Behandlung bei erstklass. Verpflegung u. mäßig. Preisen im

Sanatorium Woltersdorfer Schleuse, Erkner 5 bei Berlin.

Herrliche Lage. Ärztl. best. bekannt.

Dr. Curt Pariser. **Dr. R. Fritz Weiss.**

Augen- Heilanstalt **Dr. Rehm** **Eisenach.** Spez. Methoden.

Herz-

muskelschwäche, ihre Folgeerscheinungen und Beseitigung von **Dr. med. Carl Tilliss, Herz- u. Nerven-Heilanstalt** gegründet 1904 :: :: :: Berlin, Tauentzienstrasse 20. Broschüre M. 1.— durch Hiob-Verlag, Berlin-Lankwitz.

Digitized by Google

Bad Ems

Das weltberühmte Heilbad · Die historische Erholungsstätte.

D-Zugstation der Strecke Coblenz—Giessen—Berlin (17 km von Coblenz).

Empfohlen von den **bedeutendsten Ärzten** durch die **Jahrhunderte** bei Erkrankungen der Luftwege (Katarrhen, Asthma, Emphysem, Folgezuständen von Grippe, Rückständen von Lungen- und Rippenfellentzündung), Katarrhen der Verdauungs- und Unterleibsorgane, Frauenleiden, Herz- und Kreislaufstörungen, Gicht- und Rheumatismus.

Natürliche kohlensaure Bäder, Inhalatorien, Pneumatische Kammern, Staatl. ärztl. Untersuchungsanstalt / Vielseitige Unterhaltungen u. Sport jeder Art.

Zimmer mit voller Verpflegung v. RM 5.- an / Einreise u. Aufenthalt unbehindert. Personalausweis (der Ortsbehörde) mit Lichtbild oder Reisepass genügt.

Druckschriften kostenlos durch die Staatl. Bade- und Brunnendirektion Bad Ems.

Emser Wasser, Emser Pastillen, Emser Quellsalz,
die natürlichen Heilmittel.

Schutz- EMS Marke

Lärm ruiniert die **Nerven!**
Ohropax-Geräuschschützer, weiche Kügelchen für die Ohren schütz. **Gesunde u. Kranke gegen Geräusche und Großstadtlärm,** während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Schachtel mit 6 Paar Kügelchen M. 2,—. Zu haben in Apotheken, Drogerien, Bandagen- u. Gummigeschäften od. vom Fabrikanten Apotheker
Max Negwer, Potsdam 5.

ARTERIENVERKALKUNG

Arterienverkalkung wird zum Stillstand und die beängstigenden Symptome werden zum Verschwinden gebracht durch ein in der ärztl. Fachpresse und von Autoritäten auf Grund klinischer Versuche bestens empfohlenes Mittel. Verlangen Sie klinische Berichte und Literatur kostenlos.

SARSA
chem.-pharm. G.m.b.H.
Berlin-Friedenau 8.

Solbad u. Inhalatorium Salzungen

(Thüringen)
Strecke: Eisenach-Meiningen

Solquellen von 5 u. 27% Salzgehalt, stark brom- und jodhaltige Mutterlauge. — Gradierhäuser zu Kurzwecken einzigartig eingerichtet. — Pneumatische Kammern. — Kohlensäure-, Solbäder und Moorbäder. — Trinkkur. — Heilerfolge bei Katarrhen der Atmungsorgane, Gicht, Rheumatismus, Herz- und Frauenleiden usw. — Ausgedehnte Parkanlagen und Waldungen. — Kurkonzerte, Kurtheater, Kinderfeste usw. Prospekte durch die Badedirektion.

Empfehlenswerte Gaststätten:

Bahnhofs-Hotel ★ Kurhaus ★ Sächs. Hof ★ Hotel Wältz ★ Hotel Kugler ★ Grundhof (Wald) ★ Pensionshaus Joos ★ Haunscher Hof ★ Stegmann ★ Emma Landgraf
Fremdenheim Blume.

Baden-Badener Pastillen

BADAG BB SYSTEM

bei allen
Katarrhen der Atmungsorgane.

1558 CPS

Sooden-Werra

das schönste Solbad inmitten herrl. Bergwaldungen. — Bedeutendes Inhalatorium, Gradierwerke, pneum. Kammern, Sol- und Kohlensäurebäder, Elektrotherapie. Besondere Heilerfolge bei Katarrhen der Atmungsorgane, Asthma, Rheuma, Ischias, Herzkrankheiten, Frauenleiden, Skrofulose. **Kurzeit April—Oktober.**

Kurhotel Gundlach, vornehmes Familienhaus.

Sanatorium Dr. Gossmann
Cassel-Wilhelmshöhe

Sommerkuren

Nerven-, innere, Frauenleiden

Ermässigte Preise — Prospekt Nr. 4

BAD Kissingen

Kurzeit: 16. März—November.

Magen — Darm — Herz — Fettsucht — Gicht — Verkalkung.

Rakoczy-Trinkkur * Kohlensaure Sole- und Moorbäder

Jeglicher Sport und Komfort des Weltbades. Mineralwasserversand durch die Bäderverwaltung. — Auskünfte durch den Kurverein und die Reisebüros.

Digitized by Google

Hofrat **Friedrich von Hessing**'sche orthopädische Heilanstalt Augsburg-Göggingen

Leiter: Generaldirektor Georg Hessing ★ Fernsprecher Nr. 36 und 3903 ★ Drahtnachrichten: Hessing Göggingenbayern
Briefanschrift: Hessing'sche Heilanstalt, Augsburg-Göggingen

Neue Anstalt

Behandlung aller Entzündungen der Gelenke und Wirbel, Rückgratverkrümmungen, Folgen von Kinderlähmungen, angeborener Hüftgelenkluxationen, Kontrakturen aller Art, überhaupt sämtlicher im Bereich der Orthopädie liegenden Gebrechen mittels unserer an Vollkommenheit von keiner Seite erreichten Apparatebehandlungstechnik unter Vermeidung operativer Eingriffe.

Prospekt B kostenfrei!

Bad Warmbrunn, seit 1281 bekannter **Kurort im waldreichen Riesengebirge,** Bahnstation, mit 8 schwefelhalt. radioaktiv. Thermalquellen (44,3° C) **heilt** alle Formen von **Rheumatismus, Gicht,** Nerven-, Frauen- und Hautkrankheiten, Zuckerharnruhr, Nieren- und Blasenleiden, Verletzungen. Konzerte, Gesellschaftsabende, Theater, Spielplätze usw.

Hauptkurzeit: Mai — Oktober. ★ Beschränkter Winterbetrieb. **Brunnenversand** der Ludwigsquelle, „Neuen" u. „Kleinen" Quelle. Auskunftsbücher frei durch die Bade-Verwaltung.

LANDECK

Schwefelthermen mit höchster Radioaktivität. Moorbäder, Kurmittel der physikalischen Therapie. Anerkannte Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten, Nervenleiden, Terrain- und klimatischer Kurort. Beliebte Sommerfrische. Wintersportplatz. Bäder Sommer u. Winter geöffnet.

Krankenfahrstühle für Zimmer und Strasse, Selbstfahrer, auch mit Motorantrieb, Ruhestühle Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katal. gratis. **Rich. Maune, Dresden-Löbtau 91.**

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Verpackung kostenlos

Frankolieferung

Korbmöbel

nur Qualitätsware, in allen Preislagen, sowie

Gartenmöbel u. Gartenschirme

liefert zu **Fabrikpreisen**

J. Rennert, Hofl., Eisenach

Korbmöbelfabrik.

Katalog gratis

Lauchstädter Brunnen

Seit mehr als 200 Jahren vortrefflich bewährt bei:

Rheumatismus
Gicht
Nervosität

Blutarmut
Bleichsucht
Mattigkeit

schlechter und fehlerhafter Blutbeschaffenheit
Bestes Kurgetränk bei Zucker- u. Nierenleiden

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen oder direkt vom Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen

---

Allen,

die an **Magen-, Nerven- u. Gallensteinleiden** erkrankt sind, bitten wir, sich an **Dr. med. G. Campe,** G. m. b. H., **Magdeburg C 434,** zu wenden. — Krankheiten angeben, Inhalt auf den Packungen aufgedruckt. Verlangen Sie sofort **Probedosis und Broschüre kostenlos und franko.**

Digitized by Google

Herders
Bücherbote

Mitteilungen
des Verlags
Herder & Co.
Freiburg i. B.

erscheint im Frühjahr und im Herbst jedes Jahres, berichtet über die Ernte der verflossenen Monate und über die in Vorbereitung befindlichen Neuerscheinungen. Ansprechende Kostproben aus erschienenen und erst kommenden Büchern wie anziehende Bildertafeln machen „Herders Bücherboten" jedem Literaturfreund zum willkommenen Berater. Das Frühjahrsheft 1925 eröffnet soeben das Erscheinen. Die geschmackvoll ausgestatteten Hefte sind von jeder Buchhandlung oder vom Verlag Herder, Freiburg i. B., kostenlos erhältlich.

*

Naturwissenschaft
Weltanschauung
Religion

Bausteine für eine
natürliche Grundlegung
des Gottesglaubens

von D. Dr. med. Dr. phil. Joh. Reinke
Professor an der Universität Kiel

2. u. 3., verbesserte Auflage. (4. bis 7. Tausend.) Gebunden in Leinwand M. 3.50

„Es ist eines der schönsten Bekenntnisbücher, die ein Naturforscher geschrieben hat, schlicht und edel in der Sprache und diktiert von einer Gegenstandsliebe, der jedes Haschen nach Originalität fern liegt. In einer Unbefangenheit, die erquickend ist, bekennt er sich zu der idealen Naturauffassung des Aristoteles sowie Alberts des Großen und des hl. Thomas von Aquin; aber er erwirbt sie erst im selbständigen Durchdenken der Probleme, um sie desto sicherer zu besitzen."
(Kölnische Volkszeitung.)

HERDER / FREIBURG I. BR.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Besprechungsstücken kann in keinem Falle erfolgen.

„Aus dem Himmel ferne". Bilderbuch von Marianne LaGrange. Text von Lina Hilger. Herrcke & Lebeling, Stettin.

Baltisches Dichterbrevier. Herausgegeben von Werner Bergengruen. Georg Nieuner, Berlin.

Baltzer, Friedrich. Hans Friedemann. Seelengemälde. In Tagebuchblättern. Buchhandlung des Waisenhauses. Halle a. S.

Banck, Erwin. 12 Kinderlieder. Bunte Bilder von Hans Soltmann. August Scherl, G. m. b. H., Berlin. — Bild, Vers und Melodie vereinigen sich hier, um Kinderwünsche zu erfüllen.

Banse, Ewald. Sonnensöhne. Ein Wanderfries. Carl Schünemann, Bremen.

Basler, A. Einführung in die Rassen- und Gesellschafts-Physiologie. Für die Gebildeten aller Stände. Mit 93 Abb. im Text. 2. Aufl. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Bayern-Kalender 1925. Verlagsanstalt Carl Gerber, München.

Schriftstellern
bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A. 17 an Ala-Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Dölling & Co

MARKNEUKIRCHEN-SIEBENBRUNN 25
SEIT 22 JAHREN NUR QUALITÄTSINSTRUMENTE! KATALOG FREI

Studenten-
Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S1.
Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.

Studenten-
Utensilienfabr.
Älteste und größte Fabr. d. Branche.
Em. Lüdke
vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H.,
Jena i. Th. 10.
Man verlange groß. Katalog gratis.

[redacted]

Das unterhaltende und doch wertvolle billige bibliophile Buch

GAUTIER
ROMANE UND NOVELLEN
Illustrierte Taschenausgabe

Jeder Band der Ausgabe ist einzeln käuflich
Geheftet M. 4.50, Leinen M. 6.50, Leder M. 12.—
Gautier-Biographie (24 Seiten) kostenlos durch jede Buchhandlung oder vom
AVALUN-VERLAG, HELLERAU-DRESDEN

[redacted]

Digitized by Google

Wenn Ihre Kinder in der Schule zurückbleiben,

dann geben Sie nicht gleich Geld für teuere Nachhilfestunden aus, sondern kaufen Sie in der nächsten Buchhandlung die in Frage kommenden Bändchen unserer

Mentor-Repetitorien.

Sie erreichen damit nicht nur, daß Ihre Kinder wieder nachkommen, sondern fördern bei ihnen auch die Selbständigkeit und die Freude am Lernen. Die Mentor-Repetitorien befestigen das in der Schule Gelernte und geben den Kindern die größte Sicherheit in der schriftlichen und mündlichen Wiedergabe. — Auch für Erwachsene sind die Mentor-Repetitorien das beste Mittel, um lückenhafte Kenntnisse zu verbessern, um Vergessenes wieder aufzufrischen oder fehlende Kenntnisse zu erwerben.

Mathematik.
1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik und Algebra I/II.
41. Zinseszins- und Rentenrechnung.
36. Diophantische Gleichungen
39. Gleichungen 3. und 4. Grades.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Niedere Analysis mit besonderer Berücksichtig. d. unendlichen Reihen I/II.
58. 59. Grundzüge der höheren Analysis: Differential- u. Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetrische Teilungsaufgaben.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
48. 49. Analyt. Geometrie I/II.
50. 51. 52. Geometrische Ornamente I/III.
I. Geradlinige Ornamente.
II. Kreisornamente.
III. Gemischtlinige Ornamente.

Deutsch.
20. 20a. Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Naturkunde.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
33. 53. 54. Physik I/III.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium i. Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium i. Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geographie.
4. Astronom.-mathematische, physikalische, politische und Wirtschaftsgeographie.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte oriental. Geschichte.
21. Griech. u. röm. Geschichte.
22. Geschichte d. Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Religion.
43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Stenographie.
Leitfaden für die deutsche Einheitskurzschrift mit Schlüssel. Bearbeitet v. Dr. Ernst Range. Beide Teile zusamm. 1,50 RM.

Jeder Band 1.50 RM. / Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VKAg., Bahnstraße 29/30

Gold-Füllfederhalter

mit Osmium Iridium Dauerspitze höchster Qualität versendet franko bei Einzahlung von M. 5.50 auf Postscheck-Konto 23331 Karlsruhe oder Nachnahme (30 Pfg. teuerer)

mit **echt englischer Goldfeder** 14 Karat **nur 5.50**

C. F. L'étoile
Goldfüllfederhalter
Mannheim
Friedrichsring 42

Böttger & Eschenhorn
G. m. b. H.,
Berlin-Lichterfelde.
Spezialfabrik für

Gartenmöbel
in Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Bäte, Ludwig. **Mond über Nippenburg.** Ein deutscher Idyllenkranz. Carl Schünemann, Bremen.

Beck, Walter. **Wahres und Erlogenes.** Ein buntes Buch für alle. Xenien-Verlag, Leipzig.

Becker, C. H. **Vom Wesen der deutschen Universität.** Quelle & Meyer, Leipzig.

Becker, Julius Maria. **Gestürzte Cherubim.** Erzählungen. Wailandt'sche Druckerei, A.-G., Aschaffenburg.

Beenken, Hermann. **Bildwerke des Bamberger Domes aus dem 13. Jahrhundert.** (Kunstbücher deutscher Landschaften, Herausgeber Dr. Walter Cohen, Düsseldorf.) Mit 87 Abbildungen auf 80 Tafeln. Friedrich Cohen, Bonn. — Besonders wirkungsvoll sind die überaus geschickt ausgewählten Ausschnitte — „Großaufnahmen" — einzelner Bildwerke. So oft man auch die Gesamtaufnahmen gesehen hat: in dieser Anordnung erlebt man immer wieder neue künstlerische Überraschungen und Freuden. Ein ganz wundervolles Werk!

Beethovens Denkmal im Wort. Herausgegeben von Richard Benz. (Zweiter Druck der Pforte). Wilh. Gerstung, Offenbach a. M.

Eg-Gü

ist der Fortschritt in der Schuhpflege

Eg-Gü in der Tube
für den eleganten Modeschuh
Eg-Gü-Puderkissen
für den Wildleder- u. Mubukschuh
Gü-Putz in der Dose
für den einfachen schwarzen Schuh

sie sind Edelprodukte und bürgen für eine Lederpflege in höchster Vollendung

Welt-Wachs-Werk Egbert Günther Söhne, Dresden-A.

Digitized by Google

Tick-Tack
die deutsche Qualitäts-Schokolade

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Behm, Hans Wolfgang. Von der Faser zum Gewand. Blick in die Verarbeitung der Textilrohstoffe. Mit 37 Abb. und einem farbigen Umschlagbild. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Behrends, Werner. Lieb' Mädel! 100. Jubiläumsausgabe. Drei-Sonnen Verlag. Leipzig.

v. Below, Georg. Vom Mittelalter zur Neuzeit. Bilder aus der deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte. (Wissenschaft und Bildung, 198.) Quelle & Meyer, Leipzig.

Bender, Julius. Die Rose von Jericho oder Das hohe Lied der Liebe zwischen Issachar und Rahab. Ein epitsches Lied in 7 Gesängen. Franz Borgmeyer, Hildesheim.

Benninghoff, Ludwig. Lucifers Geschlecht. Bilder und Gedanken. Mit 20 Bildern. Weltbund-Verlag, Hamburg. — Ein gedankentiefes, schönes, künstlerisch besonders wertvolles Werk, als vornehmes Festgeschenk für geistig gehobene Kreise sehr geeignet.

Berens, Josefa. Märchen von der Liebe. Bilder und Buchschmuck von der Verfasserin. Sauerländer Musik- und Kunstverlag König & Co., Neheim/Ruhr.

Berger, A. Der Heilige Nil. Mit 16 Bildern nach eigenen Aufnahmen des Verfassers. Volksverband der Bücherfreunde (Wegweiser-Verlag), Berlin.

Bergfeld, Ernst. Freude im kargen Land... Gedichte. Goedecke & Preusendanz, Braunschweig.

Bernhart, Josef. Hans Waldmann. Der Bürgermeister von Zürich. Mit einem Stadtbild des alten Zürich. (Stern und Unstern. Eine Sammlung merkwürdiger Schicksale und Abenteuer. Herausgegeben von Tim Klein. 4. Band.) C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Bernecht, Ludwig Richard. Die schwarze Harfe. Dichtungen. Energetos-Ritte-Verlag, Berlin W. 62. — — Nocturnos. (Lita-Bücherei, Band 2.) Schack & Co., Berlin.

Bertermann, Emil. Die Kohle. Dichtung. G. D. Baedecker, Essen.

Bildnis, Das. Farbige Meisterbilder. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Martin Wackernagel, 2. Aufl.

Photographische Aufnahme

mit Contessa-Nettel-Camera und Hauff-Platte

Kataloge u. Preislisten kostenlos von
Contessa-Nettel A.-G. Stuttgart—3
F. Hauff u. Co. G.m.b.H. Feuerbach-Stuttgart C

Gegen rauhe aufgesprungene Haut
CREME MOUSON
vollkommenstes Hautpflegemittel

Digitized by Google

Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker

Soxhletzucker

die seit Jahrzehnten bewährte Säuglings-, Kinder- und Krankennahrung

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien

Pianos-Harmoniums

VERLANGEN SIE
PRACHT-KATALOG frei
1923 Verkauf: 2000 Inst.
GRÖSSTES
Harmonium-Haus
DEUTSCHLANDS
ERSTKLASSIGE PIANOS

Brüning & Bongardt, Barmen

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Feiner, reiner Geschmack, herrliches Aroma
Stete Gleichmäßigkeit
Garantierte Nettogewichte

Dörffler O.D.B. **Würstchen,**

sichern ihnen die **erste Stelle!**

In Dosen von 2½, 5 und 10 Paar überall erhältlich.

OSCAR DÖRFFLER, AKTIENGESELLSCHAFT, BÜNDE IN WESTF.

Die Erzielung eines jugendfrischen, rosigen, reinen und blütenweissen Teints ist kein zu lösendes Problem mehr! — Ein souveränes Mittel ist gefunden in der hautveredelnden

„Eta-Keri-Paraffinkur"

nach **Dr. med. Sandfort** (Kerihyperthermie-Hyperthension).

Gesichtsdampfbäder, Vibrationsmassage, Teintpackungen und andere Mittel und Präparate sind überholt durch die „Eta-Keri-Paraffinkur". Wenn der unanfechtbare Beweis für die Güte eines Präparates in einer stetig steigenden Verwendung und den hieraus gewonnenen Erfahrungen zu finden ist, dann hat die „Eta-Keri-Paraffinkur" diesen Beweis glänzend erbracht. In Tausenden von Fällen hat die Praxis bestätigt, dass die warm aufgetragene „Eta-Keri-Paraffinkur" schon nach einer Nacht geradezu zauberhafte Wirkung ausübt: Pickeln und Unreinigkeiten, Runzeln und Falten, welke und fahle Partien verschwinden, und an ihrer Stelle wird eine zarte, weiche und frische Haut sichtbar. „Eta-Keri-Paraffinkur" kostet mit Verteiler M. 4.— u. Porto per Nachnahme.

„Eta-Chemische Fabrik" G. m. b. H., **Berlin-Pankow 203,** Borkumstr. 2.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Die besten deutschen Porträtisten unseres Zeitalters sind in diesem wundervoll ausgestatteten Buche mit ihren bezeichnendsten Arbeiten vereinigt. Wer vor der Frage steht, welchem Maler er sich zuwenden soll, mag sich in diesen Sammelband vertiefen. Jeder Richtung, jedem Geschmack, jedem Wunsch wird hier ein Weg gewiesen.

Birt, Th. Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. (Novellenbücherei fürs deutsche Haus.) Quelle & Meyer. Leipzig. — Der Gelehrte wie der Dichter Theodor Birt ist unsern Lesern, wie die Aufnahme seiner wertvollen wissenschaftlichen Beiträge und seiner Novellen beweist, stets in hohem Grade willkommen. So sei auch dieses neue Werk aufs wärmste der Beachtung empfohlen.

Bittlinger, Ernst. Lebenskunst. Der Weg zum deutschen Kulturprogramm. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Bittmann, Karl. Werken u. Wirken. Erinnerungen aus Industrie und Staatsdienst. C. F. Müller, Karlsruhe i. Baden.

Digitized by Google

Die Hitze
bringt Brechdurchfälle und andere gefährliche Verdauungsstörungen.
„Kufeke" die bewährte Nahrung
schützt dagegen und macht das Kind gesund und kräftig.

G. Rüdenberg jun.
Hannover
Phot. Apparate
und Ferngläser
Günstige Zahlungsbedingungen

OHME PORZELLAN
NIEDERSALZBRUNN I/SCHLESIEN
Tafel- und Kaffee-Service, Luxus-Porzellane in vornehmster Ausführung. In allen Spezial-Geschäften.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Bischoff, Erich. Der Sieg der Alchymie. Das wiederentdeckte Geheimnis, aus unedlen Metallen echtes Gold zu machen. Eine Wanderung aus Nacht zum Licht. (Geheime Wissenschaften. Eine Sammlung seltener älterer und neuerer Schriften über Astrologie, Magie, Kabbalah, Rosenkreuzerei, Freimaurerei, Hexen- und Teufelswesen usw. Unter Mitwirkung namhafter Autoren herausgegeben von A. v. d. Linden, 26. Band.) Hermann Barsdorf, Berlin W 30.

Blachetta, Walther. Das verwunschene Schloß. Ein lustiges Märchenspiel. (Spiele deutscher Jugend. Eine Sammlung neuer Spiele aus dem Gemeinschaftsgeist der deutschen Jugend. Herausgegeben von Wilhelm Carl Gerst.) Verlag des Bühnenvolksbundes, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

— — Des Kaisers neue Kleider. Ein Spiel nach dem gleichnamigen Andersenschen Märchen. (Spiele deutscher Jugend. Eine Sammlung neuer Spiele aus dem Gemeinschaftsgeist der deutschen Jugend. Herausgegeben von Wilhelm Carl Gerst.) Ebenda.

Bloem, Walter. Mörderin?! Der Roman eines Verteidigers. Otto Liebmann, Berlin W 57.

Bock, Alfred. Wirren und Wunder. Novellen. J. J. Weber, Leipzig.

Bockemühl, Erich. Weihnachtsspiele für Kinder in Schule u. Haus. Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

von Bode, Wilhelm. Bertoldo und Lorenzo dei Medici. Die Kunstpolitik des Lorenzo il Magnifico im Spiegel der Werke seines Lieblingskünstlers Bertoldo di Giovanni. Pontos-Verlag, Freiburg i. Br.

Verwaltungsstelle Gross-Berlin SW.
Enkeplatz 4 **Fernspr. Dönhoff 6331/37**

Digitized by Google

Moritz Mädler

Eigene Verkaufslokale

Leipzig, Berlin, Hamburg, Frankfurt a/m. Köln a/R.

Preisliste kostenlos von **Moritz Mädler**, Leipzig-Lindenau.

Begr. 1850

Neuigkeiten vom Büchertisch
(Fortsetzung).

Böhlau, Helene. Die leichtsinnige Eheliebste. Ein Liebeswirrwarr. Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

von Boehn, Max. Guido Reni. Mit 105 Text-Abbildungen, darunter 4 mehrfarbigen Einschaltbildern nach Gemälden und Zeichnungen. (Künstler-Monographien. In Verbindung mit anderen herausgegeben von H. Knackfuß, 100.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Längere Zeit war diese Monographie vergriffen. Aus den immerwährenden Anfragen ergab sich das Bedürfnis dieses Neudrucks. Jeder klassische Künstler besitzt und behält seine treue Gemeinde — auch wenn die Kunstkritiker einer bestimmten Richtung ihn einen „überlebten Fall" nennen.

Boelitz, Otto. Der Aufbau des preußischen Bildungswesens nach der Staatsumwälzung. Quelle & Meyer, Leipzig.

Bölsche, Wilhelm. Tierseele u. Menschenseele. Mit 7 Abbildungen im Text. Franck'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Bongs Jugendbücherei. Die schönsten Märchen der Weltliteratur, die unsere Jugend kennen sollte. Gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von Prof. Friedrich v. d. Leyen. Mit 8 farbigen Kunstblättern und 73 Textbildern nach Originalen von Helmut Skarbina. — Neue Folge. Mit 7 farbigen Kunstblättern und 89 Textbildern nach Originalen von Helmut Skarbina. Richard Bong, Berlin.

Boßhart, Jakob. Gedichte. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.

Botsky, Katarina. Schafe auf dunkeln Weiden. Novellen. Albert Langen, München.

Brandenburg, Erich. Die Ursachen des Weltkrieges. Quelle & Meyer, Leipzig.

Bad Kissingen
das Weltbad

bei Magen- u. Darmstörungen, Pfortader-, Leber- u. Hämorrhoidalstauungen, bei Erkrankungen des Herzens u. der Blutgefäße, der Nerven u. des Stoffwechsels, bei Sterilität, Erkrankungen der Beckenorgane der Frauen, Rheumatismus, Gicht

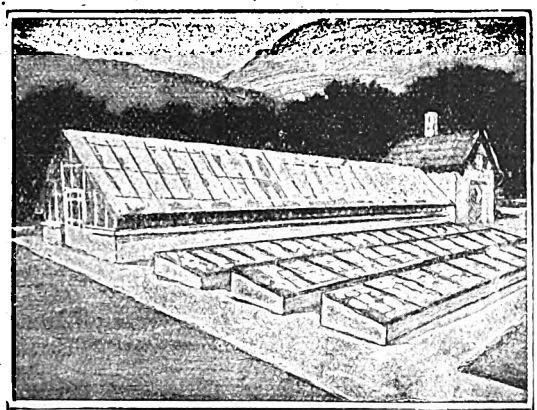
Kurprospekt durch den Kurverein Bad Kissingen

Staatl. Kurhaushotel
gegenüber dem Kurgarten
Einziges Haus mit Mineralbädern in den Etagen

Hotel Russischer Hof
gegenüber dem Kurgarten. Seit 1. Januar 1925 unter gleicher Verwaltung mit dem Staatl. Kurhaushotel. Mit allem neuzeitl. Komfort ausgestattet. 120 Zimmer, wovon ein groß. Teil mit Badezimmer

Versand d. weltberühmt. Rakoczy, Luitpoldsprudel, Maxbrunnen, Kissinger Bitterwasser
Die Kissinger Brunnen sind im Mineralwasserhandel überall erhältlich. Ausführliche Brunnenschrift durch
Verwaltung der staatlichen Mineralbäder Kissingen.

Digitized by Google



HÖNTSCH-GEWÄCHSHÄUSER

sind der Erfolg einer
30jährigen praktischen Erfahrung
und geniessen Weltruf

HÖNTSCH & CO.,
DRESDEN-NIEDERSEDLITZ A 2

Können Sie zeichnen?

Können Sie malen?

Möchten Sie es können, oder Ihre Fähigkeiten in dieser Hinsicht vervollkommnen? Es bietet sich Ihnen die Gelegenheit hierzu in einfachster, gründlichster und billigster Weise durch unsere seit 13 Jahr. eingeführte, glänzend bewährte und von namhaften Künstlern, Pädagogen und der Presse anerkannte Lehrmethode. Nach dieser arbeiten Sie, ohne Ihren Beruf oder sonstige Pflichten zu vernachlässigen, in Ihrem eigenen Heim, in Ihrer freien Zeit. Die uns einzusendenden Studienarbeiten werden von Künstlern durchgesehen und korrigiert.

Verlangen Sie völlig kostenlos unseren interessanten, illustrierten Prospekt.

Mal- und Zeichen-Unterricht
G. m. b. H., Bur. 144, Berlin W 9

Dr. Ernst Sandow's künstliche Brunnensalze

nach Analyse der Quellen

Emser bei Erkältung altbewährt | **Karlsbader** Sprudel und Mühlbrunnen

Friedrichshaller
Fachinger
Ofener
Kissinger
Mergentheimer

DR. ERNST SANDOW
Schutz-Marke
HAMBURG

Marienbader
Homburger
Vichy
Wildunger
Salzschlirfer

und andere in Aluminium-, Glas- oder Pappdosen

Man weise Nachahmungen zurück,
die oft minderwertig und teurer sind

Fruchtsalz, medizin. Brausesalze, **Kohlensäurebäder,** Stahl-, Schwefel-, Sauerstoff-, Fichtennadel-Bäder. Augenbäder nach Dr. Hesse.

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Braun, Felix. Deutsche Geister. Aufsätze. Rikola-Verlag, Wien.

Brehm, A. E. Die Raubvögel. Herausgegeben von Carl W. Neumann. Philipp Reclam jun., Leipzig.

Brentano, Clemens. Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. Mit Zeichnungen von Fritz Schiementz. Carl Flemming & C. T. Wiskott, A.-G., Berlin.

Breysig, Kurt. Persönlichkeit und Entwicklung. (Vom geschichtlichen Werden. Umrisse einer zukünftigen Geschichtslehre, 1. Bd.) J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflg., Stuttgart. — Unsere Leser seien auf dieses neue Werk unseres verehrten Mitarbeiters ganz besonders hingewiesen.

von den Brincken, Gertrud. Schritte... Neue Lieder u. Balladen. Georg Neuner, Berlin.

Brinckman, John. Höger up. (Aus Märchen, Sage und Dichtung.) Scherenschnitte von Alfred Thon. Ferdinand Hirt, Breslau.

Brohmer, Paul. Tier-Bestimmungsbuch. Ein Hilfsbuch zum Bestimmen häufiger und wichtiger Vertreter der deutschen Tierwelt. Unter Mitarbeit von Paul Ehrmann, Hubert Erhard, Christoph Rethfeldt und Georg Ulmer herausgegeben. Mit 727 Abb. im Text und auf 16 Tafeln. Quelle & Meyer, Leipzig.

Digitized by Google

Schöne schlanke Knöchel

können Sie in einer Minute haben durch Anlegen der

„Eta-Seidenkautschukbinde".

Plumpe, schwerfällige Knöchel verderben eine sonst reizende und anziehende Figur. Die neuen „Eta-Seidenkautschukbinden" sind durchsichtig, tragen nicht im geringsten auf und können selbst unter einem Seidenstrumpf unsichtbar getragen werden, machen nicht nur augenblicklich reizende, schlanke Knöchel und geben dem Bein eine entzückende Linie, sondern reduzieren mit der Zeit die starken Fettstellen ganz erheblich.

Die Wirkung!

Unter diesen Florstrümpfen sind die Knöchel, welche noch eben plump und ungeschickt waren, mit den „Eta-Seidenkautschukbinden" bandagiert. Diese können, da unsichtbar, also auch am Tage zu jeder Gelegenheit getragen werden.

Sind im Tragen nicht unbequem, geben den Fesseln einen festen Halt, stärken müde Muskeln und ermöglichen bei kurzer Mode das Tragen zierlicher Halbschuhe.

Preis 1 Paar für Knöchel 6 Mk, für Knöchel und Waden 9 Mk.

„Eta-Kosmetik", Berlin W 203, Potsdamer Str. 32

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Brockhausen, Carl. Österreich in Wort und Bild, unter Mitwirkung von Dr. Hans Ankwicz-Kleehoven, Elsa Brockhausen, Hofrat Ludwig Erhard u. a. Mit 185 Bildern und einer Landkarte im Anhang. Franz Schneider, Berlin.

Brückner, Max. Die Sächsische Schweiz. 20 Zeichnungen nach der Natur. Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf. — — Dresden. Die Stadt und ihre Umgebung. Zeichnungen nach der Natur. Ebenda.

Brües, Otto. Rheinische Sonette. Verlag des Bühnenvolksbundes, G. m. b. H., Frankfurt a. M.

Bry, Carl Christian. Des Buches Werdegang und Schicksal. Vom Schreibtisch des Dichters bis zum Bücherschrank des Lesers. (Nr. 80 der Zellenbücherei.) Dürr & Weber, Berlin SW 11.

Bücherei der Volkshochschule. Eine Sammlung gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Wissensgebieten. Herausgegeben von Ministerialdirektor Dr. R. Jahnke in Berlin. Band 1: Einführung in das philosophische Denken. Von Dr. Konrad Albrich. 3. Aufl. — Band 2: Das moderne Japan. Von Dr. Paul Ostwald. Mit einer Karte. 2. Aufl. — Band 3: Aus unseres Volkes Werdegang. Von Erich Haring. I. Die vorgeschichtliche Zeit. Mit 22 Abb. und 2 Karten. — Band 4: Einführung in Richard Wagners Werke und Schriften. Von Hermann Frhr. v. d. Pfordten. Mit einem Bildnis. 2. Aufl. — Band 5: Einführung in das öffentliche Recht. Von Konrad Maß. 2. Aufl. — Band 6: Biologische Streifzüge. Von Heinz Welten. Mit 35 Abb. — Band 7: Einführung in das Verständnis der Malerei. Von Paul Ueding. I. Die italienische Malerei. Die altdeutsche Malerei. Mit 30 Abb. 2. Aufl. — Band 8: Einführung in das Verständnis der Malerei. Von Paul Ueding. II. Die altniederländische Malerei. — Die Malerei des 17. Jahrhunderts. — Vom 17. zum 18. Jahrhundert. — Der Impressionismus. — Der Expressionismus. — Anhang. Mit 13 Abb. 2. Aufl. — Band 9: Imanuel Kant und sein Einfluß auf das deutsche Denken. Von Karl Vorländer. 2. Aufl. — Band 10: Das Weltgebäude. Von Friedrich Rosenbahl. Mit 54 Abb. u. 4 Tafeln. 2. Aufl. — Band 11: Stilproben. Von Anna Siemsen. — Band 12: Die Geschichte der großen Entdeckungen. Von Ernst Blind. Mit 3 Karten. 2. Auflage. — Band 13: Die Kunst des Erzählens. Eine Auswahl. Von Anna Siem-

Bei Verstopfung

Blähungen und Fettsucht

verlange man **Gratisprobe** von Schmelzer's allein echten **Bad Mergentheimer Pillen** durch

Merz'sche Apotheke, Bad Mergentheim.

Pallabona-Puder

reinigt und entfettet das Haar auf trockenem Wege, macht es locker u. leicht zu frisieren, verleiht feinen Duft. Zu haben in Friseurgeschäften, Drogerien und Apotheken.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

sen. 2. Aufl. — Band 15: Neuere Hauptrichtungen der Philosophie. Von J. M. Verweyen. 2. Aufl. — Band 16: Biologische Probleme. Von Heinz Welten. 2. Aufl. — Band 17: Die Chemie des häuslichen Lebens. Von H. G. Holle. — Band 18: Weltpolitik und Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert. Von Carl Brinkmann. — Band 20: Leonardo da Vinci. Sein Leben und seine Hauptwerke. Von Erich Haring. Mit 25 Abb. 2. Aufl. — Band 21: Deutsche Dichter der Neuzeit. Von A. Baldewein. 2. Aufl. — Band 22: Der Staatsgedanke unserer großen Denker. Von A. Pfannkuche. — Band 23: Deutscher Volksglaube und Volksbrauch. Von Carl Clemen. — Band 24: Die Erhaltung der körperlichen Gesundheit. Von Th. Rumpf. Mit 4 Abb. — Band 25: Einführung in Dantes Göttliche Komödie. Von Paul Simon. Mit einem Bildnis. — Band 26: Justus Liebig und seine Zeit. Von Alfred Benrath. Mit einem Bildnis. — Band 27: Die Entstehung des Alten Testaments. Von Walter von Hauff. — Band 28: Sittlichkeit und Gesundheit. Sittenlehre des Seelenlebens. Von Hans Rust. — Band 29: Der imperialistische Gedanke in der Weltgeschichte. Von Paul Ostwald. Mit 5 Karten. — Band 30: Das vorgeschichtliche Deutschland. Von K. H. Wels. Mit 30 Abb. —

Harmoniums m. edlem Orgelton. Alois Maier, Hofl., Fulda.

Mey's Kragen
mit feinem Wäschestoff

Viele Vorzüge — Formvollendet

Leichtes Durchziehen des Selbstbinders

1 Dutzend in Schachtel
M. 1.80—2.40 je nach Form

Probekragen werden abgegeben

MEY & EDLICH
Leipzig-Plagwitz

In allen durch Plakate kenntlich gemachten Verkaufsstellen erhältlich

KAISER BORAX
Macht zarten, reinen Teint.
Heinrich Mack Nachf., Ulm a/D.

Sprechapparate zu Fabrikpreisen
Direkt an Private
Verlangen Sie Liste B
Meinel & Herold
Sprechapparate-Fabrik
Klingenthal/Sa. № 365

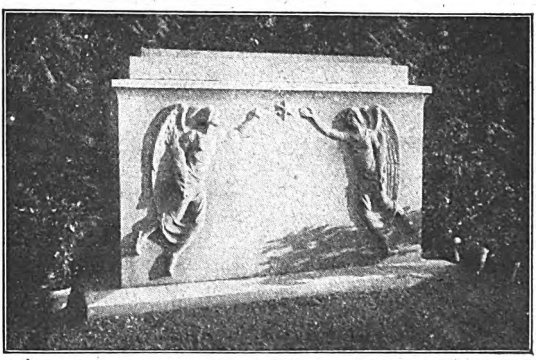
Indanthren

Selbst starkes Sonnenlicht schadet indanthrenfarbigen Stoffen nicht!

Gewebe oder Garne aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide, die obige Schutzmarke tragen, sind unübertroffen

waschecht, lichtecht, tragecht, wetterecht

Verlangen Sie beim Einkauf stets mit vorstehendem Wahrzeichen versehene Waren.



Nr. 741. Grabmal auf dem Osterholz-Friedhof in Bremen.

Künstlerische
Grabmale und Krieger-Ehrenmale
in einfacher und reicher Gestaltung.

MATERIAL:
Muschelkalk, Granit, Sandstein, Marmor und Holz.

Lieferung einschliesslich Aufstellung nach allen Plätzen des In- und Auslandes.

Man verlange Vorbildermaterial!

Aug. Stösslein, Dresden-A. 21 (gegr. 1905).

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Band 31: Was wissen wir von der menschlichen Seele? Von Wilhelm Koppelmann. — Band 32: Rousseau. Sechs Vorträge gehalten im Winterhalbjahr 1920/21 an der Städtischen Volkshochschule zu Köln. Von F. Köhler. — Band 33: Deutschland und Napoleon I. Die deutsche Geschichte von 1786 bis 1815. Von Hans Haefcke. — Band 34: Wirtschaftliche Bodenreform. Von Paul Kaßner. — Band 35: Einführung in das Verständnis der Musik. Von Curt R. Hohberger. 2. Aufl. — Band 36: Einführung in das Verständnis der deutschen Bildhauerkunst. Von V. Curt Habicht. Mit 32 Abbildungen. — Band 37: Deutschlands Zusammenbruch und Erhebung im Zeitalter der französischen Revolution 1792—1815. Von Fritz Hartung. — Band 38: Grundbegriffe der Naturlehre. Von Arthur Krause. Mit 79 Abb. — Band 39: Die deutsche Oper. Einführung und Überblick. Von Wilhelm Zentner. Mit einem Bildnis. — Band 40: Einführung in die Verfassung des Deutschen Reiches. Von Hermann Otto. — Band 41: Einführung in die Philosophie des Als Ob. Von Bernhard Fließ. Mit einem Bildnis. — Band 42: Jesus. Von Bernhard Dörries. — Band 43: Einführung in das Verständnis der Plastik. I. Die griechische Plastik. Von Paul Ueding. Mit 25 Abb. — Band 44: Kreislauf der Energie in Natur und Technik. Von Alfred Wenzel. Mit 50 Abb. — Band 45: Das Dreieck und seine Anwendungen. Eine allgemein verständliche Einführung in die Geometrie. Von Albert Rohrberg. — Band 46: Einführung in das Verständnis der äußeren Politik. Von Friedrich Lammert. — Band 47: England. Volk und Staat. Von Ulrich Molsen. Mit 2 Abb. und 3 Karten. — Band 48: Einführung in das Wesen der Kultur. Von F. Köhler. Bearbeitet nach sechs Vorlesungen, gehalten in der Städtischen Volkshochschule zu Köln Sommer 1921. — Band 49: Einführung in das Wesen der christlich-religiösen Kultur. Von F. Köhler. — Band 50: Schulfragen der Gegenwart. Von Kurt Kesseler. — Band 51: Drahtlose Telegraphie und Telephonie. Von Franz Kiebitz. Mit 70 Abb. — Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Burger-Villingen, R. Einführung in die Geheimnisse der Menschenform. Volksausgabe. Selbstverlag des Verfassers, Berlin W 35.

—— Geheimnis der Menschenform. 3. Auflage. Ebenda.

Cappeller, Carl. Litauische Märchen und Geschichten. Mit Buchschmuck von Eleonore Holtz. Walter de Gruyter & Co., Berlin.

In Apotheken und Drogerien erhältlich
Das Stück 75 Pfg.

★

Creme Elcaya

das Pflegemittel selbst für die zarteste Haut

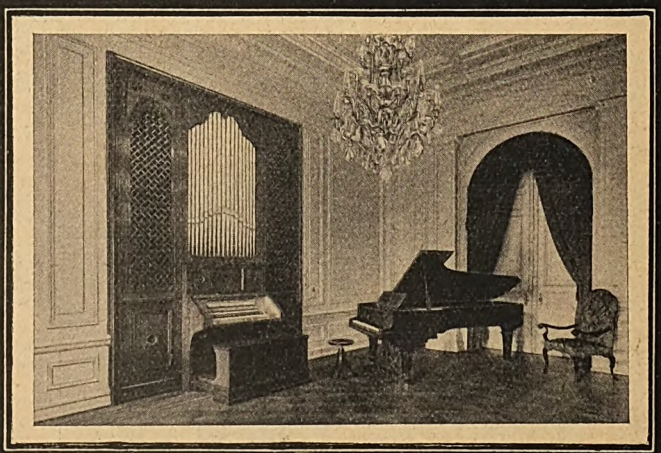
JÜNGER & GEBHARDT, BERLIN

WELTE-MIGNON-PIANO-FLÜGEL PHILHARMONIE-ORGEL

DIE INSTRUMENTE DES VORNEHMEN HEIMS

DAS PERSÖNLICHE SPIEL BERÜHMTER PIANISTEN u. ORGELVIRTUOSEN WIEDERGEGEBEN u. VEREWIGT IN HÖCHSTER VOLLENDUNG

REGER † STRAUBE SITTARD W. FISCHER BONNET U.S.W.



BUSONI † NIKISCH † GRIEG † SAINT-SAENS † DEBUSSY † CARRENO † PUGNO † PADEREWSKI D'ALBERT BACKHAUS GIESEKING E. FISCHER SAUER U.S.W.

M. WELTE u. SÖHNE FREIBURG I. B.
GEGR. 1832

VERTRETEN IN DEN HAUPTPLÄTZEN DEUTSCHLANDS DURCH

STEINWAY u. SONS BERLIN-HAMBURG | RUD. JBACH SOHN BARMEN-DÜSSELDORF-KÖLN | HUG u. CO. LEIPZIG | ALFR. SCHMID NACHF. MÜNCHEN | C. A. ANDRÉ FRANKFURT a. M.

U. S. W.

Digitized by Google

Wecker

die gute schwäbische Marke für:

gesunden Weinessig
Gurken, Senf
Sauerkraut
nach Hausfrauenart
Tafel-Öl, Cocosfett

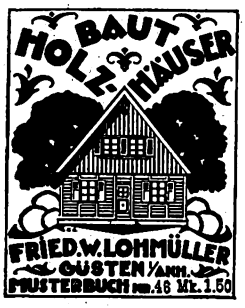
Wilh. Wecker, Weinessig-Conserven- u. Senf-Fabrik
Heilbronn a.N. gegr. 1819

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden V.

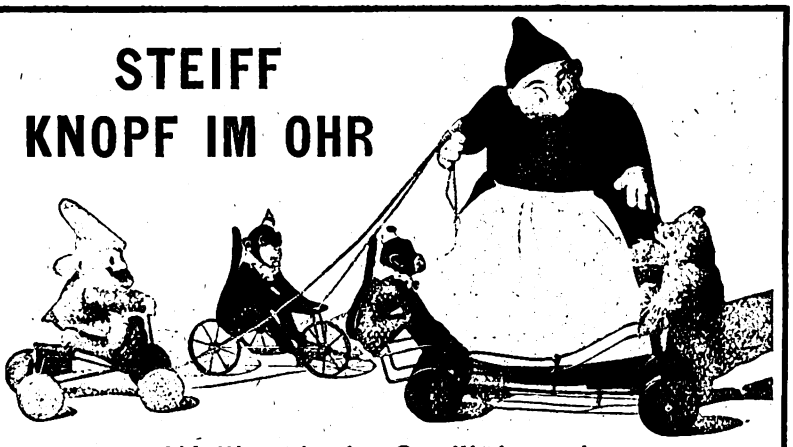
Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr 30 kostenl. Direkter Versand nach allen Welttellen

Heinr. Th. Heberlein jun.
Inh. d. Staatsmed. u. a. hoh. Auszeich.
Markneukirchen i. Sa.
Bezugsquelle für erstklassige Violinen, Guitarren, Lauten, Mandolinen u. Zubehör.

O- u. X-Beine
heilt auch bei ält. Personen der Beinkorrektions-Apparat Dtsch. Reichspat. Nr. 335318. Ärztl. in Gebr. Verl. Sie geg. Einsendung v. 1.— G.-M. unsere phys.-anat. Broschüre. **Arno Hildner, Chemnitz, Sa. E. 15.** Wissensch. orthop. Werkst (Fachärztl. Leit.)



STEIFF
KNOPF IM OHR



Weltberühmte. Qualitätsmarke
Zu haben in Spielwarengeschäften. Prospekt V kostenfrei.
Margarete Steiff G. m. b. H., Spielwarenfabrik, **Giengen a. Brenz 17** (Württ.)

DIALON Hygienischer **Puder**
bei der Körperpflege der Dame

Fabrik pharmaceutischer Präparate
» KARL ENGELHARD, FRANKFURT A. M. «

Prospekte

auf Wunsch!

Heufieber · Erkältungen

Schnupfen, Heiserkeit usw. heilt man mit dem Vacuum-Inhalator nach Prof. v. Kapff, der auf dem Prinzip der Säuretherapie beruht. Die Säuretherapie besteht im Wesentlichen und im Gegensatz zu der veralteten Versprühungsinhalation in der Einatmung von vergaster Luft!!

P. A. STOSS NACHF., WIESBADEN W 5

Digitized by Google

Convenciones

Upmann & Co.

G. m. b. H.

Bremen

Havana- und feinste Qualitäts-Zigarren

Eingetragene UP CO Schutzmarke

MACHEN SIE SOFORT EINEN VERSUCH!

Gegen Überweisung von M. 54,— auf unser Postsch.-Kto. 62032 Hamburg senden wir Ihnen spesenfrei folgendes

Probesortiment:

50 Oportunos	*Sumatra-Sandbl.*	*10,—*
50 Celianos	*„ „*	*12,50*
50 Perfectos	*St. Felix-Brasil*	*9,—*
25 Convenciones	*Vuelta-Havana*	*22,50*

(nebenst. in natürl. Grösse abgeb.)

175 hochf. Qualitätszig. f. nur M. 54.—

vollständig frei Haus

Illustrierter Katalog wird beigefügt.

Garantie: Bedingungsloser Umtausch oder Rücknahme.

Direkter Versand nach allen Plätzen des In- und Auslandes.

100 Stück M. 90.—

MEINE

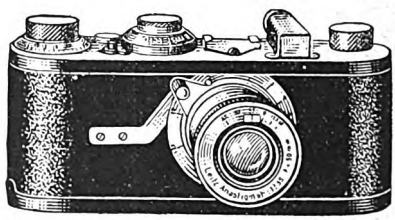
PFAFF

MEINE FREUDE

HERVORRAGENDSTES DEUTSCHES ERZEUGNIS

G. M. PFAFF · KAISERSLAUTERN

GEGR. 1862



LEITZ

„Leica"-Kamera

die neueste, kleinste und leistungsfähigste

Kleinfilm-Kamera

mit Schlitzverschluß

Prospekt „Leica No. 378" kostenlos

*

ERNST LEITZ • OPTISCHE WERKE WETZLAR

Cirine

flüssiges

Bohner-wachs

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend beliebt. Stahlspäne u. Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. heil.

Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Fabrik. Deutschland: Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 8;
Tschecho-Slowakei: Jos. Lorenz & Co., G. m. b. H., Eger;
Deutsch-Österreich: Österr. Cirine-Werke, G. m. b. H., Salzburg.

Verlangen Sie gratis und franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?"

„DIANA"

Wideburg & Co., Eisenberg (Thür.) 39
Züchterei u. Handlung edler Rassehunde.
Luxus-, Schoß-, Wach-, Schutz-, Polizei- und Jagdhunde. Garantie für Rassereinheit und gesunde Ankunft. Illustr. Katalog 1 M.

Digitized by Google

A.W.FABER

"CASTELL"

DIE BESTEN
BLEI-KOPIER-TINTEN u. FARBSTIFTE
·DER GEGENWART·

PERFA

IHR AUGE

erreicht bei Fehlsichtigkeit wieder die Leistung der Normalsichtigen durch das in jeder Blickrichtung punktscharfe Abbildung vermittelnde

PERFA
Punktuell-Glas

Verlangen Sie bei Ihrem Optiker stets das **Perfa-Glas** aus den Optischen Werken

G. RODENSTOCK
MÜNCHEN X

Druckschrift „Perfa H" kostenlos

Gegen Nervenschwäche,
körperliche u. nervöse Erschöpfungen, geistige Abspannung

Lecithin-Pillen

mit Kola oder Yohimbin verstärkt (nach eignem Verfahren hergestellt).

Preis: Originalpackung mit 100 Stück 4 Mark.

Chem.-pharm. Laboratorium der Viktoria-Apotheke
Halle/S., Gr. Steinstr. 32.

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

ist über ein Jahr alt und noch vollkommen frisch! — Nur

Garantol

Eierkonservierungsmittel erzielt dieses Ergebnis. Seit Jahrzehnten bewährt. Pack. für 120 Eier 40 Pfg. Ueberall erhältlich.

Haben gnädige Frau...

nichts vergessen?" – Nein, Marie, ich habe alles eingepackt. Doch halt, an die Kopfwäsche habe ich nicht gedacht! Holen Sie schnell noch **Schaumpon** *mit dem schwarzen Kopf. Gerade auf der Reise würde es mir sehr fehlen. Schaumpon ist wundervoll in seiner Wirkung. Bringen Sie aber nichts anderes und achten Sie auf die Schutzmarke „Schwarzer Kopf". Ein Päckchen kostet 20 Pfennig.*

Hans Schwarzkopf · Berlin-Dahlem

Digitized by Google

Für Unterhaltung, Studium, Erwerb!

Reflektus-

Wand- und Tischprojektions-, Zeichen- u. Vergröss.-Apparat f. undurchsicht. Bilder (Postkarten, Photogr. usw.) u. Gegenst. all. Art. **Keine Glasdiapos. nötig.** Prospekt 42 frei durch Fabrik **Gebr. Diendorf, Dresden-27 V.**

Mein „Halali" Hut

Mein Stolz

HALALI COMP. M.B.H. FRANKFURT A.M. MOSELSTR. 4
Abteilung Nr. 31

Ingenieur-Schule
Technikum Altenburg S.A.
(Staatskommissar)
Maschinenbau, Electrotechnik, Automobilbau
Preiswerte Verpflegung i. Studierendenkasino. Sem.-Beg. April u. Oktober
Programm auf Wunsch

„Überflüssiges Fett"

Eine neue, einfache, unschädliche Kur, entfernt überflüssiges Fett

an jeder gewünschten Stelle.

Nur 5 Minuten täglich anzuwenden!

Tausende von Frauen haben nur an gewissen Stellen zu viel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele Frauen haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen, und zwar durch die geniale Erfindung des **„Sascha-Reduzierers".** Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dieses Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich, wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der **„Sascha-Reduzierer"** bewirkt durch sanftes, aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leicht vonstatten geht. Gymnastische Uebungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Ausserdem wird durch oft zu eifrige Uebungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der **„Sascha-Reduzierer"** wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme lebhafte Empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. **Diese kurze 5 Minutenbehandlung wirkt volle 2 Stunden nach.** Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des **„Sascha-Reduzierers"** Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden.

Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit!!**

Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben. Der **„Sascha-Reduzierer"** kostet **Mk. 6.—** (Nachnahmeversand) und ist nur zu beziehen von der **Fabrik med. Apparate Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 35 Abt. 39.**

Ein gesunder Schlaf

ist die beste Kräftigung für Gesunde und Kranke. Leiden Sie an Nervosität, Schwindelanfällen, Schlaflosigkeit, so nehmen Sie den tausendfach bewährten Apotheker W. Ullrich's

Baldrianwein

Viele Empfehlungen von Ärzten und Privaten liegen vor. Machen Sie einen Versuch, Sie werden dankbar sein. Man hüte sich vor Nachahmungen und achte auf die Schutzmarke „Otrau" und den Namenszug „W. Ullrich".

Zu haben in allen Apotheken und Drogerien.
Hersteller: Otto Stumpf A.-G., Chemnitz.

Münchener Kunstausstellung 1925

Glaspalast

M. Künstler-Genossenschaft, Secession, Kunstgewerbeverein

Juni bis Oktober / Täglich 9—6 Uhr

Kaiser-Natron

macht alle **Speisen leicht verdaulich,** darf in **keiner Küche fehlen.**

In Originalpackung. Rezepte gratis in meisten Geschäften

Johann Maria Farina zur Madonna
Köln

Echte „MADONNA EAU DE COLOGNE"

versende ich franko direkt ab Fabrik:

Mk. 6.50	*Mk. 12.—*	*Mk. 23.—*
3 Flaschen à 100 gr	*6 Flaschen*	*12 Flaschen*

sowie Mk. 9.— 12 Stück echte Madonna Eau de Cologne ***Seife,***

gegen Nachnahme oder Einsendung. Postscheck-Konto 1084 Köln.

Johann Maria Farina zur Madonna, Köln, Beethovenstr. V.

Digitized by Google

GLOBUS-Putz-Extrakt
Der Glanz hält am längsten

Globin die Edel-Schuhkrem

Globeline der bewährte Ofenglanz

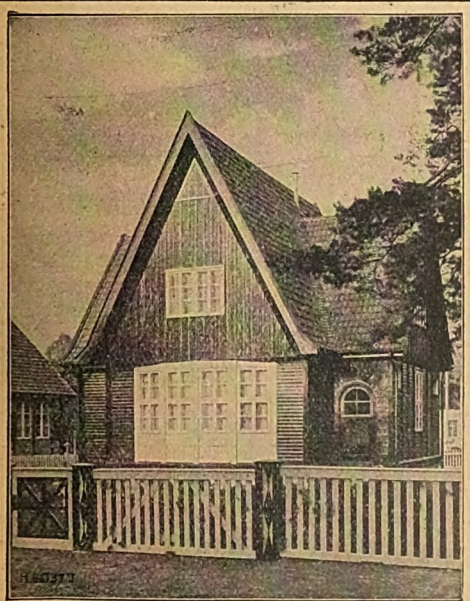
Geolin bester flüssiger Metallputz

Alleinige Fabrikanten:
Fritz Schulz jun. A.G., Leipzig.

Arbeitsfreudige jg. Mädchen (18 bis 35 J.) m. guter Schulbildung w. zur Ausbildung als **Schwestern** für **Heil- Erziehungs-, Krankenanstalten** und **Frauenkliniken** gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt, Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen w. versendet. **Staatliches Schwesternhaus Arnsdorf,** Bez. Dresden. Geh. Reg.-Rat **D. Naumann.**

„Hektor" Rassehunde-Züchterei u. Handlg.
Ew. Manske Nachf., Köstritz Th. 2
Versand all. Luxus-, Wach-, Begleit-, Polizei- u. Jagdhunde. Leb. Ankunft u. Reinrassigkeit stets garant. Ill. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— in Marken, Nachnahme 50 Pfg. mehr.

Alle Musikinstrumente, Sprechapparate
geg. kl. Anzahlg. u. kl. Raten. Gr. Katalog gratis.
Fritz Gottschalk, Köln/Rh. Nr. 31, Luxemburgerstr. 31.



Das zeitgemäße Holzhaus als behagliche Dauerwohnstätte

*

Ausführung nach Entwürfen erster Architekten

Druckschriften und illustrierte Kataloge auf Wunsch

*

Christoph & Unmack
A.-G., Niesky O.-L. 55 (Schlesien)

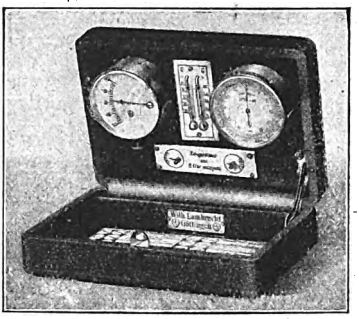
Zweigbüros in Berlin, Essen, Hamburg, München und Wien

Digitized by Google

Für Reise und Sport

ORIGINAL
LAMBRECHTS

Miniatur-Wettertelegraph



das einfachste Instrument zur Vorausbestimmung des Wetters

Man verlange Prospekt 647

★

WILH. LAMBRECHT A.-G.
Fabrik wissenschaftlicher Instrumente
GÖTTINGEN

Verlangen Sie bei Einkäufen in Spezialgeschäften

WELLNER-SILBER-BESTECKE

BESTER ERSATZ FÜR ECHT SILBER

ALLEINIGE FABRIKANTIN: SÄCHSISCHE METALLWARENFABRIK **AUGUST WELLNER SÖHNE A.-G.** AUE i. SA.

Sechs prima zierliche 6- und 8ender schäbrechte, wandfertig montierte

Hirschgeweihe

f. Zimmerdekoration zu 98 ₰ franko Nachnahme. Rothirschgeweihe, Rehgeweihe usw., ferner aus Gamsfüßen hergestellte Kronenleuchter, Schreibzeuge, Hirschhornknöpfe usw. Preisliste V gratis und franko.

Gg. FRITZMANN, LICHTENFELS/BAYERN (Seubelsdorf 17).

Elektr. Haarzerstörer!

Etwas Sensationelles bringt die Elektromedizin. Fabrik **Dr. Ballowitz & Co.**, Berlin-Pankow B. 39, Arkonastr. 3. Lästige Haare mit der Wurzel, Leberflecke u. Warzen kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konz. galv. Strom (Galvanogaustik) trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. Hierfür bürgt die Firma und verpflichtet sich, andernfalls das Geld zurückzuzahlen. (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist einschl. Batterie M. 5.50 und M. 8.— (per Nachn).

Briefmarkensammeln
der Sport der Gebildeten.
Preisliste frei • Ankauf • Auswahlsendungen
Paul Kohl, A.-G. Chemnitz

Auskünfte, Ermittlungen

über **Herkunft, Vorleben, Vermögen, Tätigkeit, Einkünfte, Ruf, gesellschaftlichen Verkehr, Charakter,** sowie **Beobachtungen** in **Kur-Badeorten** wie überall und jede erfolgreiche Detektiv-Tätigkeit nur durch

„WELT-DETEKTIV"
Detektei, Auskunftei Preiss, Berlin W 56a,
Kleiststraße 36. Tausendfach bewährt! Gründung 1905!

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Musikfreunden

seien folgende Bände besonders empfohlen:

I. (Aus der Sammlung von Velhagen & Klasings Volksbüchern.)

Bd. 19. **Richard Wagner,** von Ferd. Pfohl, 58 Abb., Preis 3 Mk.
„ 67. **Mozart,** von Wilhelm Meyer, 43 Abbild., Preis 3 Mk.
„ 79. **Johannes Brahms,** von Ludw. Misch, 64 Abb., Pr. 3 Mk.
„ 155. **Franz Schubert,** von G. R. Kruse, 65 Abb., Preis 3 Mk.
„ 156. **Max Reger,** von Dr. H. Unger, 56 Abbild., Preis 3 Mk.
„ 157. **Johann Sebastian Bach,** von Prof. Hesse, reich illustriert, Preis 3 Mark.

Die Bände sind fesselnd geschrieben, interessant illustriert und elegant kartoniert mit Titelbild auf der Vorderseite.

II. **Charakterbilder großer Tonmeister**

Persönliches und Intimes aus ihrem Leben und Schaffen

Dargestellt in vier Bänden von **Willy. Meyer.**

Erster Band: Bach / Händel / Haydn / Mozart. Mit 8 Abbild. Preis 2 Mk. — Zweiter Band: Beethoven / Schumann / Weber / Schubert / Mendelssohn / Rossini. Mit 9 Abbild. Preis 2 Mk. — Dritter Band: Liszt / Wagner. Mit 10 Abbild. Preis 2 Mk. — Vierter Band: Chopin / Brahms / Bruckner / Reger. Zerstreute Blätter. Mit 9 Abbildungen. Preis 2 Mark.

★

Durch alle Buchhandlungen. — Wo eine Buchhandlung nicht zugänglich, direkt vom Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

Für Ihren Garten

verlangen Sie

nur

Rasenmäher

Gartenwalzen, Rasensprenger

die seit

50 Jahren
bewährte Qualitätsmarke

★

Wir **garantieren** Ihnen für grösste Haltbarkeit, leichten Gang, kurzen und gleichmässigen Schnitt.

Bezugsquellen werden angegeben.

Gebr. Brill G. m. b. H., Maschinen-Fabrik
Barmen No. 6

„Elephant" Tonbad

FÜR

GASLICHTPAPIERE

WUNDERVOLLER SEPIATON IN NUR 7 MINUTEN

Kraft & Steudel Fabrik photograph. Papiere G.m.b.H. Dresden 21

Sommersprossen?!

Nur durch **Fruchts Schwanenweiss** (Dose 3.— Mark) verschwinden die lästigen Flecke garantiert sicher und schnell. Verwenden Sie gleichzeitig **Schönheitswasser Aphrodite** (Normalfl. 3.— Mark), so beschleunigt dies die Wirkung sehr und Sie erhalten eine schöne zarte Haut.

Bestellen Sie sofort bei

Frau Elisabeth Frucht, Fabrik kosmetischer Präparate, Hannover S. 4, Rautenstraße 16, Postfach 438.

Haselnüsse im Pudding

sind etwas Neuartiges. Der herzhafte Geschmack der unter der Südsonne gereiften Haselnüsse gibt dieser bisher einzigartig dastehenden Puddingart einen eigenen Reiz. Jeder Puddingfreund und Feinschmecker schwört auf diesen

MONDAMIN-FEINKOST-PUDDING

Ernst Hess Nachf.
Klingenthal Sa. Nr. 20. Gegr. 1872.
Alle Musikinstrumente, Harmon., Sprechapparate! Fabrikation! Gr. Jub.-Kat. gratis. Fabrikpr. Reell. **Schallplatten p. St. 2,30 M.**

Briefmarken!
Preisliste gratis.
CARL KREITZ (gegr. 1890),
Bonn a. Rhein C., Wesselstr. 5.

Mingol-Tabletten

schützen vor **Husten** Heiserkeit Erkältung

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien

H. von Gimborn-A.-G. Emmerich a/Rhein

MUSIK FÜR ALLE

Nr. 214

Die Fledermaus

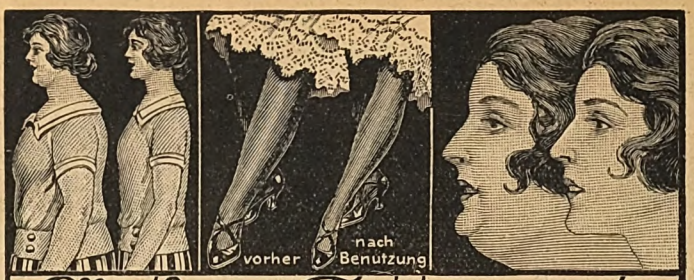
von

Johann Strauß

In jeder Musikalienhandlung erhältlich

JEDES HEFT 60 PFG.

Digitized by Google



Lästiger Fettansatz

am Kinn, Nacken, Unterleib, Hüften, Waden, Knöchel beseitigt das wirksame, wissenschaftlich einwandfrei zusammengesetzte Präparat „Eta-Zehrwachs". — „Eta-Zehrwachs" hat die Eigenschaft, an den Stellen, wo es eingerieben wird, das Fett in den Gewebezellen zu verringern, ohne die Zellen selbst irgendwie schädlich zu beeinflussen. Kein anderes inneres Entfettungsmittel ist so sicher und präzis wirksam. Anerkennungen über geradezu überraschende Erfolge sind hierfür Beweis.

Preis M. 4.—

Weitere empfehlenswerte Artikel:

Reizende Locken. „Eta-Haarkräuselgeist" macht natürliche Locken und hält das Haar in lockerer Fülle . . . . Mk. 2.—

Haarausfall. Beseitigen Sie die Schuppen und Schinnen mit „Eta-Haarkur" . . . . . Mk. 2.50

Haarfarbe. „Eta-Haarfärbelotion" färbt jedes Haar allmählich braun, dunkelbraun, dunkelblond oder schwarz . . . . . Mk. 2.50

Prächtiger Haarwuchs. „Eta-Haarwuchsgallert" fördert rapid den Wuchs der Kopf- und Barthaare . . . . . Mk. 2.50

Lästige Haare. „Eta-Haarzerstörer" entfernt nicht die Haare, sondern bleicht und zersetzt und macht sie farblos und dünn . . . Mk. 5.—

Augenbrauen werden dichter und stärker und unabwaschbar dunkler gefärbt durch „Eta-Augenbrauenbalsam" . . . . . Mk. 2.—

„Eta-Augenbad" gibt strahlende Frische. Mit Wanne . . Mk. 2.50

Mitesser beseitigt man für immer mit dem „Eta-Mitesserentferner" (D.R.G.M. 766976) mit „Etalösung". Mk. 2.50

Stirnrunzeln. Pneumatischer „Stirnrunzelglätter" D.R.P. 352861. Mk. 4.—

Geradehalter „Sascha" der primitivste, doch bequemste Geradehalter. Angeben, ob Figur klein, mittel oder stark . . . Mk. 3.—

Schöne Formen. „Eta-Formenprickler". Kräftigt und festigt die Brustgewebezellen. Schöne, volle Körperformen entwickeln sich. Mk. 6.—

Magerkeit. Magere Personen erlangen durch „Eta-Tragol" runde Körperformen und sofortige Gewichtszunahme 2.50

Unschöne Nasenform. Das 21. Modell Patent 321737 Nasenformer „Zello-Punkt" formt jede Nase normal . . Mk. 6 —, 8.— u. 10.—

Nasenröte. „Eta-Nasenbad" lässt die Nasenröte vollständig verschwinden. „Eta-Nasenbad" wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend. Mk. 5.—

Rote Hände. „Eta-Handhüllen" machen die Hände zart und auffallend weiss . . . . . Mk. 4.—

Fingerspitzen. „Fingerspitzenformer" je 5 Stück . . Mk. 3.—

Sonnenbrauner Teint. „Eta-Sonnenbraun" gibt interessanten sonnenverbrannten Teint Mk. 2.—

Gesichtsfalten. „Eta-Gesichtsmassageapparat" . . . Mk. 2.50

Hautschälkur. Eine neue Gesichtshaut erzeugt die verbesserte „Eta-Schälkur" . . . . . Mk. 6.—

Sommersprossen. „Eta-Maske" beseitigt Sommersprossen gänzlich. Sauerstoffwirkung . . . Mk. 4.—

Unschöne Lippen. „Eta-Lippenformer" . . . . . Mk. 3.—

Grübchen. „Eta-Grübchenbandage" erzeugt reizende Grübchen. Mk. 5.—

SchneeweisseZähne. „Eta-Masse" löst alle gelben Ansätze und Zahnstein augenblicklich auf. Mk. 2.—

„Eta-Sauerstoffzahnpulver" Mk.—.50

Angenehmer Atem. „Eta-Mundblättchen" beseitigen üblen Mundgeruch und verleihen angenehmen, wohlriechenden Atem . Mk. 2.—

Tätowierung — Muttermal. „Eta-Tropfen" beseitigt Tätowierungen, Muttermale, Leberflecke und Warzen . . . . Mk. 3.50

Lästiger Schweiss. Fuss-, Hand- oder Achselschweiss beseitigt „Eta-Fussbadlösung" . . . Mk. 2.50

Schöne Knöchel. Plumpe Waden und Knöchel verschönern Sie sofort durch Anlegen der durchsichtigen „Eta-Seidenkautschukbinden". Unsichtbar selbst bei Florstrumpf.

Preis 1 Paar für Knöchel Mk. 6.—
1 Paar für Knöchel und Waden Mk. 9.—

Wahre und echte Schönheit fällt niemand in den Schoss, sie will erworben und erarbeitet sein! Die Erzielung eines jugendfrischen, rosigen, reinen und blütenweissen Teints ist kein zu lösendes Problem mehr! Ein souveränes Mittel ist gefund n in der hautveredelnden **„Eta-Keri-Paraffinkur"** nach *Dr. med. Sandfort* (Kerihyperthermie-Hyperthension). Gesichtsdampfbäder, Vibrationsmassage, Teintpackungen u. a. Mittel und Präparate sind überholt durch die „Eta-Keri-Paraffinkur". Wenn der unanfechtbare Beweis für die Güte eines Präparates in einer stetig steigenden Verwendung und den hieraus gewonnenen Erfahrungen zu finden ist, dann hat die „Eta-Keri-Paraffinkur" diesen Beweis glänzend erbracht. In Tausenden von Fällen hat die Praxis bestätigt, dass die warm aufgetragene „Eta-Keri-Paraffinkur" schon nach einer Nacht geradezu zauberhafte Wirkungen ausübt: Pickel und Unreinigkeiten, Runzeln und Falten, welke und fahle Partien verschwinden und an ihrer Stelle wird eine zarte, weiche und frische Haut sichtbar. „Eta-Keri-Paraffinkur" kostet mit Verteiler Mk. 4.— und Porto per Nachnahme.

„Eta-Artikel" sind durch zahlreiche Patente im In- und Ausland geschützt, ferner geschützt gemäss Gesetz vom 12. Mai 1894. Von zahlreichen Ärzten und Chemikern ausprobiert und glänzend begutachtet. Täglich eingehende Dankschreiben. Versand unauffällig per Nachnahme oder gegen Voreinsendung auf Postscheckkonto Berlin 43634. Porto 30 Pf. extra. Bei Bestellung von drei verschiedenen Artikeln oder mehr porto- und spesenfrei.

„Eta", Chemische Fabrik, G. m. b. H., Berlin-Pankow

Borkumstrasse 2

Digitized by Google

Für die Reisezeit!

Wir empfehlen die Anschaffung der reich illustrierten, erdkundlichen Monographien zum Ladenpreise von 6–8 M.

Der Harz.
Von **Fr. Günther.** Mit 120 Abbild., 4 Kunstbeilagen u. 1 Karte.

Thüringen.
Von **Albert Scobel.** Mit 142 Abbildungen u. 5 Kunstbeilagen mit 1 Karte.

Der Schwarzwald.
Von **Ludwig Neumann.** Mit 171 Abbild., 4 Kunstbeilagen und 1 Karte.

Dresden und die Sächsische Schweiz.
Von **Sophus Ruge.** Mit 153 Abbildungen, 4 Gemälden und 1 Karte.

Bayerns Hochland und München.
Von **Haushofer** u. **Rothpletz.** Mit 119 Abbild. und 1 Karte.

Die Niederelbe.
Von **Richard Linde.** Mit 106 meist ganzseitigen Bildern und 1 Karte.

Das Riesen- und Isergebirge.
Von **P. Regell.** Mit 89 Abbildungen und 1 Karte.

Am Rhein.
Von **H. Kerp.** Mit 192 Abbildungen, 4 farbigen Bildern und 1 Karte.

Westfalen.
Von **Fritz Mielert.** Mit 93 Abbildungen und 1 Karte.

Schwabenland.
Von **H. Haas.** Mit 170 Abbildungen und 1 Karte.

Frankenland.
Von **Wilhelm Goetz.** Mit 150 Abbildungen und 1 Karte.

Die Lüneburger Heide.
Von **Richard Linde.** Mit 98 meist ganzseitigen Bildern und 1 Karte.

Die Nordseemarschen.
Von **Tacke** u. **Lehmann.** Mit 150 Abbildungen, 6 Aquarellen und 1 Karte.

Das Weserbergland u. der Teutoburger Wald.
Von **Reissert-Stille.** Mit 123 Abbildungen und 1 Karte.

Tirol u. Vorarlberg.
Von **Max Haushofer.** Mit 180 Abbildungen und 1 Karte.

Die Schweiz.
Von **Leo Wehrlt.** Mit 185 Abbildungen und 1 Karte.

Die Oberitalienischen Seen.
Von **W. Hörstel.** Mit 100 Abbildungen und 1 Karte.

Rom und die Campagna.
Von **O. Raemmel.** Mit 166 Abbildungen und 1 Karte.

Alte Kulturstätten.
Bilder aus Ägypten, Syrien, Palästina und Griechenland.
Von **Richard Linde.** Mit 125 Bildern.

„Sturmsee und Brandung."
Von **Franz Graf von Larisch-Moennich.** Mit 136 Abbild., darunter 23 Einschaltbilder nach Aufnahmen des Verfassers, 5 Figuren u. 4 Kartenbeilagen.

Durch alle Buchhandlungen

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

SCHOELLER
TEPPICHE
GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN RHLD

Gegr. 1805

BRUCKMANN
BESTECKE
Echt Silber mit Marke Adler
Versilb. m. Marke Lokomotive
zu haben i. d. Fachgeschäften

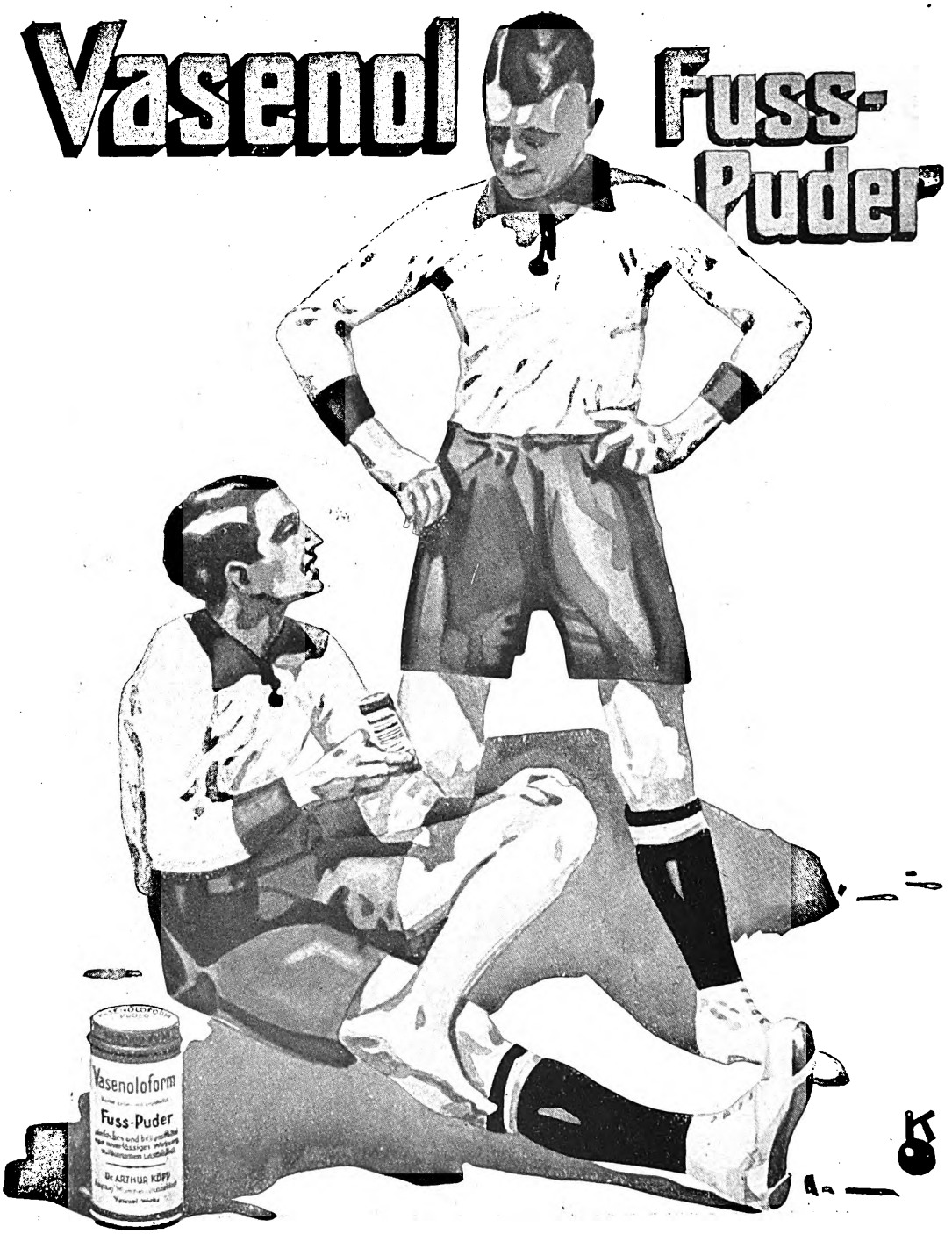
P. BRUCKMANN SÖHNE A.-G., HEILBRONN A. NECKAR

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.
Mit einer Sonderbeilage von der Firma „Das Holzhaus" G. m. b. H. in München.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vasenol Fuss-Puder



Gesunde trockene Füsse

Digitized by Google

Für Großstadtkinder

ist der tägliche Genuss von Kasseler Hafer-Kakao ein vorzügliches Mittel zur Stärkung des Körpers, denn Kasseler Hafer-Kakao vereinigt die aufbauenden Eigenschaften des Hafers mit dem Wohlgeschmack des Kakaos und wirkt darum, regelmässig morgens und abends genossen, bei blutarmen und bleichsüchtigen wie überhaupt bei schwächlichen Kindern ausserordentlich wohltuend und kräftigend. Als Professor Kussmaul, Heidelberg, der zu seiner Zeit bedeutendste Arzt für innere Krankheiten, den Kasseler Hafer-Kakao kennen lernte, erklärte er:

„Es war ein sehr glücklicher Gedanke,

das beste Nahrungsmittel mit dem besten Genussmittel zu vereinigen.“ Wer heranwachsende Kinder hat, mache einen Versuch. Eine blaue Schachtel, enthaltend 27 Würfel, kostet nur M. 1.—

Digitized by Google

Amol-Sportmassage

AMOL

Eine vielseitige Hausapotheke gehört
in die Reisetasche

KARMELITERGEIST
AMOL
ALTBEWÄHRTES HAUSMITTEL
AMOL-VERSAND VON VOLLRATH WASMUTH
HAMBURG-AMOLPOSTHOF

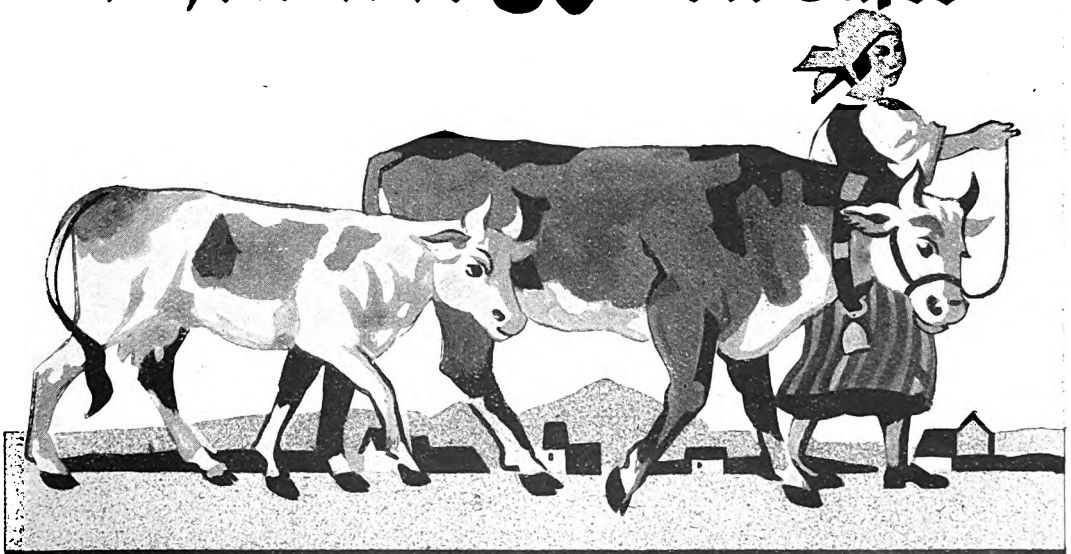
In Apotheken und Drogerien erhältlich

Digitized by Google

Zell

„Vollmilch"

Schokolade 50 ₰ die Tafel

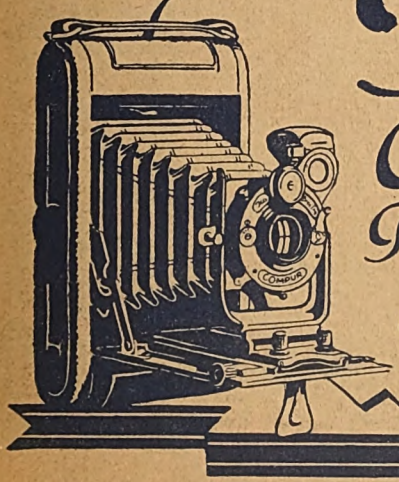


HARTWIG & VOGEL A.G.
DRESDEN

Digitized by Google

Digitized by Google

ERSTKLASSIGE ERZEUGNISSE



Ica
Cameras
Photobedarf

PREISLISTEN KOSTENLOS

Ica Aktiengesellschaft Dresden 68

Digitized by Google

LEIBNIZ-KEKS

TET

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG

H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.-G.
HANNOVER

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109544418

Digitized by Google